

Die Ortenau

84. Jahresband 2004

Einladung zur
Jahresversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 3. Oktober 2004
in der Stadthalle Kehl

8.30 Uhr

Mitgliederversammlung

10.00 Uhr

Begrüßung durch Oberbürgermeister Dr. Günther Petry

Empfang der Stadt Kehl

11.00 Uhr

Festsitzung

Festvortrag:
„Johann Gottfried Tulla (1770–1828)
und die Korrektioin des Oberrheins“

Referent: Hermann Ebeling, Karlsruhe/Wissembourg

12.30 Uhr

Mittagessen in den Restaurationsbetrieben der Gartenschau

14.00 Uhr

Führungen durch die Landesgartenschau 2004 Kehl/Strasbourg
mit historischen Schwerpunkten

Der Oberbürgermeister
der Großen
Kreisstadt Kehl

Dr. Günther Petry

Der Präsident
des Historischen Vereins
für Mittelbaden e.V.

Dr. Wolfgang M. Gall

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

84. Jahresband 2004



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH, Bühl
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2004	2
Grußwort zur Jahresversammlung des Historischen Vereins Mittelbaden	9
Thema Migration	
Vorbemerkung	10
Kurt Hochstuhl Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution	11
Manfred Hildenbrand Dr. Magnus Brucker – das Schicksal eines Auswanderers aus Haslach in den USA	23
Martin Ruch „In den Boden können wir nicht schlüpfen“	29
Jane Kwiek Sinti & Roma	45
Rita Breit Der Moment zu gehen	51
Rolf Levy und Christina Ceballos-Levy A Father's Story	59
Louis Ludes Die Evakuierung Straßburgs 1939	69
Gerhard Finkbeiner Die Auswanderung aus der Ortenau nach Ungarn zur Mitte des 18. Jahrhunderts	85
Alexander Martin „Die Zeit ist der beste Richter“ – Von Sibirien in die Ortenau	129

Uwe Schellinger Zwangsarbeit auf dem Land im „Dritten Reich“	141
Frank Flechtmann „Wenn ich so an meine Heimat denke, wenn ich so die Berge betrachte ...“	181
Wolfgang M. Gall und Ingrid Götz Der Traum von der Freiheit – Dokumentation Offenburger Auswanderung	221
Clemens Rehm Wer kennt „Neu-Deutschland“?	231
Rolf Federle Auswanderung aus Großweier	237
 Freie Beiträge	
Klaus Brodbeck Der Ortenaukreis – Rückblick 2003	245
Luisa Galioto Die Abtei Schuttern: Vom Stützpunkt zur monastischen Durchdringung der Ortenau zum repräsentativen und kulturellen Zentrum	253
Louis Schlaefli Die Beziehungen zwischen der Abtei Schwarzach und der Gemeinde Dangolsheim im Elsas (758–1791)	267
Hans-Jochen Schuck Pater Augustin Dornblüth als Sprachkritiker	283
Martin Ruch Placidus III., letzter Abt von Schuttern, seine „Geschichts-Erzählung“ von 1799 und die Meinung des Ignaz Speckle, letzter Abt von St. Peter, über seinen Amtsbruder	293
Christoph Schmider Der Ruster „Musikbaron“	311

Suso Gartner und Egon Schempp Der Bühler Friedhof und seine Geschichte	339
Ernst Gutmann Die Barockkirche St. Michael in Bühlertal	351
Ulrich Coenen Der Friedrichsbau in Bühl und das Schießhaus in Weimar	359
Johannes Werner „Bin imstande mein Schicksal zu tragen“	367
Uwe Schellinger Sklavenarbeit in Offenburg: Der Weg des KZ-Häftlings Marko Moskowitz	383
Ralf Bernd Herden Freimaurer in der Ortenau	395
Walter Ernst Schäfer Die Grimmelshausenfeiern in Renchen 1876 und 1879 in ihrem historischen Kontext	427
Gerold Glatz Carl Isenmann, der badische Silcher	453
Kurt Klein Das Kinzigtal vor 100 Jahren	467
Heinz G. Huber Robert Schuman und Hans Furler	485
Anja Rudolf Ausstellung zu Leben und Werk des Schwarzwaldmalers und Mundartdichters Eugen Falk-Breitenbach (1903–1979) in Hausach/Kinzigtal	499
Peter Stein Weswegen vor dreihundert Jahren in Rheinfeldern und Laufenburg des Kaisers Soldaten ohne Rock und Hemd und ohne Schuhe Wache schieben mussten	501

Ralf Bernd Herden Friedrich der Große und Prinz Wilhelm von Preußen besuchen 1740 die Städte und Festungen Kehl und Strasbourg	507
--	-----

Junge Autoren

Elvira Walter-Schmidt u.a. Hesselhurster Geschichte(n)	513
---	-----

Elisabeth Antes-Sturm und Nordracher Schulkinder Moritat von Nordrachs Kolonie	551
---	-----

Rezensionen	555
--------------------------	-----

Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten	572
---	-----

Jahresbericht 2003/2004	572
Berichte der Mitgliedergruppen	582
Berichte der Fachgruppen	608
Mitteilungen	625

Autorenverzeichnis	628
--------------------------	-----

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	630
Redaktionsrichtlinien	634



Grußwort

Dass sich der Historische Verein für Mittelbaden entschlossen hat, seine Jahresversammlung gerade im Gartenschau-Jahr in Kehl abzuhalten, freut uns und ehrt uns gleichermaßen. Nicht nur deshalb, weil Sie als Teilnehmerinnen und Teilnehmer den Nachmittag in einem wunderschön gestalteten Park verbringen können, sondern weil gerade Sie, als für die Historie sensible Menschen, die besondere Bedeutung des Ortes erfassen können.

Der Garten der zwei Ufer ist natürlich in erster Linie ein neuer Park, der den Menschen Entspannung und Erholung bieten soll. Wenn ich aber am Kehler Ufer stehe und hinüber schaue in den französischen Gartenteil, dann sehe ich dort nicht nur bunte Blumenpracht, sondern auch einen Bunker. Ein Stein gewordenes Zeugnis, das uns daran erinnert, dass das Zusammenleben an diesem Grenzfluss nicht immer so friedlich war wie heute.

Wenn man sich auf dieses Gefühl einlässt, dann ist der Spaziergang über die neue Rheinbrücke weit mehr als ein neues Erleben des Rheins und seiner Ufer. Heute bauen wir Brücken, anstatt sie zu zerstören. Heute sind die Türen von Kehl nach Straßburg und von Straßburg nach Kehl offen. Straßburg, die Stadt an der Ill, hat sich nach Osten gewandt – zum ersten Mal in ihrer Geschichte.

Dass es auf dem Weg zu diesem Projekt auch holprige Strecken zu bewältigen gab, spielt keine Rolle, so lange sich beide Seiten bemühen, eine Lösung zu finden. Dass es Unterschiede gibt – im Park, im Garten- und im Kulturprogramm, in der politischen Kultur, in der Art zu arbeiten und zu denken – umso besser: Nur wenn man die Unterschiede kennt, kann man die Gemeinsamkeiten finden.

Ich wünsche Ihnen eine interessante Tagung mit einem spannenden Festvortrag, der Ihnen sicher noch weitere neue Sichtweisen auf den Rhein eröffnen wird.

Dr. Günther Petry
Oberbürgermeister
der Großen Kreisstadt Kehl

Schwerpunkt: Migration

„Die Ortenau“ setzt zukünftig Jahres-Schwerpunkte, die es ermöglichen, bestimmte Themenkomplexe durch mehrere Autoren umfassender und aus unterschiedlichen Blickwinkeln darzustellen. In der Rubrik „Freie Beiträge“ bleibt aber nach wie vor Gelegenheit, auch andere Aspekte mittelbadischer Geschichte zu behandeln.

Schwerpunktthema des Jahres 2004 ist „Migration“ in allen Erscheinungsformen und Definitionen.

Migration, also die Wanderung von Bevölkerungsgruppen oder von Einzelnen, freiwillig oder aus Not, aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen, diese Migration ist längst eine Realität in der Gegenwart. Nicht zuletzt die Debatten um ein „Zuwanderungsgesetz“ machen dies überdeutlich.

Auch in der Ortenau fand und findet Migration statt. Die Ein- oder besser: Rückwanderung der Russlanddeutschen ist nur ein Beispiel von vielen. Die jüdischen Kontingentflüchtlinge aus Russland, verschiedene Bevölkerungsgruppen vom Balkan, Green-Card-Immigranten: Migration hat viele Gesichter, und hatte das auch in der Vergangenheit. Die Auswanderung nach Amerika im Zusammenhang mit der gescheiterten 1848er Revolution ist da zu nennen, aber auch die Übersiedlung bäuerlicher Schichten nach Osten im Zeitalter der Kaiserin Maria Theresia und viele andere Bewegungen. Letztlich ist Geschichte nicht ohne Migration zu denken.

Die „Ortenau“ vertritt die Meinung, dass in der Migration nicht nur Konfliktpotenziale, sondern auch Chancen liegen. Der Blick auf die Geschichte und Vielfalt solcher Wanderungen kann dabei zu einer gelasseneren Haltung verhelfen. Auch die heutige „Ortenau“ ist ja als Kulturlandschaft schließlich aus vielen Migrationsprozessen entstanden.

Die Redaktion

Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution

Eröffnung einer Ausstellung und Plädoyer für ein sinnvolles Forschungsprojekt¹

Kurt Hochstuhl

Am 5. April 1852 erschienen auf der Amtsstube in Rheinbischofsheim fünf ärmliche Personen aus Freistett. Voller Ehrfurcht und Bescheidenheit trugen Georg Klotter, Georg Walter, Philipp Schmidt, David Fischer und Georg Müller, allesamt Landwirte, dem Oberamtmann ihr Anliegen vor. Sie wollten mit ihren Familien ihre alte Heimat verlassen und in der Fremde, in Nordamerika, ihr weiteres Glück suchen. Dafür benötigten sie nur noch die obrigkeitliche Erlaubnis. Mit ihrer Heimatgemeinde seien sie – so die *Auswanderungslustigen* gegenüber dem großherzoglichen Beamten – bereits handelseinig geworden. Diese habe sich bereit erklärt, die Überfahrtskosten zu tragen, von Freistett bis Mannheim mit Pferdewagen und Eisenbahn, von Mannheim bis Rotterdam mit Rheindampfschiffen und von Rotterdam bis New Orleans mit dem Segelschiff. Darüber hinaus habe der Gemeinderat wie der Große Bürgerausschuss beschlossen, jedem Familienvater für die Weiterreise von New Orleans in das Innere des Landes vier Dollar pro Familienmitglied zu geben, um den Start in der neuen Welt etwas leichter zu gestalten.

Nach Vorzeigen einer entsprechenden vom Bürgermeister unterzeichneten Erklärung stimmte das Bezirksamt dem Auswanderungsgesuch der fünf Familien, die zusammen 29 Köpfe zählten, ohne irgendwelche Anstände zu. Die so genannte Schuldenliquidation, der Termin, an dem etwaige Gläubiger der Familien ihre Forderungen gegenüber den Auswandernden vorbringen konnten, wurde noch im Monat April durchgeführt, die Reisepässe von Seiten des Amtes ausgestellt und die Entlassung aus dem badischen Untertanenverband ausgesprochen. Die Gemeinde Freistett hatte mit dem Handelshaus und Auswanderungsagentur Huth & Company in Neufreistett, die sich in jenen Jahren fast gänzlich der Vermittlung und dem Transport der Auswanderer verschrieben hatte, entsprechende Überfahrtsverträge abgeschlossen. Als die Familien in der ersten Maihälfte 1852 Freistett verließen, taten sie dies zusammen mit einer Gruppe lediger Männer und Frauen, die ebenfalls unter Vermittlung der lokalen Auswanderungsagentur mit ihnen in die Fremde aufbrachen.²

Solche und ähnliche Szenen, wie die hier geschilderte, gehörten in jenen Jahren zum Alltag. Die Auswanderung, noch wenige Jahrzehnte zuvor überwiegend ein Einzelphänomen, war spätestens Mitte der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts zur Massenbewegung geworden. Auch die Richtung die-

ser Auswanderung war eindeutig. Die traditionellen Auswandererländer des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, Polen, Russland und vor allem die Siedlungsgebiete an der mittleren und unteren Donau, im Banat und Siebenbürgen, waren fast vollkommen abgelöst worden von der Neuen Welt, von Nordamerika, wohin beinahe 90 % der Auswanderer strebten.

Dass dieses Auswanderungsziel trotz der weiten Entfernung und der gefährvollen Überfahrt über den Ozean so attraktiv geworden war, hatte mehrere Ursachen. Die Anziehungskraft der Länder im Osten hatte generell nachgelassen. Der Bedarf an Einwanderern schien vorerst gedeckt, was zu einer sukzessiven Verschärfung der Einwanderungsbedingungen führte. Reisepässe wurden, wie im November 1833 nach Polen, nur noch im Ausnahmefall ausgestellt und die zur Niederlassung erforderlichen Summen bedeutend erhöht.³ Vorbei die Zeiten, als die Einwanderer die Reisekosten ersetzt bekamen oder großzügige Vorschüsse bei ihrer Niederlassung im Zielort erhielten, als die mit Hilfe von Werbekampagnen flächendeckend bekannten „Existenzgründerprogramme“ mit zahlreichen weiteren Vergünstigungen wie Steuerfreiheit und Niederlassungsfreiheit die *Auswanderungslustigen* aus allen Richtungen angezogen hatten.⁴

Die Perspektiven, die die Neue Welt dagegen boten, wurden zunehmend attraktiver. Dazu trugen vor allem die verbesserten Reisebedingungen wesentlich bei. Eisenbahn und Dampfboot erleichterten den Zugang zum Abfahrtshafen, größere Segelschiffe, Schnellsegler und ab den 40er Jahren die Dampfschiffe befuhren den Atlantik schneller und in dichteren Abständen als je zuvor. Damit verringerte sich die Reisedauer erheblich. War 1834 ein Segelschiff von Bremen nach New York durchschnittlich 50 Tage unterwegs, schafften es zwei Jahrzehnte später die Schnellsegler im günstigsten Fall in 3–4 Wochen. Sie waren damit genau so rasch am Ziel wie Dampfboote, die auf dieser Strecke ca. 21 Tage auf See verbrachten. Die zeitliche Verkürzung der Reise minderte zum einen das Risiko des Auswanderungsvorgangs; wenige Jahrzehnte zuvor waren nicht selten 10 % und mehr der Ausreisewilligen auf dem Weg in ihre neue Heimat den Strapazen der Reise oder den vollkommen unzulänglichen hygienischen Bedingungen an Bord der Schiffe zum Opfer gefallen. Besonders hoch war dabei die Kindersterblichkeit gewesen.

Kürzere Reisezeiten und größere Schiffe führten nicht zuletzt zu einem Rückgang der Reisekosten. Musste ein Erwachsener für die Überfahrt mit Verpflegung von Amsterdam nach New York um 1817 mindestens 170 fl. entrichten, so kostete eine entsprechende Passage Mitte der 40er Jahre um die 50 fl. Als weiterer auslösender oder doch zumindest die Auswanderung fördernder Faktor ist die wachsende Fülle verfügbarer Informationen über das Auswanderungsziel zu nennen. In den seltensten Fällen beruhten die Kenntnisse der Emigranten über die Verhältnisse im Auswanderungsland auf eigener Anschauung und Erfahrung. Sie wurden wesentlich bestimmt

Hauptagentur

der
amerikanischen Postschiffe
 zwischen Havre und New-York
 von C. F. Rieder zum schwarzen Bären,
 Austerlitzerstraße No. 10 in Straßburg.



Unterzeichneter C. F. Rieder, Hauptagent der H. Chrystie, Heinrich & Comp. für die regelmäßigen Postschiffe zwischen Havre und New-York, sowie Herr J. Held zur Blume in Rehl können auf nachstehende Abfahrten Ueberfahrts-Verträge zu äußerst billigen Preisen abschließen, nämlich:

New-York — Capitaine Thompson:

Anmeldung in Straßburg am 4. Juli; Abgang in Straßburg am 6. Juli; Abgang in Havre am 10. Juli.

St. Nicolas — Capitaine Bragdon:

Anmeldung in Straßburg am 12. Juli; Abgang in Straßburg am 14. Juli; Abgang in Havre am 18. Juli.

Halena — Capitaine Lewitt:

Anmeldung in Straßburg am 16. Juli; Abgang in Straßburg am 18. Juli; Abgang in Havre am 23. Juli.

Bavaria — Capitaine Anthony:

Anmeldung in Straßburg am 20. Juli; Abgang in Straßburg am 22. Juli; Abgang in Havre am 26. Juli.

C. F. Rieder.

Der Ortenauer Bote, 51, 25. Juni 1852

durch schriftliche oder mündliche Informationen Dritter. Gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Zunahme von Büchern, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen, die sich positiv mit der Auswanderung allgemein, speziell mit der in die Neue Welt befassen, signifikant. Eine wichtige Rolle in diesem immer dichter werdenden Kommunikationsnetz, in dem natürlich die mit hoher Glaubwürdigkeit ausgestatteten Auswandererbriefe von ganz besonderer Bedeutung waren, spielten bis in die Jahrhundertmitte hinein die Auswanderungsvereine, deren erster für den südwestdeutschen

Bereich schon 1819 nachweisbar ist, als in Stuttgart eine „amerikanische Kolonisationsgesellschaft“ gegründet wurde. Im oberrheinischen Raum etablierten sich in den 30er Jahren ähnliche Gesellschaften, wie die „Amerikanische Colonisations Gesellschaft Solms und Compagnie in Straßburg“, die 1832 die aus sieben Köpfen bestehende Familie des Elgersweierer Landwirts Leonard Kempf für 1.423 Franc nicht nur sicher nach Nordamerika verbrachte, sondern die Familie dort auch mit 100 Morgen fruchtbaren Ackerlandes ausstattete – so zumindest die Versprechungen gegenüber der Gemeinde, die einen erheblichen Teil zu den Kosten beisteuern musste.⁵

Dieses „All-Inclusive“-Angebot verdeutlicht jedoch auch, dass die Auswanderung zu einem lukrativen Geschäft zu werden versprach, an dem viele mitverdienen wollten, nicht zuletzt die Auswanderungsagenten, die sehr bald fast flächendeckend vertreten waren und Auswanderungsverträge an den Mann oder die Frau brachten. Darunter befanden sich auch schwarze Schafe, wie die zahlreichen Warnungen vor den *betrügerischen* Verlockungen mancher Agenten belegen.

Doch halten wir fest: Werbung allein, und wenn sie das neue Heimatland in noch so rosigen Farben schilderte, verleitete kaum jemanden dazu, seine bisherige ökonomische Existenz und sein vertrautes soziales und kulturelles Bezugssystem aufzugeben. Die Auswanderung wurde durch die *realen oder vermuteten Möglichkeiten im Ursprungsland* ausgelöst.⁶ Je schlechter man die Gegenwart, vor allem jedoch die Zukunft in der alten Heimat bewertete, je geringer die Chancen eingeschätzt wurden, einen mit den eigenen Erwartungen übereinstimmenden Status zu erreichen, desto niedriger lag die „Wanderungsschwelle“ und desto leichter fiel es, die zwar ungewisse aber mit großen Hoffnungen verbundene Emigration in eine neue Heimat der unbefriedigend und perspektivlos empfundenen Situation in der alten Heimat vorzuziehen.

Die hier herrschenden ökonomischen, sozialen und/oder politischen Verhältnisse waren die Faktoren, die den Auswanderungsdruck wesentlich bestimmten. In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts nahm dieser Druck auf allen Ebenen zu. Ihn ungeregelt abfließen zu lassen, wie dies in den Notjahren 1816/17 geschehen war, als sich tausende Auswanderer aufs Geratewohl oder durch betrügerische Agenten verleitet quasi über Nacht aufgemacht hatten, um in einer Hafenstadt eine Gelegenheit zur Überfahrt zu bekommen, war angesichts der damaligen niederländischen und französischen Proteste über die zahlreichen mittellosen, dann auch nach ihrer Rückkehr sich vom Bettel ernährenden deutschen Auswanderer nicht mehr möglich. Auch Baden war damals davon betroffen gewesen. Im Juni 1817 hatten die badischen Bezirksämter eine Anweisung aus Karlsruhe über die Behandlung der Rückwanderer erhalten. Ihr unkontrollierter Aufenthalt in Ortschaften und Gemeinden, wo sie *sich auf den Bettel* verlegten und, wie

dies in Steinbach geschehen, als Überträger ansteckender Krankheiten zwischen den Orten galten, musste danach unterbunden werden. *Hatschiere* und *Wächter* hatten die Rückwanderer bis zu ihrem Heimatort zu geleiten, wo sie zumindest als *Schutzgenossen* geduldet wurden.⁷

Die bisherige Auswanderungspolitik, die durch administrative Hürden die Auswanderung eher verhindern sollte, hatte sich bei dieser ersten massenhaften Auswanderungswelle des 19. Jahrhunderts als vollkommen ungeeignet erwiesen. Eine Änderung war dringend geboten. Als erster Mittelstaat des deutschen Bundes vollzog Baden den Wandel von einer reaktiven zu einer regulierenden und präventiven Auswanderungspolitik.⁸

1833 erteilte erstmals eine badische Regierung dem Freiburger Auswanderungsagenten Hermann eine Konzession zur Betreibung des Auswanderungsgeschäftes. Bestandteil dieser Konzession war die Verpflichtung des Agenten, den Transport badischer Auswanderer von Straßburg über Le Havre nach Nordamerika zu übernehmen, deren Unterhalt sowohl auf der Reise wie auch während des Aufenthalts in der Hafenstadt zu gewährleisten und für entstehende Ausfälle zu haften. Bald offerierten Frankreich und Belgien spezielle Eisenbahntarife inklusive freiem Gepäcktransport für Auswanderer, die auf diese Weise dazu bewogen werden sollten, von Le Havre oder Antwerpen in die Neue Welt zu starten. Damit wollten beide Länder den Transatlantikverkehr der eigenen Häfen subventionieren. Vor allem amerikanische Schiffe steuerten mit ihren Baumwollprodukten besonders gerne die Häfen an, in denen mit einer sicheren Rückfracht, in diesem Falle badische oder württembergische Auswanderer, zu rechnen war. Die dortige großzügige Handhabung der Reiseformalitäten sowie der Umstand der kürzesten Entfernung zwischen den südwestdeutschen Staaten und einem Atlantikseehafen taten ein Übriges, um Le Havre bis in die 1870er Jahre hinein zum bedeutendsten Auswandererhafen für Badener und Württemberg werden zu lassen. Vor allem in den 50er Jahren verließen bis zu 60 % der südwestdeutschen Auswanderer über Le Havre Europa in Richtung Nordamerika.⁹

Insgesamt wanderten zwischen 1820 und 1920 rund 5,5 Millionen Deutsche nach Nordamerika aus. Zahlreich waren die Brücken, die die alte mit der neuen Welt anfänglich verbanden. Den Auswandererbriefen kam dabei eine besondere Bedeutung zu. *Dein wertestes Schreiben habe erhalten und mit Vergnügen gelesen, dass ihr die Nordracher noch nicht zu den Verblichenen zählt, wie auch wahr; denn sie sind noch alle gesund und haben reichliches Auskommen, Gott sei Dank. Und wenn das ganze badische Land auswandern würde, so würden alle Arbeit und Brot finden.* So pries im Jahre 1873 Augustin Oehler, Sohn des 1852 aus Nordrach mit seiner Familie ausgewanderten Sales Oehler, seinem Cousin August Riehle die Vorzüge der neuen Welt an. Von moderaten Preisen und ausreichenden Löhnen war in diesem Auswandererbrief die Rede, auch davon, dass jeder

in der Lage sei, sich ein Vermögen zu erarbeiten, unter der Voraussetzung, dass er arbeiten wolle und *kein Trinker ist*.¹⁰

Wenige Jahre nach ihrer Auswanderung waren die ehemaligen Mitbürger in der Regel tatsächlich noch nicht vergessen, gaben gelegentliche Briefe, viel seltener Besuche in der alten Heimat Auskunft über ihr Schicksal in der neuen Welt. In der Abfolge der Generationen versiegten jedoch diese Kommunikationsströme, gingen die alten Briefe verloren und die Auswanderer fielen als Individuen der Vergessenheit anheim.

Ebenfalls weitgehend vergessen ist der Anteil der deutschen Auswanderer an der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika im 19. Jahrhundert. Nur einige Beispiele: Kurz nach seiner Ankunft in San Francisco, 1850, begann der deutsch-jüdische Auswanderer Levi Strauss (1829–1902) mit der Produktion seiner ersten Jeans; 1853 stellte ein gewisser Heinrich Steinweg (1797–1871) in New York ein Piano vor, dem er den Namen Steinway gab und das auf der New Yorker Industrieausstellung 1855 den ersten Preis erhalten sollte; 1856 eröffnete die Frau des 48er Emigranten Carl Schurz den ersten Kindergarten in den USA, im nordamerikanischen Bürgerkrieg zwischen 1861 und 1866 kämpften mehr als 5.000 deutsche Einwanderer auf Seiten der Nordstaaten gegen die Sklaverei, 41 von ihnen erreichten den Rang eines Generalmajors, darunter auch der ehemalige Oberbefehlshaber der Revolutionären Badischen Armee des Jahres 1849, Franz Sigel aus Sinsheim;¹¹ 1866 gründete Adolf Pfannenschmidt aus Rinteln „Pfannenschmidtstadt“, später viel bekannter unter dem Namen „Hollywood“, 1877 schließlich wurde Carl Schurz amerikanischer Innenminister, eine weitere steile Karriere eines Revolutionärs, der 1849 aus den Kasematten von Rastatt geflohen war.

Der Lebensweg einiger weniger berühmter Auswanderer in der Neuen Welt ist also bekannt. Weitgehend im Dunkeln geblieben ist dagegen das Schicksal des „gemeinen Mannes“, das vieler hunderttausender Auswanderinnen und Auswanderer. Wie ist es z. B. den Familien von Georg Roth, der Baptist Schott Witwe und des Josef Huber oder den 240 anderen Auswanderern ergangen, die nach Ausweis der im Staatsarchiv Freiburg verwahrten Akten allein aus der Kernstadt Oberkirch zwischen 1840 und 1880 ausgewandert sind? Sind ihre Träume von einem erfolgreichen Neuanfang in Erfüllung gegangen? Oder letztendlich so geplatzt, wie die des Johann August Sutter, eines badischen Auswanderers aus Kandern, Kreis Lörrach? 1803 geboren, musste Sutter 1834 unter dem Druck zahlreicher Gläubiger in die Neue Welt auswandern. Nach Jahren als Abenteurer in den endlosen Weiten des Westens gelangte er 1839 nach Kalifornien, wo er am Rio Sacramento die Kolonie Neu-Helvetien gründete. Vom mexikanischen Gouverneur als Repräsentant der Obrigkeit eingesetzt, erwarb Sutter in der Folgezeit umfangreichen Grundbesitz und mehrte seinen Reichtum. Stolz

nannte man ihn den „Kaiser von Kalifornien“. Als im Jahre 1848 auf seinen Besitzungen Gold gefunden wurde und binnen weniger Monate zehntausende von Goldsuchern ins Land strömten, wurde der Besitz Sutters in kurzer Zeit beträchtlich geschmälert. Langwierige Prozesse um den Nachweis der Rechtmäßigkeit seines Besitzes führten ihn in den wirtschaftlichen Ruin, so dass er auf die Unterstützung seines Sohnes angewiesen war. Am 18. Juli 1880 starb Sutter verarmt und verbittert in Washington. Stefan Zweig hat ihm mit der Skizze „Die Entdeckung Eldorados“, die er in seinen Essayband „Sternstunden der Menschheit“ aufgenommen hat, ein bleibendes literarisches Denkmal gesetzt.

Von Erfolg oder Scheitern der vielen Namenlosen können wir allenfalls aufgrund rar gesäter Zufallsfunde in den Archiven berichten. Ein negatives Beispiel: Franz Schilli aus Oberkirch war in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts nach Amerika gereist. Anfänglich war ihm das Glück treu in der neuen Heimat, denn er konnte in der Nähe von Louisville, Missouri, *ein gutes Geschäft* gründen, das ihn und seine Familie – er hatte in den USA eine Irin geheiratet, mit der er sechs Kinder zeugte – redlich ernährte. Dann allerdings zogen dunkle Wolken über der Familie auf und der wirtschaftliche Niedergang setzte ein. Ob die Ursache dafür tatsächlich darin begründet lag, dass seine Ehefrau *dem Trunk sehr ergeben sein soll*, lässt sich aus den Unterlagen nicht verifizieren. Auf jeden Fall setzte Schilli all seine Hoffnungen auf den Erbanteil, den er von seiner Mutter noch zu erwarten hatte. Als diese jedoch Mitte der 40er Jahre starb, trafen statt des erhofften Geldsegens lediglich 15 Dollar ein. Der Rest wurde von seinen Geschwistern mit Beschlag belegt, weil diese das Durchbringen des Erbanteils fürchteten und formalrechtlich geltend machen konnten, dass Schilli noch nicht förmlich um Auswanderungserlaubnis und Entlassung aus der badischen Staatsbürgerschaft nachgesucht hatte. Ein langer und zäher Kleinkrieg um das Erbe setzte ein. Schilli, unterstützt durch den Oppenauer Auswanderer Josef Huber, gelang es schließlich im Jahre 1852 mit dem Verzicht auf die badische Staatsbürgerschaft den ihm gebührenden Anteil zu erhalten.¹² Danach verlieren sich die Spuren von Franz Schilli.

Was bleibt, sind eine Menge von Fragen, auf die wir bislang keine Antworten haben. Das soll nun anders werden. Die Arbeitsgruppe „Wanderungsbewegungen“, der die Arbeitsgemeinschaft Archive im Städtetag Baden-Württemberg, die Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg, die Universität Karlsruhe und die Staatliche Archivverwaltung angehören, will in einem Forschungsprojekt die systematische Aufarbeitung der Massenauswanderung aus dem deutschen Südwesten in den 1840er bis 1860er-Jahren angehen. Dabei soll erstmals versucht werden, den ersten Lebensabschnitt der Auswanderer im Herkunftsland, ihre so genannte „erste Biografie“, mit dem zweiten Lebensabschnitt in den Zielländern der Auswanderung, die „zweite Biografie“, eng zu ver-

knüpfen. Dies macht nicht nur Sinn aus Sicht der zahlreichen Familienforscher diesseits und jenseits des Ozeans, die bei der Suche nach Auswanderern oftmals an der Bruchstelle der Atlantiküberfahrt scheitern. Denn die Spurensuche hat in beide Richtungen zahlreiche Klippen zu überwinden. Stellen wir uns z. B. den Andreas Huschle aus Zusenhofen vor, wie er dem amerikanischen Einwanderungsbeamten im Jahre 1852 in seinem badisch-alemannischen Dialekt beizubringen sucht, woher er, seine Frau und die acht Kinder kommen. Sicher hatte dieser von „Zussehofe“ noch nie etwas gehört, und wird nach mehrmaligem Nachfragen froh gewesen sein, dass ihm Andreas Huschle dann mit Baden ein Gebilde anbot, das er zwar auch nicht kannte, wovon er aber wusste, dass es existiert, und – was vielleicht das Wichtigste in diesem Augenblick war – er somit die entsprechende Rubrik im Einreiseformular ausfüllen konnte. Daher kommt es auch, dass das Stadtarchiv Baden-Baden heute mit die meisten Anfragen zur Auswanderung erhält.¹³

Doch zurück zu unserem Forschungsprojekt und einigen Begründungen, weswegen wir mit dem Zeitraum zwischen 1840 und 1860 beginnen wollen.

1. Wurde in jenem Zeitraum die transatlantische Auswanderung zu einem tatsächlichen Massenphänomen. Hatten zwischen 1840 und 1847 jährlich durchschnittlich 2.565 Personen Baden verlassen, so schnellte diese Zahl unter dem Eindruck der nachfolgenden Agrar-, wirtschaftlichen und politischen Krisen in der Folgezeit deutlich nach oben, auf Spitzenwerte zwischen 15.000 und 20.000 in den Jahren 1852–1856.

2. Änderte der Staat – wie schon erwähnt – unter dem Eindruck der massenhaften *Auswanderungslust* seine Auswanderungspolitik, deren Ziel bis in die 40er Jahre hinein eher die Verhinderung von Auswanderung war. Nunmehr wurde sie abgelöst von einer eher staatlichen Auswandererfürsorge und einer fördernden Auswanderungspolitik. Für jene Jahre muss man allerdings mit dem an sich positiven Begriff der Auswandererfürsorge vorsichtig umgehen, wurde doch die Auswanderung zunehmend als Mittel der staatlichen Sozialpolitik instrumentalisiert.

Die in Baden für 1849 und 1850 genehmigte Summe von jeweils 50.000 fl. zur Unterstützung der Auswanderung diente sicher in erster Linie dazu, *jenen Gemeinden, welche den Gemeindeaufwand einschließlich der Armenunterstützung nicht mehr selbst bestreiten können, die Auswanderung in Gegenden möglich zu machen, wo die Arbeit einen reichlichen Lohn findet*, wie eine Denkschrift des badischen Innenministeriums vom Januar 1849 ausführte. Mit dem staatlich finanzierten Abschub ganzer Gemeinden hoffte man jedoch auch, die staatliche Armenunterstützung, die bei Zahlungsunfähigkeit der Gemeindekassen subsidiär einspringen musste und allein im Zeitraum von 1845 bis 1847 um mehr als das Doppelte angestiegen war, spürbar zu entlasten. Darüber hinaus rechnete man mit Kosteneinsparungen in anderen Bereichen der öffentlichen Daseinsvorsorge. Die

Auswanderung lediger Frauen mit unehelichen Kindern, von Waisen, Arbeitslosen, Proletariern und mit dem Gesetz in Konflikt geratenen Personen, die möglichst wenig Vermögen aus dem Land abzogen, wurde besonders gerne gesehen, ja zum Teil massiv forciert. Im Jahre 1858 wurde Franziska Maier aus Oberkirch in Baden-Baden wegen Bettelns in obrigkeitlichen Gewahrsam genommen. Die schon mehrere Male wegen Landstreicherei aufgegriffene Maier wurde zu einer 10-monatigen Gefängnisstrafe verurteilt, die sie im Kreisgefängnis Mannheim abzusitzen hatte. Doch kaum dort eingeliefert, machte man ihr ein verlockendes Angebot. *Unter der Bedingung sofortiger Auswanderung* nach Amerika wolle man ihr die Strafe erlassen; die Stadt Oberkirch ihrerseits hatte sich dazu bereit erklärt, die Überfahrtskosten in die Neue Welt zu übernehmen. Eine auf den ersten Blick für alle Seiten befriedigende Lösung. Der großherzogliche Staat sparte die Kosten für den Gefängnisaufenthalt, Oberkirch konnte sich mit der einmaligen Investition von 50 fl. von allen späteren Unterstützungsverpflichtungen loskaufen und Franziska Maier bekam eine neue Chance jenseits des Atlantiks.¹⁴

Wie Oberkirch zahlten die meisten Gemeinden ebenfalls direkte Zuschüsse, um lästige Bürger los zu werden. Lästig waren im wahrsten Sinne des Wortes diejenigen, die der Gesamtheit jetzt oder später zur Last fallen konnten. Die Moral spielte dabei eine untergeordnete Rolle, was zählte, waren die nackten Zahlen.

Diese staatlich geförderte Auswanderungspolitik, die als Ventil für die sozialen Probleme dienen sollte, erzielte jedoch nicht den gewünschten Effekt. Sehr bald setzte sich die Erkenntnis durch, dass man sich mit der Auswanderung zwar der Armen entledigen konnte, die Ursachen für die Armut allerdings weiter bestehen blieben. Die Politik einer Förderung von Landwirtschaft und Gewerbe – Bemühungen um eine bessere Feldeinteilung, Begrenzung der Freiteilbarkeit der Grundstücke, genaue Vermessung aller Liegenschaften zur Sicherung der Rechtsverhältnisse, Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse durch landwirtschaftliche Lehranstalten und Wanderlehrer, ergänzt von Maßnahmen zur Gewerbeförderung wie Ausbau der verkehrlichen Infrastruktur, Errichtung von Gewerbeschulen, Förderung von Ausstellungen – setzte nicht zufällig Mitte der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts ein.

Doch kehren wir zurück zur Begründung dieses notwendigen Forschungsprojekts:

3. Fällt in diese Zeit das Jahrhundertereignis der Deutschen/Badischen Revolution der Jahre 1847–1849. Die mit dem Scheitern dieser Revolution hinzukommende Auswanderung aus politischen Gründen fällt zwar angesichts der Zahl der aus wirtschaftlicher Not auswandernden Personen nicht übermäßig ins Gewicht. Allerdings wanderten nun und zum ersten Mal Intellektuelle (Mediziner, Lehrer, Advokaten) in nennenswerter Anzahl aus,

von denen bald eine ganze Reihe in einflussreiche Positionen, als Akademiker, Techniker, Politiker und Journalisten, gelangen sollte.

Unter den Ausgewanderten waren auch die beiden berühmtesten Oberkircher Revolutionäre Friedrich Frech und Maximilian Werner, die nach kurzem Exil in der Schweiz in die USA auswanderten. Maximilian Werner kehrte zwar nach Erlass der allgemeinen Amnestie, 1862, wieder nach Baden zurück, wo er als Rechtsanwalt in Offenburg praktizierte. Fünf Jahre zuvor, 1857, hatte er jedoch seine Frau Luise und seinen acht Jahre alten Sohn Max zu sich geholt; letzterer blieb in den USA, von wo aus er über seinen Vater im Jahre 1868 um Auswanderungserlaubnis nachkam. Nach ihrer Rückkehr musste Luise Werner ihren Reisepass wieder auf der großherzoglichen Amtsstube abgeben, von wo er in die Akten des Bezirksamtes Oberkirch geriet und mit diesen in das Staatsarchiv Freiburg gelangte.¹⁵ Sicher findet sich gerade über Vater und Sohn Werner in den amerikanischen Archiven noch manch erhellendes Dokument.

Die Verbindung zwischen erster und zweiter Biografie macht also auch Sinn für die wissenschaftliche Forschung, die mit diesem personengeschichtlichen Ansatz die Transferleistungen zwischen alter und neuer Welt besser erforschen und aufzeigen kann. Denn die Auswanderer kamen mit einem spezifischen Erfahrungshintergrund jenseits des Ozeans an. Sie hatten den Pauperismus, die durch Bevölkerungsanstieg und zahlreiche Missernten hervorgerufene Massenarmut in der Regel am eigenen Leib verspürt, waren als Handwerker und kleine Gewerbetreibende den Vorboten der industriellen Revolution ausgesetzt, als traditionelle Handwerksprodukte von konkurrenzfähigeren Fabrikwaren verdrängt wurden; sie konnten und schätzten aber auch die genossenschaftliche Verfassung der Landgemeinde im deutschen Südwesten, auch wenn sie häufig am unteren Ende der sozialen Rangfolge im Dorf angesiedelt waren; sie hatten Erfahrungen mit Vereinen oder vereinsähnlichen Zusammenschlüssen und nicht zuletzt mit dem kommunalen System der sozialen Fürsorge. Es ist aus der Sicht der Forschung spannend und interessant zu wissen, ob und auf welche Art und Weise diese vielfältigen Erfahrungen in ihre neue Lebensumwelt eingeflossen sind. Vom ersten Kindergarten auf amerikanischem Boden, 1856, haben wir schon gehört. Genauso hätten wir den ersten Turnverein nennen können, der 1848 von Friedrich Hecker gegründet wurde, wie überhaupt das gesamte Vereinswesen in Amerika ohne den deutschen Beitrag dazu historisch nicht zu erklären ist.¹⁶ Mit solchen transatlantischen Forschungsansätzen, die sich z. B. auch dem Technologietransfer, der Frage nach dem gegenseitigen Austausch technischer Fertigkeiten, widmen können, lassen sich die „Transferleistungen“ besser abschätzen, und zwar nicht nur in eine Richtung. Denn viele Einwanderer berichteten in Briefen von dem Leben in der neuen Welt, von Erfindungen, von ihren Erfahrungen dort, was wiederum das Bild Amerikas in Deutschland, aber auch die wirtschaftliche

und politische Entwicklung sowohl in den Immigrations- wie in den Emigrationsländern beeinflusste.

All diesen bislang nur unzureichend erforschten Phänomenen möchte die Arbeitsgruppe „Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution“ nachspüren. Sie schlägt damit Brücken über den Atlantik, derzeit vielleicht wichtiger denn je.

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung des einleitenden Vortrags zur Präsentation der Wanderausstellung „Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution 1848/49“ in verschiedenen Städten und Gemeinden der Ortenau im Jahre 2003 (Offenburg, Freistett, Schuttertal, Oberkirch, Nordrach).
- 2 Staatsarchiv Freiburg (= StAF), F 713/8 Nr. 376.
- 3 Vgl. die Generalakten zum Auswanderungswesen im Bestand B 685/2 Nr. 326 des Staatsarchivs Freiburg.
- 4 Vgl. Fogleman, Aaron: Die Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert, in: Breisgau-Geschichtsverein Schauinsland: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land, 106 (1987), 95–162; Schippan, Michael: Der Beginn der deutschen Russlandauswanderung im 18. Jahrhundert, in: Beer, Matthias: Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts: Ursachen, Formen, Verlauf, Ergebnis. Stuttgart 1999, 47–70; Häberlein, Mark: Vom Oberrhein zum Susquehanna. Studien zur badischen Auswanderung nach Pennsylvania im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1993.
- 5 StAF B 728/4 Nr. 1095 – Auswanderung des Bernhard Kempf mit Familie, Elgersweier, nach Nordamerika, 1832.
- 6 Hippel, Wolfgang von: Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 1984, 17–18; Philippovich, Eugen von: Auswanderung und Auswanderungspolitik im Großherzogtum Baden, in: ders. (Hrsg.): Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland. Berichte über die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des Auswanderungswesens in den Einzelstaaten und im Reich. Leipzig 1892, 97–166; vgl. allgemein: Smolka, Georg: Die Auswanderung als politisches Problem in der Ära des Deutschen Bundes (1815–1866), Speyer 21995.
- 7 StAF B 685/2 Nr. 326 – 1817. Vgl. Rehm, Clemens: Albraumreise Auswanderung: vielen Emigranten blieb nur die Rückkehr, in: Momente 2002, Heft 3, 22–23.
- 8 Zur Auswanderungspolitik in Baden und Württemberg im 19. Jahrhundert vgl. Hochstuhl, Kurt: Auswanderung aus Baden und Württemberg im 19. Jahrhundert, in: Auswanderung, Flucht, Vertreibung, Exil im 19. und 20. Jahrhundert. Laupheimer Gespräche 2001, Berlin 2003, 57–71.
- 9 Vgl. Just, Michael (Hrsg.): Auswanderung und Schifffahrtsinteressen. Stuttgart 1991.
- 10 StAF B 728/5 Nr. 334 – Auswanderung des August Riehle, Nordrach, nach Nordamerika.
- 11 Vgl. Hochbruck, Wolfgang: Der zweite Frühling der Revolutionäre: 1848/49 und der amerikanische Bürgerkrieg, in: Rehm, Clemens/Becht, Hans-Peter/Hochstuhl, Kurt (Hrsg.): Baden 1848/49. Bewältigung und Nachwirkung einer Revolution, Stuttgart 2002, 240–253.

- 12 StAF B 727/7 Nr. 673: Auswanderung des Franz Schilli, Oberkirch, nach Nordamerika 1852; Auswandererbrief des Joseph Huber an den Lindenwirt von Oppenau, Georg Huber, über die Angelegenheit Schilli vom 14.8.1852 und Verzichtserklärung Schillis auf das Staatsbürgerrecht.
- 13 StAF B 727/7 Nr. 1411 – Auswanderung Andreas Huschle mit Familie, Zusenhofen, nach Nordamerika, 1852.
- 14 StAF B 727/7 Nr. 644 – Abschiebung der Franziska Maier, Oberkirch, nach Nordamerika.
- 15 StAF B 727/7 Nr. 721 – Auswanderung Max Werner, Oberkirch, nach Nordamerika, 1862.
- 16 Vgl. Hofmann, Annette R.: Aufstieg und Niedergang des deutschen Turnens in den USA, Schorndorf 2001; dies./Krüger, Michael (Hrsg.): Südwestdeutsche Turner in der Emigration, Schorndorf 2004.

Dr. Magnus Brucker – das Schicksal eines Auswanderers aus Haslach in den USA

Manfred Hildenbrand

Unter den 80.000 Badenern, die nach Niederschlagung der badischen Revolution in die USA auswanderten, waren acht Haslacher, die 1849 und 1850 nach Amerika gingen, weil sie die politischen Verhältnisse daheim als unerträglich empfanden. Mit Recht stellte Heinrich Hansjakob fest: „Die Revolution hat manche von Hasle nach der neuen Welt getrieben, die einen aus Furcht, die anderen, weil die Freiheit ihren Tod gefunden.“¹ Es waren dies der Seifensieder Ignaz Fritz, der Nagelschmied Franz Xaver Bühler, der Metzger Josef Geiger, der Bäcker Arbogast Fackler, der Färber Bernhard Hansjakob, der Bäcker Fidel Hansjakob (beides Vettern von Heinrich Hansjakob), der Drechsler Georg Baumgart sowie der Arzt Dr. Magnus Brucker.²

Das Schicksal des Arztes Dr. Magnus Brucker soll hier exemplarisch beschrieben werden. Er wurde am 6. September 1828 in Haslach als Sohn des Tagelöhners Jakob Brucker und dessen Ehefrau Therese Hils geboren.³ Er hatte noch vier Geschwister. Die Familie lebte in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Jakob Brucker war Steinklopfer. Dem damaligen Haslacher Stadtpfarrer Johann Placidus Brüderle fiel die große Intelligenz des jungen Magnus in der Schule auf. Er sorgte dafür, dass er auf Kosten der Kirche in Freiburg das Gymnasium besuchen konnte. Dafür sollte Magnus auch Priester werden.

Nach dem Abitur war dem 16-jährigen Magnus Brucker jedoch nicht nach dem Theologiestudium zumute. Er verließ Freiburg und bewarb sich an der Universität Heidelberg erfolgreich um ein Stipendium und studierte dort ab 1844 Medizin.⁴ Im Jahre 1846 setzte Magnus Brucker sein Medizinstudium an der Universität Straßburg fort und legte dort im Frühjahr 1848 sein medizinisches Examen ab und promovierte zum Doktor der Medizin.⁵

Damals tobte in Baden die Revolution. Der junge Arzt Dr. Magnus Brucker hatte sich im April 1849 freiwillig den badischen Revolutionstruppen als Feldchirurg angeschlossen. Nach der Niederschlagung der Revolution im Juli 1849 floh er zunächst in die Schweiz, danach nach Italien. Von Genua aus gelangte er mit dem Schiff in die USA, voller Hoffnung, in diesem Land die Freiheit zu erlangen, die soeben in seinem Heimatland von den preußischen Bajonetten beseitigt worden war.⁶

Magnus Brucker ließ sich in Troy im Staate Indiana als Arzt nieder. Dort heiratete er auch seine Frau Elisabeth, die aus Bayern stammte. Die

Eheleute hatten sieben Kinder.⁷ Im März 1862 musste Magnus Brucker auf Seiten der Nordstaaten als Feldarzt am amerikanischen Bürgerkrieg teilnehmen. Bis März 1865 hatte er die schwere Arbeit eines Regimentsarztes auszuüben und machte alle große Schlachten des so genannten Sezessionskrieges (1861–1865) mit.

Während der drei Jahre, die Dr. Magnus Brucker Regimentsarzt war, schrieb er an seine Ehefrau etwa 150 Briefe, die heute von der Indiana Historical Society aufbewahrt werden. Fünfzig Briefe wurden in Kopien dem Stadtarchiv Haslach zur Verfügung gestellt.⁸ Sie zeugen von der Brutalität und menschenverachtenden Grausamkeit dieses ersten modernen Krieges, der fast eine Million Amerikaner das Leben kostete. Viele ehemalige Teilnehmer der badischen Revolution von 1848/49 kämpften meistens auf Seiten der Nordstaaten in diesem Kriege. Während des ganzen Krieges durfte Magnus Brucker nicht ein einziges Mal nach Hause, um seine Familie zu sehen.

Am 10. April 1862 schreibt Magnus Brucker über die Schlacht von Pittsburgh: *„Alles ist übersät mit Toten, nach unserer Rechnung 10.000 bis 12.000 Leichen. Ich verband heute 400 Mann, viele sind unter meinen Händen gestorben ...“*⁹ Am 10. September 1862: *„Ich habe viel zu tun, habe 80 Kranke im Spital, und nichts als Bohnen, Reis und Speck, um sie zu füttern. Es sind auf 20 Miles im Umkreise nichts zu kaufen, und da die Railroad verbrannt ist, können wir nichts von Columbus (= Stadt im Süden der USA) bekommen, keine Kartoffeln, nicht einmal eine Zwiebel, an Kraut und Salat ist gar nicht zu denken. Ich habe seit 4 Wochen kein Gemüse mehr gegessen, wir haben Taschen voll Geld und können nichts dafür bekommen ...“*

Am 30. November 1862 lesen wir in einem Brief an seine Frau: *„Wir kamen durch eine prachtvolle Landschaft, reiche Plantagen, aber kein Wasser. Unser erstes Wasser fanden wir nach Cold Water Creak. Die meisten Leute haben alles verlassen und sind geflohen, nur die Neger sind noch anzutreffen. Holy Springs ist eine wunderschöne kleine Stadt. Es sind mehrere Rebellen Hospitäler hier. Heute hatte unsere Advanc (Vorhut) eine kleine Attack (Angriff). Die Rebellen fielen aber zurück. Wir hörten das Kanonieren den ganzen Nachmittag. Wahrscheinlich werden sie uns am Talahatchee River etwa 10 Miles von hier eine Schlacht liefern. Wir haben aber jetzt 80000 Mann, und es unterliegt kein Zweifel, wir werden sie zurückschlagen ...“*

Nach der für die Südstaaten verlustreichen Schlacht von Corinth im Mai 1862 glaubte Dr. Brucker, dass die Truppen der Südstaaten bald aufgeben und ein Frieden schnell abgeschlossen werden könne; denn es sei unmöglich für die „Rebellen“, sich länger zu halten und den Krieg fortzuführen. Darin sollte er sich täuschen; der amerikanische Bürgerkrieg dauerte noch bis April 1865. Sehr optimistisch schreibt Magnus Brucker am 4. Juni 1862 an seine Frau: *„Unser Regiment ist noch eines der stärksten, das im*



Die Schlacht von Pittsburgh, die Dr. Magnus Brucker in einem Brief an seine Frau am 10. April 1862 beschrieben hat. Zeichnung eines unbekanntes Malers.

Repro: Manfred Hildenbrand

Feld ist. Wir haben noch über 800 Mann ... Unsere Boys sind immer im besten Spirit ... Sie bekommen auf meine Verordnung täglich zweimal einen Trink Wisky beim Marschieren. Ich habe lange zu fechten gehabt, bis ich dies durchsetzen konnte. Unser Feldprediger und die Methodisten waren dagegen. Wir bekommen auch von Zeit zu Zeit etwas Bier zu kaufen sowie andere für uns große Delicatessen, z. B. stinkende geräucherte Heringe, scharfen Käse, Sardinen, Austern, Zitronen, Datteln, Orangen und so fort, aber alles zu einem heidnemäßigen Preis.“

Immer wieder versuchte Magnus Brucker, Urlaub zu bekommen, um für ein paar Tage seine Frau und Kinder besuchen zu können. Doch sein Urlaubsgesuch wurde immer abgelehnt. Am 18. Oktober 1862 schreibt er: *Wenn ich eine ehrenvolle Gelegenheit hätte, nach Hause zu gehen, würde ich es tun, aber Urlaub kann ich ebenso wenig wie ein anderer Soldat bekomme, und würde ich meinen Posten verlassen, namentlich weil ich ganz allein beim Regiment bin, würde ich als Deserteur behandelt und fusiliert (erschossen) werden. Am 19. Dezember 1862: „Ich bin mit meinem Schicksal verwickelt in diesem unseligen Kriege wie tausend und abertausend von meinen Mitbürgern. Es ist sehr unangenehm, dass ich kommende Christmas nicht bei euch sein kann, bin auch nicht im Stande, euch Christtags Geschenke zu machen ...“*

Eine der längsten Schlachten im amerikanischen Bürgerkrieg war die Belagerung von Vicksburg am Mississippi vom 18. Mai bis 4. Juli 1863.

Wer Vicksburg kontrollierte, besaß auch die Kontrolle über diesen wichtigen Fluss¹⁰. Magnus Brucker machte mit seinem Regiment diese Belagerung mit, die schließlich mit der Eroberung der Stadt durch die Truppen der Nordstaaten endete. Dr. Brucker schreibt darüber am 4. Juli 1863: *„Heute feiern wir den 4. Juli¹¹ mit der Einnahme von Vicksburg. Mein Regiment war das zweite in der Stadt. Heute um 2 Uhr tränkte ich mein Pferd am Warf (Ufer) des Mississippi ... Die Belagerung dauerte 47 Tage. Mein Regiment verlor an Toten und Verwundeten 200 Mann. Wir machten etwa 2500 Mann zu Gefangenen.“*

Wenn seine Frau oder seine Kinder krank waren, versuchte der Arzt Dr. Magnus Brucker brieflich ihnen Therapievorschläge zu geben. So schreibt er am 28. Juni 1864, als die Frau eine Halsentzündung hatte und die Kinder sehr erkältet waren: *„In Betreff der Kinder muss ich Dir raten, eine große Reinlichkeit und Wechseln der Kleider. Die Zimmer und namentlich das, in welchem ihr schlaft, muss häufig gelüftet werden. Die Betten müssen immer trocken sein und, sobald die Sonne scheint, ausgehängt werden. Sollte es viel regnen, setze einen Ofen in das Zimmer, in welchem ihr euch am meisten aufhaltet, nicht den Kochofen; denn beim Kochen entwickelt sich zu viel Dampf und Feuchtigkeit. Die Krankheit wird genährt durch feuchte, unreine Luft. Die Nahrung muss aus Pflanzenkost bestehen: Salat, Kraut, Rüben, Sauerkraut, gekochte oder frische Äpfel, Zwetschgen und am allerbesten Tomatas, roh oder gekocht, sehr wenig graues Fleisch und gar kein gesalzenes Schweinefleisch. Milch kann genossen werden und Mehlspeisen mäßig. Wasche den Mund aus mit Gerbereichrinde oder Kalkwasser. Reibe feinen weißen Zucker in den Mund, kaufe Lemons und nehme ein Stückchen davon und reibe es in dem Munde. Essig, Wein und Bier sind alles gute Mittel zum Gurgeln ... Auch fand ich sehr gut, nachdem der Mund rein mit Alaunwasser ausgewaschen wurde. Netze den Finger mit Quinine (wahrscheinlich Chinin) so, dass etwas hängen bleibt und reibe es in den Mund oder löse etwas davon auf in Wein oder Wasser und wasche und gurgle den Mund und Hals. Auch kannst Du davon einnehmen und eingeben. Es verhindert die Krankheit ...“*

Der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt der Südstaaten, die Stadt Atlanta, wurde im September 1864 von der Nordarmee niedergebrannt. Dr. Magnus Brucker berichtet am 18. September 1864 aus der zerstörten Stadt: *„Ich war heute in Atlanta. Es ist ein schöner Platz. Reichtum und Überfluss war überall vor dem Krieg, und jetzt ist es verwüstet ... Frauen und halbnackte Kinder betteln auf den Straßen, um etwas zum Essen zu bekommen, und dies alles für ein paar ehrgeizige Negerzüchter; denn die Masse der Bevölkerung hat keine Neger, und die Sklaverei ist das Verderben des freien weißen Arbeiters ... Da der Süden noch keine friedliche Bedingungen zu einem Vergleich annehmen will, bleibt uns nichts weiter übrig, als ihre Armeen zu vernichten und einem Frieden zu diktieren und die Sklave-*



Das von den Nordstaaten zerstörte Atlanta, das Dr. Magnus Brucker in seinem Brief vom 18. September 1864 beschreibt.

Repro: Manfred Hildenbrand

rei in allen Teilen der Vereinigten Staaten zu verbieten, um allen weiteren Zank ein Ende zu machen und dieses Land der freien Arbeit zu öffnen und es frei für unsere Kinder und Kindeskinde zu erhalten. Dieses allein wird dem Krieg eine Heiligung geben. Dieses Ziel wird errungen werden in nicht gar zu langer Zeit, und sollten noch Tausende fallen zur Erhaltung der Union.“

Im Spätherbst 1864 waren auch die Soldaten der Nordstaaten am Ende ihrer Kräfte. Am 23. Oktober 1864 berichtet Magnus Brucker: „Wir sind hier in Nord Alabama. Die Gegend ist sehr bergig ... Wir mussten hier halten, da unsere Leute keine Schuhe mehr haben und die Pferde keine Eisen. Der steinige Boden macht es unmöglich, ohne Schuhe zu marschieren ... Wir verbringen Tag und Nacht im Freien, wir haben keine Zelte mehr und essen, was wir finden ...“ Am 17. Dezember 1864: „Wir zerstörten alle Eisenbahnen auf Hunderte von Miles. Der Feind fühlt seine Ohnmacht; denn wir sind durch die reichsten Teile mitten durch den Staat Georgia gegangen, zerstörten die einzige Eisenbahn, die der Feind noch hatte vom Süden nach dem Norden, verbrannten alle Mühlen, alle Maschinen, die zur Baumwolle Zubereitung notwendig sind ...“

Nach Atlanta wurde auch die Stadt Savannah von den Unionstruppen eingenommen. Magnus Brucker berichtet am 22. Dezember 1864: „Gestern Nachmittag sind wir in Savannah eingezogen. Der Feind verließ nach einer heftigen Kannonade von unserer Seite Festungen und Fortificationen

in der Nacht vom 20ten auf den 21ten auf einer Pontoon Brücke über den Savannah River die Stadt und überließ uns die Stadt auf Gnade und Ungnade. Savannah ist sehr schön, einer der schönsten Städte, die ich bisher gesehen habe. Die Stadt ist überfüllt mit Bewohnern, so dass wir nicht im Stande sind, Häuser zu bekommen für unser Division Hospital, und so haben wir unser Hospital noch immer in Zelten, welche wir am Ende der Stadt aufgeschlagen haben. Was mit den Einwohnern geschieht und ihrem Eigentum, ist noch unbekannt. General Sherman¹² wird wahrscheinlich Verwaltungsorder erwarten von Washington. Bis jetzt wird alles auf strengste bewacht, sonst würden unsere Soldaten alles zerstören und stehlen ...“

Kurz vor Ende des Sezessionskrieges Mitte März 1865 durfte Dr. Magnus Brucker endlich nach Hause. Er lebte weiter als Arzt in Troy im Staate Indiana. Im Jahr 1866 wurde er als Abgeordneter in das Repräsentantenhaus von Indiana gewählt. Er starb erst 46-jährig am 23. Oktober 1874 in Troy.¹³ Auch seine Frau Elisabeth wurde nur 47 Jahre alt. Sie starb am 17. Mai 1886.¹⁴

Anmerkungen

- 1 Heinrich Hansjakob, Bauernblut, 14. Aufl., Haslach 1974, 291.
- 2 GLA, Zug 1931, Nr. 17, S. 8–10. Vgl. auch Hildenbrand, Manfred: Die Revolution tobte in unserem kleinen Städtchen wie ein alles mit sich reißender Strom, Haslach i. K. in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, in: Die Ortenau 1998, 338; ders.: 1848/49 – 1918/19 – Zweimal Revolution in der Kleinstadt Haslach, in: Küttler, Wolfgang: Das lange 19. Jahrhundert. Personen – Ereignisse – Ideen – Umwälzungen. Ernst Engelberg zum 90. Geburtstag, 1. Halbband, Berlin 1999, 276.
- 3 Taufbuch der Kath. Pfarrgemeinde 1795–1838, Pfarrarchiv Haslach.
- 4 Biographical Sketches of the Members of the General Assembly of the State Indiana, Indianapolis 1897, 86 f.
- 5 ebd.
- 6 ebd.
- 7 ebd.
- 8 Die 50 Briefe wurden 1993 freundlicherweise von Professor Dr. W. J. Helbich von der Ruhr-Universität Bochum zur Verfügung gestellt, der ein Forschungsprojekt zum Assimilationsprozess deutscher Auswanderer in den USA leitete. Die Brucker-Briefe sind im Stadtarchiv Haslach unter „Haslacher Persönlichkeiten“ archiviert.
- 9 Brucker-Briefe, Stadtarchiv Haslach. Alle weiteren Briefzitate werden nicht mehr durch eine Anmerkung belegt.
- 10 William C Davies: Der Amerikanische Bürgerkrieg, Augsburg 2000, 140 f.
- 11 Der 4. Juli war schon damals der höchste staatliche Feiertag in den USA, denn am 4. Juli 1776 war der „Day of Independance“ (Unabhängigkeitstag), an dem die 13 englische Kolonien ihre Unabhängigkeit von Mutterland Großbritannien erklärten.
- 12 General William Sherman war der Oberbefehlshaber der Unionstruppen.
- 13 Biographical Sketches, a. a. O., 86 f.
- 14 ebd.

„In den Boden können wir nicht schlüpfen!“

Zur Geschichte der „Zigeuner“ in der Ortenau
im 18. Jahrhundert

Martin Ruch

„Die Ortenau“ weist in den 83 Jahrgängen seit ihrer Gründung im Jahr 1910 weder zum Stichwort „Zigeuner“ noch zum Namen Sinti einen Eintrag auf.¹ Das ist schon bemerkenswert, wenn man an die mehrhundertjährige Anwesenheit dieses Volkes in Deutschland denkt. Sollten die „Zigeuner“ durch die Jahrhunderte hinweg so ganz ohne Erwähnung in den Archiven der Ortenau geblieben sein? Natürlich nicht. In den Ratsprotokollen der mittelbadischen Städte, in fast jedem Kirchenbuch und jeder Adelsrechnung finden wir ihre Spuren. Allerdings, und das mag bereits einer von mehreren Gründen für die fehlende Kenntnisnahme durch die Historiker sein, sind sie dort mit unterschiedlichen Namen registriert. Oft heißen sie „Heiden“, was ein alter, schon seit der Einwanderung in Deutschland im 15. Jahrhundert bekannter Name für sie ist. Manchmal werden sie auch die „Tatern“ genannt, manchmal „die Leute aus dem Kleinen Ägypten“ oder überhaupt „Ägypter“, und alles das meint doch eigentlich „Zigeuner“. Die Eigennamen Sinti oder Roma finden wir noch nicht in den Archiven. So wird sich dieser Beitrag zur Geschichte eines Volkes in Mittelbaden des archivistisch am häufigsten belegten Namens „Zigeuner“ bedienen, der Quellenlage entsprechend immer ohne Gänsefüßchen.

Die Sinti haben auch in der Ortenau die Geschichte nicht von ihrer besten Seite erlebt. In der schlimmsten Zeit sind sie sogar beinahe vollständig vernichtet worden. Hunderttausende hat der Rassenwahn der Nazis in die Gaskammern von Auschwitz getrieben. Die Namen der Opfer dieses Genozids konnten 1993 in der zweibändigen Dokumentation „Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“² veröffentlicht werden. Es gibt in Deutschland und den anderen von den deutschen Truppen besetzten Ländern keine Familie unter den Sinti und Roma, die nicht Angehörige verloren hat. Die heute in der Ortenau lebenden Sinti- und Romafamilien bilden da keine Ausnahme. Ihnen ist dieser Beitrag gewidmet.

Vorgeschichte

Im 18. Jahrhundert konnte mit Hilfe ihrer Sprache „Romanes“ die Herkunft der Sinti und Roma festgestellt werden. Denn es handelt sich bei den in Europa gesprochenen Dialekten um Formen einer indoeuropäischen

Sprache. Aus dem Nordwesten Indiens wurden, so der heutige Forschungsstand, die Roma (übergeordneter Begriff; Sinti meint die in Deutschland ansässigen Roma) zwischen 1000–1200 n.Chr. in Richtung Westen vertrieben. Um das Jahr 1300 sind ihre ersten Gruppen bereits in Konstantinopel anzutreffen. Längere Zeit hielten sie sich in Persien, Armenien und im Byzantinischen Reich auf, und überall nahmen sie Wörter der dort gesprochenen Sprachen in ihren Wortschatz auf. Bis heute sind deshalb im Romanes solche Lehnwörter nachweisbar.

Die Sinti wanderten kurz nach 1400 auch in Deutschland ein. Bemerkenswert ist, dass die ersten Begegnungen friedlich verliefen. Zwar registrierte man, wie 1417 in Magdeburg, die eigentümliche Lebensweise und Hautfarbe der Fremden: *„Die tanzten auf dem Fischmarkt einer dem andern auf den Schultern und hatten wunderliche Gebärden. Unsere Herrn schenkten ihnen ein Faß Magdeburger Bier und ein Rind und Brot.“* Aber man empfing sie im Grunde freundlich und mitleidsvoll. In Zürich meldete man sie 1418, in Basel 1422, und für die ganze Schweiz wurde festgestellt: *„Sie hielten christliche Ordnung, trugen viel Gold und Silber, daneben aber arme Kleider; (...) bezahlten ihr Essen und Trinken.“* Die Stadt Colmar stellte ihnen 1422 sogar einen Schutzbrief aus. Andere Städte folgten, schließlich hatten auch der Kaiser, Könige und viele andere Landesherren solche Briefe ausgestellt. Man achtete die fremden Gäste, die „elenden Leute“, die aus dem Elend, also der Fremde, gekommen waren, aus christlichem Gebot.

Dann allerdings entwickelte sich eine negative Einstellung, die sich aus handfesten politisch-gesellschaftlichen Gründen ableiten lässt: Die Türken rückten immer weiter Richtung Westen vor, zum Abwehrkampf benötigte man viel Geld, und es wurde das Gerücht in die Welt gesetzt, die Sinti seien Spione der Türken. Das war dann das entscheidende Argument für den Beginn der offiziellen Verfolgungen. Im Freiburger Reichstagsabschied wurden 1498 die Sinti als vogelfrei erklärt, weil man erfahren haben wollte, dass sie *„Erfahrer, Ausspäher und Verkundschafter der Christenlande seien“*. Der Hintergrund war allerdings, dass der Kaiser ein neues Steuerpaket inklusive Kriegsteuer durchbringen wollte. Und dazu brauchte er ein gutes Feindbild. In dieser Urkunde sind die Sinti dann auch endgültig als „Zigeuner“ bezeichnet.

Erste Belege aus unserer näheren Region finden wir in Straßburg, wo die Chroniken 1504 über sie berichten: *„Item als Zygeiner harkommen, sol man in sagen, bis imbs hinweg oder in thurn legen“* (Wenn Zigeuner kommen, soll man ihnen sagen, geht hinweg oder man soll sie in den Turm legen). 1510 heißt es: *„Item als die Zyginer aber in das Lant kommen, sol man in hinweg gebieten, wöll man ergrifft, sol man annemen, welcher stielt, sol man strecken, und mit Margrafe, Episcopo und Bitsch reden; herren bedenken.“* Und aus dem Jahr 1515 erfahren wir: *„Die Zygeiner soll man alle*

annemmen und nit iüss lossen, sie haben den armen leüten Schaden bezahlt, alsdann lossen schwören, 10 Jor nit in dis bistum ze kommen.“³

Die Kinzigthaler Landesordnung hält am 1. Januar 1543 fest, man solle den Leuten ihr Hab und Gut nehmen und sie aus dem Lande treiben: „Wir Wilhem Graf zu Fürstenberg, landgraf in Bar und her zu Husen im Kinzigthal (...) Der zigeyner halb. Die zigeyner sollen in unser herschafft nit geduldet, sondern an anstossen abgewisen und gewarnt werden; wo die aber daruber betreten, sollen sy gevenklich angenommen, inen ir hab und gut entzogen und us dem land tryben werden.“⁴ Ähnliches, nämlich sie aus dem Land zu verjagen, fordert auch wenig später die Ortenauer Landordnung von 1551: „Item es sollendt Schultheisen und Amptluten furtherhin die Zyginer in der Gemeinschaft nit unterschleuffen lassen noch darin lagern, sunder die selbigen gestracks furtwyssen“⁵

Aus den Protokollen der Reichsstadt Offenburg ist 1607 zu entnehmen, dass man ein Treffen mit den Beamten der Landvogtei plante, um Maßnahmen zur Abweisung der Zigeuner zu diskutieren. „Auf der Landvögt und Räthen gethanes ausschreiben nächstkünftigen Monath ein gemeinen Tag alhier zur Abweisung der Zegeüner und herrenlose Soldaten, zu befehlen, ist das zu erheischender Noturfft nach der H. Schultheiss Stettmeister sonderwegen darzu deputiert worden.“⁶ Von städtischer Seite wurden Schultheiß und Stettmeister dazu abgesandt. Über das Ergebnis schweigen sich die Protokolle aus. Es muss aber ein Beschluss gefasst worden sein, denn 1616 belegt ein weiterer Eintrag, dass man eine offizielle Anweisung zum Umgang mit Zigeunern vorliegen hatte. „Heiden sollen in hiesigem Bann nicht geduldet, sondern von jedem regierenden Stetmeister mit allen mitteln abgeschafft werden. Bey Straf drey Pfund Pfennigs.“⁷ Zu den lokalen Maßnahmen kamen Edikte der übergeordneten Kategorie, etwa ein Beschluss des Schwäbischen Kreises, der 1654 vor dem Offenburger Rat verlesen wurde: „Das von dem Schwäbischen Craiß sublicierte und überschickte Edict wider die Ziginer, Pilgram, gefange von Türken, starke Bettler, herrenlosen gartenden Knechten und unnützigten Gesindel ist auch abgelesen. Soll ahngeschlagen werden.“⁸

Im Renchener Kirchenbuch ist für 1667 die Taufe eines Zigeunerkindes notiert: „Den 7. Juli 1667 baptizatus Michael Leyenberger filius legitimus Rudolphi Leyenbergers aegyptiaci, susceptores fuerunt Michael Kirn stabhalter et Maria Dorothea Christophora Grimmelshausen.“ Michael Leienberger, legitimer Sohn des Ägypters Rudolf Leienberg, hatte als Patin die Tochter des Schultheißen Grimmelshausen. Und in den darauffolgenden Jahren finden wir Grimmelshausen selbst als Paten derselben Zigeunerfamilie: „Den 5. Augusti 1668 baptizatus Christophorus, Wilhemi Leyenbergers Aegyptiaci, susceptores fuere Clarissimus Dnus Joes Jacobus Christophorus a Grimmelshausen Praetor Renchensis, et pudica virgo Maria Schneiderin.“ Die Einträge stehen abseits von den übrigen, auf der Rück-

seite des Titelblattes des Kirchenbuchs. Auch den Nachfolger Grimmelshausens im Renchener Schultheißenamt, Andreas Koßmann, treffen wir am 18.7.1680 als Taufpaten bei einem Kind des Zigeuners Johann Reichhardt und seiner Frau, der Anna Maria Rosenberger, an.⁹ Solche Taufeinträge finden wir auch noch im 18. Jahrhundert, etwa in Offenburg für 1747: *„Hodie sexta Juli Anni Millesimi Septingentesimi quadragesimi Septimi natus est et a me infra scripta Baptizatus est Joannes Jacobus, Christiani Dir et Susanna reinerin Zigeunorum vagabundorum filius. Sabrinus (?) fuit Joannes Hess ex orthenb. et Elisabetha Breithaubthin ex eodem loco“* (Johannes Jakob Dir, Sohn des Christian Dir und der Susanna Reiner, beides Zigeuner).¹⁰

Auch in der barocken Legendenbildung finden wir die Zigeuner. Für Gengenbach wird 1682 notiert: *„Dafür, daß die Einbetta-Kapelle auch Wunder bewirkte, wird Abt Thalmann als Zeuge angeführt, dem der Aeditus Sacelli, Lorenz Isenmann (vulgo der Berglües Lentz) berichtete, nach dem Schwedenkriege habe ein Landstreicher seu ut vocant Ziginus sein totes Kind hinaufgetragen; während seines heißen Gebetes habe das Kind plötzlich wieder Leben gewonnen.“*¹¹

Das 18. Jahrhundert

Ausgerechnet das Zeitalter der Aufklärung wurde auch in der Ortenau zu einem Höhepunkt in der Geschichte der Verfolgung der Zigeuner durch Kommunen, Staaten und Herrschaften, die allesamt nicht davor zurückschreckten, den Zigeunern sogar die Kinder wegzunehmen, um sie auf diesem Weg der eigenen Kultur zu entfremden.

Das Lahrer Stadtarchiv besitzt eine Urkunde¹², die eine deutliche Sprache spricht: In der „Zigeuner- und Vagabundenverordnung“ von 1711 befahl Carl, Markgraf zu Baden, (...) Lahr und Mahlberg: *„Wir Carl von Gottes Gnaden Markgraf zu Baden ... Lahr und Mahlberg, daß die Zigeuner (...) allein wegen der ohnerlaubten Lebensart ... die Belegung mit dem Staupenschlag, bey der Andermaligen Ergreifung aber der Lebens-Straff gewärtig seyn möchten ... Carolsburg 7.12.1711.“*

In Gengenbach wurde nicht weniger hart durchgegriffen, jedenfalls berichtet das der Gengenbacher Historiker Kast für das Jahr 1750 aus den Ratsprotokollen¹³: *„Alljährlich auf Martini fand eine Strolchenjagd und Zigeunerjagd statt auf die Leute, die irgendwo in den Tälern saßen.“* Und Kast weiter: *„In der Nacht 22.7.1727 wurde Adam Isemann im Pfaffenbach, der sogenannte Kohl Adam, von einer Diebsbande um Mitternacht überfallen; er und seine Hausfrau gebunden, geschlagen und jämmerlich tractiert; der Knecht ist fast zu Tode geschlagen worden, die Magd hingegen hat sich salviert. Auf die Täter hat man 3–4 mal streifen lassen, aber keinen außer 5 unschuldigen Haiden (= Zigeuner) mit vier Kinderen er-*

tappt, welche nach Kehl in das Schwellenwerk geschickt worden; die anderen 3 Kinder hingegen werden nächstens ehrsamem frommen Leuten, gegen etwas Gewisses, aufzuziehen gegeben werden.“¹⁴ Auf Fürbitte des Kehler Generals wurden die Zigeuner aus dem Schwellwerk wegen ihrer offenkundigen Unschuld wieder freigelassen.

Zigeunerinquisition in Niederschopfheim 1744¹⁵

Im Jahre 1744 wurde in Niederschopfheim, also in der Herrschaft der Freiherrn von Franckenstein, ein Inquisitionsprotokoll erstellt durch den Amtmann Lindenmayer. Der Hintergrund: Von einem Militärkommando aus Offenburg, das „auf Patrouille wider das Jauner und zigeuner gesindel aus gewesen“, waren 16 Personen auf dem Franckensteinschen Territorium aufgegriffen worden, zwei Männer, fünf Frauen und neun Kinder. Die Erwachsenen wurden verhört, und ihre Aussagen festgehalten. Aus diesen Protokollen ergibt sich ein eindrucksvolles Bild von den Lebensverhältnissen der Ortenauer Sinti im 18. Jahrhundert. Nicht nur die Familiennamen sind hier dokumentiert, auch die Religionszugehörigkeit, die Wanderungen, die Berufe und Familienverhältnisse. Da es keine unmittelbaren Zeugnisse der Sinti jener Jahre über ihren Alltag gibt, erweisen sich diese Texte schon allein deswegen als einzigartige kulturelle Aufzeichnungen.

Das erste Verhör galt Hans Georg Weber, 34 Jahre alt, katholisch und gebürtig aus Wippertskirch im Breisgau, „dasselbst habe er seine Göttel“. Seine Mutter lebt derzeit auf dem Rappenhof im Hanauerland. Sie heißt „Maria, den Zunahmen wisse er nicht, man heiße sie nur die Rote“. „Wer sein Vater gewesen? Sei auch ein Zigeüner gewesen. Wo er gestorben? Zu Kehl im Schellwerk (= Zuchthaus). Warum er ins Schellwerk gekommen? Man habe ihn auf dem strauff (= Streife) gefangen bekommen und ohne Verbrechen ins Schellwerk getan, sei sieben Jahr darin gewesen und endlich gestorben. Ob er Geschwister habe? Ja, zwei Brüder und zwei Schwestern, die Brüder seien unter den Panduren (= Soldaten), die Schwestern bei der Mutter im Hanauerland, seien auch Zigeuner wie von Vater und Mutter.“ Weber sagt, er sei verheiratet mit Christina, die mit ihm zusammen gefangen worden sei und gerade im Kindbett läge. Geheiratet haben sie in Wippertskirch, einer Propstei des Klosters Schuttern. „Wes Profession er sei? Er sei Zigeüner, kenne keine Profession!“ Er ernähre sich von Betteln und vom Handel mit Tabak, und halte sich bald da, bald dort auf, aber immer im Breisgau. „Ob er denn allerorten sicher gewesen und habe betteln dürfen? Nicht überall, in vielen Orten sei er nicht gelitten. Warum er sich nicht überall sehen lassen und betteln dürfe? Die Beamten seien gar schlimm, sonderlich der zu Mahlberg. Ob er durchs Betteln allein sich erhalten habe? Ja, allein durchs Betteln, dürfte ja nicht stehlen, ansonsten sie gehenkt würden.“ Warum man ihn gefangen habe? Darauf weiß er

keinen Grund zu nennen, es würde auch niemand über ihn klagen. „Ob er nicht wüßte, daß die Zigeuner und Gauner aus dem ganzen Römischen Reich verbannt, so daß man, wenn man sie ertappt, auf das Schärfste am Leben strafe? Das wüßte er nicht. Vermeine nicht, daß man ihn am Leben strafen könne, wenn er nicht stehe.“ Und dann die ehrliche und realistische Antwort auf die Frage, warum er denn „in dem liederlichen Zigeunerleben herumziehe? Müßte wohl, weil man ihn nirgends zum Arbeiten nehme!“

Nun wird Josef Berger verhört, ungefähr 25 Jahre alt, katholisch und geboren in „Reschwo bei Fortlouis“. „Ob er noch seine Eltern habe? Nein. Sein Vater sei vor Landau umkommen, sei 24 Jahre Soldat unter den Franzosen gewesen. Seine Mutter sei ebenfalls gestorben. (...) Was sie gewesen? Eine Heydin. Ob er Geschwister habe? Habe noch einen Bruder unter den Soldaten bei den Österreichern, welcher Regimentstambour.“ Auch Berger ist verheiratet, seine Frau Magdalena Steiner ist mit ihm gefangen worden. Geheiratet haben sie in Schutterwald vor ungefähr 12 Jahren (was bedeuten würde, dass er mit 13 geheiratet hätte?). Einen Beruf habe er nicht, aber er helfe zuweilen den Bauern beim Dreschen und Kornschneiden. Auch er arbeite meistens zwischen Freiburg und Wippertskirch. Doch habe er sich seit kurzem in Zunsweier aufgehalten, wo er „die hitzige Krankheit bekommen und 4 Tag gelegen. Sei zu Offenburg todkrank gelegen, so daß er nachts um 10 Uhr mit denen Hl. Sacramenten versehen worden sei.“ Er ernährt sich teils mit Arbeiten, teils mit Betteln. „Wo er am meisten gebettelt? Lieber Gott, bald da, bald dort, wo sie etwas bekommen. Ob er denn sicher gewesen und frei habe betteln dürfen? Nicht überall, wohl aber um Freiburg und hier herum, nicht aber im Badischen, Nassauischen und anderen Orten Warum nicht? Das wüßte er nicht, andere stehlen auf sie, alsdann müssen sie es vergelten. Sie stehlen niemandem nicht, suchen nur ihr Stück Brot.“ Berger hat vier Kinder, die mit ihm im Arrest sind. Er ist sich keiner Schuld bewusst, „habe ja kein Kind beleidigt, und eben darum habe er die Soldaten auch gar nicht gefürchtet.“ Und dann die bewegende Antwort auf die obligatorische Frage, ob er denn nicht wisse, dass sie aus dem ganzen Reich verbannt seien? „Exclamat (= ruft aus:) Um Gottes Willen, was sollen wir tun, in den Boden können wir nicht schlüpfen, umbringen dürfen wir uns nicht, was sollen wir denn anfangen?“ Warum er in dem gottlosen Zigeunerleben herum ziehe und nicht auf ehrliche Weise sein Stück Brot suche? Wenn er wieder frei käme, würde er lieber Soldat werden.

Den beiden werden die „Springer“, eigens angefertigte Fußketten, angelegt, und vier Mann müssen sie bewachen. Doch anderntags muss man feststellen, „daß sich die 2 inhaftierten Zigeüner nicht mehr in der gewahrsam befinden, sondern samt denen Springern eskapirt wären, worauf neben denen Wächtern sofort 12 Mann befiehlt worden, die Durchgegan-

nen allenthalben ohne allen Verzug aufzusuchen und wo möglich wieder inhaft zu bringen. Gegen die sorglosen Wächter ist das Weitere vorbehalten.“ Man hat die beiden jedoch nicht mehr gefunden, der Prozess muss ohne sie weitergeführt werden ...

Nun sind die Frauen an der Reihe und werden befragt. Katharina Steiner macht den Anfang. Sie ist 80 Jahre alt, katholisch und stammt aus „dem Bambergischen in Franken, wüßte den Ort nicht.“ Eltern und Geschwister sind gestorben, der Vater in Landau. Er „sei ein Soldat gewesen und durch ein Stück Kugel umkommen. Wo die Mutter? Zu Gengenbach im Strohbach. Sei zu Gengenbach begraben. Was sie gewesen? Eine Zigeunerin wie sie auch. Ihre 3 Brüder seien im Soldatenleben gestorben, wüßte nicht wo, die 3 Schwestern seien auch ins Soldatenleben kommen und darin gestorben, wo aber könnte sie nicht sagen.“ Sie sei Witwe, ihr Mann, Georg Steiner war auch Soldat, „sei zu Lautenbach gestorben und zu Altorff im Oberkirch begraben.“ Sie war den ganzen Sommer im Militärlager bei Breisach gewesen, „in welches sie mit anderen Zigeunern mit Obst und Tabac gehandelt.“ Solange ihr Mann gelebt habe, „habe sie mit ihm im Soldatenleben 40 Jahr lang gelebt, seit er aber gestorben, welches 15 Jahr sein werde, sei sie hin und wieder im Schwabenland, Württemberg und im Breisgau mit den Zigeunern herum gezogen, sei aber nicht alle Zeit bei ihnen geblieben.“ Ernährt habe sie sich vom Betteln und diesen Sommer mit etwas Handel. Warum man sie an manchen Orten nicht dulde? „Das wüßte sie nicht, ach, der Amtmann werde es am besten wissen, es sei ein Elend. In den Boden könnten sie nicht schlüpfen, fliegen könnten sie auch nicht, müßten ja gelebt haben und betteln, und doch wollte man sie nicht leiden!“

Die zweite Frau trägt den Namen „Anna Rosina Büxnstihl Heinrich“. Sie kennt ihr genaues Alter nicht, weiß nur, dass sie „in dem kalten Winter“ zur Welt gekommen sei. Auch sie ist katholisch. Ihr Bruder sei bei Rottweil Soldat geworden mit ihrem Mann Hans Georg zusammen. Meist halten sie sich im Schwabenland auf. Geheiratet haben die beiden in Obereschau bei Villingen, der dortige Pfarrer habe die Heiratsurkunde. Sie verdiene etwas mit Nähen und Waschen, aber auch mit Betteln bei Rottweil und Villingen. „Ob sie eine Zigeunerin? Von dem Vater her sei sie eine Zigeunerin, nicht aber von der Mutter, welche aus Sachsen gewesen.“ Die Familie ernähre sich „durchs Betteln allein, doch armselig genug, gebe zuweilen gute Leute, welche ihnen alte Fetzen und ein Stück Brot gebeten, sie müssten sich wohl behelfen, zuweilen habe sie aus Not eine Katz, Huhn oder Gans genommen, sie könnte ja nicht Hungers sterben. Nur in Orten, wo man ihnen nichts gegeben.“ Warum sie in dem Zigeunerleben herumziehe? „Wie sie es anders machen solle, man nehme sie mit ihrem Kind nicht an und bekomme sonst nichts zu arbeiten. Ob sie nicht wüßte, daß Zigeuner und Heidenvolk in dem ganzen Schwäbischen Kreis so viel als vogelfrei seien und ohne alle Gnade mit dem Tod gestraft werden sollen?“

Man möge mit ihnen machen, was man wolle, sie müßten einmal auf der Welt sein und leben!“

Die dritte Frau heißt Magdalena Steiner, „gut katholisch“ und aus Ettligen gebürtig. Der Vater, „ein Soldat, von Geburt aber ein Zigeuner“, ist in Oberkirch gestorben, ihre alte Mutter Katharina aber sei mit ihr gefangen worden. Sie ist verheiratet mit dem Zigeuner Josef Berger, der in der letzten Nacht aus der Gefangenschaft entkommen sei. „Warum er aus dem Verhaft durchgegangen? Weil man ihm die Band angelegt. Er sei halt gewaltig erschrocken und weil man ihn ohne Ursach mit Ketten beladen, habe er gefürchtet, es möchte ihm noch ärger ergehen, sei halt ein junger Mensch.“ Ob sie immer schon in diesem Zigeunerleben gewesen und darin erzogen worden? „Ja, sei in solchem geboren und erzogen worden.“ Bislang war die Familie bald da, bald dort im Schwabenland und dem Breisgau um Freiburg herum, seit dem Herbst aber seien sie hier „und zwar zu Zunsweier, Diersburg, Berghaupten, Schutterwald, Hofweier und hier“. Mit Spinnen, Nähen und Betteln habe sie sich ernährt. Auch sie meint auf die Frage, warum man sie nicht überall dulde, andere würden ihnen Diebstähle in die Schuhe schieben, „und daß dann die Leut glauben, daß die Zigeuner es getan, wenn sie schon unschuldig seien.“ Und auch sie argumentiert: „Können aber nicht in denen lüfften seyn, noch in Boden schliepfen, viel weniger dörrfte sie sich selbst umbringen, müßte einmahl auf der Erden seyn und bey denen Leüth mit Bettlen die Nahrung suchen. Wann sie Gott erlöste, wolle sie gewuß nicht in disem Leben bleiben.“

Magdalena Steiner, „dem ansehen nach mag sie wohl 18 Jahr alt seyn“, katholisch, noch ledig und ebenfalls aus Wippertskirch, meint auf die Frage „ob sie im Zigeunerleben geboren und erzogen worden? Ja, sei aber mit ihrer alten Mutter nicht allezeit bei ihnen gewesen, sondern von und zu ihnen gegangen.“ Ernähren würde sie sich mit Nähen, Stricken, Waschen und auch Betteln in Schwaben, Württemberg und um Freiburg. „Ob ihr nicht bekannt, daß die Zigeuner aus dem ganzen Schwäbischen Kreis verbannt und wie vogelfrei seien, und daß sie ohne alle Gnade mit dem Tod gestraft werden sollen? Das habe sie noch niemalsen gewußt, die Schelmen und Diebe täte man henken, nicht aber diejenige, die sich fromm erhalten wie sie, sie stehlen ja niemand nichts.“

Als letzte wird Christina Winterstein verhört, auch sie „gut katholisch“, aus Merdingen stammend, wo sie auch getauft worden sei. Der Vater habe keinen Beruf, „sei ein alter Bettelmann, habe lang unter den Soldaten gedient, man nenne ihn nur den alten Bilger und sei ein frommer Mann.“ Warum ihr Mann aus der Gefangenschaft entflohen sei? „Werde wohl besorgt haben, daß man ihn henken wollte, weil man ihn in die Band gelegt, sei halt ein junger verschrockener Mensch, habe seiner Lebtag nichts gestohlen.“ Ernähren würden sie sich vom Bettel, denn zu schaffen gebe man ihnen nichts.

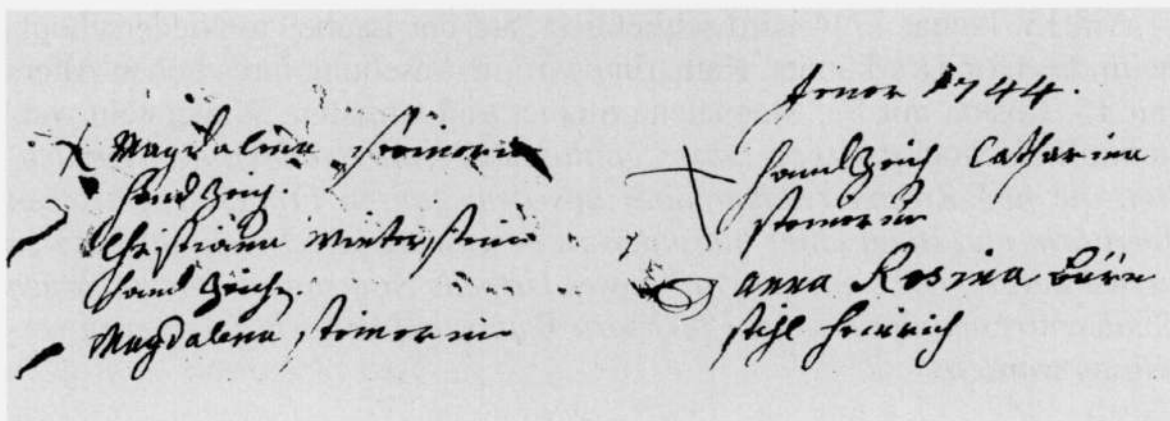
Am 15. Januar 1744 wird schließlich „auf der Laube“ in Niederschopfheim das Urteil verkündet. Katharina wird in Ansehung ihres hohen Alters mit 15, Rosina mit 30, Magdalena Steiner und Christina Winterstein werden mit 20 Stockschlägen *„ihres gottlosen Zigeunerlebens wegen gezüchtigt, die fünf Zigeunerweiber aber aus dem ganzen Franckensteinischen Territorio und Bann unter hierunten zu beschwörender Urteil auf ewig zu verweisen sei, wie sie denn kraft dieses Urtheils zu ersagten Stockschlägen condemnirt und des ersagten Territorii Banns und herrschaft auf ewig verwiesen worden.“*

Die fünf Frauen müssen nun mit „erhobenen Schwörffingern“ eine Urfehde leisten:

„Ich Catharina Steinerin, Ich Anna Rosina Büxnstihl Heinrich, Ich Magdalena Steinerin, Ich Christina Winterstein und ich Madalena Steinerin schwöre zu Gott und allen lieben Heiligen einen wahren Eid, daß nachdem ich hier in dem franckenstein. Dorf Niederschopfheim zur gefänglicher Haft gebracht, daselbst examinirt und meines Liederlichen Zigeunerlebens wegen mit der ewigen Herrschaftsverweisung und Prügelung bestraft worden, ich solche von rechts wegen mir zuerkannte Straf weder an gnädiger Herrschaft, an das Amt, an den Ortsvorgesetzten noch auch an dem Dorf oder sonst jemand insbesondere durch mich oder die meinigen oder jemand anderen auf keinerlei Weise noch Art, wie dieses immer geschehen könnte oder möchte, rächen oder Rache nehmen, sondern in ewige Vergessenheit stellen und mich in besagter Freiherrl. Franckensteinischen Territorio Bann und zwing zu ewiger Zeit nicht mehr betreffen lassen wolle.“

Das Urteil wird vollstreckt, die Frauen müssen es mit ihrem Handzeichen (Abb.) signieren. Dann erhalten sie noch vier Laibe Brot und einen Gulden, zwei Schilling und sechs Pfennige als Wegzehrung mit. Schließlich trennt man die Gruppe, die eine Hälfte wird an die obere Grenze, die andere an die untere Grenze des Franckensteinschen Gebietes durch acht bewaffnete Männer „hinweg geschafft.“

Die Akten werden geschlossen, aber nicht ohne zuvor über die Kosten der ganzen Aktion zu unterrichten. Es wurde von den gefangenen Zigeunern *„an schlechtem herrschaftlichem Zehndkorn 1¹/₂ Sester consumiert im Wert von sieben Schilling; Item ist für Salz, Schmalz und Suppe für die Kindbetterin und ein kränkliches Kind aufgegangen 6 s; für Mehl dem Kindbetterkindle und der Kindbetterin 5 s; bei Verwahrung der Zigeuner, welche wegen Ermangelung eines Kerkers bei der großen Kälte in einer Stube haben verwahrt werden müssen, sind 3 Schoppen Öl zum Licht verbraucht worden“*. Und schließlich noch: *„Wegen durch den hiesigen*



Schlosser verfertigten zwei Springern, für welche ich drei Gulden ausgelegt, setze darum nichts an, weil die sorglosen vier Wächter, welche die zwei Zigeunermänner samt deren Springern haben eskapieren lassen, zu Ersetzung dieser drei Gulden condemnirt habe.“

Die Offenburger „Zigeunerkonferenz“ von 1762¹⁶

Den Akten über diese Konferenz verdanken wir zwar einerseits die Erkenntnis, dass die Reichsstadt zusammen mit den benachbarten Herrschaften stets hart gegen Zigeuner vorging, andererseits vermitteln sie uns wertvolles Wissen über alte Wanderwege und Straßen der Zigeuner in Mittelbaden. Es lässt sich aus diesen Wegen auch ableiten, welche Gebiete den Zigeunern weniger Schwierigkeiten machten und wo sie sogar geduldet wurden. Alle diese Straßen führten aber immer in weitem Bogen um Offenburg herum! Der Ruf der Stadt war bei den Zigeunern nicht besonders gut. Übrigens meinte noch im Jahr 1989 ein hiesiger Sinto: „Früher hat sich kein Zigeuner nach Offenburg getraut. Das war eine ganz schlimme Stadt, eine Polizeistadt! In Karlsruhe waren Zigeuner, in Freiburg, es waren in jeder Stadt welche – aber in Offenburg waren keine Zigeuner. Das war ein ganz schlimmes Volk. Was heute das Gegenteil ist. Heute, das muß ich wirklich sagen, heute ist es das Gegenteil.“¹⁷ Das nahm der Oberbürgermeister sofort zum Anlass, irrtümlich von Offenburg als „einer alten Zigeunerstadt“ zu sprechen.¹⁸ Die Wahrheit aber ist, dass „die Ausrottung des Zigeuner-, Gauner- und Strolchengesindels“ im Jahr 1762 hier systematisch geplant wurde, wie dem Bericht an den damaligen Landesherren, den Markgrafen von Baden hervorgeht.

Teilnehmer der Konferenz waren alle mittelbadischen Herrschaften: „bischöflich-straßburgerischer Seits sowohl wegen der Herrschaft Oberkirch als auch wegen den bischöflichen Oberämtern Ettenheim und Ettenheimmünster der bischöfliche geheimbde Rat und Oberamtmann H.v. Malliot, herzog. Württembergischerseits der adeliche Regierungsrat und Oberamtmann zu Hornberg H.v. Schauröth, fürstl. Baden-durlachischer-

seits Herr Hofrat und Landschreiber Wild zu Emmendingen, fürstl. Nassauischerseits H. Rat und Oberamtmann Ulmann zu Lahr, fürstl. Fürstenbergischerseits der Rat und Obervogt H. Neydinger von Haslach, hessenhanau-lichtenbergischerseits der Hofrat und Oberamtmann H. Lichtenberger von Korck, von des gemeinschaftl. Dorfes Kehl H. Hofkammerrath Amtmann Dürfeld, gräflich von der Leyenischerseits Oberamtmann Schmelzer der Grafschaft Gerolzegg, von seithen der ortenauischen Reichsritterschaft Herr Consulent Schölller von Straßburg, von seithen der Reichsstadt Offenburg die Herren Reichsschultheiß Rienecker und Stättmeister Bach, ab seiten der Reichsstadt Gengenbach H. Reichsschultheiß Rienecker daselbsten, von seithen der Reichsstadt Zell dasiger Reichsschultheiß H. Hugg, ab seiten des Reichsthal Harmersbach dasiger Gerichtsschreiber erschienen.“

Bemerkenswert ist, dass das Reichskloster Gengenbach, obwohl es eigenes Territorium hatte (über das unbehindert der Weg der Zigeuner vom Peterstal ins Kinzigtal ging), nicht teilnahm und sich schriftlich entschuldigte. Und auch das Kloster Schuttern war nicht anwesend. Von letzterem war die mündliche Erklärung geschehen, „wasgestalten solches sich als ein österreichischer Landverband ohne Erlaubnis in keiner Confoederation einlassen könnte.“ Was sich hinter der Verweigerung der Klöster verborgen haben könnte, darüber unten mehr.

Über den Gegenstand der Verhandlungen wurde berichtet, dass im Augenblick die Zigeuner „samt Weib und Kindern gegen 500, wo nicht mehr, Köpfe ausmachen, unter denen sich eine große Zahl, die so eigentlich nicht zu determinieren, doch wenigstens gegen hundert streitbar und verwegene Kerle, welche meistens mit kurzen, auch zum Teil mit langen Schieß- und anderen Gewöhr versehen sein sollen.“ Es war dies sicher die einzige Chance der Zigeuner, damals zu überleben, nämlich sich zusammenzutun und zu bewaffnen gegen die Polizei, die die Vogelfreien ja jederzeit willkürlich behandeln, ja töten durfte. Aber diese Bewaffnung wurde sofort als Argument für ihre Gefährlichkeit eingesetzt.

„Ihren Hauptsitz haben sie schon von längst und bald undenklichen Zeiten her in den hierzu gar bequemen Oberkircher Tälern und Waldungen. Aus besagten Tälern und Waldungen, wo sie dem Vernehmen nach verschiedene Verstecke, auch, wie verlauten will, geheime Behältnisse unter der Erde haben sollen, pflegen sie ihren Strich und Zug über den Ruhestein ins Württembergische gegen Baiersbronn zu nehmen, gegen Allerheiligen haben sie einen Paß bei dem Kaiserssteigle, von Allerheiligen pflegt der Zug ins Peterstale zum Schlüssel zu gehen, vom Schlüssel über die Moos dem Diebsbrunnen zu nach Berghaupten ins Gerolzeckische und Diersburgische, von da ins Fürstenbergische, ins Steinacher Thal dem Strittberg zu, gegen der Kyrhalde und Schlossohof, von dort auf Bombach und den Rhein zu auf Rust, Grafenhausen, Kappel, Wittenweyer, Nonnenweyer, Allmanns-

weyer, Missenheim, Ober und Unter Cappel, selten aber an der ordentlichen Furt gehen sie über den Rhein und kommen wieder oberhalb Goldscheuer herüber, wie sie dann auch bei Freistett, Honau und Auenheim öfters über den Rhein, besonders zur Sommerzeit, und die Wanzenau, doch niemals alle insgesamt, sondern meistens nur ein oder andere Haufen oder ein Teil davon, wie sie dann auch, seitdem sie in der Zahl so stark angewachsen, selten mehr auf einem Haufen beisammen, sondern in hiesiger Nachbarschaft und Gegend ein Teil in Ulmhardt oder ander Teil im Maiwald oder im so genannten Herrenwald, wo sie gemeinlich ihre Hütten haben, auch wechselweis bald in Urloffen in den Gotts- und Stangenwalt und unweit denen nächst Goldscheuer gelegenen drei Straßburger Höfen zu Rohrburg, Müllen, Altenheim, Schutterwald auch Hoffweyer und Niederschopfheim, allwo sie kürzlich 5 Zelten aufgeschlagen, und im Diersburgischen sich lagern.“

Über die Gründe dafür, warum sich gerade hier so viele Zigeuner aufhielten, meinte man, es läge an einer zu milden Handhabung der Gesetze, man würde sie schließlich „nur“ auspeitschen, brandmarken oder mit einigen Stockstreichen züchtigen und dann wieder laufen lassen. Sinn der Konferenz sei es nun, dafür zu sorgen, dass die Ausrottung des Gesindels *„als eine gemeinnützliche und nötige Sach angesehen und auf gemeinschaftliche Kosten angegangen wird.“*

Im Ergebnis wurde verabredet, es *„solle ohne regulierte Mannschaft losgegangen werden, jedoch, dass hierzu bey dem ersten Streiff so viel freiwillige Scharffschützen als man auftreiben kann, nebst denen Jägern und Forstbediensteten unter einer gewissen Belohnung auf jeden mit Gefahr einzubringenden Kopf 10 fl, und der Versicherung, dass wann ein- oder der andere dieser freiwilligen ohnglücklich seyn sollte, derselbe nicht nur auff der associierten Kösten curiert sondern auch ihnen oder dessen hinterlassenen Weib oder Kindern eine indemnisation bezahlt werden soll. Und soll zu Offenburg der Haupteinbringungsort und Inquisitionsort seyn. Sollte aber der eine oder andere der Associierten die nicht zum Tod qualifizierten Gefangenen zum Frohnen und Schanzen brauchen oder verlangen, so sollen sie ihnen jedoch gegen Übernahme der Verpflegungs- und Verwaltungskosten verabfolgt werden.“* Die Teilnehmer waren also gegen irgendwelche Unfälle versichert worden. Und jene Zigeuner, die man nicht „zum Tod qualifiziert“ hatte, standen kostenlos für Schanz- und Fronarbeiten zur Verfügung.

Erinnern wir an dieser Stelle nochmals an die genannten „Entschuldigungsschreiben“ der Klöster Gengenbach und Schuttern, die der Offenburger Konferenz ferngeblieben waren. Waren die frommen Mönche den Menschen näher, und sahen sie all das erzwungene Elend, all die brutale Verfolgung und Gewalt, wo andere nur die Staatsräson gegenüber den Zigeunern im Auge hatten?

Auch das Prämonstratenserklöster Allerheiligen, an dem der alte Zigeunerweg vorbeiführte, hat sich aus der Verfolgung herausgehalten, wie sogar Sagen und Legenden berichten. Wer die Allerheiligen-Wasserfälle besucht, entdeckt heute noch eine große Felsspalte, die den Namen „Zigeunerhöhle“ trägt. Eine Sippe soll nämlich auf der Flucht vor Verfolgung in dieses Gebiet gekommen sein und hier bei den nahezu unzugänglichen Wasserfällen ein sicheres Versteck gefunden haben. Das Kloster duldet ihre Anwesenheit und wies ihnen den Griesenhof als Wohnplatz an. Dafür achteten die Zigeuner stets das Eigentum des Klosters.¹⁹

Eines der berühmten Wandbilder in der Trinkhalle Baden-Baden bezieht sich ebenfalls auf das Kloster Allerheiligen. In ihrer Blütezeit stand die Schule der Prämonstratenser in hohem Ansehen. Deshalb, so die Sage, war auch Egenolf, der Sohn eines begüterten Papiermachers aus Straßburg zum Studieren hierher gekommen. Nahe bei den Wasserfällen machten auch die Zigeuner gewöhnlich Rast, das Kloster erlaubte es. Egenolf verliebte sich in eine junge Zigeunerin und schenkte ihr als Zeichen der Liebe einen goldenen Ring. Aber dieser Ring wurde der jungen Frau durch einen Raben entwendet. Als der Geliebte den Verlust bemerkte, kletterte er zum Rabenhorst empor, um den Ring wieder zu holen. Stück für Stück tastete er sich die hohe Felsenwand empor und war dem Ziel schon nah, als der Rabe aus seinem Nest in des Jünglings Augen pickte, und dieser in das wilde Wasser stürzte. Zu Stein erstarrt stand die junge Frau an der Felsenwand. Dann stürzte sie schreiend in den Wald. Niemand vermochte die Rasende zu halten. Erst im Spätjahr fanden Beerensucher den Leichnam des Mädchen hoch oben in einer Geröllhalde. Die Illustration dieser Geschichte ist heute noch im Weltbad zu betrachten. Erinnern wir uns allerdings angesichts dieser romantischen Zigeunersage auch an die Markgräflisch-Badische Verordnung vom Totschießen der Zigeuner. Sage und Wirklichkeit. ...

Die Ergebnisse der Offenburger Konferenz fanden Anwendung in verschiedenen Dekreten, etwa 1763 im „Verbot an die aus der Statt wohnende Burger und Wirt, weder Zigeiner noch andere verdächtige Leüt zu beherbergen.“²⁰

Im Jahr 1765 hielt sich eine Gruppe Zigeuner in den Wäldern um Offenburg auf. Erstmals erfahren wir in den Akten auch den Namen eines Oberhauptes: „... dessen Anführers, des sog. Heiden Christians. Referirt der regierende Stättmeister Bach, wasmaßen der ersagte Christian, den seine Mitgesellen nur Waffenkönig nenneten, sich zu Langhurst bey dem Schumacher, hauptsächlich aber zu Hochhurst bey dem sogenannten Wälterle und in dem neuen Wirtshaus aufhalte und daselbst unter Tag der Ruhe pflege.“ Es wird in dieser Angelegenheit an den Oberamtmann zu Kork geschrieben, „damit er gemeinschaftliche Straiff mit angehe.“²¹

Die Zigeuner versorgten sich in den Wäldern, in denen sie lagerten, mit Brennholz. Auch darüber entstand 1765 ein Aktenvorgang in Offenburg:

„Wie Herr Reichsschultheiß referiren, war sicher Anzeig geschehen, daß eine Menge Zügeuner, in drei Männer, mehrere Weiber und Kinder bey Nacht, aber in 7 Haushaltungen bestehend, gestalt sie ihre Zelten und Feür hätten, im sogenannten Gaiswinkell sich aufhielten und ihrer Art nach nit nur alle Nacht über 7 Viertel Holz verbrennen, sondern auch den Wald durch Aushauen der Lagerplätzen sehr verwüsteten.“

Die zornige Diskussion im Stadtrat gipfelte schließlich in der Empfehlung, dass *„das beste seyn würd, diese ohnehin aus dem Römischen Reich Verbannte Zigeuner mit Todtschüßen zu verfolgen!“*²²

„Pulver und Bley zum Zigeunerfang im Korker Wald“

Auch den Rechnungsbüchern des Gerichtes Appenweier (Appenweier, Nussbach, Urloffen, Zussenhofen)²³ der Jahre 1775–1776 können wir ähnliche drakonische Maßnahmen entnehmen:

- „Nr. 35 Item derselben (Gemeinde Appenweier) vor 2 Klaffter zu der Wachtstub als 2 Zigeinerweiber ingessen 9 fl*
- Nr. 36 Item oamt. Untersuchungskösten und Canzleytax in Inquisitionssachen entgegen die zu Ortenberg ingelegene dem Amt Willstaett ausgelieffert wordene Zigeinerband 96 fl 6 s 6 d*
- Nr. 38 Mathis Kleinmann dem Schlieser zu Ortenberg seinen Verdienst von der Ingesessenen Zigeinerband 13 fl*
- Nr. 39 Franz Stigler dem Kronenwirt allda, wegen vorgedachter Zigeinerband einen atzungsconto 80 fl 2 d*
- Nr. 40 Franz Joseph Mayer im Zell vor Kleyderwaaren für die Zigeüner 12 fl 8 d*
- Nr. 42 Joseph Brendle Schneiderlohn von 2 paar Hosen für Heydenbuben 2 s 4 d*
- Nr. 43 Michael Ottoni vor 2 Hembder für Zigeüner 1 fl 7 s 10 d*
- Nr. 44 Michael Ottoni dem Hatschier auslagen für die Zigeiner ersetzt 8 s 10 d*
- Nrt. 45 Item in das Zucht- und arbeitshaus zu Alt Breysach vor die Verköstigung derer dahin eingeliefferten 4 Zigeinerweiberen 50 fl*
- Nr. 47 Joseph Diffany Kostgeldt für ein Zigeinerkind 1 Jahr 25 fl*
- Nr. 48 Christoph Bell dem Schreiner vor eine Todenlad vor ein verstorbenes Zigeinerkind 8 s 6 d*
- Nr. 52 Michael Hätty dem Gerichtsbott Dieten wegen denen Zigeinern 2 fl 5 s*
- Nr. 53 Vor Stroh in die Gefängnissen für 11 Zigeinerarrestanten 4 fl*
- Nr. 54 Michael Hätty vor Pulver und Bley zum Zigeinerfang im Korker Wald 2 fl 10 d*

- Nr. 55 Item demselben Dieten und Auslagen wegen denen Zigeinern 28 fl 8 s 2 d
Nr. 56 Joseph Weyler dem Bannwarth auslagen wegen denen Zigeinern 6 fl 5 s
Nr. 57 Item Michael Ottoni dem Hatschier wegen Abwartung deren Zigeinern 63 fl 8 s
Nr. 59 Item demselben als die Zigeiner auffgefangen nacher Willstett, Griesheim und Ortenberg geführt worden 1 fl 5 s
Nr. 60 Antoni Schwarz vor Seyler die Zigeiner damit zu binden 1 fl 1 s 10 d
Nr. 61, 62 Joseph Eisenmann zu Bohlsbach wegen unterhaltung eines Zigeinerkinds 15 fl
Nr. 63 Item Michael Widemer zu Appenweier wegen unterhaltung eines Zigeinerkinds 23 fl
Nr. 64 Joseph Zettwoch vor 34 Ellen Tuch zu Hembder für die Zigeiner Weiber und Kinder 7 fl 3 s 8 d
Nr. 65 Vor Zwilch zu Hosen für Zigeinerbuben 8 s
Nr. 83 Michael Schroff, welcher dem Rastatter Husaren den weeg gezeigt, als sie auf das verdächtige Gesindel gestreift 9 tåg und 5 nächt 14 fl
Nr. 88 Item dergleichen gebühren in Inquisitionssachen entgegen die zu Appenweier ingelegenen Zigeinerweiber Elisabeth und Cäcilia Wintersteinin 54 fl 4 s 4 d
Nr. 110 Michael Widemer zu Appenweier Von unterhaltung eines Zigeinerkind 23 fl
Nr. 112 Item wegen 4 Zigeinerweiber in das Zuchthaus nach Altbreischach Unkosten 200 fl
Nr. 115 Joseph Diffany zu Appenweier Von unterhaltung eines Heydenkinds 25 fl
Nr. 117 Frantz Eisenmann zu Bohlsbach von einem Zigeinerkind zu unterhalten 30 fl

Man hat also den Kindern Kleidung gekauft und sie an Pflegeeltern gegeben, während man gleichzeitig mit Pulver und Blei Jagd machte auf die Zigeunereatern. Gestorbene Kinder erhielten aus christlicher Pietät einen Sarg, für die Erwachsenen gab es Seile, um sie zu fesseln und nach Breischach ins Zuchthaus zu bringen. Das ganze Dilemma der Zeit der Aufklärung zeigt sich hier deutlich: Gewalt und Philanthropie lagen dicht beisammen.

Literatur (chronologisch)

Thomasius, Jakob: Gründliche historische Nachricht von denen Zigeunern etc. Frankfurt/Leipzig 1748 (zuerst als lat. Dissertation 1671 erschienen).

- Grellmann, Heinrich Moritz Gottlieb: Die Zigeuner. Ein historischer Versuch über die Lebensart und die Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes in Europa, nebst ihrem Ursprung. Dessau und Leipzig 1783 (2. Aufl. 1787).
- Hohmann, Joachim S.: Geschichte der Zigeunerverfolgung in Deutschland. Frankfurt 1981.
- Vossen, Rüdiger: Zigeuner. Roma, Sinti, Gitanos, Gypsies zwischen Verfolgung und Romantisierung. Frankfurt 1983.
- Ruch, Martin: Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen „Zigeunerforschung“ von den Anfängen bis 1900. Diss., Freiburg 1986.
- Gilsenbach, Reimar: O Django, sing Deinen Zorn! Sinti und Roma unter den Deutschen. Berlin 1993.
- Gilsenbach, Reimar: Weltchronik der Zigeuner. Teil 1: Von den Anfängen bis 1599. Frankfurt 1994.
- Reemtsma, Katrin: Sinti und Roma. Geschichte, Kultur, Gegenwart. München 1996.
- Jenisch, Bertram (Red.): 60 Jahre vergangen, verdrängt, vergessen? KZ Deportation der Herbolzheimer Sinti-Familie Spindler. Herbolzheimer Blätter 2003.

Anmerkungen

- 1 Vgl. die Registerbände 1–3.
- 2 München, London, New York, Paris, K.G. Saur 1993, 1674 S.
- 3 Sebastian Brants Annalen. In: Les chroniques Strasbourgeoises, Strasbourg 1892.
- 4 Mittl.a.d.Fürstenbergischen Archiv, Bd.1 (1510–1559), Tübingen 1894, 340.
- 5 Abschrift Casimir Walter vom Original, Nachlass Walter, GLA Karlsruhe 65: 11212.
- 6 Stadtarchiv Offenburg (StA OG) Ratsprotokoll (RP) 13.6.1607.
- 7 StA OG, RP 1616, fol. 113 v.
- 8 StA OG, RP 23.11.1654, 277.
- 9 Bechtold, Arnold: Johann Jakob Grimmelshausen und seine Zeit. München 1919, 154–156.
- 10 StA OG, Taufbuch 1736–63, 1747.
- 11 Baumgarten: Aus dem Gengenbacher Klosterleben, in: ZGO 1682.
- 12 Stadtarchiv Lahr I / 294.
- 13 Stadtarchiv Gengenbach, Aufzeichnungen Kast, 291.
- 14 Kast, 378.
- 15 Archiv Freiherr von Franckenstein, Rentamt Offenburg, Fasc. 764. – Der Verfasser dankt der Familie von Franckenstein für die freundliche Genehmigung zur Archivnutzung!
- 16 GLA 119:599.
- 17 Josef Reinhard, in: Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Offenburg 1995, 460 f.
- 18 Offenburger Tageblatt, 1.6.1982.
- 19 Aus: Kauß, Dieter (Red.): 800 Jahre Allerheiligen. Kloster und Kultur im Schwarzwald. Offenburg 1996, 189.
- 20 StA OG, Dekrete der Stadt Offenburg, Nr. 57, 8.12.1763.
- 21 StA OG, RP 1765, Nr. 3.
- 22 StA OG, RP 1765, Nr. 426.
- 23 Appenweierer Gerichtsrechnung. Mein Benedict von Brudern Kays. Kön. Vogtens und Verrechners des zur Reichslandvogtey Orttenau zugehörigen Gerichts Appenweier ... in annis 1775 et 1776. Gemeindearchiv Appenweier. – Frdl. Hinweis von Karl Maier, Appenweier.

Sinti & Roma

Ihre Vergangenheit und Gegenwart

Jane Kwiek

Plädoyer

Liebe Leserinnen und Leser der ORTENAU!

Falls Sie eine Geschichte einer dunkelhäutigen exotischen Frau erwarten, nach dem Motto „Lustig ist das Zigeunerleben“, muss ich Sie leider enttäuschen. Dunkelhäutig? Nein. Exotisch? Auch nicht. Sie werden sich sicherlich fragen, was ich mit diesen Aussagen bezwecken möchte ...

Nun: fragt man heute in Deutschland die Leute, was ihnen zu den Sinti und Roma einfällt, dann weiß kaum jemand etwas dazu zu sagen. Fragt man sie, was ihnen zu „Zigeunern“ einfällt, so kommt schnell eine Sammlung alter Vorurteile zusammen: „Zigeuner stehlen mit Vorliebe kleine Kinder“ – „Wäsche von der Leine und Hühner in den Stall, die Zigeuner kommen!“ – „Zigeuner stehlen wie die Elstern“. Daneben gibt es auch eine unangemessene Romantisierung wie in dem Lied: „Lustig ist das Zigeunerleben“. Beim Nachdenken über dieses Klischeebild wird jedoch klar, wie sehr die Vorstellungen immer noch davon geprägt sind.

Ist das Leben der Sinti und Roma tatsächlich „lustig“?

Ganz im Gegenteil: der Alltag ist von je her begleitet von Diskriminierungen, und hinter einem Lächeln verbirgt sich ein tiefer, lang andauernder Schmerz – ein Schmerz, der sich bei jeder neuen Diskriminierung deutlich bemerkbar macht.

Woher resultiert dieser Schmerz und woher die Diskriminierung?

Das könnte ein interessantes Thema werden.

Ein interessantes Thema wären genauso die Erlebnisberichte von Überlebenden des Nationalsozialismus aus der Region.

Ich habe es mir, wie Sie sehen, nicht leicht gemacht mit der Wahl meines Themas für Sie. Da ich mir überlegte, ob so manchen sofort bewusst sein wird, mit welchen Qualen durch den Nationalsozialismus und die daraus resultierende Traumatisierung – die bis in die heutige, die dritte Generation hineinreicht – das Leben der Sinti und Roma verbunden war und immer noch ist.

Bevor also solche Leidensberichte von Noch-Überlebenden erzählt werden können, sollte unbedingt zuvor ein Fundament gelegt werden. Damit meine ich das Grundwissen über die Geschichte der Sinti und Roma. Die

Kenntnis der Geschichte der Sinti und Roma ist grundlegend ein Wegbereiter für ein besseres Verständnis für die Leidensberichte der alten Menschen, aber auch für die Gegenwart dieser Minderheit selbst. Deswegen habe ich mich bewusst für dieses Mal für die Darlegung des geschichtlichen Hindergrunds und seine Auswirkungen bei der Minderheit der Sinti und Roma in der Gegenwart und in unserer Gesellschaft entschieden.

Begleiten Sie mich, liebe Leserinnen und Leser der ORTENAU, in die sachlich-nüchternen Teil-Abschnitte des folgenden Berichtes, die ich in die Themen „Geschichte“, „Leiden“, „Traumatisierung“ und „Diskriminierung“ unterteilt habe, und verfolgen Sie mit mir die Geschichte und das Leiden eines traumatisierten Volkes bis in die heutige Gegenwart. Nach diesem Bericht, so bin ich überzeugt, können die Leidensberichte unserer alten Menschen mit jenem (notwendigen) besonderen Verständnis aufgenommen werden, das den Leiden der Überlebenden des Nationalsozialismus durch Anerkennung und Aufwertung gerecht werden kann.

Der Völkermord an über 500.000 Sinti und Roma und Millionen Juden ist ein in der Geschichte der Menschheit einzigartiges Verbrechen, das sich jeder Gleichsetzung mit anderen Gräueltaten und Völkermordverbrechen entzieht. Einzig und allein aus so genannten „Gründen der Rasse“ wurden die Opfer im gesamten europäischen Machtbereich der Nationalsozialisten ausgegrenzt, entwürdigt, entrechtet, verfolgt und ermordet. Die besonderen Merkmale dieser im deutschen Namen vollzogenen Verbrechen sind: die ideologische Vorbereitung, die systematische Organisation, die totale Erfassung, die bürokratische Planung, die fabrikmäßige Vernichtung.

Der Holocaust war eben kein blindes Wüten, kein hasserfüllter Exzess, sondern politisches Programm, er wurde kaltblütig und kontrolliert vollzogen. Die Entwürdigungen, Verleugnungen, Beraubungen und Deportationen der Opfer fanden in aller Öffentlichkeit statt. Grundlage war die in Universitätsschriften wie Schulbüchern verbreitete Rassenideologie der Nazis, die Aufteilung in „Herrenmenschen“ und „Untermenschen“. Das erklärte Ziel wurde „Ausmerzen“ oder „Reinigung des Volkskörpers“ genannt und bedeutete am Ende nichts anderes als die Vernichtung aller Juden, Sinti und Roma vom gerade geborenen Säugling bis zu den alten Menschen. Keiner sollte entkommen.

Die rund 600-jährige Geschichte der Sinti und Roma in Mitteleuropa war von Beginn an eine Geschichte der Verfolgung, der Diskriminierung und Entrechtung, des versteckten und offenen Rassismus. Dennoch blieben Möglichkeiten des Lebens und Überlebens, und schließlich auch, ähnlich wie bei den Juden, der Integration. Zum „Zivilisationsbruch“, zu dem in der Geschichte der Menschheit einzigartigen Verbrechen des Holocaust, aber kam es im 20. Jahrhundert mit dem Völkermord an den Juden, Sinti und Roma.

Um sich ein genaueres Bild von den Auswirkungen des Völkermordes an den Sinti und Roma – Genozid, Zwangsarbeit, Verfolgung, medizinische Experimente, eugenische Maßnahmen und der Zerstörung großer Teile ihrer Kultur – machen zu können, ist es von besonderer Bedeutung, den Charakter und den Modus der nationalsozialistischen „Zigeunerpolitik“ in seiner Komplexität ineinander greifender und/oder konkurrierender Instanzen und Institutionen zu verstehen, die sich nach Kräften mühten, Städte, Kommunen, Behörden, Schulen etc. „juden- und zigeunerfrei“ zu machen.

Die Verfolgungsgeschichte der Sinti und Roma begann schon kurz nach dem ersten Eintreffen ihrer Vorfahren in Europa und nicht erst mit Beginn der Nazi-Diktatur. Genauso wie im Falle der Juden sind die Vorurteile gegen Sinti und Roma schon Jahrhunderte alt. Sie galten als verantwortlich für Pest, als Türkenespione usw. Als Asoziale, Arbeitsscheue und Kriminelle beschimpft man sie ja noch bis heute. Und bestenfalls werden sie mit herablassendem Wohlwollen als „Problemfamilien“ oder fremdartige „Randgruppe“ betrachtet.

Bereits im Jahre 1931 hatte eine Stelle der SS in München mit der Erfassung der Juden und Zigeuner, den beiden so genannten „außereuropäischen Fremdassen“, begonnen. Kurz nach der Machtergreifung der Nazis wurde im Jahre 1936 im Reichsinnenministerium in Berlin das „Rassenhigieneinstitut“ unter Leitung des Tübinger Nervenarztes Dr. Robert Ritter und seiner Mitarbeiterin Eva Justin eingerichtet.

In den meisten Fällen wurden medizinische Experimente an Häftlingen von Himmler selbst angeordnet, meist in Absprache mit Nebe und Reichsarzt Dr. Grawitz. Die Koordination der Experimente erfolgte durch den Chef des Amtes D II des SS-Wirtschafts-Verwaltungsamtes Dr. Enno Lolling; in seiner Verantwortung lag es auch, die Häftlinge den Ärzten in den Konzentrationslagern für die unterschiedlichsten Zwecke zur Verfügung zu stellen.

Sinti und Roma wurden unter anderem zu folgenden medizinischen Experimenten missbraucht: Fleckfieber-, Typhus- und Senfgasversuche, Versuche zur Sterilisation und Kastration mit Röntgenstrahlen und Pflanzengift, Meerwasserexperimente und Kälteschockversuche. Außerdem wurden von Dr. Mengele Versuche an eineiigen Zwillingen durchgeführt. All diese Experimente waren für die Opfer mit unsagbaren Qualen verbunden und führten meist zum Tod.

Die Deportation von Sinti- und Roma-Kindern aus Heimen in die Vernichtungslager

Besonders tragisch war das Schicksal der Sinti- und Roma-Kinder in Kinderheimen. Viele dieser Kinder waren dorthin eingewiesen worden, nach-



Die Mulfinger Sinti-Kinder vor ihrer Deportation nach Auschwitz.

dem man ihre Eltern in die Konzentrations- und Vernichtungslager deportiert hatte. Nur für wenige Heime lässt sich das Schicksal der dort untergebrachten Kinder allerdings genau rekonstruieren.

Die Sinti-Kinder von der Katholischen St. Josefpflege in Mulfingen

Eine besondere Stellung nahm das katholische Kinderheim St. Josefpflege in Mulfingen ein, wo schulpflichtige Sinti-Kinder aus Württemberg, deren Eltern man deportiert hatte, zentral zusammengefasst worden waren. Entsprechende Maßnahmen wurden auch von den Erziehungsbehörden Hannover, Potsdam und Berlin durchgeführt. Während die meisten Sinti-Kinder aus anderen Heimen gemäß Himmlers „Auschwitz-Erlaß“ bereits im Frühjahr 1943 nach Auschwitz-Birkenau verschleppt wurden, hat man die 41 Sinti-Kinder in Mulfingen zunächst von der Vernichtung ausgespart. Eva Justin, enge Mitarbeiterin Robert Ritters, wollte sich ihre Doktorarbeit mit der angeblichen „rassischen Minderwertigkeit“ dieser Kinder verdienen. Nach Abschluss ihrer „Untersuchungen“ wurden die Mulfinger Sinti-Kinder unverzüglich in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau deportiert, wo, mit Ausnahme von vier Überlebenden, alle in den Gaskammern ermordet wurden.

Traumatisierung eines ganzen Volkes über Generationen

Diese Erfahrungen der Vergangenheit, aber auch die gegenwärtigen Diskriminierungen, Ausgrenzungen und Ungleichbehandlungen im Alltag, die kollektive Stigmatisierung der gesamten Volksgruppe, erhalten ihr erdrückendes Gewicht vor allem beim konkreten Individuum. Betrachten wir den extrem traumatisierten Menschen, der unter solchen lebensfeindlichen Bedingungen weiter um sein Überleben kämpfen musste. Wenngleich im familiären Schutzraum oder im einfühlsamen, vorbereitenden Zeitzeugengespräch ein Sprechen über die traumatischen Ereignisse möglich war, bleibt die schwierige Frage offen, inwiefern dadurch die übermächtigen Ereignisse durchgearbeitet worden sind. Ebenso schwierig bleibt die Frage zu beantworten, wie stark die gesellschaftliche Nichtanerkennung des Völkermords und damit die Leugnungen der Leidenserfahrungen der Überlebenden sowie die teilweise entwürdigenden Auseinandersetzungen der Überlebenden mit den Behörden traumatisieren. Diese Erfahrungen haben nicht nur die Überlebenden zum Verstummen gebracht, sondern auch gerade die traumatischen Ereignisse in den Familien fixiert und eingefroren.

Wenn ich über das Leiden und den Völkermord an den Sinti und Roma berichte, dann berichte ich über einen tiefen Schmerz und eine tiefe Brandwunde. Der Holocaust ist ein Begriff für alle Sinti und Roma, bei dem ihnen der kalte Schweiß über die Stirn läuft, ganz gleich, ob derjenige selbst zu den Opfern gehörte oder nicht. Der Holocaust ist eine Traumatisierung, die bis in die dritte Generation reicht.

Funktion der „Zigeunerbilder“

„Zigeunerbilder“ bilden eine projektive Folie der Wahrnehmung, Deutung oder Rechtfertigung im Alltagshandeln vieler Menschen. Die Wirklichkeit der diskriminierten Menschen wird als unveränderbar gesetzt: Das vorgestellte Bild wird zum Seinzustand einer Welt, die so ist und so sein muss, wie sie gesehen wird. Ob dies aber wirklich so ist, ist etwas anderes. Das Vorurteil ist fest zementiert und braucht nicht mehr überprüft zu werden. Darüber hinaus korrespondieren diese verzerrten Wahrnehmungsfolien mit antisozialen Verhaltensweisen. Etikettierung und Stigmatisierung sprechen eine deutliche Sprache: Sie diskriminieren, sie entwirklichen, entmenschlichen, verletzen, demütigen, entwerten die anderen und rechtfertigen die eigene Position. Antiziganistische Einstellungen haben im Vergleich zum Antisemitismus in den letzten Jahren zugenommen. Offensichtlich erfüllen sie auch die Funktion, mit dem Bild „Zigeuner“ die Lebenswirklichkeit der Sinti und Roma unsichtbar zu machen und die wirklichen Menschen zugleich abzuwerten. In einer Emnid-Umfrage lehnten 68% der deutschen Bevölkerung Sinti und Roma als Nachbarn ab.

Vergangenheit, Gegenwart und jetzt ...

Die Verfolgung, der Völkermord, die daraus resultierende Traumatisierung, die Stigmatisierung der „Zigeunerbilder“, dies alles sollte man unbedingt wissen und im Hinterkopf, vielleicht aber auch im Herzen behalten, um die wahre Geschichte der Sinti und Roma zu kennen. Jede Generation sollte sich mit der eigenen Geschichte befassen und einen Blick auf die Vergangenheit werfen, weil uns die Erinnerung hilft, „Gut und Böse“ zu unterscheiden. Die Vergangenheit zeigt regelrecht mit dem Finger darauf, dass die Würde des Menschen erste Priorität hat. Die Erinnerung der Vergangenheit soll auch mit dazu beitragen, für ein besseres Verständnis von Vergangenheit und Gegenwart der Minderheit der Sinti und Roma zu sorgen. Ist es nicht endlich an der Zeit, die alten Klischees (Wahrsagerei, „Zigeuner“ sind dreckig, bringt die Kinder in Sicherheit, die „Zigeuner“ kommen, Wäsche von der Leine, Rollläden zu, die „Zigeuner“ sind im Dorf etc. ...) über Bord zu werfen und endlich damit anzufangen, zueinander Brücken zu bauen. Wenn wir jetzt damit nicht anfangen, wann dann?

Mit dieser Grundlage des Wissens der Geschichte über die Sinti und Roma, die Ihnen in diesem Bericht vermittelt wurde, können nun Leidenserfahrungen von Überlebenden oder Diskriminierungen der Sinti und Roma erst richtig verstanden und nachvollzogen werden.

Literatur:

Romani Rose: „Wir wollen Bürgerrechte und keinen Rassismus“

Bilder aus:

Romani Rose: „Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti & Roma“. Bausteine: „Zwischen Romantisierung und Rassismus“

Der Moment zu gehen

Erster freundlicher Blick auf die jüdischen Kontingentflüchtlinge in der Ortenau

Rita Breit

*„Dort, wo ich herkomme, ist das Leben zum Leben ungeeignet.“
Wladimir Kaminer (Russendisco)*



Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs waren die alten Landkarten ungültig geworden. Und manche Begriffe erhielten eine neue, vorher allerhöchstens momentan angedachte oder, wer weiß, erträumte Dimension.

Am 20. Januar 1991 beschlossen Bundesregierung und Ministerpräsidenten der Länder zusammen mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland, jüdischen Flüchtlingen aus der GUS und den Baltischen Staaten den Status von *Kontingentflüchtlingen* zu gewähren, wie er 1973 zuerst den chilenischen Flüchtlingen zugute gekommen war. Dieser Status meint: unbegrenztes Aufenthaltsrecht mit Arbeitserlaubnis ohne Asylverfahren.

Im Hintergrund dieser Maßnahme stand zweifellos das Schulternwollen einer gewaltigen Verantwortung: dieses Deutschland dürfe jüdischen Flüchtlingen niemals mehr die Tür vor der Nase zuschlagen. In den kleinen, überalterten jüdischen Gemeinden in diesem Land indes, die mitunter nur mit Mühe einen Minjan¹ für ihre Schabbatgottesdienste aufbrachten, glomm noch ein anderer Hoffnungsfunke auf: dass sie nämlich durch diese jüdischen Emigranten – gewissermaßen als Vitaminstoß in durchaus heroischer Dosis – wieder zu Kräften kommen könnten.²

(„Das sind schon zwei große Unterschiede“, sagt man in Odessa. – In Sankt Petersburg übrigens genauso, nur dass man, um nicht als Nachäffer zu gelten, vorsichtshalber noch hinzufügt: „... so sagt man in Odessa.“)

Mittlerweile, ein gutes Jahrzehnt später, ist Deutschland nach Frankreich und England die drittgrößte jüdische Gemeinschaft in Europa. Zwischen 1993 und 2001 stieg die Zahl der jüdischen Zuwanderer von 16.594 auf 164.492.³ In den jüdischen Gemeinden, sog. Einheitsgemeinden (orthodox, konservativ und liberal unter einem Dach), hat der Mitgliederzuwachs durch die neuen Familien die früheren Mitgliederzahlen im Galopp gleich

mehrmals überholt. Auch zu Neugründungen geführt. Und vielleicht auch zu einer Renaissance des liberalen Judentums in Deutschland. Denn unter den Neugründungen sind auch liberale Gemeinden. Ein lebendiger jüdischer Pluralismus wie in England und Frankreich – wird er fruchtbaren Boden finden, um in einem zunehmend säkularen Europa zu gedeihen?

Auch die mittlerweile elf jüdischen Gemeinden Badens sind aufgeblüht und gedeihen.⁴ Die neuen Familien brachten eine erfreulich komplette Alters- und Generationenpalette mit, ihre Lebendigkeit, Bildung und Kultur, Herzenswärme, *Papyrossi und Pelmeni*, ihre Freuden, ihre Sorgen. *Das Kinderlachen.*



Moskau. Odessa. Kiew. Sankt Petersburg. Die riesigen Metropolen des Ostens. Akademiker und Großstädter sind diese jüdischen Zuwanderer. *Intelligenza*. Ihr Alltag war geprägt vom Eng-Aufeinanderhocken mehrerer Familien in den sozialistischen Kommunalwohnungen. Oh gewiss: daraus allein mag sich schon die gewaltige Sehnsucht entzünden nach einer größeren Leichtigkeit des Seins.

Wir wurden gedrückt, weil wir Juden sind.

Im kommunistisch-atheistischen System erzogen und aufgewachsen, „wo die Religion etwas Fremdes war“⁵, hatten sie ihre Identifikation mit dem Judentum vor allem durch Diskriminierung wahrnehmen müssen. Zeitweise Studienbeschränkung z. B. für Medizin, Physik; Berufsbeschränkung für jüdische Akademiker; staatlicher Antisemitismus-Antizionismus. Nicht allein durch die Tschernobyl-Katastrophe 1983 war das Land vergiftet. Die *Perestrojka* setzte außer Hoffnungen auch Gewalt frei. Und neuen Antisemitismus. Gerüchte über mögliche Pogrome kursierten, verdichteten sich – waren sie staatlich gelenkt? – 1990 kam es in Tadschikistan zu Ausschreitungen.⁶

Alles hat seinen Moment, heißt es. Und mitunter gräbt der sich unvergesslich ins Gedächtnis ein. Lebenslang. Jener Moment etwa, in dem Menschen begreifen müssen, dass es höchste Zeit wird, zu fliehen.

So erzählte mir ein Ehepaar aus Sankt Petersburg (promov. Ingenieur, Betriebswirtin), wie es 1992 – schon mit dem Gedanken an Ausreise im Kopf – auf dem größten Platz der Stadt an eine Versammlung geriet, deren Redner in aller Öffentlichkeit dazu auffordern konnte, alle Juden umzubringen. Der Platz war umstellt von Milizen; keiner von denen machte auch nur die geringsten Anstalten,

einzugreifen. – Da wusste das Ehepaar: das ist der Moment zu gehen.

Eine Frau aus Odessa, die 1992 zusammen mit ihrem Mann (beides Ingenieure und damals Ende Vierzig) und ihrer 11-jährigen Tochter hierher gekommen ist, berichtete, dass sie sich endgültig zum Gehen entschlossen, als im Fernsehen in einer Sendung aus Moskau die Rede von Pogromen war, zu denen es kommen könnte.



Maßgebend für die Zulassung als jüdischer Kontingentflüchtling ist für die Bundesrepublik der sowjetische Begriff der „jüdischen Nationalität“ (im sowjetischen Inlandspass eingetragen) oder mindestens ein jüdischer Elternteil. (Für die jüdischen Gemeinden hat indes die Halacha, das jüdische Religionsgesetz, Gültigkeit. Nach der Halacha ist jüdisch, wer als Kind einer jüdischen Mutter geboren oder zum Judentum übergetreten ist.) Die Anträge (samt Nachweisdokumenten) werden von den Botschaften und Konsulaten ans Bundesverwaltungsamt nach Köln zur Prüfung geschickt, dort nach dem sog. Königsteiner Schlüssel auf die Länder verteilt; nach Aufnahmezusage werden die Botschaften angewiesen, den Sichtvermerk auszustellen.⁷ Nach Baden-Württemberg kommen so etwa 12 % dieser Familien.

Im Moment, als die (deutschen) Grenzsoldaten mir gesagt haben: „Bitte, geben Sie Ihren Pass.“ – so freundlich und still, dass meine Frau und mein Sohn weiterschlafen können, weiß ich: Ich bin schon nicht mehr in der UdSSR, schon nicht mehr in Polen, nicht mehr in der Tschechoslowakei.

Zentrale Aufnahmestelle Karlsruhe. Übergangwohnheim. Sechsmonatiger Deutschkurs. *Deutschland ist jetzt unsere neue Heimat*, schreibt sie, die gewusst hat: *Ich fahre raus für die Ewigkeit*. Sie schreibt es in lateinischen, nicht in kyrillischen Buchstaben. Lauter fremde Wörter sind es, nur Wörter.

Unsere Deutschlehrerin, eine rumänische Sprachlehrerin, hat uns den Rat gegeben: „Wenn etwas auf der Straße passiert, dann gehen Sie vorbei.“ – Ich habe sie gefragt: „Stellen Sie sich vor, Ihre Tochter wird angegriffen. Wollen Sie wirklich, dass alle vorbeigehen?“ – Sie hat gestutzt, dann hat sie geantwortet: „Man kann nichts machen.“

Israelitische Gemeinde Freiburg. Anfangsbetreuung. Schabbatfeiern. Umschulungskurse. Wohnungssuche. Als die Gemeinde ihrem bejahrten Mit-

begründer, Siegfried Schnurmann⁸, aus Anlass der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes eine Feier ausrichtet, trägt ein schöner Bariton aus Kiew *Majn Stetele Beltz* vor und *A jiddische Mame* – auf Jiddisch.

Der Hausmeister im Wohnheimkomplex hat uns gesagt, in Offenburg gibt es Wohnungen und sie wollen wieder jüdische Familien in der Stadt haben. Der Rabbiner hat uns abgeraten: „Überlegen Sie, Ihre kleine Tochter wird dort keinen jüdischen Religionsunterricht in der Schule haben, dort ist keine Synagoge, keine jüdische Gemeinde.“

Im Februar 1993 (in Moskau und Sankt Petersburg herrscht Väterchen Frost) zogen fünf meist junge jüdische Familien nach Offenburg. Auch nach Kehl zogen jüdische Familien, nach Lahr, Friesenheim, Meißenheim und in andere Orte dieser Reblandschaft zwischen Rhein und Schwarzwaldsaum, die ihr betörendes Frühlingskleid anlegte, dann ihren bunten Sommer- und warmgoldnen Herbstschmuck, als heiße sie die Neuankömmlinge besonders willkommen. Und vermochte sich doch, diese fruchtbare, satte, diese betörend südliche Gegend, an den früheren Klang der jüdischen Gebete schon lange nicht mehr zu erinnern ...

Ein älteres Ehepaar erzählte, wie sie sich nach ihrem Umzug in die Ortenau im zuständigen Einwohneramt anmeldeten und man erst mal ungläubig nachfragte, ob sie auch wirklich Juden seien. Ihr „Ja, wir sind Juden“ muss sich dann in Windeseile im ganzen Haus herumgesprachen haben, jedenfalls ging in der nächsten halben Stunde unentwegt die Tür und einer nach dem andren kam das Verwaltungspersonal Bleistifte, Akten, Klebstoff usw. holen – und nutzte die Gelegenheit, schnell einen Blick auf das wirkliche jüdische Paar zu werfen.



Sankt Petersburg. Moskau. Odessa. Kiew. Bolschoi-Theater. Tretjakow-Galerie. Eremitage. Schwarzes Meer. Potemkinsche Treppe. Sie kommen aus Metropolen. Hier ist die Provinz. Allenfalls die Familien in Kehl können mitunter eins der Abonnementskonzerte des Straßburger Sinfonieorchesters besuchen. Aber die Gegend, oh natürlich, sehr gefällt sie ihnen. *Natur*. Das Gebirge. Das nach Süden hin. Alles. *Gegend ist wunderbar*.

Das erste Jahr war emotional sehr schwierig. Ich wusste nicht: was liegt vor uns? Als ich nach einem Jahr zurückgefahren bin nach

Russland, um meine Mutter zu holen, da war mir dann dort schon alles fremd. Und als ich mit meiner Mutter hierher zurückgekehrt bin, fühlte ich mich schon anders.

Ihr erster Frühling in der Ortenau und ihr erster Sommer. Kirschblüte. Behördengänge. Erste Waldspaziergänge. Buschwindröschen. Bärlauch. Kuckucksruf. Arbeitsamtsvorsprache. Sonntagsausflug in die Rebberge. Schwimmen im Korker See. Die ersten Erdbeeren aus der Ortenau. Umschulungskurse. Jobsuche. Festtagsgottesdienst in der Freiburger Synagoge. Bustour nach Paris. *Pelmeni*. Zwiebelkuchen. *Kren*. Heiße Maroni. Die Hohen Jüdischen Feiertage. Winter wird und Frühling. Nach einer Weile werden sie vielleicht zu den Gedenkveranstaltungen zum „Kristallnacht“-Pogrom gebeten. Nimmt die Gegend diese lebendige jüdische Gegenwart wirklich wahr?

Dieser Staat müsste begreifen, was für ein ungeheures Potenzial an Bildung und hervorragender Ausbildung ihm hier zugefallen ist – und er nutzt es nicht.



Zusammen mit der ZWST⁹ versuchen die Jüdischen Gemeinden eine Art Mindestplattform an Jüdischkeit zu vermitteln, etwa „ein Stückchen Interesse an unserer Religion. Wissen, was tut sich im Gottesdienst; Auskennen mit jüdischer Geschichte; ein bisschen über den Staat Israel und das Judentum“, wie der ZWST-Vorsitzende Abraham Lehrer aufzählt.¹⁰ Dahinter steht die Hoffnung: „dass jeder sich ein bisschen in die Gemeinde integriert und jeder dort seine jüdische Identität, in welcher Form auch immer, findet. Die einen machen es über den Sport, die anderen über das Jiddische. Ja, also, die Palette, die die Gemeinde rund um den eigentlichen Gottesdienst anbietet, ist doch relativ groß.“¹¹

In Odessa haben wir uns nicht so viel vorgestellt: dass ich soll sofort einen Platz und eine Arbeit bekommen und mein Mann auch. Andere, die sich das vorgestellt haben, sind enttäuscht gewesen.

Alles hat seinen Moment *und wenn nicht jetzt, wann denn?*¹² Als die Israelitische Gemeinde Freiburg i. Br. aus allen Nähten zu platzen droht, kommt es im Februar 1995 innerhalb weniger Tage zu zwei Neugründungen: Jüdische Gemeinde Emmendingen und Israelitische Kultusgemeinde Lörrach. Die jüdischen Familien in der Ortenau gehören hinfort zur Emmendinger

Jüdischen Gemeinde – kaum weniger weit entfernt als Freiburg, indes ebenfalls mit gewaltigem Engagement. In einer engagierten Stadt.

Von der früheren jüdischen Gemeinschaft in Emmendingen war 1945 ein einziger Mann aus Auschwitz zurückgekehrt, er überlebte nur um wenige Jahre, hatte noch ein Buch über die Todeslager geschrieben.¹³ 1988 setzte die Stadt Emmendingen ihrer ausgelöschten jüdischen Gemeinde eine Gedenktafel, deren Text den mutigen Satz enthält: „Die Synagoge wurde am 10. November 1938 von Emmendinger Bürgern demoliert und niedergerissen.“

Das Kinderlachen: die jüdischen Gemeinden leisten einen gewaltigen sozialen Einsatz. An Lebenskraft. Und Lebenszeit. Auch die Jüdische Gemeinde Emmendingen, die nun bald auf ihr erstes Jahrzehnt zurückblicken wird: sie betreut fast 300 Mitglieder, überwiegend Zuwanderer aus den GUS-Staaten, und „selbstverständlich auch deren nichtjüdische Ehepartner und Kinder“¹⁴: Auch wieder mehrheitlich Akademiker, haben die Emmendinger Gemeindemitglieder im arbeitsfähigen Alter (stärkste Altersgruppe: 41–50 Jahre) fast alle Arbeit, sind in Umschulung oder Studium.¹⁵

Soziale Betreuung der Menschen in den Übergangwohnheimen. Religionsunterricht. Jugend- und Kindergruppen. Deutsch-und-russischsprachiger Begleitungsdienst für Senioren zum Arzt. Kunst- und Russischkurse für Jugendliche. Aufbau einer deutsch-russisch-hebräischen Gemeindebibliothek. Zusammen mit der ZWST Mitorganisation von Familien- und Seniorenseminaren, Kinder- und Jugendferienlagern. Ein Lebenswerk. Nein: mehrere.

Zu den zutiefst berührenden Momenten gehören: Im August 1999 erhielt die Jüdische Gemeinde Emmendingen ihre erste eigene Thorarolle. Und im April 2001 feierte der erste dreizehnjährige Junge aus den neuen jüdischen Familien seine Bar-Mizwa (Religionsmündigkeit).

Das Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde Emmendingen, zum bevorstehenden Schawuoth-Fest (Erntefest, Fest der Gesetzgebung am Sinai) sehr hübsch mit farbigen Erntesträußen illustriert, kommt in deutscher und russischer Version heraus.

Es ist Brauch, an Schawuoth die kleine Schriftrolle mit der Geschichte der Ruth zu lesen, die ihre alte verwaiste Schwiegermutter nicht allein aus der Fremde zurückgehen lässt und zur Urgroßmutter Davids wird. Es ist eine Geschichte von Liebe und Treue, die kein Gesetz gebieten kann, deren Erfüllung indes weit über sich hinausreicht als in die Geschichte wirkende Tat; sie lehrt den *Geist der Gebote*.¹⁶



*Ich geh' an den Häusern vorbei,
 blick' an den Fenstern hinauf,
 denke: hinter jedem ein eigenes Schicksal:
 ein Kind wird geboren,
 jemand stirbt,
 Menschen sind fröhlich und tanzen.
 Sooft ich mich auch frage,
 kenn ich doch
 keines dieser Schicksale ...*

Sie haben ihre ersten Gräber in diesem Land, auf dem jüdischen Friedhof in Freiburg. Nach acht Jahren haben sie den Antrag auf Einbürgerung stellen können. Am 25. März 1994 brannte in Deutschland wieder eine Synagoge, in Lübeck, gottlob ohne dass Menschen verletzt wurden.

Bleibt die Frage, ob sie hier angekommen sind.

Anmerkungen

- 1 Erforderliche Mindestzahl von zehn Männern.
- 2 Müller-Tupath, Karla: Von der kleinen Gemeinde und ihren Veränderungen, in: Ginzler, Günther B. (Hrsg.): Der Anfang nach dem Ende. Jüdisches Leben in Deutschland 1945 bis heute, Düsseldorf 1996.
- 3 Der SPIEGEL 19/2004.
- 4 Israelitische Kultusgemeinde Baden-Baden; Jüdische Gemeinde Emmendingen; Israelitische Gemeinde Freiburg i.Br.; Jüdische Kultusgemeinde Heidelberg; Liberale Gemeinde Derech Chadascha Heidelberg; Jüdische Gemeinde Karlsruhe; Israelitische Kultusgemeinde Konstanz; Israelitische Kultusgemeinde Lörrach; Jüdische Gemeinde Mannheim; Israelitische Kultusgemeinde Pforzheim; Jüdische Gemeinde Rottweil und Villingen-Schwenningen.
- 5 Bubis, Ignatz: Jüdisches Leben in Deutschland 1945–1995, in: Ginzler, Günther B. (Hrsg.): a.a.O., 47 f.
- 6 Kobzareva, Maja: Alija nach Deutschland? Jüdische Migranten aus den GUS-Staaten am Beispiel der Jüdischen Gemeinde Emmendingen, Freiburg 2002 (Diplomarbeit d. Kath. Fachhochschule Freiburg/Fachbereich: Sozialarbeit), 32.
- 7 Eichhofer, André: Die Aufnahme jüdischer Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion als Kontingentflüchtlinge (mit Berücksichtigung des Zuwanderergesetzes), Trier (Institut für Rechtspolitik der Universität Trier) 2002.
- 8 Siegfried Schnurmann aus Offenburg war der letzte Organist der ausgelöschten jüdischen Gemeinde Offenburg.
- 9 ZWST (Zentrale Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland).
- 10 In: Der Kreis (deutsche Beilage der russ. ZS Krug) 11/61, 2001.
- 11 ebd.
- 12 Bin ich nicht für mich, wer ist für mich? und bin ich nur für mich selbst, was bin ich? und wenn nicht jetzt, wann denn? Hillel, Sprüche der Väter.

- 13 Weinstock, Rolf: Das wahre Gesicht Hitler-Deutschlands. Häftling Nr. 59.000 erzählt von dem Schicksal der 10.000 Juden aus Baden, aus der Pfalz und aus dem Saargebiet in den Höllen von Dachau, Gurs-Drancy, Auschwitz, Jawischowitz, Buchenwald, Singen 1948.
- 14 Homepage der Jüdischen Gemeinde Emmendingen
- 15 Kobzareva, Maja: Alija nach Deutschland? ..., 32.
- 16 Goldberg, Arnold M.: Das Buch Ruth, in: Die Heilige Schrift des Alten Testaments Bd. II/1 Josua – Ruth – Samuel I – Samuel II. Aus dem Urtext übersetzt von Arnold M. Goldberg, Freiburg 1967.

A Father's Story

Rolf Levy und Christina Ceballos-Levy

Rolf Levy, geboren 1930 in Schmieheim, wanderte mit den Eltern 1938 nach Südamerika aus. Gemeinsam mit der Schwiegertochter Christina Ceballos-Levy schrieb er für die „Ortenau“ seine Erinnerungen nieder an die Kindheit in Schmieheim, an die Übergriffe der Nazis, an die Auswanderung und die Überfahrt nach Kolumbien, an die schweren Anfänge und schließlich die Gründung einer Bäckerei. Heute lebt Rolf Levy mit Frau und Kindern in Miami.

All across the world, in all walks of life, families everywhere look forward to Summer vacations as a way to spend meaningful time together. When my own children were young, I made it a point every year to take them to someplace exciting and new-Florida and New York in the United States, Switzerland and Italy in Europe, Ecuador and various Colombian cities in South America. I always hoped that, as adults, they would look fondly upon the memories they had of their vacation days with their father and one day do the same with their own children.

In July of 2003, my children, who are now adults and starting families of their own, put an exciting twist on the idea of a family vacation. My sons surprised my wife, Nohra, and me with the gift of a trip to Germany, which I had not visited in thirty years. The best part of this gift was that three of my sons, Guillermo, Rodolfo, and Oscar, would be joining us. My sons, who were born and raised in Colombia, South America, told me that they wanted to know the place where their father had grown up. Many times I had tried to tell them about my life in Schmieheim as a boy, but my memories of those days were scant. I could tell them that Schmieheim was a small town in Germany's Black Forrest and, like most German towns, it had a Schloss in the town center surrounded by family homes. I could relay only vague memories of my grandparents, the excitement of getting dressed for celebrations in the town, and the sweetness of my mother's rhubarb tarts. I remembered leaving Germany suddenly with my parents and two younger brothers and boarding a steamship that eventually landed in Colombia. Other than those memories, I could not fill in any of the gaps for them. Our family vacation of 2003 was just the catalyst my memory needed to enable me to tell my children the story of their father's childhood.

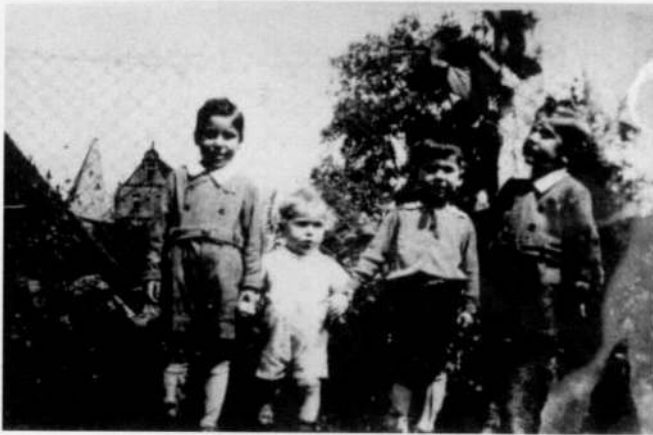
This was actually my second visit to Schmieheim since I left it as a small boy in 1938. My first return took place in 1973, when my parents, my brother Lothar, and our wives took my father back to the Black Forrest



*Rolf, Helmuth, and Manfred Levy
in front of grandfather's fence in
Schmieheim*

to reunite with his friends and celebrate his sixty-sixth birthday. Our first stop on that trip was Frankfurt, where my father attended a reunion with some German friends. From there, we traveled to Schmieheim. This was a trip that proved to be very emotional for my parents, particularly my father. Although my father must have been flooded with the memories of the life we left behind in Schmieheim, he kept most of these to himself. As a result, I could not tell my own children much about that trip, other than the fact that my father had been reunited with some old friends, and the inhabitants of my family's former home had taken us for a tour of our old house in Schmieheim. Unfortunately, this trip may have proven to be too much for my father, for he died upon twenty days of our return to Colombia. The doctors said that he died of complications from a heart condition and diabetes, but we all suspected that he may have been overcome with emotion. Thirty years later, I found myself in the same place my father had been in the Summer of 1973. I was returning to Schmieheim with my sons and their wives to show them a part of their history.

On the day we arrived at Schmieheim, we were all full of anticipation and questions. Did the town still exist? Would I remember how to find my old house? Would anyone in the town remember my parents or me? Would this trip help me tell satisfy my sons' curiosity?



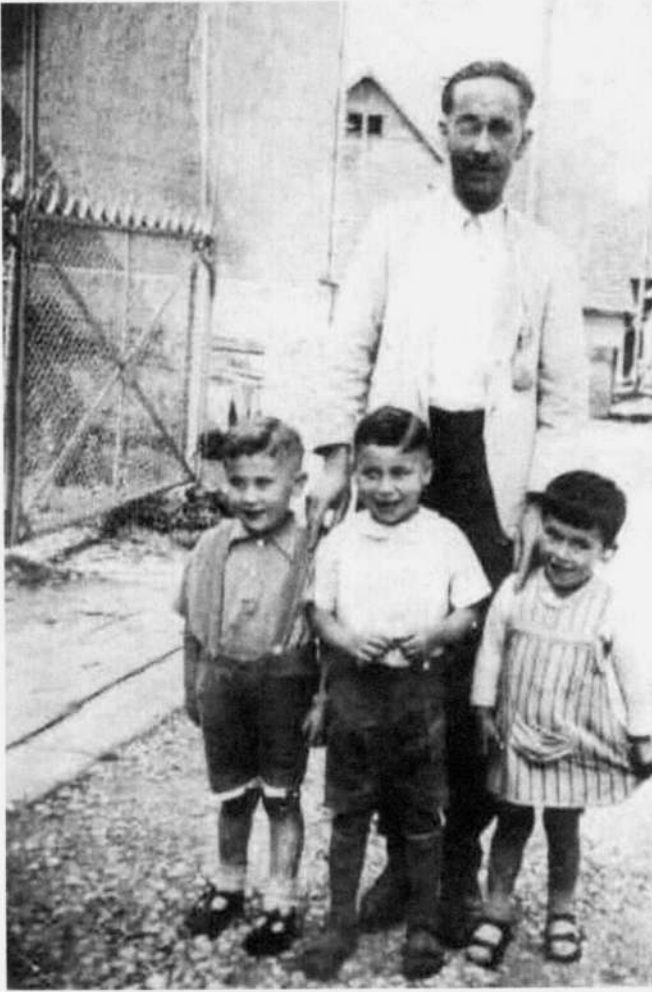
*Rolf, Lothar, Manfred,
and Helmuth Levy, Schmieheim
Schloss in background*

The drive through the winding roads of the Black Forrester began to answer all of these questions for me. The dark, dense foliage of the forrester's trees brought back the earliest memory I have of my hometown – the Summer of 1935, right before my fifth birthday. One of my favorite activities at the time was walking through the Black Forrester with my grandfather and chasing colorful butterflies. I could almost see the other boys from the town running after the butterflies, and my grandfather carrying me on his shoulders. I was born with a congenital heart condition, so I would tire easily when I was walking through those paths. In fact, I could not run and play like the other young children, and my parents were always extra careful to guard me from any injuries. My grandfather always accompanied me on these walks and would lovingly lift me up when he saw I needed a little help.

The memory of my grandfather triggered other memories of my family in Schmieheim. As we drove into the town, I remembered the Schloss I used to play by as a small boy. During the winter months, I would sled down the hills of the town Schloss with other boys. I could almost hear my mother scolding me as she did on the day I fell off the sled and hurt my nose. When I returned home that morning, and my mother saw my bloody nose, she prohibited me from sledding anymore that year. I spent the rest of that winter looking out at the other boys playing in the snow from our living room window. I was determined to find my house so that I could show my sons that window.

The only indication I had for the location of my family's house was that it was a short distance from the Schloss. Driving through Schmieheim, and with my sons's assistance, I was able to find it. It was the house I grew up in, together with my parents, my maternal grandparents, and my brothers, Lothar and Helmuth. It still looked identical to the way my family left it in 1938.

As we disembarked the car to get a closer look at the house, the memories came flooding back to me. By the front door of the house was the



Rolf, center, with grandfather

same light switch my father used to turn on at night. Across the street was the same warehouse where my family stored household and business supplies. Next to the house was the building that housed my grandfather's fencemaking business. Most prominent of all, however, was the attic window that housed the small space where my father hid from the Gestapo when they came to search the house in 1937.

My family was one of several Jewish families in Schmieheim. My mother's family, the Hofmanns, had been living intermittently in the town since the Sixteenth Century. This was a fact we learned during our visit to Schmieheim, when a town resident helped us trace our family tree in the town's records. My father, who was born in Frankfurt, moved to Schmieheim in 1933. At the time he arrived at Schmieheim, he already was married to my mother and was the father of two sons – myself and my brother, Helmuth. Eventually, my third brother, Lothar, was born in Schmieheim.

I still cannot recall much about Jewish life in Schmieheim, other than the festivities of the high holidays. On those occasions, relatives would come from other towns in Germany. My mother would take out her best



Rolf Levy with sons, Rodolfo, Oscar, and Guillermo Levy, in front of the former home of Rolf's parents in Schmieheim, June 2003

china, and all of the Jewish residents of the town would dress in their formal evening wear to attend services at the synagogue and share the evening meals.

As I remember, my father was well-liked by all of the residents in Schmieheim. Nevertheless, they did not help my father when the Gestapo came to look for my father at our home. When I was a small boy, there were at least two occasions when my father hid himself in our attic. Another time, he hid amongst the dark foliage of the Black Forest. On yet another occasion my mother asked a family friend to help hide my father. I do not remember the details of this event because I was a small boy, but I do remember going to visit my father in a nearby town, perhaps Lahr or Kippenheim. My mother towed me along in a small seat attached to her bicycle until we reached the town where my father was being kept under protected police custody. He spent approximately one week under protection, until the crisis temporarily subsided.

As I look back at these events, I realize that there came a time when my father no longer had to hide from these Gestapo raids because the residents of Schmieheim had come to think of him as a local hero. Shortly after the incidents described above, it could have been weeks or months later, there was a day on which torrential rains fell upon Schmieheim. Water raced



Verner Bloom (Schmieheim resident), Nohra, Rolf, Guillermo, and Oscar Levy, in front of the former home of Rolf's parents in Schmieheim, June 2003

down from the forest, gushed into the streets with great force, and rose several feet into a neighbor's house. The owner of the house, who was a non-Jew, was trapped in it, along with her young children and their family dog. She yelled for help, and my father was the only one who responded. Despite the strong current, my father jumped into the water and navigated his way to the house. He rescued the owner of the home, her children, and even the family dog. After my father's rescue of our neighbor and her family, our other neighbors began to protect him against the Nazi party raids.

I do not have any other memories of my life in Germany from this moment until the last day I lived in Schmieheim, which was in August of 1938. My parents did not tell me what was happening that day, but I knew that something very sad was about to take place. My parents and grandparents were crying unconsolably, as they were saying good-bye to each other. I now know it was because they suspected they never would see each other again.

In August of 1938, I was seven years old, Helmuth was six, and Lothar was three. My parents took the three of us from Schmieheim and boarded a train headed out of a nearby city to Le Havre, France. On August 25, 1938,

we embarked upon a steamship called "Cuba", which was docked at Le Havre. During World War I, this ship served as a military transport vessel. On this day, it was transporting Jewish emigrants to South America. It was not until a few years ago that I became aware that the – then President of Colombia, Eduardo Santos, had granted permission to a limited number of Jewish families to enter Colombia. When I was older, I learned that, shortly before our departure from Schmieheim, my parents had traveled to the Colombian consulate in Frankfurt, Germany, to obtain the entry permits for Colombia. I am not certain why my parents chose Colombia, but I believe that other South American countries, such as Argentina, had reached their quota for Jewish immigrants.

Our trip aboard the steamship lasted for more than three weeks. It always amazes me that there are only two things I can remember about my family's voyage to Colombia. The first is that, despite my fragile heart condition, I was one of few people aboard the steamship that did not become seasick during the trip. I befriended a young Polish, Jewish boy, who also was named Rolf. We seemed to be the only two people who were unaffected by the seasickness-epidemic, and we had the run of the boat to ourselves for the entire three weeks. My other memory is of our first stop, which took place in the Canary Islands. Several gypsies boarded the ship there. When these new passengers boarded, the crew placed all of their luggage on one side of the ship. Until these passengers disembarked some days later, the ship seemed to be traveling tilted to one side. I was afraid that we were going to capsize, but the ship returned to its normal state once these passengers disembarked with their luggage.

In September of 1938, my family and I arrived at Puerto Colombia in the northern coast of the country. All I remember about my arrival to Puerto Colombia is that we had to disembark the ship and walk along a seemingly endless and narrow pier to get to land. Having never learned how to swim, I clutched my mother's hand tightly, afraid that I would fall in the water and drown.

My family and I stayed in Puerto Colombia only one or two nights, and then we traveled to a larger city, Barranquilla, Colombia, where we stayed for one week. In retrospect, I do not know how my parents were able to communicate or find their way around the port cities of Puerto Colombia and Barranquilla. At the time, foreigners, particularly non-Spanish speakers, would seldom visit Colombia, much less the port towns where we had arrived. Needless to say, German Jews were a rarity throughout the country. The one preparation I now can remember my mother having made for our trip was the purchase of a Spanish-German dictionary in Germany. The "dictionary" was actually a large box that stored a collection of smaller volumes, one for each letter of the alphabet. For weeks before our departure from Schmieheim, my mother would teach my brothers and me words

from this enormous collection. I now realize that she was preparing us for our journey and our new home. At the time, I believed this to be a new family activity for the evening hours.

The little Spanish my mother learned from this dictionary was enough to enable my parents to purchase airplane tickets for our family's flight from Barranquilla, Colombia, to Cali, Colombia, where we lived for a few more months and where I eventually would return as an adult to raise my own family. The only thing I can remember of my family's voyage to Cali was that our flight, which had no more than ten passengers, made a stop in the city of Medellin. The passengers were asked to disembark the plane, but my brother, Helmuth, would not wake up. We yelled his name and tried to shake him from his slumber, but nothing we did could wake him up. My mother let him sleep aboard the plane and went to get him one and one-half hours later, when we were ready to board the plane that was headed to Cali.

After several hours, our flight landed in Cali, the city where we spent our first months as Jewish immigrants. My parents immediately enrolled me in the Jorge Isaacs Hebrew Academy. Although Cali was a relatively small city, there were some Jewish families living there, so a Hebrew school was in existence when we arrived. The Jorge Isaacs Hebrew Academy, which still exists today, was located on the top of a hill. Because of my heart condition, it was very difficult for me to walk to school in the mornings, and I was always short of breath by the time I arrived to the school.

My parents could not find work in Cali, so, after a few months, we moved to Palmira, a smaller city near Cali. Unlike Cali, which had a Jewish population large enough to support a Hebrew Academy, there were very few Jewish families in Palmira. As a result, my formal Hebrew education ended when I was seven years old. In Palmira, my father met another German Jewish immigrant who had started a bakery. He hired my parents to sell and deliver bread aboard bicycles they would ride around the town. Over time, my parents became known for their hard work and good business ethic and gained their own clients.

When my father arrived at Palmira, he was an agriculturer by trade and had hoped to establish an agricultural business. For nearly one year, he saved the money he earned working for the baker and attempted to invest it in land for farming. To my parents' dismay, the Jewish immigrant to which my father had entrusted the money for the land purchase ran off with my father's money, and we never saw him again.

My family suffered a second blow while living in Palmira. Prior to leaving Germany, my parents had arranged to ship our family's belongings to Buenaventura, Colombia. After several months, my parents received a telegram informing them that their belongings had arrived. When my parents arrived at Buenaventura, they learned that everything was gone. No-

body had told them when they shipped their belongings from Germany that Buenaventura's warehouses were uncovered and easy prey to thieves and rain. My parents' furniture, clothes, china, and books were all gone. Whatever was not stolen by thieves was destroyed by the elements.

My father was disappointed and frustrated, but he knew he had to establish his own business in order to make a good life for his family in Colombia. After having spent one year in Palmira learning the bakery trade, my parents moved to Ibague, a small Colombian city in the foothills of the Andes Mountains to start their own bakery. Ibague was not the ideal town to start a business because it had very few inhabitants at the time, but my health prevented us from moving to Bogota, the country's capital and my parents' preferred city of relocation. At an altitude of 2600 meters above sea-level, my doctors feared that Bogota's altitude would have an adverse affect on my heart condition.

Soon after arriving at Ibague, my parents started their own bakery. They ran this business with the knowledge they had acquired in Palmira and from books on bread and dessert baking they were able to find. This line of work was very hard for all of us. My parents' working days would begin before 5:00 a.m. and end at 10:00 p.m. In the end, however, it paid off, as my parents were able to provide a comfortable livelihood for themselves and their children. Indeed, "El Centro Social" (The Social Center), the bakery they founded, is still in existence today in Ibague, where it is run successfully by my brother, Helmuth.

Little by little, we began adjusting to our new lives in Ibague. In 1941, my "Colombian" brother, Enrique, was born. The birth of a Colombian son to my parents proved to be quite symbolic, for each year that passed integrated us more and more into our adopted society. The persecutions we experienced in Germany at the hands of the Nazi party were a thing of the past, but our Colombian integration also signaled a disintegration of many of our Jewish traditions. There were no other Jewish families in Ibague, no synagogue, and no Hebrew academy. In fact, my brothers and I were forced to attend classes on Catholic catechism in our schools in Ibague. At first, my parents attempted to persuade the principals to exempt us from these classes, but my parents eventually relented. Over time, we no longer celebrated the high holidays. My parents also ceased teaching us Hebrew and most Jewish traditions. At home, however, we continued to speak German for many more years. When I had children of my own, I continued this one small tie to my native country by educating them in a German school in Colombia, where they were taught in both the Spanish and German languages.

My family led a very isolated life in Ibague, not only because we were the only German or Jewish family in the city, but also because, in the 1940s, Colombia and its small towns were relatively cut off from the out-

side world. Once a week my parents would receive a newspaper in the German language called "Aufbau". It was our principal source of information from the world outside of Colombia. Once we were able to gain a better command of Spanish, we began reading a Colombian daily newspaper, "El Tiempo" (The Time). The only friends I remember my parents having in those early years were the Bloch family, who traveled with us aboard the same steamship from Germany to Barranquilla, Colombia. The Blochs stayed in Barranquilla and made their lives there, but my mother occasionally would write to the matron of the family, Meta Bloch, until one day we never heard from them again.

After World War II, we eventually began to hear news of my relatives' fates. In November of 1938, my maternal grandfather, Leopold Hofmann, was transported to the concentration camp at Dachau along with other Schmieheim residents. In June of 1939, he returned to Schmieheim, but he died shortly after from injuries inflicted at the camp. My maternal grandmother, Adelheid Hofmann, emigrated to the United States in 1948, and she lived with my uncle, Heinrich Hofmann, until her death. Due to economic conditions, my mother was unable to reunite with her mother. As a result, she never saw her parents again.

Our family vacation of the Summer of 2003 helped me fill in all of these details for my sons. What did not come to me in the form of memories is the product of an extensive investigation my children and I have undertaken since our return from Germany. It is with great pride that I can now tell my sons where their father is from and the struggles their grandparents faced to ensure our survival. My story is not remarkable for that of a Holocaust survivor, but it is part of our family's story. Now that I can tell it, I can only hope that my sons remember it and one day take their own children to Schmieheim to tell them a little bit about their past.

Die Evakuierung Straßburgs 1939¹

Louis Ludes

Zur Vorgeschichte: die Maginot-Linie

1926 empfahl die französische Kommission für die Grenzverteidigung „Commission de défense des frontières“ den Bau einer befestigten Verteidigungslinie gegen Deutschland. Vier Jahre später wurden die dafür nötigen Kredite in Höhe 2,9 Milliarden Franken von der französischen Kammer in Paris gewährt. Dies geschah auf Vorschlag des damaligen Kriegsministers André Maginot (1877–1932); so ging sein Name als „Ligne Maginot“ in die Geschichte ein, obgleich der tatsächliche Urheber sein Amtsvorgänger Paul Painlevé war.

1930 begannen die Arbeiten. 25.000 Zivil- und Militärpersonen wurden dafür eingesetzt. Bis zur (vorläufigen) Fertigstellung 1932 wurden allerdings weit mehr, nämlich 5 Milliarden Franken verbraucht.

Die Bauarbeiten im Elsass entlang des Rheins, der ja eine natürliche Verteidigungslinie darstellt, beschränkte sich auf kleinere Bunker (Abb. 1); in Schoenenbourg, gelegen zwischen Weißenburg und Hagenau, und in Hohwald inmitten der Vogesen wurden starke Befestigungen gebaut, besonders aber im nördlichen Elsass und Lothringen. Metz wurde Zentralort der Maginot-Linie und dadurch die größte befestigte Stadt der damaligen Welt!

In Montmédy am östlichen Ende der französisch-belgischen Grenze hörte die Maginot-Linie auf, um nicht die Belgier zu brüskieren. Denn eine Verlängerung dieser Verteidigungslinie entlang der belgisch-französischen Grenze hätte bedeutet, dass Frankreich zwar einen deutschen Angriff auch durch Belgien hindurch erwartete, wie es dem alten Schlieffen-Plan von 1905 entsprach,² aber nicht bereit war, Belgien in Belgien zu verteidigen, obgleich seit 1920 ein französisch-belgisches Militärbündnis bestand.³

Die Evakuierungspläne für Straßburg

Hinter dieser kolossalen Befestigungslinie sollten im Kriegsfall 400.000 Einwohner aus 71 Städten und Dörfern an der Ostgrenze evakuiert werden, Straßburg mit rund 230.000 Einwohnern inbegriffen, und zwar in die Region Savoyen, Italien benachbart, wie ein erster Evakuierungsplan 1935 vorsah. Aber der deutsch-italienische Vertrag zwischen Hitler und Mussolini, Oktober 1936, der sog. Achsen-Pakt, durchkreuzte diesen Plan, und so wurde beschlossen, die Bevölkerung im Kriegsfall in mehr südwestliche Departements zu evakuieren.

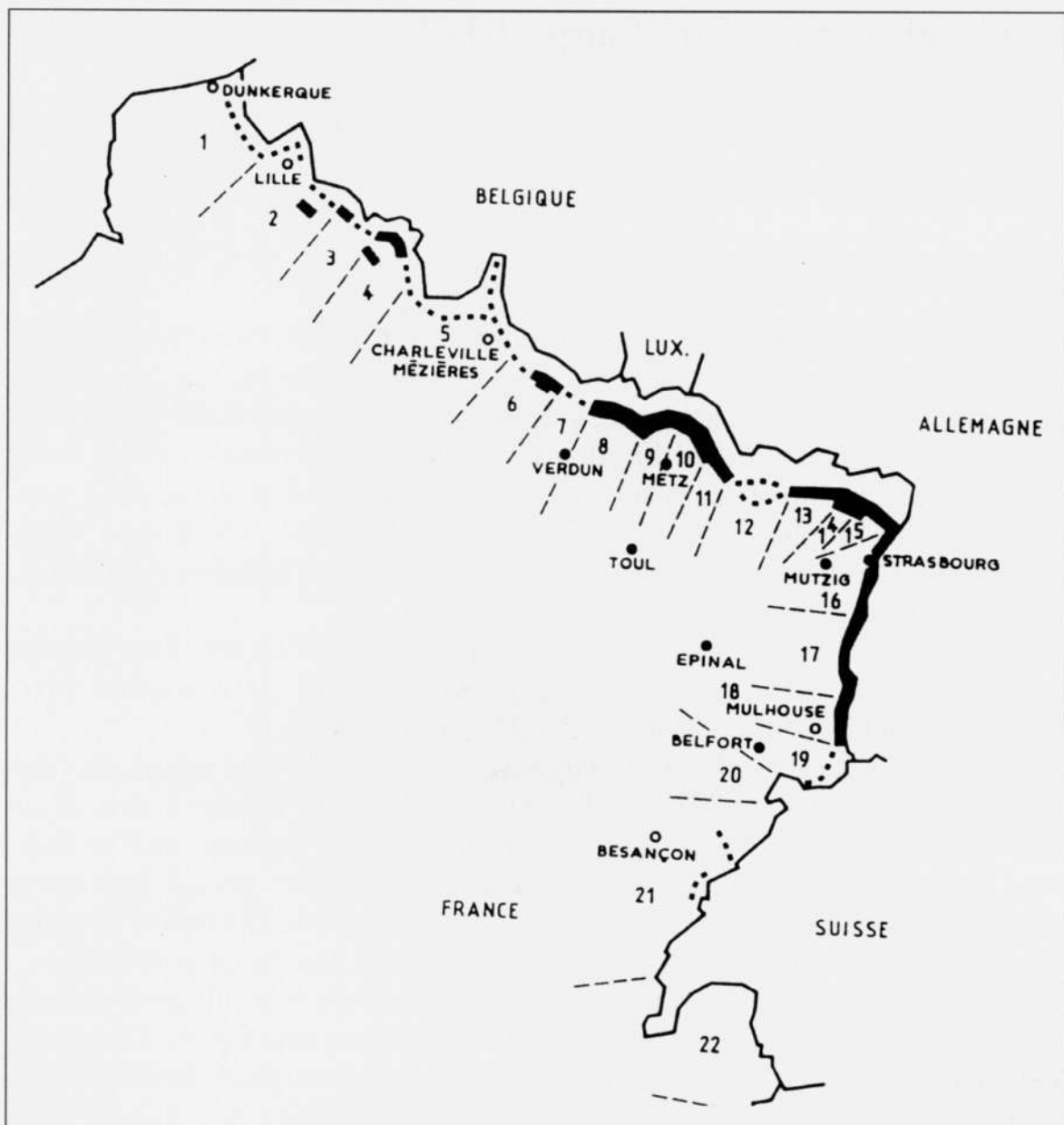


Abb. 1: Planskizze des nördlichen und östlichen Abschnittes der Maginot-Linie 1939–1940. Die Zahlen bezeichnen Befestigungs-Sektionen, Nr. 6 ist die Sektion Montmédy (s. Text).

- : Befestigungslinie mit Artillerie
- : Befestigungslinie ohne Artillerie
- - - - - : Leichte Befestigungen

(Aus: Wahl, J.B.; *La Ligne Maginot en Alsace*.

Steinbronn-Le-Haut, Editions du Rhin 1987)

Die Straßburger Bevölkerung war sich längst im Klaren darüber, dass ihre Stadt im Kriegsfall in höchster Gefahr war. Sie erinnerte sich an den französisch-deutschen Krieg 1870 und an das Jahr 1918 im Ersten Weltkrieg; beide Male war eine Evakuierung ihrer Stadt geplant gewesen, aber



Abb. 2:
Charles Frey (1888–1944),
Maire von Straßburg 1935–1955.
Privatarchiv Ludes

nicht zustande gekommen, mit schlimmen Folgen für das eingeschlossene Straßburg 1870, das im August/September schwer unter deutschem Beschuss gelegen hatte (so wie Kehl von Straßburg aus am 24./25. August), der zu erheblichen Beschädigungen und zahlreichen Opfern geführt hatte. Inzwischen war der Luftkrieg hinzugekommen. Als Ende April 1937 im spanischen Bürgerkrieg Guernica von Fliegern der deutschen Staffel Kondor nahezu ausradiert wurde, war es den örtlichen Politikern und der Bevölkerung klar, dass Straßburg ein erstklassiges Ziel für den Feind sein würde und im Kriegsfall ebenso zerstört werden könnte.

Übergeordnete zivile und militärische Stellen arbeiteten daraufhin einen Räumungsplan für die Stadt aus, der zunächst geheim blieb, bis am 1.6.1937 der Maire von Straßburg, Charles Frey⁴, einen Brief vom Präfekten erhielt mit der Aufforderung, die Straßburger Zivilbehörden sollten ebenfalls einen Räumungsplan erstellen. Das löste den Zorn des Maire aus. Wütend gab er der Militärbehörde bekannt, dass eine Evakuierung nicht vom Stapel laufen könne, wenn nur Plakate die Zivilbevölkerung darüber informieren würden, dass die Stadt in 48 Stunden geräumt werden müsse. Vielmehr müssten zahlreiche Maßnahmen getroffen und kleinste Details festgelegt werden; schließlich ginge es um eine totale Evakuierung: von der Frau, die gerade niederkommt, dem alten Mann, der im Sterben liegt,

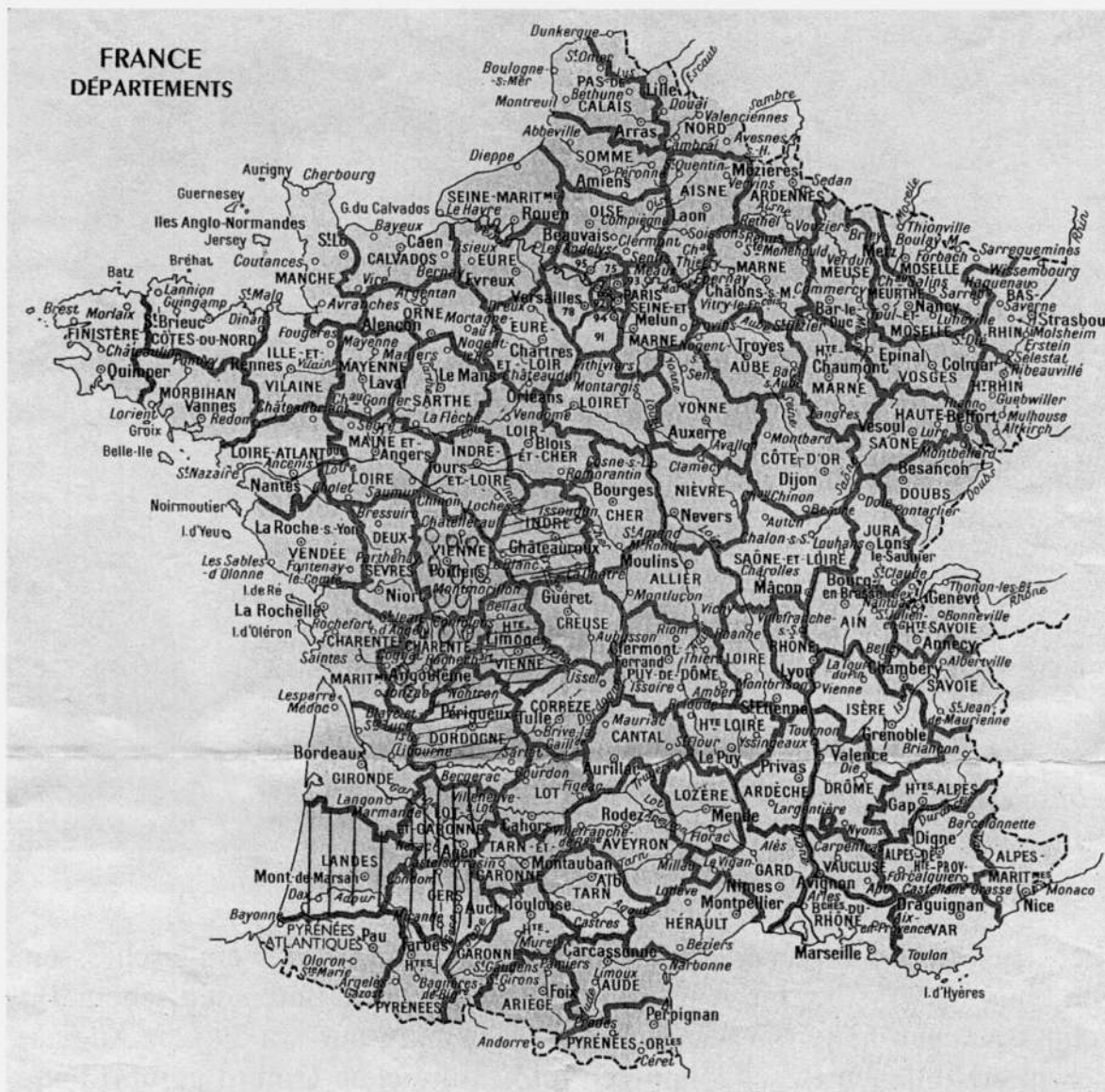


Abb. 3: Karte der französischen Départements:
 Evakuierungsdepartements für Lothringer – o o o
 Evakuierungsdepartements für Ober-Elsässer – |||
 Evakuierungsdepartements für Unter-Elsässer mit Straßburg – — —

über den Kranken im Spital bis zur Fortschaffung der Kunstgegenstände, der historischen Archive und der Verwaltungsarchive des Staates und der Stadt. Eine solche totale Räumung müsse genauestens geplant werden, um ein Chaos zu vermeiden.

Auch in einem zweiten Brief vom Juli 1937 wandte sich der Maire mit großer Energie an den Präfekten und forderte, dass er in großen Linien informiert werden wolle und nicht passiv auf einen Befehl vom Staat und den Militärbehörden zu warten gedenke. Er verlangte z. B. zu erfahren, wie viele Lastkraftwagen, Fuhrwerke usw. zur Verfügung ständen, die nicht

vom Militär requiriert werden dürften. Ebenso müsste die Frage der Verpflegung und der Finanzierung geklärt werden. Er schloss mit den Worten: „Das Planen einer Evakuierung von Seiten der Stadtverwaltung ist außerordentlich wichtig und darf nicht dem Zufall überlassen werden. Deren Pflicht ist es, eine vollkommen durchdachte Organisation auf die Füße zu stellen“.

Diese sehr energische Intervention des Maire durchbrach die bisherige Geheimhaltung und hohe Staatsbeamte bekamen den Auftrag, ab 1937 einen möglichst umfassenden Plan aufzustellen. Folgende Fragen waren dem Maire besonders wichtig: Wie könnte eine solch große Masse von Menschen aus der Stadt herausgebracht werden? Welche Straßen sollten genommen werden für diejenigen, die zu Fuß unterwegs waren und diejenigen, die ein Fahrzeug hatten? Wo sollten sie sich sammeln? Wie sollten sie auf ihren Wegen in die Sammelplätze ernährt und medizinisch versorgt werden?

So wurde festgelegt, dass die Sammellager für die Marschfähigen sich ca. 20 km von der Stadt entfernt befinden sollten. Die Motorisierten und die Zugreisenden sollten sich im hinteren Breuschtal sammeln. Nicht vergessen werden sollte, dass im Kriegsfall alle Männer mobilisiert waren und keine Hilfe für ihre Familie sein konnten. Wie konnte man die betagten und behinderten Bewohner, wie die Frauen mit kleinen Kindern aus der Stadt evakuieren, die keinen Fußmarsch machen konnten? Dieser Teil der Bevölkerung sollte mit der Bahn bis nach Ottrott oder ins hintere Breuschtal in dort vorgesehene Sammellager fahren.

Dieser sog. erste Plan war das Ergebnis einer Zusammenarbeit der städtischen Behörden mit den militärischen Stellen; darunter befand sich der junge, intelligente, später so berühmte General de Lattre de Tassigny⁵.

Darüber hinaus bestimmte der Maire Frey, dass Périgueux in der Dordogne Sitz des evakuierten Bürgermeisteramtes sein sollte, mit Zweigstätten in allen Städten und größeren Ortschaften des zugehörigen Departements. Jeder dieser Stellen wurde je nach Größe und Einwohnerzahl ein Stab von 5–10 Beamten mit entsprechenden Befugnissen zugeordnet. Ein Rundschreiben vom Dezember 1937 enthielt bereits die Namen der Beamten mit ihrer Zuordnung für die verschiedenen Verwaltungsstellen. Meist waren es die Mitarbeiterinnen des Sozialamtes, denn ihre männlichen Kollegen würden im Kriegfall fast alle eingezogen sein. Die älteren Beamten oder Arbeiter der Stadtverwaltung sollten sich um die Betreuung der Stadtbevölkerung kümmern. Zugleich schickte der Maire schon zu diesem Zeitpunkt einige höhere Beamte in die vorgesehenen Evakuierungsorte der Dordogne, die mit Diskretion feststellen sollten, ob diese Orte die Kapazität hätten, Flüchtlinge aufzunehmen.

Zu Beginn des Jahres 1938 wurden nun Vorkehrungen für die Räumung der Akten und Archive der Stadt und des Staates getroffen. Die schwere

Zuspitzung der politischen Lage während der Sudetenkrise vom September 1938 gab den nötigen Schwung für die Aufstellung eines neuen Planes. Denn der erste Plan hatte noch viele Lücken aufgewiesen, wie der Maire feststellte. Nun wurde bestimmt, dass die Bevölkerung entsprechend ihrer Wohnung in den einzelnen Polizeirevieren den Weg in die Evakuierung antreten sollte. Im Kriegsfall würden die einzelnen Reviere sofort abgesperrt. Das bedeutete, dass kein Einwohner sein Revier verlassen durfte, um in ein anderes zu gehen; vom jeweiligen Revier aus musste der vorgesehene Fußweg strikt eingehalten werden. Für die nicht Marschfähigen sollten Züge im Hauptbahnhof und in den Bahnhöfen von Koenigshoffen, Lingolsheim, Entzheim, Bischheim sowie in denen der Überlandbahn zur Verfügung stehen. Mit anderen Worten: Für jeden Bewohner eines bestimmten Polizeireviers sollte ein entsprechender Zug in einem entsprechenden Bahnhof bereitstehen. Für den Fall, dass Züge nicht fahren könnten, sollte die Bevölkerung mit den Straßenbahnen wenigstens bis an deren Endstationen außerhalb der Stadt im Westen fahren.

Auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise in der Woche vom 20.–24.9.1938 bekamen die Straßburger schon einen deutlichen Vorgeschmack vom Kriege. Eigentümer und Mieter wurden sehr genau informiert, welche Maßnahmen sie für den Luftschutz zu treffen hatten; Gasmasken wurden ausgeteilt. Höhepunkt war der 24. September, als eine Teilmobilmachung verordnet wurde. Viele Straßburger begannen zu flüchten, vor allem diejenigen, die über eine eigene Fahrmöglichkeit verfügten. Die anderen – und das war die Mehrzahl – waren verzweifelt. Viele Reklamationen kamen zum Maire und in die Stadtverwaltung. Allgemein herrschte große Verwirrung. Die Räumung war noch nicht befohlen und doch herrschte unter der Bevölkerung schon Angst und Verzweiflung. Der Maire verlangte vom Präfekten, dass mit sofortiger Wirkung Patrouillen von Polizisten und Militär für jedermann bemerkbar durch die Straßen ziehen mussten, besonders in den Außenvierteln der Stadt. Deren Zweck war, die Bevölkerung zu beruhigen und zugleich Plünderungen zu vermeiden.

In diesen Tagen wurde den Behörden klar, dass es noch große Lücken und Schwachstellen im Evakuierungsplan gab. Das Münchner Abkommen Ende September 1938, geschlossen zwischen Frankreich, England, Italien und Deutschland, brachte zwar Entwarnung und Entspannung der politischen Lage, mit ihm schien der Friede gerettet – eine trügerische Hoffnung, wie sich nur zu bald zeigen sollte –, doch der Maire ordnete an, dass die Verwaltung einen neuen, 3. Plan bedenken müsse, der die festgestellten Lücken und Fehler ausschalten sollte.

Nun wurde für jeden Bürger – alt wie jung – eine Erkennungskarte ausgestellt; Sicherungsmaßnahmen wurden getroffen für das kulturhistorische Gut wie Ausbau der Glasfenster des Münsters und deren sichere Verwahrung, Verkleidung der wichtigen Monumente mit Sandsäcken usw. Hohe

Stadtbeamte schickte der Maire in die verschiedenen vorgesehenen Evakuierungsorte, um deren Möglichkeiten für die Aufnahme der zu Evakuierenden zu überprüfen. Dabei stellten sich Mängel heraus; in Provençères z. B. gab es zwar genügend Plätze für Unterkunft, aber es war nicht genügend Mehl vorhanden; St. Dié hatte das Problem, bei 19.000 Einwohnern zusätzlich 12.000 Flüchtlinge aufnehmen zu müssen.

Nach Beseitigung der größten Lücken wurde dieser 3. Plan im Winter 1938/39 unter Beteiligung des neuen Militär-Gouverneurs Frère⁶ und seinem General de Lattre de Tassigny definitiv festgelegt.

Maire Frey drängte nun darauf, die Straßburger Bevölkerung über den bislang streng geheim gehaltenen Plan zu informieren, denn ohne Vorinformation könnte es im gegebenen Kriegsfall Unruhe, Verwirrung, ja Chaos geben: „Wenigstens die wichtigeren Maßnahmen müssen veröffentlicht werden, damit sich die Bevölkerung im Klaren ist und sich besser auf die Räumung im Kriegsfall einstellen kann“, sagte er dem Präfekten. Dieser gab ihm Recht und erwirkte vom Innenminister die entsprechende Genehmigung. Zugleich mit dieser Veröffentlichung aber sollte der Bevölkerung allzu große Angst genommen werden, und so feierte man – gleichsam zur Ablenkung – in Straßburg große Feste bzw. Jubiläen: die 500-jährige Vollendung des Straßburger Münsters im Juni 1939 und den Empfang des Sultans von Marokko Juli 1939 mit großer Militärparade; die Vorbereitung der großen Europa-Messe, deren Eröffnung auf Mitte September festgesetzt war, ging weiter und sollte eine Neuheit zeigen, nämlich einen Stand für den Luftschutz. Zugleich wurde in den Zeitungen nach Freiwilligen für das Rote Kreuz gesucht; über Luftschutzmaßnahmen wie Abdunkeln und über die notwendige Kontrolle der Gasmasken wurde informiert sowie darüber, dass den Polizeirevieren die behinderten Personen gemeldet werden müssten, die im Falle der Räumung nicht zu den Bahnhöfen gelangen könnten. Der Plan sah vor, von fünf verschiedenen Bahnhöfen aus insgesamt 78 Züge einzusetzen, davon 20 als Pendelfahrten, die pro Tag durchschnittlich viermal hin- und zurück fahren sollten (s. Tabelle 1); auch für die Autofahrer wurden nach diesem Plan entsprechend den für sie zuständigen Polizeirevieren genaue Routen festgelegt. (s. Tabelle 2 und Orientierungsskizze). Weil nun jeder Straßburger eine Flüchtlingskarte besaß, würden die Ordnungskräfte leicht kontrollieren können, ob der jeweils vorgeschriebene Weg eingehalten würde; wenn nicht, würde eine strenge Zurückweisung erfolgen. Auf dem Weg zu den großen Sammelstellen waren kleine Zwischenetappen, so genannte „Gites d’Etape“ vorgesehen, an denen die Flüchtenden, besonders die zu Fuß Gehenden, sich erholen oder gegebenenfalls von einem Militärarzt oder Rotkreuz-Helfer versorgt werden könnten.

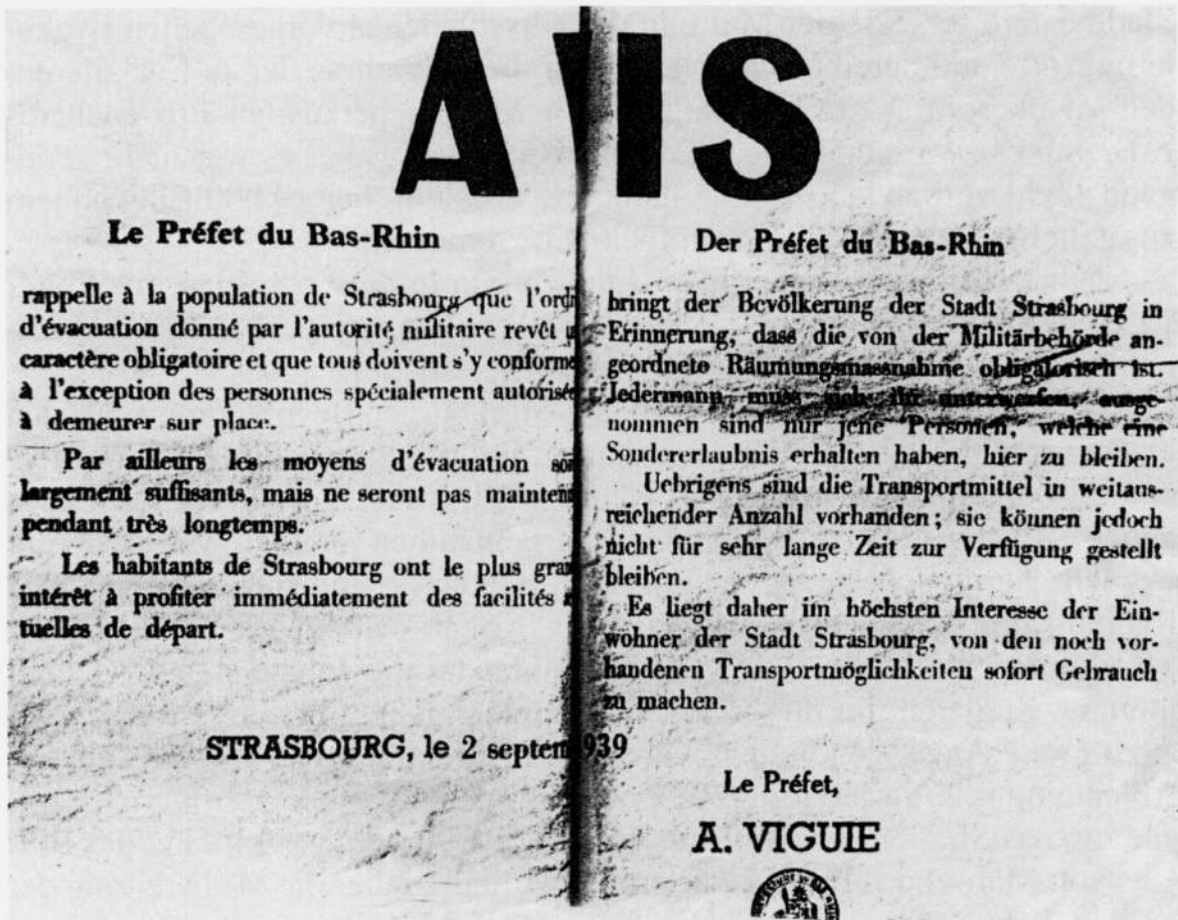


Abb. 4: Bekanntmachung (Avis) des Präfekten des Département Niederrhein A. Viguié vom 2.9.1939, in der er die Bevölkerung von Straßburg daran erinnert, „daß die von der Militärbehörde angeordnete Räumungsmaßnahme obligatorisch ist. Jedermann muß sich ihr unterwerfen, ausgenommen sind nur jene Personen, welche eine Sondererlaubnis erhalten haben, hier zu bleiben ...“.

Privatarchiv Ludes

Die Evakuierung

Inzwischen hatte sich mit dem deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei und deren Zerschlagung Mitte März 1939 die politische Situation erneut äußerst zugespitzt, und die nachfolgende Polenkrise verschärfte die Kriegsgefahr aufs Äußerste. Ende August 1939 traf sich der Befehlshaber der 5. Armee, General Bourret, mit der Zivilbehörde in Straßburg, die Evakuierung der Zivilisten entsprechend dem 3. Evakuierungsplan wurde vereinbart.

In der Morgenfrühe des 1. September eröffnete Deutschland den Krieg gegen Polen; am 2. September erfolgte in Frankreich die Generalmobilmachung, am 3. September die Kriegserklärung an Deutschland.

Am 1. September kam von der Präfektur der Befehl, dass ab 19 Uhr der Evakuierungsplan in Kraft zu treten habe. Das bedeutete, einen Landstrich

von 5–8 km entlang des Rheines zu räumen, Straßburg inbegriffen, und zwar innerhalb von 48 Stunden: Vom 2.9. morgens bis zum folgenden Tag abends mussten demnach mehr als 600.000 Bewohner, d. h. ein Drittel der Elsässischen Bevölkerung aus rund 500 Dörfern und Städten beim Läuten der Sturmglocke ihre Häuser, ihr Vieh, ihre Ernte verlassen, lediglich 30 kg Gepäck und Verpflegung für vier Tage durfte mitgenommen werden (s. Tabelle 3).

Für die Lothringer waren Orte in den Départements Vienne und Charentes das endgültige Ziel, für die Oberelsässer in den Departements Gers, Lot-et-Garonne und Les Landes, für die Unterelsässer, darunter die Straßburger, die Départements Dordogne, Haute-Vienne und Indre (siehe Karte).

Sofort wurden die verschiedenen Polizeireviere abgesperrt, die Einwohner begaben sich zu Fuß zu den entsprechenden Bahnhöfen oder mit dem Fahrrad bzw. Auto auf die vorgeschriebenen Straßenrouten. Die Evakuierung verlief im Großen und Ganzen reibungslos; der wiederholt korrigierte und ergänzte Evakuierungsplan funktionierte wie vorgesehen, jedenfalls die erste Etappe von Straßburg bis zu den Sammelstellen. Sogar die militärischen Stellen mussten zugestehen, dass die Zivilisten – meist Frauen, Kinder und Ältere – auf ihrem Fußmarsch die Disziplin einer Militärkolonne hatten. Einige Probleme und Streitigkeiten, hervorgerufen durch undiszipliniertes Verhalten einiger weniger, spielten demgegenüber keine Rolle.

Was nicht in den Quellen steht, war die gedrückte Stimmung unter den Flüchtenden, die nach Augenzeugen in den Gesichtern der Menschen dieser traurigen Prozession deutlich abzulesen war, mussten sie sich doch innerhalb von 48 Stunden mit 30 kg Gepäck auf den langen Weg machen und ihr Hab und Gut zurücklassen. Festzuhalten aber bleibt: Diese vorbereitete Räumung verlief viel besser als später die Flucht der Belgier und Nordfranzosen vor der anrückenden Wehrmacht im Juni 1940 oder der deutschen Bevölkerung im Osten vor der Roten Armee 1944/1945.

Was aber sollte mit den großen Benzinlagern im Straßburger Hafen geschehen? Ihre sofortige Zerstörung hätte zur Katastrophe, ein Großbrand während der Räumung zur Panik unter der Bevölkerung führen können. Der kommandierende General der 5. Armee Bourret weigerte sich, eine Zerstörung vorzunehmen, es sei denn, er bekäme von höchster Stelle einen schriftlichen Befehl dazu. Im Marschbuch seiner Armee steht unter dem 5.9.39: *„10.000 Tonnen Benzin lagern im Hafengebiet. In erster Linie muss auf die Evakuierung der Bevölkerung geachtet werden, in zweiter Linie ein Großbrand des Hafens vermieden werden; für die Moral des Landes und der Armee ist dies besonders wichtig.“* Und unter dem Datum vom 16.9. steht darin zu lesen: *„Evakuierung von 12.000 Tonnen Benzin und Entgasung der Behälter ist beendet; keine Explosionsgefahr mehr“*.

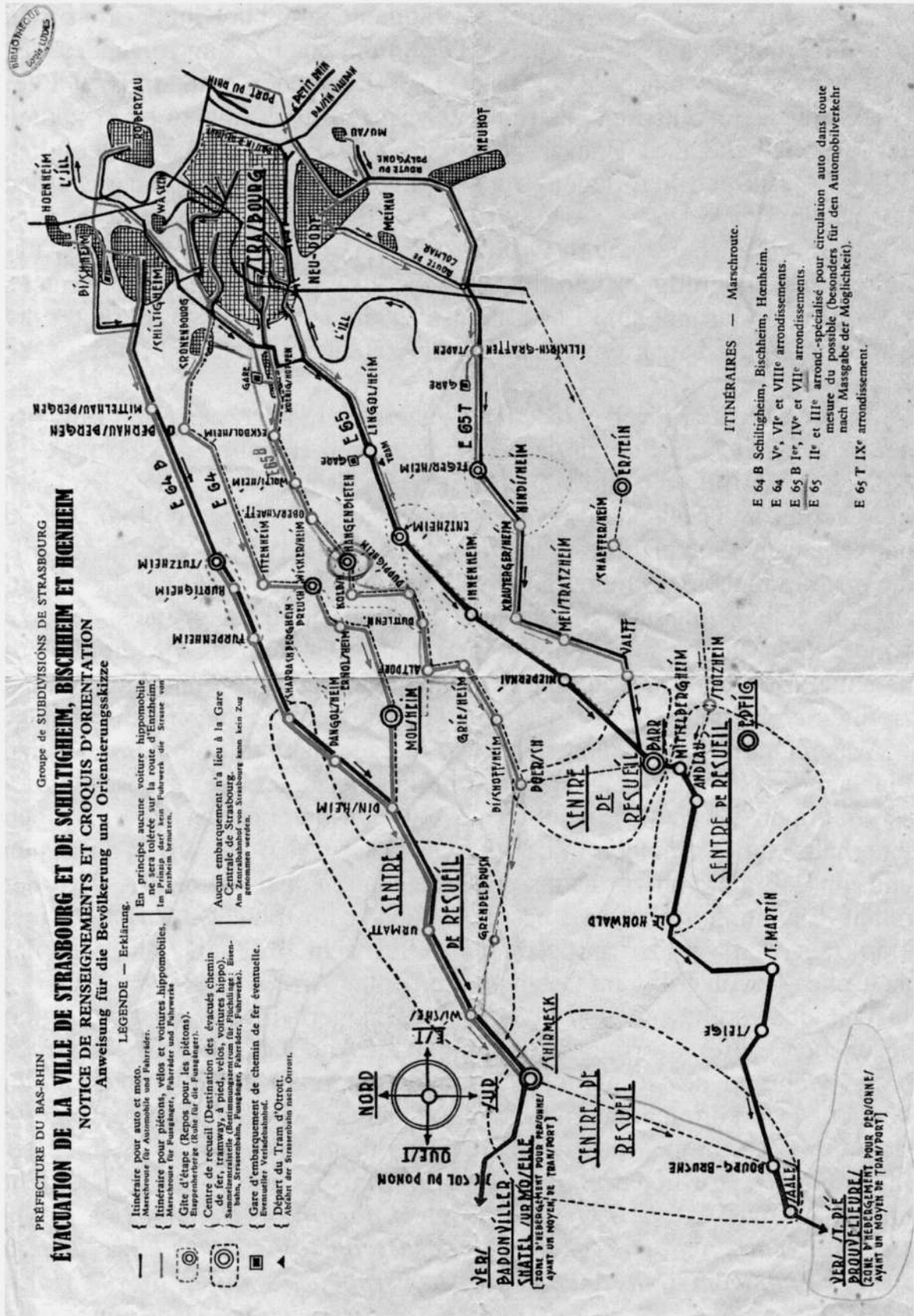


Abb. 5: Evakuierung Straßburg 1939. Zweisprachige Anweisung für die Bevölkerung mit Orientierungsskizze: Marschrouten, Erholungsplätze, zentrale Sammelstellen für Fußgänger, Fuhrwerke, Fahrrad-, Auto- und Eisenbahnbenutzer.



Abb. 6: Straßburg, Broglieplatz mit Blick auf die Oper nach der Evakuierung: menschenleer
Privatarchiv Ludes

Straßburg nach der Evakuierung

Ab 4. September herrschte in Straßburg Totenstille – wie in einer Geisterstadt (Abb. 6–8). Zurück blieben Militär und Gendarmerie, die die Stadt umzingelten und mit regelmäßigen Kontrollen und Patrouillen Plünderungen verhinderten. Zurück blieb auch eine Gruppe städtischer Beamter und Arbeiter unter der Leitung des Maire neben Polizei- und Luftschutzkräften, insgesamt etwa 3.500 Personen, für die Nahrung und Unterkunft bereitzustellen war, darunter auch für diejenigen, die sich um die Sicherstellung der Kunstgegenstände, der Verwaltungs- und Versicherungsarchive zu kümmern hatten. So wurden z. B. 25 Millionen Versicherungskarten der regionalen Alterskasse von Straßburg nach Saales verbracht, die große historische Bibliothek des Straßburger Priesterseminars in Schlösser der Dordogne. Diese Arbeiten dauerten bis Ende 1939; nun blieben nur noch 365 Beamte und städtische Arbeiter in der Stadt, Militär und Gendarmerie, die versorgt werden mussten. Dies besorgten 12 Wirtschaften, 2 Hotels, 5 Tabakläden, 16 Bäckereien und ca. 20 Metzgereien. Medizinische Hilfe gewährte ein kleines Spital, das im Kapuzinerkloster Koenigshoffen eingerichtet worden war und unter der Leitung von Frau Dr. Frey stand, der Gattin des Maire.



Abb. 7: Straßburg, Rue Mercière mit Blick auf die Weltfassade des Münsters nach der Evakuierung: menschenleer
Privatarchiv Ludes



Abb. 8: Straßburg, Altstadtgasse nach der Evakuierung mit streunender Katzenmeute: menschenleer
Privatarchiv Ludes

Eine weitere Maßnahme im geräumten Straßburg diente der Hygiene: die Tötung der Tiere des zoologischen Gartens in der Orangerie und der herrenlosen Hunde, Katzen, sogar Schweine, die zurückgelassen worden waren und als hungrige Meuten durch die Straßen streunten; Großvieh, Kühe und Ziegen kamen ins Schlachthaus.

Die Straßburger in der Dordogne

Wie aber erging es all den geflüchteten Menschen, die ihren Weg nach Plan eingeschlagen hatten und denen, die mit Zügen zu ihren vorgesehenen Sammelstellen gebracht worden waren? Bis hierhin funktionierte alles erstaunlich gut. Aber der Transport von dort in das entfernte Departement Dordogne erwies sich viel schwieriger als geplant.

Vorgesehen war, dass die Masse der Flüchtlinge nach einer Reise von 3–4 Tagen in ihren Unterkünften in der Dordogne angelangt sei. Die Realität sah anders aus: Meist dauerte die Reise mehr als 10 Tage, ja gelegentlich 3 Wochen. Das lag nicht an Fehlern der Zivilbehörde, sondern daran, dass in jenen Tagen der totalen Mobilmachung alle Militärfahrzeuge und -transporte Vorrang hatten.

Greifen wir ein Einzelschicksal heraus: meine Tante, die als städtische Sozialfürsorgerin einen regelrechten Stellungsbefehl bekommen hatte, gleich am ersten Tag der Evakuierung umgehend nach Périgueux und Ribérac zu reisen, um dort ein Sozialbüro für die kommenden Flüchtlinge zu eröffnen. Aus ihrem Tagebuch geht hervor, dass sie diesem Befehl am 3. September 13.00 Uhr nachkam und bis zur Ankunft in Périgueux acht volle Tage brauchte mit acht Fahrtunterbrechungen und mit Übernachtungen inmitten einer Masse von Flüchtlingen, die auf Weiterleitung, Verpflegung und Logis warteten. Endlich angekommen am Ziel klappte aber Dank der vorbestehenden Planung die Organisation wieder gut. In Périgueux war die gesamte Verwaltung zentralisiert. Dort konnte die Tante zusammen mit der örtlichen Stadtverwaltung einen hervorragenden Empfangsservice organisieren. Verpflegung, provisorische Unterkunft, finanzielle Unterstützung, definitive Unterkunft in den verschiedenen Städten und Dörfern der Dordogne – dies alles lief verwaltungstechnisch reibungslos, auch später, als die Verwaltung im Hinblick auf den kommenden Winter für Öfen, Herde, Betten und Winterkleidung sorgen musste.

Was aber nicht reibungslos klappen konnte, war eine rasche Bewältigung unausbleiblicher psychosozialer und sogar sprachlicher Probleme auf der einen wie auf der andern Seite – der der Flüchtlinge und der der Einheimischen. Die größere Zahl der Neuankommenden waren ältere Menschen, die nicht französisch sprachen; die mittlere Generation der Männer war ja eingezogen. Die Menschen aus der Stadt waren aus ihrem Milieu und den gewohnten Lebensumständen herausgerissen worden; zu Hause

hatten sie fließendes Wasser, anständige Toiletten und Badewannen, hier auf den Dörfern war alles anders.

Später war es den Evakuierten erlaubt, einzeln oder gruppenweise in das geräumte Straßburg zu reisen, um Wertgegenstände, Wäsche und Bettenmaterial zu holen. Mit Passierschein versehen und von Wachpersonal begleitet, konnten sie in Straßburg ihre Wohnung aufsuchen, dort die entsprechenden Sachen herausholen und eingepackt auf dem Bürgermeisteramt abgeben, von wo ihre Pakete per Bahn kostenlos zum neuen Wohnort transportiert wurden – mehr als 15.000 Gepäckstücke, darunter fast 1.100 Fahrräder, die ja damals fast den Wert von Luxusgütern hatten.

Als Weihnachten 1939 nahte, ließ Maire Frey Tausende von Weihnachtsbäumen aus den städtischen Waldungen in die Dordogne schicken, damit die Straßburger ein echtes elsässisches Weihnachtsfest feiern konnten.

Bemerkenswert ist auch, dass für diese Flüchtlinge aus Elsass-Lothringen die Kranken- und Altersversicherung unverändert beibehalten werden konnte. Dieses „Privileg“, das ihnen bessere Versicherungsleistungen garantierte als den „Innerfranzosen“, beruhte auf einem Dekret, das in den ersten Kriegstagen erlassen worden war.

*Tabelle 1: Evakuierungsplan Strasbourg 1939.
Abfahrten und Zielorte für Eisenbahnbenutzer*

Einwohner von	Bahnhof in	Zug nach
Strasbourg 1., 4., 6., 7., Polizeirevier	Koenigshoffen	St. Dié, Schirmeck, Provenchères
Strasbourg 2. und 3. Revier	Lingolsheim	Barr, Bruyères
Strasbourg 5. Revier	Hauptbahnhof	St. Dié
Hoenheim, Bischheim, Schiltigheim, Robertsau	Bischheim	Bruyères
Neudorf	Neudorf	Epfig

*Table 2: Evakuierungsplan Strasbourg 1939.
Routen und erste Zielorte für Auto- und Fahrradfahrer*

Einwohner von	Route nach
Strasbourg	Lingolsheim – Barr – St. Martin – Saales
Hoenheim, Bischheim, Schiltigheim, Robertsau	Stutzheim – Furdenheim – Dangelsheim – Dinsheim – Schirmeck
Neudorf	Erstein – Schaeffersheim – Benfeld – Kerzfeld – Barr – Saales

Table 3: Evakuierung in Elsass-Lothringen 1939.

	Gesamtzahl der Bevölkerung	Zahl der Evakuierten in %	Zahl der evakuierten Orte
Elsass	1.219.000	374.000 30,6	281
Lothringen	696.000	227.000 32,6	214
Elsass-Lothringen	1.915.000	601.000 31,4	495

Abschließend kann gesagt werden, dass diese Evakuierung Straßburgs ein echter, großer Erfolg war. Es gab keine Panik und keine Plünderungen – übrigens auch nicht unter der im Juni 1940 sich anschließenden deutschen Besetzung. Dem Maire Frey ist es zu verdanken, dass er mit seinem Weitblick und seinem starken durchsetzungsfähigen und kompromisslosen Charakter das Möglichste getan hat, um seine Stadt und seine Bewohner zu schützen. Leider wurde er im Juni 1940 von den deutschen Behörden sofort ausgewiesen – noch vor der Rückkehr der Flüchtlinge! Er kam 3 Tage nach der Befreiung im Oktober 1944 nach Straßburg zurück und nahm ohne Zögern, mit Mut und Energie die Amtsgeschäfte als Maire der Stadt wieder auf. Als im Januar 1945 die letzte deutsche Verzweiflungsoffensive auch in Richtung Straßburg anrollte, intervenierte er sehr energisch bei General de Gaulle, Churchill und Eisenhower, dass Straßburg nicht von alliierten Truppen verlassen werden dürfte. Im Mai 1945 feierte er dann mit

seinen Straßburgern die Befreiung von ganz Frankreich und blieb noch 10 weitere Jahre im Amt – bis zuletzt tätig, bis zu seinem Tod.

Aus heutigem zeitlichen Abstand zu dieser schweren Zeit und nach dem Studium der Quellen kann meiner Überzeugung nach dieser Maire Frey als bedeutendster Bürgermeister der Geschichte Straßburgs angesehen werden.

Literatur

- Alsace Historique, Nr. 27, September 1981.
 Complet Rendu Administratif de la Ville de Strasbourg, 1939–1945.
 Dernières Nouvelles d'Alsace: 24.12.1959, 30.8.–4.9.1970, 1.9.1988, 22.–23.8.1989, 29.8.–5.9.1989, 19.9.1990, 17.4.1997, 2.9.1999.
 L'Illustration, 27.1.1940.
 Livet–Rapp: Histoire de Strasbourg des Origines à nos jours, Imprimerie D.N.A., 1982.
 Ludes, Louis: Aspects des Faubourgs: Cronembourg, Edition Oberlin, 1985.
 Nouvel Alsacien: 30.7.1948, 30./31.8.1959, 30.8.1964, 1.–4. 1964.
 Revue Historique de l'Armee: Nr. 1 spezial. La VI^e Region Militaire.
 Rigoulot, Pierre: L'Alsace-Lorraine pendant la guerre, Collection: Que sais-je.
 Tout le Bas-Rhin: Sept./Octobre 1999.

Anmerkungen

- 1 Ausgearbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten am 8. Mai 2003 vor dem Historischen Verein Mitgliedergruppe Kehl.
- 2 Schlieffen, Alfred Graf von, 1833–1913, preußischer Generalfeldmarschall, entwickelte 1905 in dem nach ihm benannten Plan eine Strategie gegen einen Mehrfrontenkrieg, im Westen mit der Masse des Feldheeres unter Verletzung der belgischen und niederländischen Neutralität den linken französischen Flügel zu umfassen und tief nach Frankreich vorzustößen, im Osten sich dagegen (zunächst) defensiv zu verhalten.
- 3 Dieses Bündnis wurde von Belgien 1936 gekündigt; Belgien wollte damit für den Fall einer deutsch-französischen Auseinandersetzung erneut seine Neutralität bekunden.
- 4 Frey, Charles (1888–1955), geb. in Straßburg, als Journalist ab 1911 Korrespondent der Straßburger Bürgerzeitung, der Frankfurter Allgemeinen und des Pariser Le Matin, 1919 Abgeordneter der Pariser Kammer, 1931/32 Unterstaatssekretär im Industrie- und Handelsministerium, ab 1935 Oberbürgermeister von Straßburg. 1940 von der deutschen Besatzung ausgewiesen, betreute er von Périgueux aus die Evakuierten, die die deutsche Verwaltung nicht nach Straßburg zurückkehren ließ, danach war er bis zu seinem Tode erneut Maire von Straßburg.
- 5 Jean de Lattre de Tassigny (1889–1952), seit 1939 General, nach seinem Tode zum Marschall ernannt. Schloß sich im 2. Weltkrieg Charles de Gaulle an, befehligte 1944/1945 die nach Deutschland einmarschierenden französischen Truppen und unterzeichnete am 8. Mai 1945 als Vertreter Frankreichs die deutsche Kapitulationsurkunde.
- 6 Frère, Aubert (1881–1944); Generaloberst, ab März 1939 kommandierender General, 1943 Chef der „Geheimen Armee“ im Untergrund, 1944 verhaftet, Tod im KZ Struthoff-Natzweiler.

Die Auswanderung aus der Ortenau nach Ungarn zur Mitte des 18. Jahrhunderts

Ortenauer Kolonisten siedeln in Hodschag/Batschka

Gerhard Finkbeiner

Der Sieg des kaiserlichen Heeres über die Türken vor Wien (1683) markiert den Anfang der Rückeroberung Ungarns. Da das Land durch die von 1529 bis 1687 andauernde osmanische Besetzung weitgehend entvölkert war, beschloss die habsburgische Verwaltung eine rasche Neubesiedlung der zurückgewonnenen Donautiefenebene. Für das menschenleere, brachliegende Land sollten tüchtige Handwerker und Bauern aus dem Deutschen Reich angeworben werden, so die Vorstellung der Wiener Hofkammer und die der geistlichen und weltlichen Großgrundbesitzer. Die Kolonisten sollten aber nicht nur die Grenze gegen die Türken militärisch sichern helfen, sondern auch die landwirtschaftlichen Fortschritte des europäischen Westens nach Südosteuropa bringen.

Erste umfassende Maßnahme einer planmäßigen Ansiedlungspolitik war das „Impopulationspatent“ des Kaisers Leopold I. von 1698. Als Konsequenz dieses siedlungspolitischen Vorhabens entstanden in den folgenden Jahrzehnten mehrere deutsche Siedlungsgebiete:

Das südwestliche ungarische Mittelgebirge (Buchenwald, Schildgebirge, Ofner Bergland mit Budapest und Umgebung) zwischen Raab, Donauknie und Plattensee mit dem Zentrum Budapest.

Die Schwäbische Türkei zwischen Plattensee, Donau und Drau mit dem Zentrum Fünfkirchen.

Die Batschka zwischen Donau und Theiß mit dem Zentrum Neusatz.

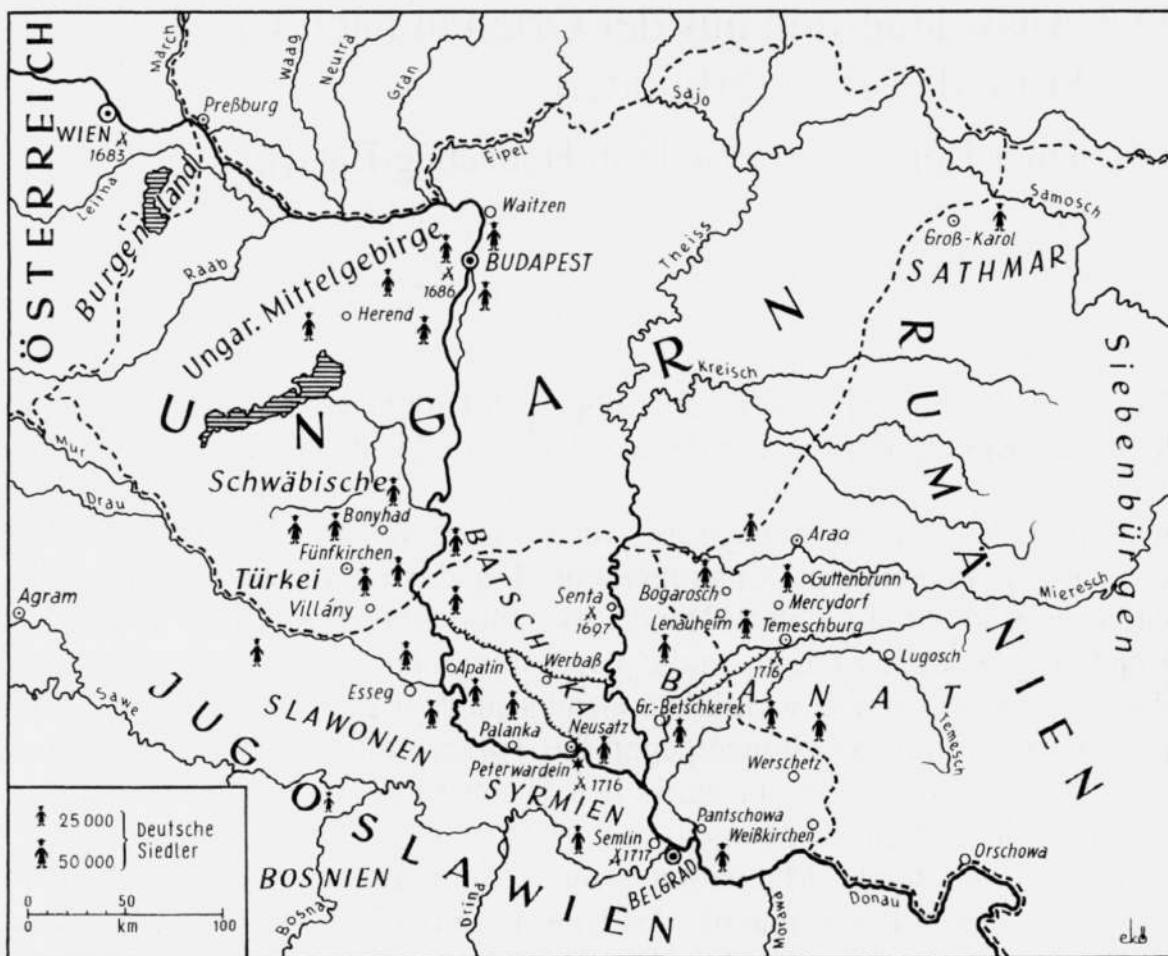
Das Banat zwischen Mieresch, Theiß, Donau und Transsilvanischen Alpen mit dem Zentrum Temeschburg.

Slawonien und Syrmien zwischen Save, Drau und Donau mit dem Zentrum Esseg.

Sathmar im Nordosten der ungarischen Tiefebene mit den Zentren Großkarol und Sathmar.

„Aus einer Wüste wurd' ein blühend Eden ...“

Die deutschen Siedlungsdörfer, die oft auf ehemals von slawischen Kolonisten besiedelten Pussten entstanden, wurden schachbrettartig angelegt. Für die erste Wohnstätte bekam jeder Kolonist den Hausplatz unentgeltlich; das Bauholz lieferte die Kameralherrschaft. Die Wände der Sied-



lungshäuser, deren Giebel alle der Straße zugekehrt waren, wurden aus Lehm gestampft. Das Dach deckte man mit Schilfrohr ein. Siedlungsland und Saatgut erhielten die Kolonisten ebenfalls umsonst. Vieh und Ackergeräte waren vorschussweise zu erhalten.

Trotz dieser umfangreichen Bemühungen um die Kolonisten hat die Ansiedlungspolitik anfänglich auch zahlreiche Rückschläge hinnehmen müssen. Viele Kolonisten starben an Seuchen und Entbehrungen, und einige versuchten in die Heimat zurückzukehren, als sie ihre Hoffnungen nicht erfüllt sahen. Der überwiegende Teil der Kolonisten hartete aber aus und verwandelte die sumpfigen Donauniederungen in fruchtbares Ackerland. „Aus einer Wüste wurd' ein blühend Eden, aus Sümpfen hob sich eine neue Welt“, würdigt später der donauschwäbische Dichter Adam Müller-Guttenbrunn in seinem Roman „Die Glocken der Heimat“ die Leistung der Donauschwaben.

Die Besiedlung der neu gewonnenen Gebiete vollzog sich unter den Kaisern Leopold I. (1658 bis 1705), Joseph I. (1705 bis 1711), Karl IV. (1711 bis 1740), Kaiserin Maria Theresia (1740 bis 1780) und Kaiser Joseph II. (1780 bis 1790). 1789 wurde die staatlich gelenkte Ansiedlung

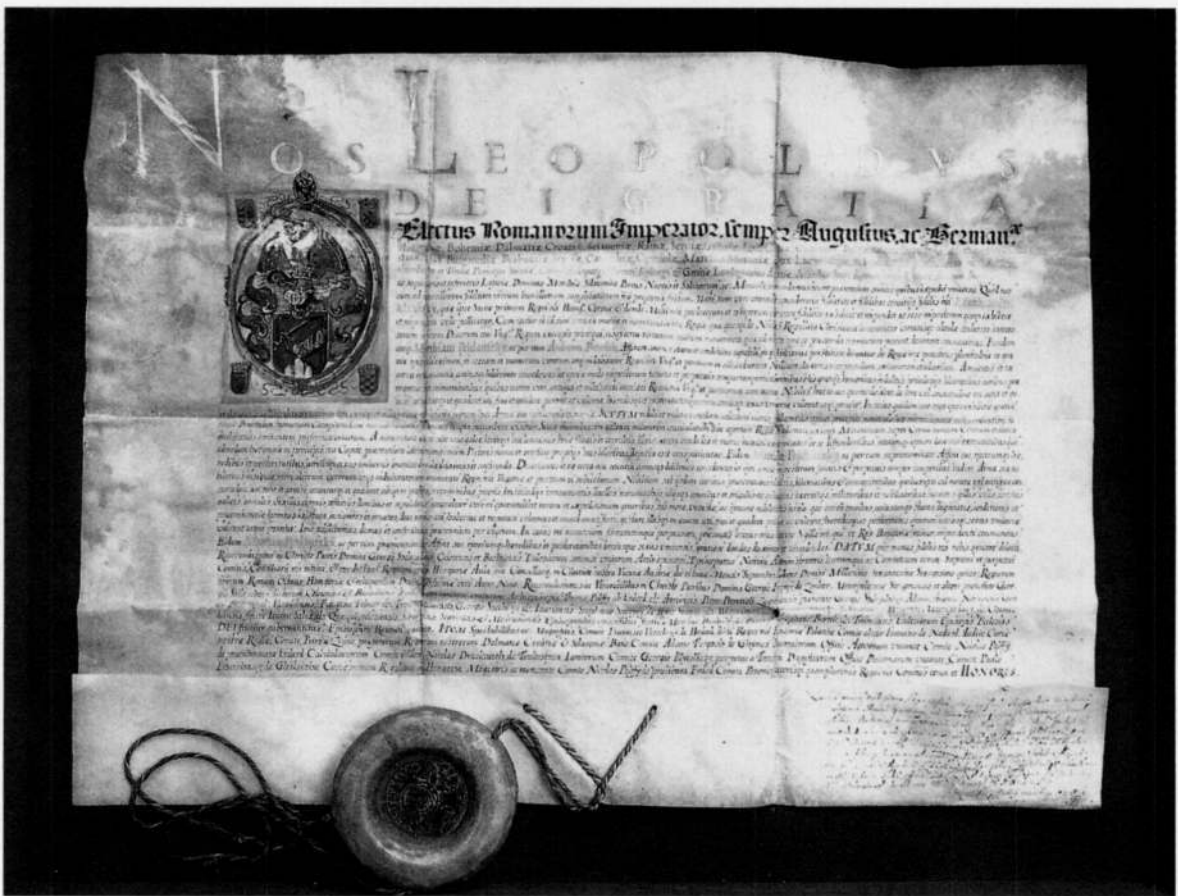


Ausschnitt aus dem Tryptichon „Einwanderung der Deutschen nach Ungarn“, gemalt in Öl auf Leinwand von dem donauschwäbischen Historienmaler Stefan Jäger (1877–1962). Original im Museum des Banats in Temeschburg.

Foto: Gerhard Finkbeiner

schließlich eingestellt. Staatlich geförderte Einzelsiedlungen im Bereich der Militärgrenze entstanden jedoch auch noch nach 1789.

Die Anwerbung deutscher Kolonisten wurde von den geistlichen und adligen Grundherren durch eigene Beauftragte durchgeführt. Als Folge dieser Anwerbung kamen im 18. Jahrhundert deutsche Kolonisten in großer Zahl ins Land. Besonders bedeutsam waren in dieser Siedlungsbewegung die durch organisierte Anwerbung veranlassten drei großen Schwabenzüge von 1723 bis 1726, von 1763 bis 1768 und von 1782 bis 1787. Im Verlauf der gesamten Ansiedlungszeit zwischen 1686 und 1829 wanderten gegen 150.000 deutsche Siedler in den mittleren Donaauraum aus. Unter den Kolonisten, die aus dem deutschen Südwesten nach Ungarn zogen, waren auch viele Familien aus der Ortenau. Sie haben überwiegend in der maria-theresianischen Ansiedlungszeit von 1749 bis 1772 ihre Heimat verlassen, um sich in der Batschka, vor allem in Hodschag, anzusiedeln.



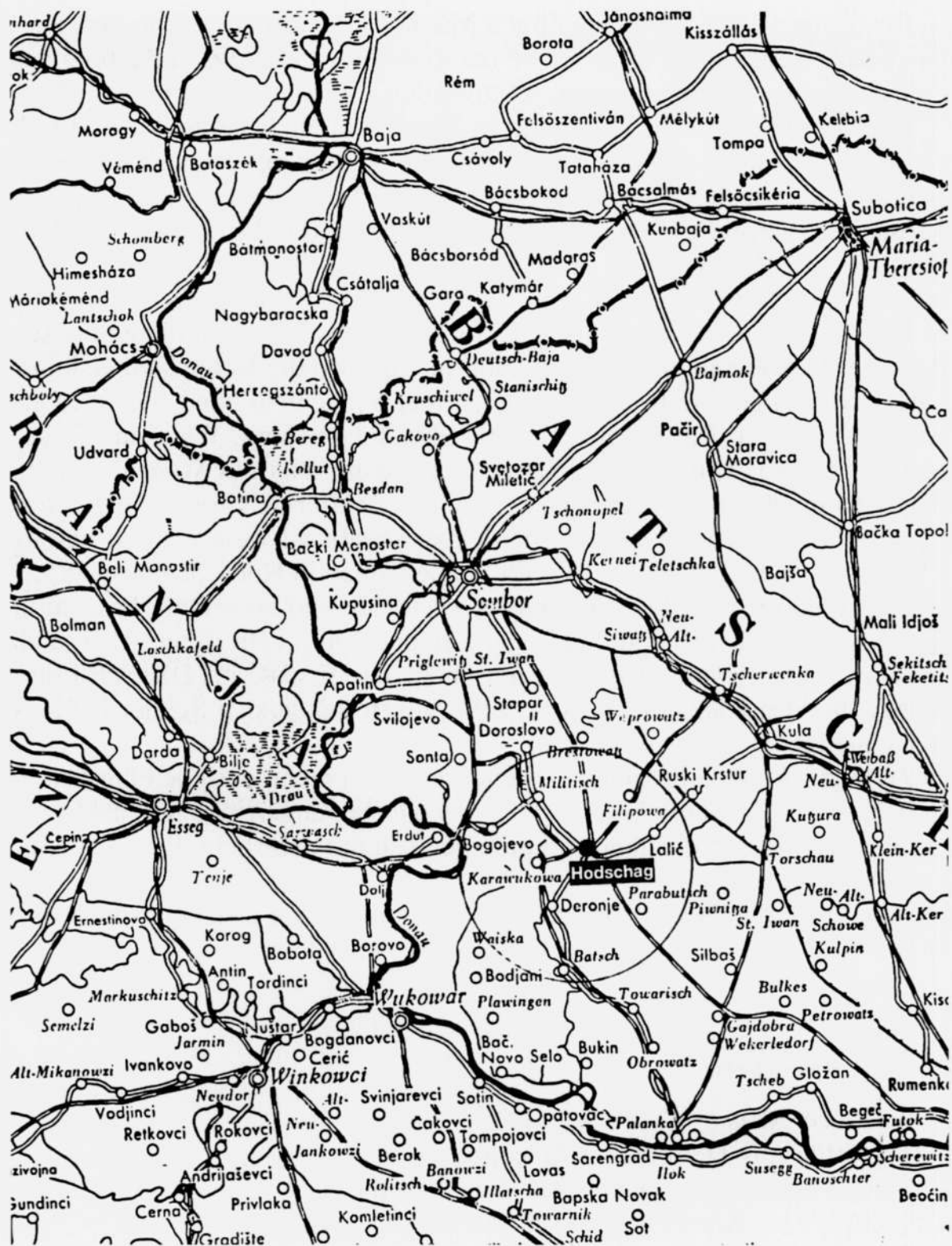
Wappenbrief, ausgestellt von Kaiser Leopold I. am 8. September 1665 in Wien, für Mathias Peklansky und Andreas Benedek. Das Adelsdiplom wurde 1980 im Pfarrhof in Schuttertal aufgefunden

Foto: Axel Dach

Ortenau-Auswanderer siedeln in Hodschag/Batschka

Am 30. Januar 1755 beschloss die ungarische Hofkammer in Preßburg, dass auf der „Possessio Hodzsak“ dreihundert deutsche Familien römisch-katholischen Glaubens anzusiedeln seien. Daraufhin wurden bevollmächtigte Ansiedlungsemissäre ernannt, die im deutschen Südwesten auswanderungswillige Handwerker und Bauern anzuwerben hatten.

Einer der Emissäre, der in der Ortenau viele Kolonisten für eine Auswanderung gewinnen konnte, war Jakob Strittmatter¹, ein „Salpeterer“ aus Rickenbach im Hotzenwald, Amt Waldshut. Ausgestattet mit einem Patent zur Anwerbung, das ihm in Wien am 6. Januar 1759 ausgestellt worden war, durchwanderte er die vorderösterreichischen Lande am Hoch- und Oberrhein, den badischen Schwarzwald, die Täler der Kinzig und der Schutter sowie das Ried und das Hanauerland in der Rheinebene. Da Strittmatter mit den Menschen und der Landschaft vertraut gewesen sein dürfte (Jakob Strittmatter war in dritter Ehe mit der aus Schuttertal gebürtigen



Maria Anna Bilharz verheiratet), konnte er viele katholische Familien aus Südbaden für eine Auswanderung nach Hodschag gewinnen.

In dem kaiserlichen Ansiedlungspatent, das Strittmatter mit sich führte, waren den Siedlern zahlreiche Begünstigungen garantiert: Freiheit von der Leibeigenschaft, freie Passage, Abgabefreiheit und Freizügigkeit.

Bevor die auswanderungswilligen Männer und Frauen jedoch ihre Heimat verlassen konnten, mussten sie bei ihrer Herrschaft die Entlassung aus der Leibeigenschaft beantragen, Abzugsgeld² bezahlen und heiraten.

Die österreichischen Behörden wollten nämlich bevorzugt katholisch verheiratete Kolonistenfamilien aufnehmen. Viele junge Paare entschlossen sich deshalb vor der Abreise rasch noch zur Heirat. So enthalten die Ehebücher der Pfarrei St. Antonius in Schuttertal mehrere Einträge in den Jahren 1759 und 1760 mit dem Vermerk „Hungariam tendentes“ oder „Hungariam transmigrantes“.

Der Weg der Ortenauer Auswanderer führte das Kinzigtal hinauf auf die Baar, der Donau entlang bis nach Ulm. In Ulm, wo die Kolonisten erstmals registriert wurden, bestiegen sie die „Ulmer Schachteln“ und fuhren in einer dreiwöchigen Reise donauabwärts über Regensburg, Wien und Budapest bis Apatin. Von Apatin ging die Reise dann teils mit Wagen, teils zu Fuß landeinwärts nach der zwanzig Kilometer entfernten Pussta Hodschag.

Wie das Namensverzeichnis der Urbarialisten ausweist, waren bereits 1783 alle 318 geplanten Häuser und Siedlerstellen in Hodschag besetzt.

Die Herkunftsorte der Hodschager Ansiedler sind zu achtzig Prozent in Baden zu suchen, vornehmlich in der Ortenau und im Breisgau. Aber auch aus dem Schwarzwald, dem Schwäbischen, dem Elsass, aus Deutsch-Lothringen, aus der Pfalz, aus Hessen und Franken ließen sich Siedler in Hodschag nieder.

Zu einem kleinen Prozentsatz wanderten auch nichtdeutsche Familien in Hodschag zu. Es waren böhmische, slowakische, ungarische und auch serbische Zuwanderer, die aber im Laufe der Zeit auf natürliche Weise assimiliert wurden.

Laut Ortssippenbuch Hodschag³ sind nachfolgende Einzelpersonen und Familien aus der Ortenau nach Hodschag ausgewandert:

Achern-Oberachern

WARNUS Alois

* 1.10.1764 † 11.10.1827 in Miletitsch

oo 8.1.1795 in Hodschag mit FISCHER Katharina

* 3.12.1773 in Kittersburg † 31.1.1819 in Miletitsch

WARNUS Franz Josef

* 1.7.1774 † ? in Apatin

oo 31.1.1792 in Apatin mit WEBER Apollonia

* 9.10.1773 in Apatin † 17.4.1841

Biberach/Kinzigtal

BURCHO Johann

* 17.11.1741 † ?

oo 21.4.1766 in Biberach mit BROSAMER Barbara

* ? † 7.11.1827

(6 Kinder in Biberach geboren. Nach 1784 ausgewandert.)

GERSTNER Mathias

* ? 1725 in Kirchzarten † 28.4.1775 in Karawukowa

oo II. Ehe: 4.11.1754 in Biberach mit FUCHS Anna Maria

* 13.6.1727 † ?

KIRCHMAYER Jakob

* 5.5.1744 † ?

oo 17.10.1768 in Biberach mit ISEMANN Anna Maria

* 20.12.1746 † 26.11.1770

KIRNBERGER Franz Michael

* 12.9.1746 † 9.4.1785

oo 6.2.1769 in Biberach mit BISCHOF Magdalena

* 8. 3.1746 † ?

(3 Kinder in Biberach geboren.)

SCHNEIDER Johann Michael

* 4.9.1736 † ?

oo 20.4.1760 in Biberach mit KOPF Maria Eva

* 4.8.1726 in Prinzbach-Schönberg † ?

WINZ Johann Georg

* 9.11.1827 † ?

oo 7.2.1752 in Biberach mit FUCHS Franziska Kunegunde

* 3.3.1725 † ?

(5 Kinder in Biberach geboren. Nach 1758 ausgewandert.)

WINZ Anton

* ? 1732 † 20.5.1783

oo 17.10.1759 in Biberach mit ENDERLE Maria Anna

* 7.1.1741 † 12.4.1797

Biberach-Prinzbach

KEMPF Jakob

* 14.7.1746 † ?

oo 19.2.1770 in Prinzbach mit CHRIST Elisabeth

* 11.8.1748 in Seelbach † ?

(11 Kinder in Schönberg geboren. Nach 1786 ausgewandert.)

SCHMIDT Johann Georg

* 30.11.1740 in Schönberg-Harmersbächle † ?

oo 27.4.1767 in Prinzbach mit KRAUS Maria Barbara

* 25.3.1745 in Schuttertal † 17.8.1772 in Hodschag

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 1555.)

Ettenheim-Altdorf

HALTER Martin, Gastwirt

* 2.11.1723 in Altdorf/Lahr † ?

oo 30.5.1757 in Altdorf mit MACK Magdalena

* ? † ?

(1760 ausgewandert.)

Ettenheim-Ettenheimmünster

HIMMELSBACH Christian

* 27.5.1753 in Ettenheimmünster † 17.12.1830 in Hodschag

oo 5.2.1776 in Hodschag mit WISCHT Barbara

* 23.7.1756 in Tolnau † 19.1.1826 in Hodschag

OFFENBURGER Mathias

* 23.1.1705 in Ettenheimmünster † ?

oo 12.1.1733 in Ettenheim mit EBERLING Anna Maria

* 30.7.1707 in Wallburg † ?

(8 Kinder in Wallburg geboren. Nach 1750 ausgewandert.)

HIMMELSBACH Landolin

* 23.8.1751 in Ettenheimmünster † ?

oo 6.6.1770 in Hodschag mit KOCH Anna Maria

* 1743 in ? † 23.4.1792 in Hodschag

Ettenheim-Münchweier

ARNOLD Christian

* 7.12.1732 in Münchweier † ?

oo 3.5.1756 in Ettenheimmünster mit MARX Maria Ursula

* 19.9.1724 in Ettenheimmünster † 5.8.1783 in Hodschag
(2 Kinder in Ettenheimmünster geboren. 1760 ausgewandert.
Vgl. OSB Münchweier Nr. 38)

HOOG (HUCK) Josef

* 11.12.1728 in Münchweier † ... in Gajdobra

oo 13.11.1752 in Münchweier mit HIRTH Maria Ursula

* 16. 10.1725 in Münchweier † ... in Gajdobra
(3 Kinder in Münchweier geboren. Nach 1757 ausgewandert.
Vgl. OSB Münchweier Nr. 1056)

OSWALD Josef, Zimmermann

* 27.1.1733 in Münchweier † 8.3.1780 in Hodschag

oo 6.2.1759 in Münchweier mit RIEDLINGER Katharina

* ? in Schönberg † 3.4.1779 in Hodschag
(Vgl. OSB Münchweier Nr. 1711.)

OSWALD Anton

* 16.3.1735 in Münchweier † 28.11.1781 in Hodschag

oo 11.1.1762 in Hodschag mit HALTMAYER Sabina

* ? † ?

OSWALD Mathias

* 24.2.1755 in Münchweier † ?

oo 12.1.1779 in Hodschag mit KEHL Anna Maria

* 17.5.1759 in Apatin † ?

STAMM Johann Baptist, Schneider

* 30.5.1721 in Münchweier † ?

oo II. Ehe: 23.2.1756 in Münchweier mit KOHLER Apollonia

* 9.2.1727 in Münchweier † ?

(1759 ausgewandert. Vgl. OSB Münchweier Nr. 2305.)

SUTTER Fortunatus, Steinhauer

* 10.5.1723 in Münchweier † 27.1.1771 in Hodschag

oo II. Ehe: 26.1.1756 in Münchweier mit GANTER Anna Maria

* 10.3.1732 in Münchweier † 13.10.1773 in Hodschag

(1759 ausgewandert. Vgl. OSB Münchweier Nr. 2389.)

SUTTER Sebastian

* 30. 12.1758 in Münchweier † ?

oo 29.10.1781 in Hodschag mit LIELI Franziska

* 5.3.1764 in Ringsheim † ?

Ettenheim-Wallburg

EHMANN Johann Michael

* 5.9.1719 † ?

oo 11.1.1745 in Ettenheim LANG Katharina

* 25.11.1716 † ?

(5 Kinder in Wallburg geboren. Nach 1754 ausgewandert.)

FEHRENBACHER Mathias

* 17.2.1731 in Wallburg † ?

oo 18.2.1754 in Schuttertal WEISSBACH Anna

* 6.2.1734 in Schuttertal † ?

(2 Kinder in Wallburg geboren. Nach 1758 ausgewandert.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 546.)

KALT Josef

* ? in Wallburg † 30.12.1888

OFFENBURGER Andreas

* 17.11.1747 in Wallburg † ?

oo 2.4.1771 in Hodschag BIRLI (?) Barbara

* ? † ?

Friesenheim

HIMMELSBACH Siegbert Anton

* 3.2.1717 in Schuttertal-Michelbronn † ?

oo II. Ehe: 6.4.1764 in Schweighausen HIMMELSBACH Anna Maria Luitgardis

* 20.8.1726 in Wittelbach † 15.2.1778 in Hodschag

(Vgl. auch OSB Friesenheim Nr. 2243 und OSB Schuttertal Nr. 953)

HIMMELSBACH Johann Friedrich

* 16.2.1758 in Friesenheim † ?

oo 12.2.1782 in Hodschag KNEBL Anna Maria Wwe

* 24.7.1754 in Littenweiler/Freiburg † ?

MÜLLERLEILE (MILLERLEILI) Jakob

* 21.7.1722 in Friesenheim † 13.10.1781 in Hodschag

oo 31.1.1752 in Seelbach SCHWAB Susanna

* ? in Kuhbach/Lahr † ?

Friesenheim-Heiligenzell

KREBS Benedikt

* 30.3.1761 in Heiligenzell † ?

oo 7.2.1786 in Hodschag SIMON Magdalena

* 22.7.1770 in Hodschag † ?

OHNEMUS Johann Georg

* 10.4.1731 in Friesenheim † 18.10.1774 in Karawukowa

oo II. Ehe: 23.1.1758 in Friesenheim GRABER Maria Cäcilia, Wwe

* 21.12.1736 † ?

ROTH Mathias, Bauer

* 24.1.1715 in Heiligenzell † 1.7.1783 in Hodschag

oo II. Ehe 28.4.1755 in Heiligenzell METZ (MEZ) Maria Ursula

* ? Zunsweier/Offenburg † ?

(Mit 5 Kindern aus I. Ehe des Mannes und 3 Kinder aus dieser Ehe nach 1760 ausgewandert.)

ROTH Mathias

* 1.2.1760 in Heiligenzell † 16.10.1835 in Hodschag

oo 3.2.1783 in Hodschag ZIRKER Barbara

* ? 1763 in ? † 19.9.1794 in Hodschag

SEITZ Benedikt

* 31.5.1735 in Heiligenzell † ?

oo 21.1.1765 in Heiligenzell HERTZ Barbara

* 12.1.1733 in Oberweier † ?

(2 Kinder in Heiligenzell geboren. 1768 ausgewandert.)

STUBER Mathias

* 17.3.1726 in Heiligenzell † 7.4.1771 in Hodschag

oo II. Ehe: 26.6.1758 in Heiligenzell ROTH Juliana

* 30.9.1726 in Heiligenzell † 26.1.1788 in Hodschag

STUBER Christian

* 17.7.1723 in Heiligenzell † ?

oo 13.2.1775 in Hodschag ? Anna Maria

STUBER Franz Josef

* 4.10.1765 in Heiligenzell † ?

oo 2.11.1787 in Hodschag WEBER Anna Maria

* ? † ?

Friesenheim-Oberschopfheim

ANSER Josef

* ? † ?

oo 11.7.1768 in Oberschopfheim SPITZMÜLLER Katharina

* 24.11.1737 † 21.1.1778

FRIEDRICH Johann Michael

* 3.6.1696 † 24.11.1770

oo 26.1.1722 in Oberschopfheim GEIGER Agatha

* 2.1.1704 † 9.4.1762

(10 Kinder in Oberschopfheim geboren. Nach 1745 ausgewandert.)

LEHMANN Anton, Tagelöhner, Hirte

* 14.11.1712 in Oberschopfheim † 1.5.1764 in Hodschag

oo II. Ehe: 4.5.1744 in Heiligenzell KUDERER Anna Maria

* 28.7.1712 in Oberweier † ?

MANDL Jakob

* 17.2.1720 in Hausach/Kinzigtal † 28.4.1772

oo II. Ehe: 16.2.1767 in Oberschopfheim SCHÖNLE Maria Eva

* 14.9.1737 in Seelbach † 12.11.1778

MÜLLER Nikolaus

* ? 1701 † 24.3.1778

oo III. Ehe: 13.11.1747 in Oberschopfheim ESCHBACH Otilia

* ? in Ichenheim † ?

SEIDL Michael

* 3.8.1726 in Oberschopfheim † ?

oo 6.5.1748 in Oberschopfheim SCHILDECKER Katharina

* 12.10.1728 in Oberschopfheim † ?

(5 Kinder in Oberschopfheim geboren.)

SEIDL Mathias

* ? † ?

oo 16.1.1769 in Oberschopfheim SCHILLI Kunigunde

* 13.4.1740 in Oberschopfheim † ?

SPITZNAGEL Ludwig

* 23.8.1740 in Oberschopfheim † 12.2.1795 in Hodschag

oo 9.2.1767 in Oberschopfheim EICHHORN Ursula

* 8.8.1727 in Oberschopfheim † 3.4.1783 in Hodschag

(2 Kinder in Oberschopfheim geboren. Nach 1769 ausgewandert.)

WALTER Sebastian

* 22.1.1726 in Oberschopfheim † ?

oo II. Ehe: 20.10.1754 in Oberschopfheim FESSLER Magdalena

* 18.7.1727 in Ichenheim † ?

Friesenheim-Schuttern

PULLACHER Lorenz

* 9.8.1743 in Schuttern † ?

oo 11.1.1763 in Hodschag METZGER Anna Maria

* ? † ?

Hausach

MANDL Jakob

* 17.2.1720 in Hausach/Kinzigtal † 28.4.1772 in Hodschag

oo II. Ehe: 16.2.1767 in Oberschopfheim SCHÖNLE Maria Eva

* 14.9.1737 in Seelbach † 12.11.1778 in Hodschag

Hofstetten

RINGWALD Anton

* 20.8.1745 in Hofstetten † 10.11.1772 in Hodschag

oo 15.2.1768 in Hofstetten SCHÄFER Anna Maria

* 10.10.1744 in Schuttertal-Kambach † ?

RINGWALD Martin

* 28.9.1742 in Hofstetten † 30.9.1773 in Hodschag

oo 13.6.1768 in Hodschag REITER Anna Maria

* ? † ?

SCHÜSSELE (SCHISSELE) Josef

* 15.3.1740 in Hofstetten † 25.12.1782 in Hodschag

oo 2.6.1766 in Hofstetten KASPER Katharina

* 7.5.1741 in Hofstetten † ?

(2 Kinder in Hofstetten geboren. 1767 ausgewandert.)

Hohberg-Diersburg

STORTZ Josef

* 23.1.1739 in Diersburg † 11.4.1789 in Hodschag

oo 5.2.1762 in Oberschopfheim HUGELMANN Agatha

* 17.1.1738 in Oberschopfheim † ?

(4 Kinder in Oberschopfheim geboren. Nach 1767 ausgewandert.)

Kappel-Grafenhausen

DEBACHER Philipp

* 11.2.1722 in Grafenhausen † ?

oo 26.1.1756 in Grafenhausen ARBOGAST Anna Maria Elisabeth

* 14.8.1735 in Grafenhausen † ?

(2 Kinder in Grafenhausen geboren. 1758/59 ausgewandert.)

Kehl-Goldscheuer

FIEN Christian

* ? 1732 † 1.4.1780 in Hodschag

oo ? vor 1758 Goldscheuer KLEM(M) Anna Maria

* ? 1722 in Goldscheuer † 4.1.1790 in Hodschag

(2 Kinder in Goldscheuer geboren. Nach 1759 ausgewandert.)

FIEN Josef

* ? 1727 † 21.12.1795 in Hodschag

oo ? in Goldscheuer KILIAN Maria

† ?

(2 Kinder in Goldscheuer geboren. Nach 1759 ausgewandert.)

TICHERER (DIECHER) Martin

* ? † 1.1.1780 in Hodschag

oo ? in ? MÄRZLUFT (MARTZLUFF) Anna Maria

* ? † 24.5.1789 in Hodschag

(3 Kinder in Goldscheuer geboren. Nach 1761 ausgewandert.)

TICHERER (D(T)IECHERER) Andreas

* 17.10.1761 in Goldscheuer † 5.2.1789 in Hodschag

oo 9.5.1786 in Hodschag SEIFERT Katharina

* ? 1768 † ?

Kehl-Goldscheuer/Kittersburg

FISCHER Jakob

* ? † 28.10.1784 in Hodschag

oo II. Ehe: 17.7.1773 in Kittersburg mit KRIEG Barbara

* ? † ?

FISCHER Josef

* 10.8.1777 in Goldscheuer † ?

oo 21.6.1796 in Hodschag SCHÄFER Maria Anna

* ? † 9.5.1829 in Miletitsch

FISCHER Jakob

* 20.11.1780 in Kittersburg † 9.4.1842 in Hodschag

oo 8.2.1800 in Hodschag NEUMAYER Katharina

* 12.12.1779 in Hodschag † 18.1.1834 in Hodschag

MÄRZLUFT (MARTZLUFF) Josef

* ? 1732 † 26.3.1797 in Hodschag

oo ? mit KRAUS Magdalena

* ? 1736 † 20.3.1786 in Hodschag

(4 Kinder in Kittersburg geboren. Nach 1758 ausgewandert.)

MÄRZLUFT (MARTZLUFF) Johann

* ? † 19.2.1764 in Hodschag

oo 12.2.1764 in Hodschag PULLACHER Barbara

* 2.10.1741 in Schuttern † ?

MÄRZLUFT (MARTZLUFF) Georg

* ? 1753 † ?

oo 23.2.1778 in Hodschag WALDOR Anna Maria

* 18.4.1760 in Hodschag † ?

TICHERER (DIECHER) Anton

* ? 1757 in Kittersburg † ?

oo 29.1.1782 in Hodschag RUPPRICH Anna Maria

* 3.3.1764 in Hodschag † ?

Kehl-Goldscheuer/Marlen

ERTL Johann

* ? 1720 † 1.9.1778 in Hodschag

oo II. Ehe: ? in Marlen mit KLEMM Anna Maria

† 1.9.1788 in Hodschag

ERTL Jakob

* ? 1735 † ? in Karawukowa

oo ? in Marlen mit KLEMM Katharina

* ? in Marlen † ? in Karawukowa

ERTL Johann

* ? 1749 in Marlen † ?

oo 19.1.1773 in Hodschag mit SCHÄFER Anna Maria

* 10.10.1744 in Schuttertal † ?

ERTL Jakob

* ? 1752 in Marlen † ?

oo 23.1.1776 in Hodschag mit MÄRZLUFT Katharina

* 23.9.1758 in Kittersburg † ?

ERTL Josef

* 31.1.1760 in Marlen † 19.5.1828 in Hodschag

oo 22.11.1779 in Hodschag mit KUTSCH Theresia

* 4.9.1761 in Hodschag † 17.8.1837 in Hodschag

GUTH Mathias

* ? † 12.9.1790 in Hodschag

oo ? in ? mit TICHERER Barbara

* ? † 26.3.1788 in Hodschag

(2 Kinder in Marlen geboren. Nach 1759 ausgewandert.)

GUTH Roman

* ? 1748 in Marlen † 5.4.1830 in Weprowatz

oo 6.6.1768 in Hodschag mit ? Elisabeth

* ? 1746 in ? † 24.12.1786 in Hodschag

GUTH Josef

* ? 1751 in Marlen † ?

oo 24.11.1774 in Hodschag mit HAAS Katharina

* ? 1755 in Marlen † ?

GUTH Mathias

* 22.6.1759 in Marlen † 28.10.1793 in Hodschag
oo 26.1.1779 in Hodschag mit WIELAND Anna Maria
* 18.7.1761 in Hodschag † ? 1805

HEITZ Andreas

* ? 1722 in Marlen † 19.10.1775 in Hodschag
oo ? in Marlen mit HUMMEL Maria
* ? † 26.2.1772 in Hodschag
(6 Kinder in Marlen geboren. Nach 1755 ausgewandert.)

HEITZ Johann

* ? 1747 in Marlen † 21.8.1791 in Hodschag
oo 20.11.1770 in Hodschag mit ? Anna Maria
* ? 1738 in ? † 23.2.1776 in Hodschag

HEITZ Michael

* 17.5.1780 in Marlen † 26.7.1849 in Hodschag
oo 23.1.1809 in Hodschag mit MARZWEILER Eva
* 1.12.1791 in Bukin † ?

HIEGL (HIEGEL) Anton

* ? 1723 in Marlen † 4.11.1776 in Hodschag
oo ? in Marlen mit GUTH Anna
* ? 1732 in Marlen † 25.7.1786 in Hodschag
(5 Kinder in Marlen geboren. Nach 1768 ausgewandert.)

HIEGL (HIEGEL) Jakob

* 19.7.1761 in Marlen † 26.12.1788 in Hodschag
oo 25.2.1783 in Hodschag mit SIMON Anna Maria
* 2.11.1762 in Hodschag † 16.3.1826 in Hodschag

HIEGL (HIEGEL) Anton

* 4.3.1765 in Marlen † ?
oo 17.11.1789 in Hodschag mit KRANZBÜHLER Katharina
* ? 1765 in ? † 4.11.1828 in Hodschag

KLEM(M) Nikolaus

* ? 1728 in Marlen † 11.7.1769 in Hodschag
oo II. Ehe: 21.5.1764 in Marlen mit ERTL Katharina
* ? † ?
(Nach 1768 ausgewandert.)

KLEM(M) Anton

* ? 1728 in Marlen † 8.12.1792 in Hodschag
 oo ? in Marlen mit WEISS Katharina
 * ? 1728 in Marlen † 13.12.1780 in Hodschag

KLEM(M) Josef

* ? 1730 in Marlen † 22.11.1796 in Hodschag
 oo 4.6.1764 in Marlen mit SCHÄFER Maria Anna
 * ? 1734 in Oberschopfheim † 9.12.1789 in Hodschag
 (2 Kinder in Marlen geboren. Nach 1767 ausgewandert.)

KRAUS Mathias

* ? in Marlen (?) † 7.8.1789 in Hodschag
 oo ? in ? mit ? Katharina
 * ? in ? † 1.2.1786 in Hodschag
 (5 Kinder in Marlen geboren. Nach 1757 ausgewandert.)

KRAUS Anton

* ? † ?
 oo ? in ? mit MAYER Magdalena
 † 12.7.1794 in Hodschag
 (11 Kinder in Marlen geboren. Nach 1773 ausgewandert.)

KRAUS Georg

* ? † 4.12.1796 in Hodschag
 oo ? in ? mit WEISS Barbara
 * ? † 20.11.1789 in Hodschag
 (1 Kind in Marlen geboren. Nach 1758 ausgewandert.)

KRAUS Jakob

* ? † 22.10.1793 in Hodschag
 oo ? in ? mit ? Luitgardis
 † 1.12.1793 in Hodschag
 (1 Kind in Marlen geboren. Nach 1761 ausgewandert.)

KRAUS Mathias

* ? 1752 in Marlen † 16.11.1788 in Hodschag
 oo 21.11.1774 in Hodschag mit FIEN Magdalena
 * ? 1757 in Goldscheuer † ? 1823

RIT'TER Michael

* ? 1745 in Marlen † ?
 oo 8.11.1768 in Karawukowa mit HASER Eva
 * ? † ?

RITTER Johann Georg

* ? 1747 in Marlen † ?

oo 17.11.1768 in Hodschag mit GEIGER Maria Eva

* 15.8.1745 in Csatalja † ?

RITTER Melchior

* ? 1753 in Marlen † 4.12.1788 in Hodschag

oo 4.12.1774 in Hodschag mit FISCHER Theresia

* 2.4.1757 in Csatalja † ?

Kippenheim

WEIMANN (WEINMANN) Jakob

* ? 1719 in ? † 11.11.1787 in Hodschag

oo ? in ? mit WALDMANN Maria

* ? 1718 in ? † 4.12.1788 in Hodschag

(2 Kinder in Kippenheim geboren. Nach 1758 ausgewandert.)

Lahr-Reichenbach

DOLD Johann Michael

* 7.4.1726 † 26.7.1786

oo II. Ehe: 21.11.1774 in Seelbach mit HAAS Katharina

* ? 1748 in Langenhard/Lahr † ? 3.1788 in Hodschag

EISENMANN Johann

* 9.1.1758 in Reichenbach-Gereuth † ?

oo 3.1.1791 in Seelbach mit EISENBEIS Justina

* 31.5.1771 in Kuhbach † ?

KÖNIG Anton

* 16.1.1739 in Reichenbach † 14.2.1797 in Karawukowa

oo 29.4.1766 in Ulm/Donau mit EBLE Maria Eva

* 18.12.1745 in Schuttertal † ? in Karawukowa

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 374)

MÜLLERLEILE (MILLERLEILI) Mathias

* 9.2.1720 in Reichenbach-Gereuth † 12.8.1760 in Hodschag

oo 26.4.1757 in Seelbach mit BILLHARZ Maria Anna

* 8.1.1729 in Schuttertal † 23.10.1792 in Hodschag

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 1826.)

oo II. Ehe: 9.9.1760 mit STRITTMATTER Jakob

(Jakob Strittmatter war einer der Emissäre, der in der Ortenau viele Kolonisten für eine Auswanderung nach Hodschag angeworben hat. Die familiäre Verbindung in das Schuttertal dürfte eine Erklärung dafür sein, dass so ungewöhnlich viele Menschen aus dem Schuttertal nach Hodschag ausgewandert sind. Vgl. OSB Hodschag Nr. 7771.)

RINGWALD Johann Georg

* 17.4.1721 in Reichenbach bei Lahr † 17.8.1787 in Hodschag

oo 7.2.1764 in Seelbach mit MÜLLER Anna Maria

* 25.2.1727 in Reichenbach bei Lahr † ?

(1 Kind in Reichenbach geboren. Nach 1765 ausgewandert.)

SCIIREMP Bernhard

* 7.4.1753 in Reichenbach bei Lahr † 19.1.1789 in Hodschag

oo 3.9.1781 in Seelbach mit WINKLER Maria Anna

* ? in Prinzbach † ?

WACKER Johann Adam

* 18.10.1725 in Reichenbach-Gereut † ?

oo 20.4.1761 in Seelbach mit SPOTHELFER Katharina

* 5.10.1735 † 4.10.1787 in Hodschag

(2 Kinder in Reichenbach geboren. Nach 1763 ausgewandert.)

WACKER Josef

* 3.2.1745 in Reichenbach/Schuttertal † 1.2.1833 in Hodschag

oo 13.11.1770 in Ulm/Donau mit SCHÜSSELE Maria Elisabetha

* 12.9.1744 Langenhard bei Sulz/Lahr † 8.1.1793 in Hodschag

Meißenheim-Kürzell

KETTERER Clemens

* ? † 2.5.1780 in Hodschag

oo 12.1.1767 in Kürzell mit LEITZ Anna Maria

* ? † 24.2.1796 in Hodschag

(2 Kinder in Kürzell geboren. Nach 1769 ausgewandert.)

Mühlenbach

HEITZMANN Anton

* 7.8.1729 † 18.10.1770

oo 14.4.1761 in Biberach/Riss mit HERMANN Luitgardis

* ? in Biberach/Riss † ?

Oberharmersbach

PFUNDSTEIN Anton

* 16.1.1761 † ?

oo 13.10.1783 in Oberharmersbach mit RAPP Maria

* 20.11.1761 in Rintsbach (?) † ?

Offenburg-Elgersweier

PIMPI Johann

* 1.6.1749 † ? in Parabutsch (?)

oo 13.5.1770 in Ulm/Donau mit EDINGER Anna Maria

* ? in Schutterwald † 25.6.1782 in Hodschag

Offenburg-Zunsweier

BUSS Georg

* 14.4.1760 † ?

oo 16.4.1782 in ? mit STEMMER Christina

* 29.9.1760 † ?

BUSS Mathias

* 14.2.1763 † ?

oo 6.2.1787 in Karawukowa mit BIRKELBACH Magdalena

* ? † ?

MAY Georg

* 11.4.1765 † 25.1.1833

oo 10.7.1786 in Hodschag mit WINTERER Barbara

* 3.6.1762 in Schuttertal † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2940.)

Rust

FEIST Josef, Tagelöhner

* 7.3.1731 in Rust † ?

oo 25.4.1757 in Rust mit METZGER Kunigunde

* 7.4.1732 in Rust † ?

(2 Kinder in Rust geboren. Nach 1758 ausgewandert.)

METZGER (Franz) Anton, Tagelöhner

* vermutlich 5.5.1724 in Rust † ?

oo 16.11.1750 in Rust mit THRÖNLE Maria

* 3.8.1729 in Wyhl/Kaiserstuhl † 27.2.1760 in Hodschag

(4 Kinder in Rust geboren. Nach 1758 ausgewandert.)

Schuttertal (Ortsteil Schuttertal)

BURGER Johann Georg, Bauer

* 6.4.1716 in Schuttertal † 24.8.1787 in Hodschag

oo 26.4.1739 in Schuttertal mit RINK Anna Maria

* 19.8.1715 in Schuttertal † 3.8.1781 in Hodschag

(12 Kinder in Schuttertal geboren. Nach 1759 ausgewandert.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 277)

BURGER Franz Anton, Bauer

* 11.1.1740 in Schuttertal † ? in Palanka

oo 13.7.1761 in Schuttertal mit KEMPF Luitgard

* ? in Prinzbach-Schönberg † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 285.)

FEHRENBACHER Andreas

* 30.1.1746 in Schuttertal † ?

oo 22.2.1768 in Schuttertal mit DRESCHER Anna Maria

* ? in Prinzbach † ?

(1768 ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 554.)

FEHRENBACHER Christian

* 8.12.1731 in Schuttertal (Fehrenbacherhof) † 9.2.1765

oo 5.5.1760 in Schuttertal mit WEBER Katharina

* ? 1729 † ?

(1760 ausgewandert. Vermerk im Ehebuch: „Hungariam tendentes“.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 549.)

KLENTZ Konrad, Schneider

* ? in Ettenheimmünster † ?

oo 29.10.1748 in Schuttertal mit RINK Sophia

* 10.5.1724 in Schuttertal † ?

(6 Kinder in Schuttertal geboren. 4 Kinder starben vor 1759.

Mit 2 Kindern nach 1759 ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 719.)

HIMMELSBACH Siegbert

* 13.2.1717 in Schuttertal (Vogtsbenedikthof) † ?

oo 21.11.1746 in Friesenheim mit SCHMIDT Juliana

* 2.1.1720 in Friesenheim † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 953 und OSB Friesenheim Nr. 2243.)

HIMMELSBACH Mathias

* 25.2.1747 in Schuttertal † ?

oo 14.2.1771 in Seelbach mit HAAG Veronika

* ? † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 967)

HIMMELSBACH Johann Georg

* 12.2.1738 † 19.4.1782 in Hodschag

oo 5.5.1760 in Schuttertal mit GOHL Katharina

* 3.10.1734 in Ettenheimmünster † ?

(Vermerk im Ehebuch: „Hungariam tendentes“. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 970.)

KLEIN Januarius

* 19.9.1739 † 8.10.1786 in Hodschag

oo 19.10.1772 in Seelbach mit KASPER Franziska

* 18.10.1751 in Kuhbach † ?

LANGENBACHER Josef, Schuster

* 10.1.1717 in Zell/Harmersbach † 1.10.1781 in Hodschag

oo 3.5.1740 in Schuttertal mit GEIGER Juliana, Wwe

* 17.1.1698 in Wittelbach † 1.10.1765 in Hodschag

(Vgl. OSB Schuttertal Nr.1580.)

MÜLLER Lorenz

* 7.8.1729 in Schuttertal † ?

oo 29.1.1759 in Schuttertal mit KIENZLER Maria Elisabeth

* 12.11.1734 in Schuttertal † ?

(2 Kinder in Schuttertal geboren. Nach 1761 ausgewandert.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 1004.)

MÜLLERLEILE (MILLERLEILI) Mathias

* 22.3.1726 in Schuttertal (Kasperbauernhof)

† 27.11.1783 in Hodschag

oo 23.6.1752 in Schuttertal mit VOLK Maria Rosa

* 18.9.1733 in Schuttertal † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 1824.)

SCHÄFER Johann Georg

* 4.1.1737 in Schuttertal-Kambach † ?

oo 11.2.1768 in Welschensteinach mit SCHWENDEMANN Anna
Maria

* 18.3.1749 in Welschensteinach † ?

SCHÄFER Anton

* 7.4.1735 in Schuttertal-Kambach † ?

oo 12.3.1759 in Schuttertal mit HIMMELSBACH Martha

* 20.1.1732 in Schuttertal-Kambach † 15.8.1760 in Hodschag

(Vermerk im Ehebuch: „Hungariam transmigrantes“.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2098 und Nr. 980.)

SCHMALZ Johann Adam

* 18.7.1708 in Schuttertal † 29.9.1783 in Hodschag

(Hofbauer auf dem Schmalzenhof in Schuttertal-Laulisgraben)

oo 10.1.1741 in Schuttertal mit VOLK Anna Maria

* 23.3.1717 in Schuttertal † 2.1.1777 in Hodschag

(8 Kinder in Schuttertal geboren. Nach 1752 ausgewandert.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2227.)

SCHMIDT Mauritius (Moritz), Tagelöhner

* 18.9.1727 in Schuttertal † ?

oo 8.6.1750 in Schuttertal mit KEMPF Barbara

* 6.3.1721 in Prinzbach-Schönberg † 17.3.1772 in Hodschag

(4 Kinder in Schuttertal geboren. 1759 ausgewandert.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2248.)

SCHMIDT Daniel

* 22.10.1731 in Schuttertal † 27.9.1794 in Hodschag

oo 13.3.1759 in Schuttertal mit WEBER Maria Elisabeth

* 10.11.1727 in Schuttertal † 16.11.1779 in Hodschag

(Vermerk im Ehebuch: „Hungariam transmigrantes“.

1759 ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2249.)

SCHWARZWÄLDER Josef

* 15.3.1739 in Schuttertal-Michelbronn † ?

oo 29.4.1766 in Ulm/Donau mit GRAF Maria Magdalena

* ? in Schenkzell † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2395.)

SCHWÖRER Lorenz

* 3.8.1696 in Schuttertal-Kambach † 9.8.1776 in Hodschag

(Hofbauer auf dem Schwörerhof in Schuttertal-Kambach)

(Nach dem Tode seiner Ehefrau Anna Maria Mayer 1764 mit Sohn Josef und dessen Ehefrau nach Hodschag ausgewandert, wo bereits seit 1759 Sohn Landolin und Tochter Elisabeth mit ihren Familien ansässig waren.)

SCHWÖRER Landolin

- * 21.8.1739 in Schuttertal-Kambach † ?
- oo 20.3.1759 in Schuttertal mit WEBER Maria Ursula
- * 6.10.1729 in Schuttertal † 8.10.1763 in Hodschag
(Vermerk im Ehebuch: „Hungariam transmigrantes“.
1759 ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2417.)

SCHWÖRER Josef

- * 24.2.1732 in Schuttertal-Kambach † 11.4.1787 in Hodschag
- oo 20.3.1764 in Schweighausen mit FEIST Theresia
- * 15.9.1744 in Wittelbach † ?

TRENKLE Bartholomäus

- * 24.8.1729 in Schuttertal † 19.2.1766 in Hodschag
- oo 18.6.1764 in Seelbach mit KETTERER Katharina
- * 25.10.1743 in Seelbach † ?
(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2610.)

WEBER Anton

- * 1.1.1748 in Schuttertal-Kambach † 8.11.1775 in Hodschag
- oo 7.4.1766 in Schuttertal mit KETTERER Theresia
- * 23.1.1734 in Seelbach † ?
(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2796.)

WEBER Josef

- * 4.3.1744 in Schuttertal-Kambach † ?
- oo 27.2.1764 in Schuttertal mit LURCK Margaretha
- * 19.7.1743 in Seelbach † 20.10.1780 in Hodschag
(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2795.)

WEBER Mathias

- * 3.2.1746 in Schuttertal-Kambach † ?
- oo 7.11.1774 in Schuttertal mit SPOTH Anna Maria
- * 15.1.1743 in Schuttertal † 10.4.1785 in Hodschag
(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2799.)

WINTERER Jakob

- * 29.4.1734 in Schuttertal † ?
- oo 28.4.1760 in Seelbach mit WEHRLE Maria Eva
- * 24.9.1736 in Reichenbach † 11.2.1793 in Hodschag
(1760 ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2920.)

WINTERER Michael, Schmied

* 19.2.1726 in Schuttertal † 11.1.1775 in Hodschag

oo 10.9.1759 in Schuttertal mit WEISSBACH Maria Anna

* 26.1.1736 in Schuttertal † ?

(6 Kinder in Schuttertal geboren. 1770 ausgewandert.

Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2940.)

Schuttertal (Ortsteil Dörlnbach)

BIEHLER (PILLER) Josef

* 16.5.1741 in Dörlnbach † 4.5.1766 in Hodschag

oo 30.3.1761 in Dörlnbach mit WALDVOGEL Ursula

* 2.12.1740 in Dörlnbach † ?

(1761 ausgewandert. Vgl. OSB Dörlnbach Nr. 49.)

BIEHLER (PILLER) Karl

* 3.11.1733 in Dörlnbach † 22.11.1782 in Hodschag

oo 30.3.1761 in Dörlnbach mit WALDVOGEL Barbara

* 2.12.1738 in Dörlnbach † ?

(1761 ausgewandert. Vgl. OSB Dörlnbach Nr. 48.)

(G)LANZ Johann Georg, Weber

* 31.12.1718 in Dörlnbach † ?

oo 25.1.1745 in Schweighausen mit BILHARTZ Anna Maria

* 9.3.1721 in Dörlnbach † 30.7.1763 in Hodschag

(4 Kinder in Dörlnbach geboren. Nach 1760 ausgewandert.

Vgl. OSB Dörlnbach Nr. 802.)

(G)LANZ Landolin

* 29.5.1757 in Dörlnbach † 30.5.1796 in Hodschag

oo 24.11.1778 in Hodschag mit REMMEL Katharina

* 26.5.1758 in Langhurst † ?

(G)LANZ Thomas

* ? in Dörlnbach † ?

oo 6.5.1748 in Seelbach mit WIESLER Anna Maria

* ? in Seelbach-Steinbach † ?

(2 Kinder in Dörlnbach geboren. Nach 1757 ausgewandert.

Vgl. OSB Dörlnbach Nr. 804.)

HERWERT Johann Christian

* 30.9.1735 in Dörlnbach † ?

oo 4.12.1760 in Schweighausen mit SCHMIDT Elisabeth

* 27.6.1734 in Prinzbach-Schönberg/Harmersbächle † ?

(Vgl. OSB Dörlnbach Nr. 588.)

WANGLER Josef, Weber

- * 6.3.1734 in Dörflinbach † 24.10.1793 in Hodschag
- oo 21.5.1758 in Schweighausen mit GEIGER Maria Theresia
- * 27.9.1728 in Schuttertal † vor 1766
- (3 Kinder in Schweighausen geboren. Nach 1763 ausgewandert.
- Vgl. OSB Dörflinbach Nr. 1489.)

Schuttertal (Ortsteil Schweighausen)

BIEHLER (PILLER) Johann

- * 27.12.1705 in Schweighausen † 10.2.1778 in Hodschag
- oo 11.6.1736 in Schweighausen mit GRIESBAUM Elisabeth
- * 21.4.1707 in Dörflinbach † 8.7.1775 in Hodschag
- (6 Kinder in Dörflinbach geboren. Nach 1749 ausgewandert.
- Vgl. OSB Schweighausen Nr. 125.)

KERN Roman

- * 13.1.1747 in Schweighausen † 27.12.1785 in Parabutsch
- oo 23.4.1770 in Schweighausen mit BIEHLER (PILLER) Elisabeth
- * 1.3.1748 in Schweighausen † ?
- (Vgl. OSB Schweighausen Nr. 1294.)

MÜLLERLEILE (MILLERLEILI) Ferdinand

- * 24.5.1733 in Schweighausen † ?
- oo I. Ehe: 27.2.1762 in Hodschag mit Elisabeth, Witwe Reder
- oo II. Ehe: 10.2.1763 in Hodschag mit Katharina Waser?
- Witwe Schmidt
- (Vgl. OSB Schweighausen Nr. 1857.)

NIERLE Jakob

- * ? in Köndringen † ?
- oo 23.7.1759 in Schweighausen mit WÖLFLE Maria
- * um 1737 in Schweighausen † 16.7.1764 in Hodschag
- (1 Kind in Schweighausen geboren. Nach 1760 ausgewandert.
- Vgl. OSB Schweighausen Nr. 1898.)

SCHWARZ Johann Michael

- * 16.1.1729 in Schweighausen † ?
- oo 26.7.1763 in Schweighausen mit BIEHLER (PILLER) Regina
- * 26.1.1738 in Schweighausen † ?
- (1 Kind in Schweighausen geboren. 1765 ausgewandert.
- Vgl. OSB Schweighausen Nr. 2475.)

SINGLER Josef

* 26.2.1729 in Schweighausen † 22.9.1770 in Hodschag
 oo 27.4.1761 in Schuttertal mit FEHRENBACHER Maria
 * 7.12.1733 in Schuttertal † ?

(Eintrag im Ehebuch: „Hungariam tendentes“. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2479 und OSB Schweighausen Nr. 2591.)

STRIEGEL Christian

* 14.4.1726 in Schweighausen † 25.1.1764 in Hodschag
 oo 27.1.1754 in Rust mit LAUBER Anna Barbara
 * ? in ? † ?

(Vgl. OSB Schweighausen Nr. 2817. Nach 1759 ausgewandert.)

STRIEGEL Johann

* 23.1.1728 in Schweighausen † 10.10.1770 in Hodschag
 oo 29.4.1760 in Schuttertal mit GEIGER Cäcilia
 * 10.11.1733 in Schuttertal † 20.9.1783 in Hodschag

(Vermerk im Ehebuch: „Hungariam tendentes“. 1760 ausgewandert.
 Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2579.)

STRIEGEL Philipp

* 26.4.1730 in Schweighausen † 25.3.1778 in Hodschag
 oo 19.5.1760 in Schweighausen mit GLATZ Anna Maria
 * 11.5.1730 in Schweighausen † 6.2.1767 in Hodschag
 (2 Kinder in Schweighausen geboren. Nach 1761 ausgewandert.
 Vgl. OSB Schweighausen Nr. 2820.)

STRIEGEL Meinrad

* 24.3.1735 in Schweighausen † ?
 oo II. Ehe: 5.3.1764 in Schuttertal mit BURGER Katharina
 * 25.9.1718 in Schuttertal † 27.10.1772 in Hodschag
 (Nach 1764 ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2581.)

STRIEGEL Mathias

* 17.2.1723 in Schweighausen † 4.12.1777 in Hodschag
 oo 23.1.1769 in Dörlnbach mit BILHARZ Anna
 * 5.2.1749 in Dörlnbach † ?
 (Vgl. OSB Dörlnbach Nr. 1411.)

STRIEGEL Christian

* 5.2.1764 in Schweighausen † ?

oo 31.5.1785 in Hodschag mit MÜLLERLEILE (MILLERLEILI) Anna Maria

* 22.5.1766 in Hodschag † ?

(Vgl. OSB Schweighausen Nr. 2821.)

WERNETH Johann Franz

* 20.1.1697 in Schweighausen † ?

oo II. Ehe: 11.8.1738 in Schweighausen mit KUENZ Susanna

* 2.6.1717 in Wittelbach † 11.3.1779

(5 Kinder in Wittelbach geboren. Nach 1757 ausgewandert.

Vgl. OSB Schweighausen Nr. 3138.)

WINTERER Johann

* 5.11.1761 in Schweighausen † ?

oo 30.4.1792 in Schweighausen mit BIEHLER (PILLER) Maria Anna

* ? † ?

(1793 ausgewandert. Vgl. OSB Schweighausen Nr. 3149.)

Schutterwald

LOTSPEICH Martin * ? † ? oo ?

LOTSPEICH Clemens * 22.11.1744 † ? oo ?

SCHREIBER Michael

* 18.9.1731 † ?

oo 27.9.1756 in Schutterwald mit LINDENMAYER Magdalena

* 21.1.1735 † ?

(3 Kinder in Schutterwald geboren. Nach 1759 ausgewandert.)

Schutterwald-Langhurst

BRAUNSTEIN Lorenz * ? † ? oo ?

ENGEN Anton

* 15.5.1747 † ?

oo 7.1.1771 in Schutterwald mit EBLE Eva

* 8.4.1745 † ?

(3 Kinder in Langhurst geboren. Nach 1777 ausgewandert.)

REMMEL Sebastian

* 11.1.1722 † ?

oo 12.6.1747 in Müllen mit GROSSKLAUS Katharina

* um 1760 † 31.1.1783

(8 Kinder in Langhurst geboren. Nach 1759 ausgewandert.)

REMMEL Michael

* 11.9.1747 † 18.2.1797

oo 17.11.1772 in Hodschag mit HUBER Elisabeth

* ? † ?

(1773 ausgewandert.)

Seelbach

FEIST Anton

* 12.1.1731 in Seelbach-Tretenbach † 12.10.1789 in Hodschag

oo 28.4.1760 in Schuttertal mit WALZ Barbara

* 20.1.1740 in Prinzbach-Schönberg † ?

(3 Kinder in Seelbach geboren. Nach 1766 ausgewandert.)

GRIESHABER Siegbert

* 19.7.1731 † 8.4.1777 in Karawukowa

oo 10.2.1755 in Seelbach mit STIPPICH Maria Theresia

* ? 9.1723 † ?

Seelbach-Steinbach

ETTE Anton

* 6.1.1742 † 17.2.1785 in Karawukowa

oo II. Ehe: 13.6.1768 in Seelbach mit KRÄMER Katharina

* 16.1.1741 † ? in Karawukowa

ETTE Salomon

* 26.9.1744 † ?

oo 14.11.1770 in Ulm/Donau mit KRÄMER Veronika

* 6.6.1744 in Seelbach † 17.2.1801 in Miletitsch

NOPPER Andreas

* 24.11.1728 in Seelbach † 5.2.1794 in Hodschag

oo 18.7.1763 in Seelbach mit HUBER Anna Maria

* ? in Steinbach † 22.2.1775 in Hodschag

(Vermerk im Ehebuch: „Hungariam tendentes“.)

WITT Thadäus

* 27.10.1746 † 4.3.1770

oo 5.5.1767 in Seelbach mit WINTERER Maria Salomea

* 26.8.1745 in Schuttertal † ?

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2960.)

Seelbach-Wittelbach

FEIST Friedrich (Fridolin)

* 9.3.1730 † ?

oo 28.4.1760 in Seelbach mit GEIGER Christina

* 22.2.1726 in Schuttertal † 2.1.1779 in Hodschag

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 478 und Nr. 686.)

GEIGER Christian

* ? in Wittelbach † ?

oo 5.3.1764 in Seelbach mit KÜNZLE Elisabeth

* ? in Prinzbach † ?

HIMMELSBACH Florentin, Tagelöhner

* 7.11.1724 in Wittelbach † 2.3.1795 in Hodschag

oo 8.7.1748 in Ettenheimmünster mit REINBOLD Maria Magdalena

* 6.12.1722 in Ettenheimmünster † 14.2.1790 in Hodschag

(7 Kinder in Ettenheimmünster geboren. 5 Kinder starben vor 1759.

Nach 1759 mit 2 Kindern ausgewandert. Vgl. OSB Schuttertal Nr. 2414.)

HIMMELSBACH Ignatz

* 31.7.1728 in Wittelbach † 10.1.1770 in Hodschag

oo 26.1.1756 in Schweighausen mit SCHWÖRER Elisabeth

* 4.7.1734 in Schuttertal † 11.3.1785 in Hodschag

(3 Kinder in Schweighausen geboren. Nach 1759, vermutlich 1764 ausgewandert.)

Steinach-Welschensteinach

ALGAYER Michael

* ? 1729 † 10.1.1769

oo 17.1.1758 in Welschensteinach mit ARZET Anna Maria

* ? † ?

(6 Kinder in Welschensteinach geboren. Nach 1767 ausgewandert.)

LINK Johann

* ? in Welschensteinach † ?

oo 26.5.1795 in Welschensteinach mit KAISER Katharina

* ? in Prechtal/Elztal † ?

MELLERT Josef

* ? † 13.5.1773

oo 3.3.1768 in Welschensteinach mit CASPAR Maria Eva

* 3.10.1743 in Hofstetten † 5.1.1788

NEUMAYER Peter

* 1.4.1737 † ?

oo 16.2.1767 in Welschensteinach mit WEBER Anna Maria

* 12.3.1737 † ?

NEUMAYER Michael

* 30.8.1739 † ?

oo 15.2.1768 in Welschensteinach mit LINK Agnes

* 4.9.1743 † 6.6.1784

SCHULTHEISS Jakob

* ? † ?

oo 16.2.1767 in Welschensteinach mit WEBER Anna Maria

* 8.5.1734 † 20.9.1772

SCHULTHEISS Josef

* 1.11.1758 † ?

oo 30.1.1785 in Hodschag mit MAYER Anna Maria

* 27.8.1767 † ?

SCHWAB Josef

* 26.1.1733 † 23.11.1770 in Karawukowa

oo 4.2.1762 in Welschensteinach mit MELLERT Anna Maria

* 7.3.1738 † 25.11.1770 in Karawukowa

(2 Kinder in Welschensteinach geboren. Nach 1766 ausgewandert.)

SCHWAB Simon

* 25.10.1737 † 16.3.1788

oo 15.2.1768 in Welschensteinach mit WEBER Maria

* 13.1.1738 † 1.12.1795

SCIWENDEMANN Simon

* 14.10.1715 † 12.6.1771

oo 14.2.1752 in Welschensteinach mit HIMMELSBACH Elisabeth

* 15.11.1729 † ?

(6 Kinder in Welschensteinach geboren. Nach 1767 ausgewandert.)

SCHWENDEMANN Jakob

* 15.6.1750 † ?

oo 8.11.1773 in Hodschag mit SCHÜLLER Johanna

* ? 1754 in ? † 22.1.1827

SCHWENDEMANN Xaver

* 6.5.1759 † ?

oo 12.4.1785 in Hodschag mit MÜLLERLEILE Agatha

* 2.1.1757 in Freiburg-Littenweiler † 29.12.1828

SCHWENDEMANN Johann

* 3.7.1760 † 22.3.1804 in Miletitsch

oo 30.3.1791 in Ulm/Donau mit DISCH Katharina

* 12.12.1756 in Schuttertal † 5.2.1814 in Miletitsch

(Vgl. OSB Schuttertal Nr. 331)

SCHWENDEMANN Stefan

* 31.12.1773 † ?

oo 26.7.1803 in Hodschag mit LINK Franziska

* ? † ?

ZIMMERER Georg

* 9.4.1704 † 12.3.1772

oo III. Ehe: 12.1.1750 in Welschensteinach mit RUOFF Magdalena

* 7.5.1723 † ?

ZIMMERER Mathias

* 3.2.1754 † ?

oo 9.1.1776 in Hodschag mit WENDL Eva

* ? † ?

Zell am Harmersbach

ARMBRUSTER Andreas

* 3.11.1761 † ?

oo 15.6.1795 in Zell/Harmersbach mit LEMLER Katharina

* 29.10.1766 in Unterentersbach † ?

LANGENBACHER Jakob

* 21.6.1761 † ?

oo 23.4.1787 in Zell/Harmersbach mit ARMBRUSTER Anna Maria

* 1.8.1768 in Oberentersbach † ?

MICHEL Johann Kaspar

* 28.10.1730 † ?

oo ? in Zell/Harmersbach mit MÜLLER Theresia

* 13.10.1735

(10 Kinder in Zell geboren.)

PIRGESER Jakob

* 16.7.1758 † ?

oo 23.5.1785 in Zell/Harmersbach mit LANGENBACHER Franziska

* 9.3.1766 † ?

(1 Kinder in Zell geboren. Nach 1786 ausgewandert.)

WOLFGANG Franz Anton

* 8.3.1767 † ?

oo 20.11.1790 in Zell/Harmersbach mit BRAIG Magdalena, Wwe

* 17.1.1765 † ?

(1 Kind in Zell geboren. Nach 1796 ausgewandert.)

ZELLER Johann Symphorian

* 17.8.1731 † ?

oo 18.4.1757 in Zell/Harmersbach mit SÜTTERLIN Maria Anna

* 18.12.1734 † ?

(7 Kinder in Zell/Harmersbach geboren. Nach 1769 ausgewandert.)

Zell am Harmersbach-Entersbach

EISEMANN Johann Georg

* 6.4.1715 in Unterentersbach † ?

oo 20.7.1743 in Zell/Harmersbach mit DAMM Luitgardis

* 19.10.1721 in Zell/Harmersbach † ?

(6 Kinder in Unterentersbach geboren. Nach 1756 ausgewandert.)

JEHLE Franz Josef

* 22.1.1762 in Unterentersbach † ?

oo 28.11.1786 in Hodschag mit ARNOLD Elisabeth

* 14.10.1768 † 29.1.1855

LEHMANN Simon

* 12.10.1754 in Oberentersbach † ?

oo 1.6.1779 in Nordrach mit NEUMANN Katharina

* ? 1752 in Nordrach † 4.10.1830

LEMMER Markus

* 25.4.1775 in Unterentersbach † 14.8.1836

oo ? in Hodschag mit KAISER Anna

* 4.5.1783 in ? † ?

SCHWEISS Johann Georg

* 14.4.1736 in Unterentersbach † ?

oo 28.4.1760 in Biberach/Kinzigtal mit KARGUS Anna Maria

* ? in Großkirchen, Bistum Konstanz † ?

WILLMANN Josef

* 25.2.1726 in Unterentersbach † 10.4.1796

oo III. Ehe: 14.1.1771 in Zell/Harmersbach mit SCHMIEDER Theresia

* 19.3.1748 in Unterentersbach † ?

WILLMANN Mathias

* 22.2.1723 in Unterentersbach † ?

oo II. Ehe: 26.10.1772 in Hodschag mit ? Anna Maria, Wwe

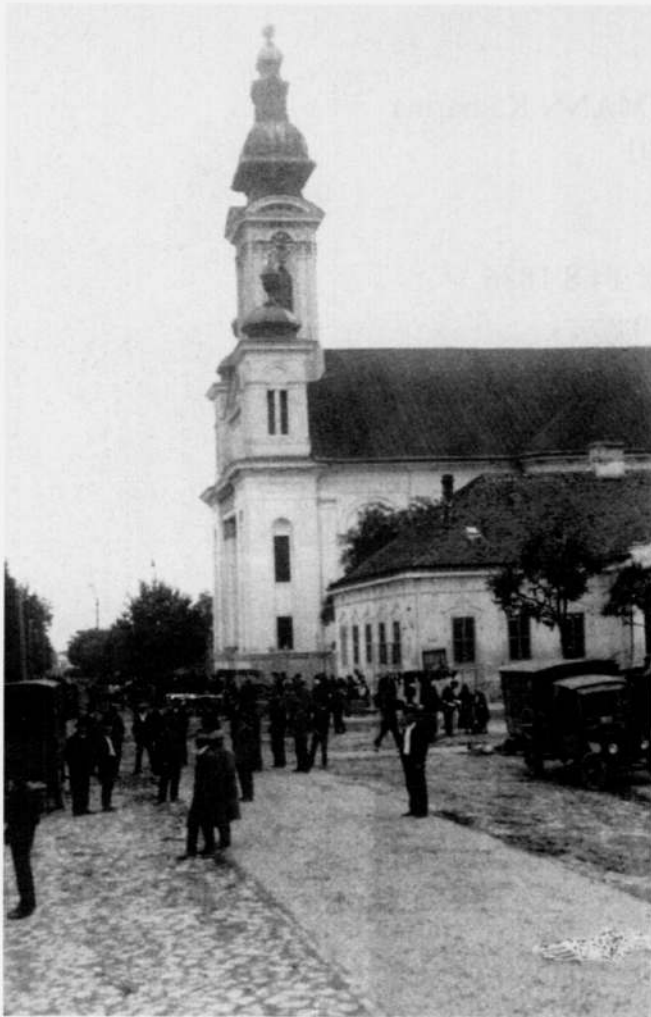
* ? † ?

„Nicht mit dem Schwert, mit der Pflugschar erobert“

Mit Zähigkeit und unermüdlichem Fleiß verwandelten die Kolonisten die versumpfte und verwilderte Donautiefenebene in fruchtbares und ertragreiches Ackerland. Pfarrer Josef Augsburg, ein früher deutscher Dichter der Batschka, kleidet das Wirken seiner Vorfahren in die Worte: *„Nicht mit dem Schwert, mit der Pflugschar erobert! Kinder des Friedens, Helden der Arbeit!“*

Schwere Schicksalsschläge blieben jedoch nicht aus. Die Ansiedler wurden von Hochwasser, Dürre und Seuchen heimgesucht. In den Jahren 1836, 1849 und 1873 starben viele Menschen an der Cholera; manch eine Familie wurde ausgelöscht.

Nach Jahren bitterer Not zeigte sich allmählich ein Silberstreif am Horizont und man sah besseren Zeiten entgegen. Die alten Kolonistenhäuser aus Lehm wurden abgerissen und durch Steinhäuser ersetzt. Die Wassernot wurde durch den Bau von Entwässerungskanälen gebannt. Landwirtschaft, Handel und Gewerbe blühten auf.



*Die Hodschager Kirche
St. Michael mit dem Gemeinde-
haus an einem Wochenmarkt.
Foto von 1930
Repro: Gerhard Finkbeiner*



*Lehmgestampftes und
schilfgedecktes Bauernhaus
in Hodschag aus der frühen
Ansiedlungszeit
Repro: Gerhard Finkbeiner*



*Hanfmarkt in Hodschag vor 1940. Die auf dem Hodschager Hanfmarkt festgesetzten Richtpreise für das „weiße Gold“ waren für das gesamte Jugoslawien verbindlich
Repro: Gerhard Finkbeiner*

Die Hodschager Bauern, die in der Gemeinde die Mehrheit bildeten, hatten sich von Anfang an neben dem Getreidebau auch der Anpflanzung von Hanf gewidmet. Die ersten Ansiedler aus Goldscheuer-Marlen in der Ortenau brachten Erfahrung mit dem Hanfanbau mit und führten ihn unter besseren Bedingungen in der neuen Heimat fort. Der intensive Hanfanbau zog die Gründung zahlreicher Hanfbearbeitungsbetriebe nach sich. 1907 gründete Johann Ertl, dessen Vorfahren aus Kehl-Goldscheuer/Marlen stammen, die „Bindfaden- und Seilfabrik AG“. Diese Fabrik wurde zum bedeutendsten Unternehmen seiner Art in Südosteuropa.⁴

Die badischen Einwanderer haben aber nicht nur den Hanf mitgebracht, sondern auch die Weinrebe. Fast jedes Haus in Hodschag hatte seinen eigenen Weingarten.

Obwohl es in Hodschag keine Brauerei gab, bauten die Bauern in großen Mengen auch Hopfen an, den sie überwiegend nach Österreich und Deutschland lieferten.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs besaß Hodschag eine hochentwickelte Landwirtschaft und ein auf die Landwirtschaft ausgerichtetes ertragreiches Gewerbe. Mit dem Katastrophenjahr 1944 kam unerwartet das Ende des wirtschaftlich blühenden Gemeinwesens Hodschag.



*Johann Ertl (1862–1924),
Nachkomme des aus Goldscheu-
er-Marlen ausgewanderten Ehe-
paars Johann Ertl und Anna Ma-
ria Klem. Johann Ertl begründete
1907 die größte Hanffabrik Süd-
ungarns, die „Ertl’sche Bindfa-
den- und Seilfabrik AG“. Vor dem
Zweiten Weltkrieg waren in der
Hanffabrik Ertl bis zu
500 Arbeiter beschäftigt
Repro: Gerhard Finkbeiner*



Weinlese bei der Familie Stefan Neumayer in Hodschag im Jahr 1943. Der Auswandererahn von Stefan Neumayer war Peter Neumayer aus Welschensteinach im Kinzigtal

Repro: Gerhard Finkbeiner

Flucht – Terrormord – Deportation

Am 4. Oktober 1944 ordnete die deutsche Militärbehörde und die Gebietsleitung des Volksbundes der Deutschen in Ungarn an, dass die deutschen Bewohner Hodschag verlassen sollten. Am 9. Oktober machte sich der erste Treck, bestehend aus vielen zeltplangedeckten Bauernwagen, auf den Weg nach Westen. Wer kein Fuhrwerk besaß, konnte dies dem deutschen Militär melden. Für diese Fluchtwilligen requirierte das Militär von den zurückbleibenden Bauernfamilien Pferde und Wagen.

Etwa 2.800 Einwohner Hodschags (60 %) begaben sich zwischen dem 9. und 15. Oktober 1944 auf die Flucht. Der Fluchtweg führte über Doroblo, Stapar und Sombor nach Bezdan, wo man über die Donaubrücke in die Baranja gelangte und von wo aus der Weg in Richtung Plattensee führte.

Wenige Tage nach dem Abzug des deutschen Militärs marschierten am 20. Oktober 1944 russische Truppen in Hodschag ein und bezogen Quartier in den leerstehenden Häusern. Nach den Russen trafen Tito-Partisanen ein. Schwere Plünderungen und zahlreiche Vergewaltigungen waren die Folge.



Blick in den Hof der Familie Josef Burger (1908–1993) / Magdalena, geb. Feiling (1913–1993), in Modosch/Banat. Der Vorfahre des Josef Burger, Johann Georg Burger (1716–1787), ist im 18. Jahrhundert mit seiner Familie aus Schuttertal-Kambach nach Hodschag ausgewandert

Foto: Gerhard Finkbeiner

(Vgl. Gerhard Finkbeiner: Schuttertal, Patengemeinde der Modoscher Heimatortsgemeinschaft aus dem Jugoslawischen Banat, in: Die Ortenau, 68/1988.)

Zum „Schwarzen Tag“ für Hodschag wurde jedoch der 23. November 1944, nachdem eine Gruppe altgedienter Partisanen in Hodschag eingetroffen war. Über das Vorgehen dieser Truppe berichtet Anton Mathes, ein Augenzeuge aus Hodschag:⁵

„Am 23. November machten sie eine große Razzia, 181 Männer und zwei Frauen wurden in das Haus des Photographen Johann Raab zusammengetrieben. In der Zwischenzeit haben 40 junge Leute auf dem Feld links von der Straße nach Karawukowa ein großes Massengrab ausgehoben. An der Spitze der Gemeinde stand damals ein aus drei Serben – Dobranov, Urbas und Pavkov – bestehender Verwaltungsrat. Diesen Männern, die wussten, was gespielt wurde, gelang es, einige der Verhafteten zu befreien. So wurden der Gastwirt

Franz Kraus, der Kaufmann Ladislaus Kollmann und Hans Petko gerettet. Die drei Serben waren ernsthaft bestrebt, den Massenmord zu verhindern, sie konnten jedoch das verhängnisvolle Unglück nicht mehr abwenden. Es war ein trüber, regnerischer Herbsttag, schon um fünf Uhr dunkelte es. Gegen Mitternacht mußten sich die Verhafteten entkleiden und wurden in Vierer-Reihen aufgestellt. Der Zug setzte sich, von den bewaffneten Partisanen flankiert, in Bewegung. Am Massengrab wurden alle brutal und bestialisch ermordet, die Leichen in das Grab geworfen, das zugeschaufelt wurde. Allein dem jungen Hans Mayer gelang es, in der Nacht durch die Maisfelder zu entkommen. Das Massengrab wurde tagelang streng bewacht, niemand durfte in seine Nähe.“

Soweit der erschütternde Bericht über den Opfergang der 183 Hodschager.

Am 26. Dezember 1944 wurden 167 arbeitsfähige Männer und Frauen zwischen 17 und 45 Jahren aus Hodschag in Viehwagons nach Russland abtransportiert. Die schwere Arbeit in den Wäldern, in den Bergwerken und auf den Kolchosen nahe Charkov überlebten nicht alle Hodschager. 26 Männer und 6 Frauen starben.

Viele Hodschager, alte Männer, Frauen und Kinder starben im Bezirksarbeitslager Hodschag, im Lager Filipowa und im Hungerlager Gakowa. Die Zahl der eines elenden Hungertodes verstorbenen Hodschager liegt bei über 500 Lagertoten.

Rechnet man die 241 gefallenen bzw. vermissten Soldaten hinzu, verlor Hodschag durch Krieg, Terrormord, Deportation und Lagerinternierung rund 950 Menschen, das sind 20 Prozent der ehemaligen deutschen Einwohner in Hodschag.

Rückwanderung und Auswanderung in alle Welt

All jene Menschen, denen es gelungen war, aus Hodschag zu fliehen, aus der russischen Gefangenschaft und aus den Arbeitslagern zurückzukehren, fanden nach Jahren bitterer Armut und notdürftiger Unterkunft in Baracken, Flüchtlingslagern und Behelfsheimen in Österreich und in Westdeutschland eine neue Heimat.

Viele Hodschager glaubten jedoch, in dem vom Krieg zerstörten Deutschland und in Österreich keine Existenzmöglichkeit zu finden. Sie wanderten nach Nordamerika (USA und Kanada), Südamerika (Argentinien) und Australien aus.

Eine größere Anzahl von Hodschager Familien fand in Moosburg an der Isar (Bayern) eine neue Heimat. 1974 übernahm die Stadt Moosburg die „Patenschaft für die heimatvertriebenen Bürger der Kreisgemeinde Hodschag“. Um die Erinnerung an die verlorene Heimat in der Batschka und



Gedenkstein der Hodschager Heimatortsgemeinschaft in Moosburg/Bayern. Der Stein trägt die Inschrift: ZU EHREN/ DER TOTEN/ UND LEBENDEN/ HODSCHAGER/ IN ALLER/ WELT/ UND ZUM DANK/ DER PATENSTADT/ MOOSBURG. Als Symbole der Auswanderung und Ansiedlung schmücken die Ulmer Schachteln und ein Sämann die Frontseite des Gedenksteins

Bildnachweis: Resi Scherer

das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der in aller Welt zerstreut lebenden Hodschager aufrecht zu erhalten und zu pflegen, findet alljährlich am 29. September, am Tag des Hodschager Kirchweihfests, in Moosburg ein „Hodschager Heimattreffen“ statt.

Noch ist das Heimattreffen gut besucht, jedoch die Erlebnisgeneration stirbt allmählich aus. Es stellt sich deshalb die Frage: Kann noch eine Aussöhnung zwischen den heimatvertriebenen Hodschagern und den serbischen Bewohnern des heutigen Hodschag stattfinden?

Ein erstes Treffen zwischen den Heimatvertriebenen aus dem donauschwäbischen Hodschag und einer offiziellen Delegation aus der heute serbischen Stadt Hodschag im Rathaus Moosburg im Jahr 2001 lässt hoffen.⁶ „Man wolle“, so die Worte der Hodschager Bürgermeisterin Frau Dr. Marija Sargac, „den vertriebenen Hodschagern die Hand reichen!“ Die Hodschager verweigerten sich der ausgestreckten Hand nicht. Am 29. September 2004 fuhr ein Bus voll vertriebener Hodschager in ihre verlorene Heimat, um auf dem deutschen Friedhof von Hodschag eine Gedenkstätte für die Toten des Zweiten Weltkriegs einzuweihen.

Für die meisten der im Ausland lebenden Hodschager dürfte dies die letzte Möglichkeit gewesen sein, um sich nach 60 Jahren der Vertreibung noch einmal auf ihrem heimatlichen Friedhof vor den Ahnen zu verneigen, die mit ihrer Hände Arbeit einst eine blühende Gemeinde geschaffen haben.

Anmerkungen

- 1 Patent für den Emissär Jakob Strittmatter aus Hodschag vom 6. Januar 1759. In: Taferner, A.: Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte, Band 1, München 1974.
- 2 Feldtänzer, Oskar: Die deutschen Einwandererfamilien des Jahres 1759 in der Batschka. In: Donauschwäbische familienkundliche Forschungsblätter, 18. Jg., Folge 41 Nr. 66, Dezember 1992, 64 (Abzugsgelder betr. Auswanderer aus der Herrschaft des Klosters Ettenheimmünster), 65 (Abzugsgelder betr. Auswanderer aus der Herrschaft der Grafen von der Leyen und zu Hohengeroldseck).
- 3 Ortssippenbuch Hodschag 1756–1945 (Band I und II) von Martin Tuffner und Jakob Schuy; Schriftenreihe zur donauschwäbischen Herkunftsforschung (Band 35 und 56); Deutsche Ortssippenbücher Band 88. Weitere Ergänzungen von Klaus Siefert, Genealoge, Lahr-Dinglingen, 2004.
- 4 Schäfer, Josef: Bei den badischen Alemannen in Hodschag (Jugoslawien), in: Mein Heimatland, 16. Jg., Heft 5 bis 8, 1929; Landesverein Badische Heimat, Lotz, Friedrich: Hodschag – Geschichte einer deutschen Marktgemeinde in der Batschka. 2., erw. Ausgabe, Pannonia-Verlag, Freilassing 1964.
- 5 Rakitsch, Peter: Ortsbericht von Hodschag, in: Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien, Band 1. Ortsberichte über die Verbrechen an den Deutschen durch das Tito-Regime in der Zeit von 1944 bis 1948. Hrsg. von der Donauschwäbischen Kulturstiftung, München/Sindelfingen 1991.
- 6 „Delegation aus dem serbischen Hodschag im Rathaus Moosburg“, in: Hodschager Blättli, Zeitschrift der Vereinigung der Hodschager 16. Jg., Nr. 49, November 2001.

„Die Zeit ist der beste Richter“.

Von Sibirien in die Ortenau.

Bemerkungen zur Migration der Wolgadeutschen

Alexander Martin

Ein kleines deutsches Dorf in Südwestsibirien mit dem Namen Hauf ist unser Geburtsort. Vor 105 Jahren gründeten die ersten Umsiedler aus dem Wolgagebiet diese Ortschaft in der Nähe von Omsk. Ich habe das Dorf auf mehreren Seiten meines Buches „Der lange Weg aus Sibirien“ beschrieben. Es war wohl klein, aber von allen Geschehnissen in Russland betroffen – so wollte es die russische Geschichte. Noch nach dem 2. Weltkrieg zählte das Dorf 50 Höfe. Alle Bewohner waren Deutsche, und es waren nicht nur ihre Namen deutsch, sondern auch ihre Sprache. So blieb es bis in die 70er-Jahre, als dort eine Geflügelfabrik gebaut wurde und das Dorf, das zum deutschen Rayon Asowo gehört, mehr als doppelt so groß wurde. Mehrmals wurde versucht, den deutschen Namen der Ortschaft durch einen russischen zu ersetzen, doch die alten Bewohner setzten sich erfolgreich für die Beibehaltung des alten Namens ein. So ist es bis heute geblieben, auch wenn es dort inzwischen nur noch ganz wenige Deutsche gibt.

Heute leben etwa 95 Prozent der ehemaligen Bewohner von Hauf über ganz Deutschland verstreut. Vor einiger Zeit trafen sie sich in Obersasbach am Rande des Schwarzwaldes (ca. 30 km von Baden-Baden) zum ersten Mal wieder. Es wurde ein wirklich frohes Wiedersehen. Man hatte das Gefühl, das zurückzubekommen, was man vor zehn bis 15 Jahren verloren hatte. Es waren an die 300 Landsleute aus allen Teilen Deutschlands zusammengekommen, vom Emsland bis zum Bodensee, vom Saarland bis Berlin, Jung und Alt. Wahrscheinlich waren es die gemeinsamen Wurzeln aus der Vergangenheit, die uns jetzt zusammenführten. Für gute Stimmung war gesorgt; Musik und Gesang aus den eigenen Reihen erfüllten die Festhalle bis in die späten Abendstunden. Die von nah gekommenen Gäste traten noch spät abends die Rückreise an, die anderen waren gut mit Übernachtungsmöglichkeiten versorgt. Mit lachenden Gesichtern, aber auch mit einem bisschen Wehmut verabschiedeten wir uns voneinander. Wir hoffen, dass sich ein solches Treffen in ein paar Jahren wiederholen wird.

Ja, ein Aussiedler lebte in den ersten Jahren immer noch in zwei Welten. Die eine ist die real existierende, die er tagtäglich vor den Augen hat, mit der er in Berührung kommt und die er sich vielleicht etwas anders vorgestellt hat. Die andere hat er im Hinterkopf, die gehört der Vergangenheit

an, die ist dort geblieben. Noch mehrere Jahre wird ein Aussiedler immer vergleichen – wie war es dort und wie ist es hier. Schon bald wird er feststellen, dass auch dort nicht alles schlecht war. Vor allem der Freundeskreis wird vielen hier fehlen. Jüngere Menschen werden sich diesen Freundeskreis auch hier wieder aufbauen. Die mittlere und ältere Generation schafft es in den meisten Fällen kaum noch. Die Älteren, die es doch noch schaffen, brauchen viel Zeit und sind dabei schon wählerisch. Die Zusammenkunft mit den Einheimischen bringt leider nicht immer das erwartete Resultat. Viele kennen unsere Geschichte nicht und haben auch kein Bedürfnis, sie zu kennen. Es gibt aber auch Einheimische, die sich für unsere Vergangenheit interessieren, und es ist für mich ein Vergnügen, diesen Menschen etwas zu erzählen.

Am besten haben es unsere Enkelkinder, die das Licht der Welt in Deutschland erblickt haben. Wenn unsere Träume in Deutschland nicht alle in Erfüllung gegangen sind, wünschen wir es den Enkeln, dass aus ihren Träumen mehr wird. Vor allem wünschen wir ihnen hier ein friedliches Leben im Land ihrer Ahnen. Sie sollen so friedlich wie die verschiedenen Bäume im Stadtpark nebeneinander leben, wo jeder Baum so viel Sonne und Wasser kriegt, wie er für seine normale Existenz braucht.

Der in der ehemaligen Sowjetunion bekannte Schriftsteller Rassul Gamsatow, ein Mitglied des Verbandes der Schriftsteller der Sowjetunion, einer, der nicht nur immer das sagte, was andere hören wollten, aber für das geschätzt wurde, antwortete einst auf die Frage, was er unter dem Wort Heimat versteht, so: „Meine Heimat ist dort, wo ich geboren bin“ ... machte eine kleine Pause und fügte hinzu: ... „und dort, wo meine Muttersprache gesprochen wird.“ Rassul Gamsatow war kein Russe, er gehörte zu den kleinen Völkern im Nordkaukasus, er war ein Aware aus Dagestan. Als Schriftsteller und Dichter war er vielleicht ein Kosmopolit, als Mensch mit heimatlichen Wurzeln war Dagestan seine Heimat, weil dort seine Muttersprache (awarisch) gesprochen wurde.

In einer gekürzten Nachdichtung von Rassul Gamsatow „Die Muttersprache“ gibt es unter anderem auch diese Strophe:

*In Dagestan, im Tal lag ich gestorben,
die Menschen aber sprechen um mich laut,
daß er Ali (wer kennt ihn?) sei verdorben,
daß dem Hassan (wer ist er?) niemand traut. ...*

*Und wie ich sie so hör awarisch reden
begreift mein Herz im Nu, kein Arzt und kein
Quacksalber können mich vom Tode retten –
dies kann die Muttersprache nur allein.*

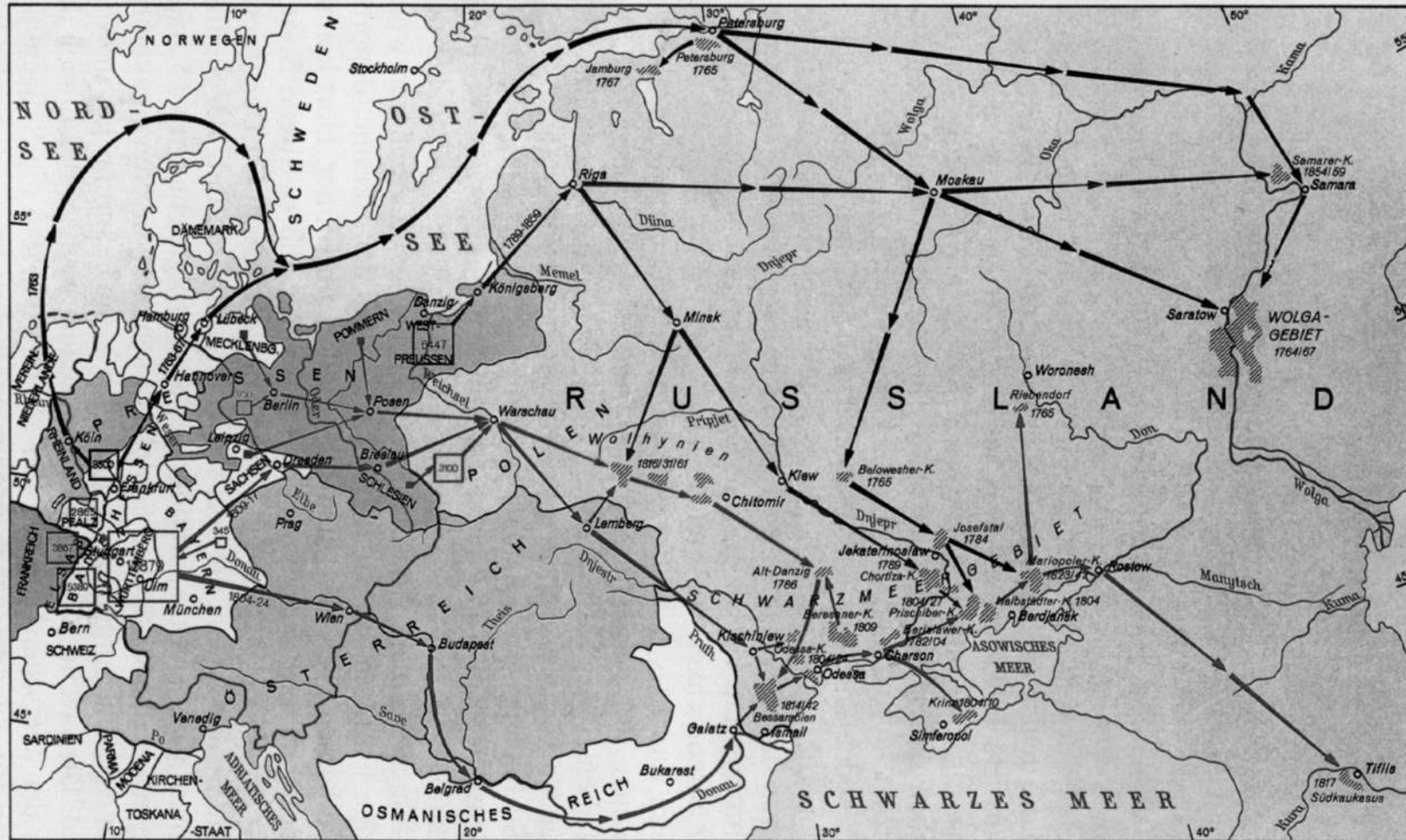
*Ein anderer wird vielleicht Genesung finden
in fremden Sprachen – nein, ich nicht, verzeiht –
Und sollst du, Muttersprache, morgen schwinden,
bin ich zu sterben heute schon bereit.*

Rassul Gamsatow wollte seine Muttersprache und seinen Geburtsort nicht voneinander trennen, er hat sie als Gesamtheit betrachtet. Vielleicht gehörte er zu den Glücklichen in der Sowjetunion, denen die Heimat und Muttersprache durch Verbannung und Verbot nicht geraubt wurden.

Im 18. Jahrhundert, als Katharina die Große unsere Vorfahren mit ihrem Manifest nach Russland lockte, versprach sie ihnen nicht nur viel Land und steuerliche Privilegien, sondern auch das Recht auf freie Religionsausübung und die deutschen Schulen, was automatisch zum Erhalt der Muttersprache führt. Heute wissen wir, was aus diesen Versprechungen geworden ist. Schon nach Gründung des deutschen Reiches 1871 wurde den Russlanddeutschen die Befreiung vom Dienst in der russischen Armee entzogen. Schon nach Ausbruch des 1. Weltkriegs wurden etliche hunderttausend Russlanddeutsche aus dem Westen Russlands nach Sibirien und Kasachstan deportiert, viele haben die monatelangen Strapazen nicht überlebt, betroffen davon war auch die Familie meiner Frau, ihr Großvater ist irgendwo im hinteren Ural begraben. Die Muttersprache wurde schon damals in der Öffentlichkeit verboten.

Nach dem Ende des 1. Weltkriegs strebten die Leute wieder zurück in den westlichen Teil Russlands, in ihre früheren Siedlungsgebiete. Weit nicht alle haben es geschafft. Wer im Osten blieb, musste assimilieren unter anderen Völkern. Es führte zum Verlust der Muttersprache, Kultur, Identität. So begann schon damals die Entwurzelung für viele Tausende Russlanddeutsche. Ein wenig besser haben es diejenigen gehabt, die bei der Deportation nach Sibirien in die dort schon früher gegründeten deutschen Siedlungen kamen. Auch bei uns in Hauf, wo ich geboren wurde, gab es einige Familien, die aus dem Westen, aus der Ukraine, deportiert wurden. Sie kamen nach Hauf und blieben dort für immer. Dort konnten sie ihre Muttersprache bewahren, in Hauf wurde die russische Sprache nicht gesprochen. Der sprachliche Unterschied zwischen den Deportierten aus der Ukraine und denen, die dort schon seit der Gründung der Siedlung Hauf wohnten, war, dass die Gründer aus dem Wolgagebiet vor 15 Jahren kamen, wo man mehr hessischen Dialekt sprach, und die Neuangekommenen aus der Ukraine sprachen Hochdeutsch – ihr Ursprung lag in Norddeutschland. Die zweite Welle der Entwurzelung begann gleich nach dem Einmarsch der deutschen Truppen am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion. Was mit den Russlanddeutschen danach geschehen ist, lässt sich in Worten auch heute noch nicht aussprechen. Die gesamte Wolgadeutsche Autonome Republik wurde innerhalb von wenigen Tagen liquidiert, die Bevöl-

Auswanderung von Deutschen in das Schwarzmeer- und Wolgagebiet (Russland) im 18. und 19. Jh.



<p>Auswanderer:</p> <p>■ bis 200 □ über 200; mit Angabe der Auswandererzahl</p> <p>— Grenzen von 1815</p> <p>— Grenze des Deutschen Bundes 1815</p>	<p>Auswanderungen:</p> <p>→ aus Hessen, Rheinland → aus Danzig, Westpreußen → aus süddeutschen Ländern → nach Wolhynien</p>	<p>/// Ansiedlungsgebiet (Mutterkolonie)</p> <p>Chortitza-K. Kolonienname</p> <p>1789 Gründungsjahr</p> <p>1763 1789 1809 Auswanderungsjahr</p>	<p>Maßstab 1 : 12 Mio.</p> <p>0 100 200 300 400 500 km</p>
---	---	---	--

kerung wurde beschuldigt, sie hätte mit den deutschen Truppen kollaboriert, es soll gewimmelt haben von unzähligen Spionen in den deutschen Dörfern an der Wolga (welch ein Ungeheuer!). Man weiß doch, dass die deutschen Truppen in vielen hundert Kilometern Entfernung waren zu diesem Zeitpunkt und auch später nie in die deutschen Siedlungen an die Wolga kamen. Für den Genossen Stalin war die deutsche Republik an der Wolga schon lange ein Dorn im Auge. Diese Republik galt als vorbildlich, als blühende Republik mitten in Russland. Ihr gesamtes Hab und Gut mussten die Menschen hinterlassen. Verladen in Viehwaggons ging es in Richtung Osten. Das Ziel haben sie nicht gewählt, das wurde ihnen aufgedrungen. Nach vielen Tagen, vielleicht auch Monaten kamen sie an das ungewollte Ziel. Und wieder gab es solche Zwangsumsiedler, die in deutschen Siedlungen in Westsibirien untergebracht wurden. Auch zu uns, in meinen Geburtsort Hauf in Westsibirien, kamen diese Wolgadeutschen, die meisten von ihnen stammten aus den Hussenbach, der Bergseite der Wolga. Diese Menschen haben noch Glück gehabt, dass sie zu den Deutschen in Sibirien kamen, und wurden wenigstens wegen ihrer Nationalität nicht beschimpft, zurück an die Wolga durften sie aber nie wieder. Später erzählte mal eine alte Frau, die zu diesen Deportierten gehörte, dass sie nach ihrer Ankunft in Omsk (Westsibirien) verteilt wurden in die Kolcho-sen, dabei merkte ihr Mann sich die besten Pferdefuhren, die zur weiteren Fahrt dastanden, und sagte: „Auf diese müssen wir uns draufschaffen, das müssen Deutsche sein.“ Diese Frau war auch aus Hussenbach, ich habe sie ziemlich gut in meinem Buch „Der lange Weg aus Sibirien“ beschrieben. Sie war eine überzeugte Lutheranerin, predigte das Gotteswort auch in verbotenen Zeiten, führte Kindertaufen und Beerdigungen aus, weil es keine Pfarrer gab, weil diese von der Sowjetmacht schon lange vor dem 2. Weltkrieg einfach ausgerottet wurden. Ein Kreuz auf dem neuen Friedhof in Hauf in Sibirien erinnert noch an sie. Ihr Mann und ihr Sohn wurden nach Ende des 2. Weltkrieges aus der Trudarmee (Arbeitslager) halb lebendig entlassen und sind auch bald gestorben, ihr Hussenbach an der Wolga sahen sie nie wieder. Es waren aber die wenigsten, die 1941 in den deutschen Siedlungen Sibiriens und der Altai-Region untergebracht wurden. Den meisten ging es noch viel schlimmer, sie wurden bis zum Baikalsee, in das hohe Nordostsibirien, verbannt, wo sehr viele gleich den ersten Winter nicht überlebt haben. In einem Film von Klaus Bednarz sahen wir die letzten Wolgadeutschen am Baikalsee, die seit 1941 dort verbannt leben. Früher durften sie nicht weg von dort, jetzt wollen die alten Frauen ihre dort begrabenen Männer nicht zurücklassen. Als Zeichen, dass sie von ihrem Deutschtum noch was erhalten haben, holten sie ihre alte deutsche Bibel aus dem Versteck heraus und sangen deutsche Lieder. Die Jugend kommt mit der deutschen Sprache schon kaum zurecht. Er hat's geschafft, der Josef Stalin, mit seiner Ausrottungspolitik,

die Kinder verstehen die Eltern nicht mehr. Wo und was ist die Heimat dieser jungen Menschen, die dort am Baikalsee geboren wurden? Und wo ist die Heimat von Hunderten, die auf dem Weg in den Verbannungsort geboren wurden?

Ich kannte in Omsk eine Russlanddeutsche, sie war eine geborene Erna Schreiner. Als ich sie nach ihrer Heimat fragte, schaute sie mich mit traurigen Augen an und sagte: „Geboren bin ich an der Wolga und als einjähriges Kind verbannt nach Turuchansk, wo ich unter verschiedenen Völkern aufgewachsen bin, die verbannten Deutschen sind dort fast alle ausgestorben.“ Ihr Vater wurde vor Beginn des 2. Weltkriegs in die Rote Armee eingezogen, kam in die deutsche Gefangenschaft, nach dem Krieg wurde er nach Russland ausgeliefert und wurde dort zu hoher Haftstrafe verurteilt. Lange wusste sie nichts von ihrem Vater, dann, nach Stalins Tod, fanden sie wieder zusammen. Sie zogen in die Altai-Region, da die Rückkehr an die Wolga für immer und ewig untersagt blieb. Mit dem Wort Turuchansk können wahrscheinlich nicht viele Leser etwas anfangen, insbesondere die einheimischen Deutschen. Uns ist bekannt, dass der russische Zar, bzw. seine Justiz Josef Stalin dorthin verbannt hatte wegen seiner marxistischen Ideen, die zum Sturz des Zaren führen sollten.

Turuchansk liegt im Norden Sibiriens, unweit vom Fluss Jenisej. In den 1980er-Jahren traf ich einmal den Vater von Erna in Omsk ganz kurz. Er erzählte mir, dass er wieder zurückgekehrt ist nach Krasnojarsk an die Wolga. Sein Haus stand nicht mehr, aber das Grundstück war frei und er erbaute auf diesem Grundstück wieder ein Haus. Man hätte die Augen dieses Mannes sehen sollen, die leuchteten wie zwei kleine Glühbirnen. Er war stolz, dass er es geschafft hatte, dorthin zurückzukehren, von wo er vertrieben wurde, wahrscheinlich wollte er es nicht nur sich selbst, sondern auch denen zeigen, die ihn vertrieben hatten. Seine Tochter Erna war hier in Deutschland zu Besuch, sie war verheiratet mit einem Russen und ein Umzug nach Deutschland war vielleicht für sie kein Thema. Sie erzählte mir, wie sie ihre Eltern an der Wolga besuchte, es kamen dort mehrere Jugendfreunde von den Eltern zusammen, die die Verbannung mit allen Strapazen überlebt haben, und trafen sich jetzt dort, wo sie geboren wurden, aufgewachsen und deutsche Schulen absolviert haben, dort, wo sie den Verbannungsweg antreten mussten. Noch nie, sagte Erna, habe ich meine Eltern und ihre Freunde so aufgelebt gesehen. Sie spielten am Ufer der Wolga Gitarre, tanzten und sangen Lieder, die ich nie von ihnen früher gehört habe. Ich vermute, dass sie diese Lieder früher nicht gesungen haben aus Angst, wieder unter die Räder zu geraten, die Angst vor Stalins Terror saß den Leuten tief in den Knochen, und ein gescheuchter Vogel, sagt das russische Sprichwort, hat Angst vor dem Busch. Und dann beendete Erna ihr Erzählen mit traurigen Augen – jetzt hat der Vater sein Haus an der Wolga verkauft und wohnt in Omsk (Sibirien).

Ich bringe dieses traurige Ende in Verbindung mit den Bemühungen der Wolgadeutschen um eine Wiederherstellung der deutschen Autonomen Republik an der Wolga und den organisierten Widerstand der dort wohnenden Bevölkerung, die auf die Straße ging mit Plakaten „Lieber Aids als eine deutsche Republik an der Wolga“. Das waren Russen, Ukrainer und andere, die 1941 dort hinkamen in die leer stehenden Häuser der verbannten Wolgadeutschen, und die heute dort in Armut leben in den ruinierten und zum Teil noch stehenden Häusern. Der Vater von Erna zog weg, aber diesmal verkaufte er sein Haus, bevor ihm vielleicht wieder was passiert wäre.

Erna kehrte aus ihrem Urlaub in Deutschland zurück nach Omsk und starb kurz danach. Ob die Eltern noch am Leben sind, weiß ich nicht, sie wären ja schon weit über achtzig. Ich frage mich, wo war die Heimat dieser Familie? Dort, wo sie geboren wurden, durften sie nicht leben, wohin man sie verbannt hatte, dort wollten sie nicht bleiben. Auch nach Aufhebung der Kommandantur blieben sie heimatlos, weil sie nicht zurück in ihre Geburtsorte durften. Der relativ junge katholische Bischof aus Novosibirsk, dessen Diözese sich über ganz Sibirien erstreckt, sagte bei einem Kongress am 29. August 2003 in Freilassing: Wenn ich in den 90er-Jahren die katholischen Gemeinden im Gebiet Krasnojarsk besuchte – und damals waren es überwiegend Russlanddeutsche –, erzählten mir die alten Leute ihre traurige Geschichte. Am Ende fügten sie hinzu: „Es durften später alle heimfahren, es kamen ganze Züge und nahmen die deportierten Litauer nach Hause, nur uns wollte niemand zurück in unsere Heimat bringen.“

Wie fühlt man sich, wenn man in der Haut eines Russlanddeutschen steckt? Wenn man als einzelne Person und als ganzes Volk auf der Suche nach HEIMAT ist? Wie ist es, wenn die menschliche Natur ein Bedürfnis nach Heimat hat, dieses aber nicht stillen kann? Jahrzehntelang warf das Schicksal die Russlanddeutschen hin und her: Heimat an der Wolga, im Kaukasus oder in der Ukraine; Deportation nach Kasachstan und Sibirien (für andere noch mit Zwischenstation in Polen (Warthegau) oder Deutschland). Danach ab 1956 das Zusammenfinden in manchen Ortschaften wie Karaganda; ab 1972 die Rückkehr einzelner Familien in das Wolgagebiet. Dann nach Moldawien oder in das Baltikum, für manche als vorübergehende Aufenthaltsorte, weil es von dort aus leichter war, die große Reise in die historische Heimat Deutschland antreten zu können. Denkt nicht, dass die Ausreise so leicht war. Es passierte oft, besonders in den 70er- und 80er-Jahren, dass unsere Leute auf dem Flughafen in Moskau unwillkürlich ins Laufen kamen, so drängte es sie weg von dem Land, das sie verfolgt, gequält und fast umgebracht hatte, hin zu dem Land, aus dem ihre Vorfahren stammten. Es gibt eine ganze Reihe von bekannten Faktoren, die unsere Leute zur Auswanderung zwingen: die nicht abbrechen wollende Verfolgung, die ökonomische Lage, die Zusammenführung der Familien. Inzwischen sind bereits zwei Millionen Deutsche aus Russland ausgewandert

und wir Russlanddeutsche haben den guten Ruf verloren. Die Medien schreien an jeder Ecke, sie seien Russen, seien Kriminelle usw. Wir Russlanddeutsche sind uns unserer Schwächen bewusst und schämen uns dafür. Wir sind aber empört, wenn man nur Schlechtes über uns schreibt.

Vor allem geht es um die Jugend und die macht auch uns Sorgen, aber es sind doch weit nicht alle Jugendlichen so, wie man sie in den Medien hinstellt. Und warum greift man nur immer das Negative heraus und schreibt nicht über das Positive von unserer Jugend? Warum schreibt man nicht über den 13-fachen Deutschen Meister im Gehen, der als Bauingenieur in einer Baufirma in Offenburg tätig ist, der Teilnehmer bei Weltmeisterschaften und anderen Wettkämpfen war, dass auch er aus Russland kommt? Warum verschwieg man, dass 28 jugendliche Russlanddeutsche das Land Deutschland bei den letzten Olympischen Spielen in Australien vertreten haben, dass Leo Stefan in der deutschen Eishockey-Mannschaft ein Russlanddeutscher ist und dass in der relativ kleinen Mannschaft der Gewichtheber in Offenburg drei junge Männer aus Russland kommen (fast die Hälfte der Mannschaft), mit ihrer kräftigen Unterstützung ist die Germania in die Oberliga aufgestiegen. Zwei von diesen Athleten sind meine Neffen, sie haben beide hier eine Lehre gemacht und waren noch nie arbeitslos. Es gab über die Germania Mannschaft schon Zeitungsberichte auch mit Abbildungen, aber man erwähnte nicht, dass drei von den Athleten aus Russland kommen, sollte aber einer von ihnen morgen „stolpern“, so wäre übermorgen in der Zeitung zu lesen, dass ein Aussiedler, ein Russlanddeutscher bzw. ein Russe wieder in einer schlechten Erscheinung aufgefallen sei. Wahrscheinlich lässt es sich mit negativen Berichten leichter Stimmung machen? Es ist ja schon lange bekannt, dass man mit Sport die Jugendlichen von der Straße holen kann und ihre überflüssige Energie in andere Bahnen lenken kann.

Auf Initiative der Offenburger Oberbürgermeisterin soll den Jugendlichen in den Abendstunden freier Eintritt in die Sportanlage gewährt werden, und das finde ich gut, das kann sich lohnen. Ich glaube, die Jugendlichen, bei denen das Geld knapp ist, finden das auch gut.

Was geht aber im Kopf eines jungen Russlanddeutschen vor, der als Kind vor 14 Jahren nach Deutschland kam, hier die Schule absolvierte, einen Beruf erlernte, der mit einem einheimischen Mädchen befreundet ist und mit ihr in die Diskothek gehen will? ...

In Amerika gab es früher Schulen für Schwarze und Schulen für Weiße, Busse für Schwarze und Busse für Weiße. In Deutschland gibt es so was Gott sei Dank nicht und die Russlanddeutschen haben auch keine besonderen Merkmale, an denen man sie erkennen könnte. Sie haben aber einen Personalausweis, in den das Geburtsland bzw. der Geburtsort eingetragen ist. Und das wurde diesem jungen Mann aus Russland, der eine einheimische Freundin hat, zum Verhängnis. Seine Freundin ging voraus und pas-

sierte den Türsteher, er wurde angehalten und musste seinen Ausweis zeigen, danach wurde er abgewiesen. Die Freundin drin, er draußen. Was in dem Kopf des jungen Mannes vorgeht, kann ich mir ungefähr vorstellen. Was in dem Kopf der jungen Frau vorgeht, weiß ich nicht, wird sie um ihre Freundschaft kämpfen oder zerbricht die Freundschaft? Ich spreche an dieser Stelle nicht von abstrakten Personen, denn ich kenne diese Familie aus Russland. Und das sind nicht Einzelfälle, wo sie abgewiesen werden. Ich will unsere Jugend nicht nur loben, es gibt auch schwarze Schafe darunter, vielleicht sogar mehr als man sich vorstellen kann, aber heute kommen sie aus allen letzten Winkeln des Riesenreichs Russlands und Mittelasiens, wo sie unter verschiedenen Völkern aufgewachsen und mit allen Wassern gewaschen sind. Wenn sie hier abgewiesen werden, nicht nur in den Diskotheken, auch in den Schulen schon, wenn ihnen Gewalt entgegenkommt – dann antworten sie mit Gewalt, sie gruppieren sich und dann kommt es auch zu schlimmen Auseinandersetzungen. Damit sie weniger verspottet und abgewiesen werden, organisieren sie ihre eigenen Diskotheken, wo sie unter sich bleiben. Leider kommt es auch dort manches Mal zu Auseinandersetzungen – das ist die Welt, die sie mitgebracht haben, und diese, in der sie aufgewachsen sind, hat sie so gemacht. An dieser Stelle eine Frage: Geht es unter den Einheimischen immer friedlich ab?????

Wie die russischsprachige Zeitung „Europa-Express“ schreibt: Gucken wir uns unsere Jugendlichen nicht durch die kalten Brillengläser der westlichen Zivilisation an, sondern durch das Prisma vergangener Zeit. Die Zeit ist der beste Richter. Die Omas und Opas dieser jugendlichen Russlanddeutschen waren von Stalin „festgenagelt“ in den Verbannungsorten, das einzige „Privileg“, das sie kannten, war Zwangsarbeit in der Taiga, Kohlenruben, die großen Baustellen des Kommunismus, die Ackerfelder und Viehställe in den Kolchosen. Arbeit von früh bis spät ohne Durchblick. Aber das Leben ging weiter, es kamen Kinder zur Welt – die Eltern der heutigen Jugendlichen. Sich selbst überlassen, wuchsen diese Kinder heran. Sie gruppieren sich und stolperten auf den Müllkippen herum, um etwas Essbares zu finden, sie machten „Überfälle“ auf die Maisfelder usw. Der Hunger verfolgte sie Tag und Nacht. Spärliches Essen gemischt mit Muttertränen. Kinder starben vor Hunger und Krankheiten, wer überlebte und kaum erwachsen wurde, wurde eingejocht, um den Eltern zu helfen. Junge Mädels wurden in den Kolchosen Melkerinnen zu einer Zeit, wo Vakuummelkung noch ein Fremdwort war, dort sind sie vorzeitig alt geworden. Viele heutige Jugendliche und auch ältere Menschen haben keine vollwertige Kindheit gehabt. Sie wuchsen in entfernten Provinzen auf, wo Schimpfwörter, Alkoholkonsum und Prügelei zum Alltag gehörten. Wie ein Schwamm saugten die Kinder das in sich hinein, ohne zu verstehen, wie schlimm das ist. Jetzt sind sie hier im Westen, hier gibt es vieles im Überfluss, nur zu wenig Arbeitsplätze und Lehrstellen. Und wer kann dem

Jugendlichen erklären, warum sein Vater, der 30 Jahre unfallfrei als Kraftfahrer in Russland tätig war, hier wieder lernen muss bzw. Umschulung braucht??? Für die Umschulung hat der Vater kein Geld, darum sucht er sich andere Arbeit, aber auf die Frage des Sohnes – Warum? – findet er keine Antwort, er weicht aus. So weichen auch die Jugendlichen in ihre Diskothek aus, aber manches Mal bekommen sie dort Besuch. Wie in Offenburger Zeitungen vom 9. Oktober 2002 unter der Überschrift „Razzia in Diskothek“ zu lesen war, waren rund 300 Polizistinnen und Polizisten bei der Durchsuchung im Rahmen einer Razzia in der Nacht zum Sonntag in einer Diskothek im Industriegebiet Elgersweier beteiligt. Wie die Zeitung schreibt: In dem vornehmlich von russlanddeutschen Spätaussiedlern besuchten Lokal waren etwa 250 Gäste. Nach Personendurchsuchungen, Personalienfeststellung und Inspizierung der mitgeführten Fahrzeuge war der Einsatz gegen 5 Uhr beendet. Zwei Männer wurden festgenommen wegen Widerstands, einer, weil er möglicherweise einen gefälschten Ausweis bei sich hatte. Fünf Personen, die keinen Ausweis bei sich hatten, kamen nach Feststellung ihrer Identität wieder auf freien Fuß. Zwei Briefchen mit einer pulvrigen Substanz wurden gefunden – ob es Rauschgift war, wird noch untersucht. Vier Jugendliche ließ die Polizei von ihren Eltern abholen. An dieser Stelle, lieber Leser, versetzen Sie sich in die Lage dieser 250 Menschen, die sich am Wochenende ein bisschen amüsieren wollten, den alltäglichen Stress abbauen und abschalten wollten und auf einmal von 300 Polizisten umstellt, stundenlang eingesperrt gehalten. 300 Polizisten gegen 250 Aussiedler-Gäste. Auf jeden Gast mehr als ein Polizist. Man sollte die Betroffenen fragen, mit welchen Gefühlen sie früh morgens nach Hause kamen nach den tabulosen Durchsuchungen. Die Betroffenen könnten mehr erzählen als der kleine Bericht in der Zeitung. Und was hat diese Razzia gebracht? Zwei kleine Briefchen, in denen vielleicht Rauschgift war – ist nicht viel, sollte aber nicht sein. 300 Polizisten gegen 250 Gäste ist viel zu viel. Was kostet dieser Einsatz und was sollte diese Methode beweisen? Sollte mit dieser Razzia den Aussiedlern Angst eingejagt werden? Nein, so verängstigt sind diese Menschen nicht, aber Hass wird durch diese Methode entstanden sein und irgendwo an anderer Stelle wird dieser Hass leider wieder das Fass zum Überlaufen bringen.

Heute spricht man viel über die Integration der Aussiedler aus Russland und vielleicht wird in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hingewiesen, dass dieser Prozess bei vielen Russlanddeutschen zu lange dauert. Ja, das stimmt. Nur sagt man doch nicht umsonst, dass die Umgebung die Menschen prägt. Eintreffend in Deutschland, kommen diese Menschen, von denen drei Viertel mangelhaft oder überhaupt nicht mehr Deutsch spricht, ins Übergangwohnheim für ca. ein Jahr, wo nur Russisch gesprochen wird. Während des Sprachkurses (wer ihn noch bekommt) wird auch überwiegend Russisch geplaudert, und wenn dort noch ein russlanddeut-

scher Lehrer unterrichtet, da ist die Suppe, meiner Meinung nach, schon doppelt versalzen – aus dem Regen in die Traufe. Warum soll man mit diesem Lehrer Deutsch sprechen, wenn Russisch doch leichter geht? Nach einem Jahr bekommen die Aussiedler in der Regel eine Wohnung in Stadtteilen, wo überwiegend Russlanddeutsche wohnen und Russisch mit allen Leibeskräften gesprochen wird. Ohne Wasser kann man das Schwimmen nicht lernen, ohne tagtägliche Übung lernt man auch die Sprache nicht. Der russische Poet Sergej Jessenin erzählte mal, unter welchen Umständen und wie er das Schwimmen gelernt hat. In der Sommerzeit kam er als kleiner Junge ins Dorf zu seinen Onkeln, die ihn ins Boot mit auf den See nahmen, dort schmissen sie ihn ins Wasser, fuhren langsam davon. Um nicht unterzugehen, musste der kleine Junge kräftig mit Händen und Beinen arbeiten, die Onkel lachten laut und sagten immer wieder: Schwimme, du kleines Gesindel. Natürlich hätten sie ihn nicht ertrinken lassen, aber so lernte er notgedrungen das Schwimmen. So ähnlich kann man vielleicht auch das Sprechen lernen, wenn man weniger Russisches um sich herum hört. Unter den heutigen Bedingungen, bin ich mir sicher, wird bei vielen Russlanddeutschen die russische Sprache noch in den nächsten 25 bis 30 Jahren dominieren. Ohne gute Sprachkenntnisse ist es auch kaum möglich, eine Arbeitsstelle zu finden, und die Integration ist gescheitert. Es gibt aber auch Fälle, wo die Sprache ziemlich gut vorhanden ist und wo Menschen mit Hochschulausbildung sich hier nicht anpassen können, weil ihr Beruf hier nicht gefragt ist oder weil man sie von vornherein schon ablehnt, ohne ihre Fähigkeiten zu kennen.

Eine Freundin unserer Familie, eine Russin, die mit einem Russlanddeutschen verheiratet ist, war in Russland ca. 20 Jahre als Mathematiklehrerin tätig. Sie war so gut in ihrem Beruf, dass Lehrer aus anderen Städten zu ihr gekommen sind auf ihre offenen Stunden. Man könnte sagen, sie holten sich bei ihr den Rahm von der Milch. Sie war beliebt bei ihren Kollegen und war beliebt bei ihren Schülern. Sie trug den Namen einer Verdienten Lehrerin Russlands. Nach Deutschland umgesiedelt mit ihrer Familie, bekam sie einen Sprachkurs, den sie fleißig und zielstrebig besuchte. Sie spricht ziemlich gut Deutsch, aber welche Chance hat sie hier? Nach dem Sprachkurs fand sie eine Stelle bei einer Versandfirma, wo sie Waren nach Bestellung verpacken durfte und an den Kunden schicken. Es war nicht ihr geliebter Beruf, aber sie war zufrieden, immerhin ist das besser als Sozialhilfe beziehen. Integration geht auch bei dieser Arbeit voran. Eines Tages platzierten sich neben ihrem Verpackungstisch auf dem Fußboden zwei Studenten, die in dieser Firma ihren Sommerjob machten, um vielleicht ihre Kasse etwas aufzubessern. Sie waren auf dem Fußboden so lange mit ihren Integralen beschäftigt, bis sie in der Sackgasse waren und nicht mehr weiterkamen. Unsere ehemalige Lehrerin war mit ihrer Verpackung beschäftigt, aber sie warf ab und zu den Blick auf den Fußboden zu

den Studenten. Als sie merkte, dass die zwei mit ihren Aufgaben nicht fertig wurden, bückte sie sich herunter und schrieb ihnen die fertige Rechnung hin. Mit Argusaugen schauten die zwei jungen Männer unsere ehemalige Lehrerin an, die schon wieder am Tisch stand und ihre Aufgabe weitermachte. Ein halbes Jahr später ging es diesem Versand nicht gut, es mussten Leute entlassen werden, darunter auch unsere Mathelehrerin. Vergeblich suchte sie eine passende Stelle. Heute putzt sie Treppenhäuser, auf die Agenda des Bundeskanzlers aus Berlin hatte sie nicht gewartet, sie nahm an, was es gab, sogar ohne Sozialversicherung, aber zum Sozialamt ging sie nicht. Schade nur, dass ihr Mathetalent hier keine Nachfrage gefunden hat, dabei hätte sie doch sie vielen Kindern aus der Misere helfen können und sie wäre doch wenigstens eine kleine Stütze für den schief liegenden Pisaturm Deutschlands. Nicht nur ausgebildete Lehrer aus Russland sind als Putzfrauen hier beschäftigt, auch viele andere mit Hochschulbildung machen diese Arbeit. Was kann ein Arzt machen, der in Russland 30 Jahre lang tagtäglich mit dem Skalpell am OP-Tisch stand, der hier nur bedingt anerkannt wird? Auch das sind keine abstrakten Menschen, sie haben Namen und wohnen in der Ortenau. Und was kann ein ehemaliger Weltmeister im Gewichtheben, der selbst auch noch junge Athleten zu Weltmeistern gemacht hat, und hier keine Nachfrage findet? Beliebiger länger könnte man diese Liste fortführen.

Einfacher ist es bei Handwerkern, wenn sie keine feste Stelle, die ihrem Beruf entspricht, finden – sie gehen in die Leihfirma und nehmen jegliche Arbeit an, auch für niedrigen Stundenlohn. Ungeachtet dieser vielen Probleme, die auf uns Aussiedler in den ersten Jahren kommen, gliedern wir uns in diese westliche Gesellschaft ein. Eine große Hilfe ist für uns der Zusammenhalt. Nicht nur per Telefon sind wir verbunden, wie fahren auch lange Strecken, um uns wieder mal zu sehen.



Ehemalige Einwohner von Hauf beim Treffen in Obersasbach, Winter 2003

Zwangsarbeit auf dem Land im „Dritten Reich“: Eine Rundfahrt zu historischen Topographien in der südwestlichen Ortenau

Uwe Schellinger

Kaum ein anderes Thema hat in den zurückliegenden Jahren in der geschichtswissenschaftlichen Forschung eine größere Bedeutung eingenommen und mehr Einzelstudien hervorgebracht wie das Thema „Zwangsarbeit im Dritten Reich“.¹ Durch die medienwirksamen Debatten um die Errichtung (2000) und Tätigkeit der vom Bund und der deutschen Wirtschaft getragenen Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“² ist dieser bedeutende historische Forschungsgegenstand auch in die breite Öffentlichkeit transportiert worden. Im Folgenden wird versucht, den in diesen Zusammenhängen verhältnismäßig wenig untersuchten Bereich „Zwangsarbeit auf dem Land“ im Rahmen einer regionalgeschichtlichen Rundfahrt zu sechs verschiedenen historischen Stätten in der südwestlichen Ortenau zu behandeln und damit eine Projektidee vorzustellen, die sich als geschichtsdidaktischer Ansatz insbesondere an Multiplikator/innen in der Jugend- und Erwachsenenbildung richtet.

Kriegsgefangene und Zwangsarbeit im „Dritten Reich“ auf dem Land in der Ortenau: Ein regionalgeschichtliches Forschungs- und Bildungsdesiderat

Trotz vielfältiger und in ihrer Anzahl kaum mehr überschaubarer Arbeiten und Studien zur Zwangsarbeit im „Dritten Reich“ gibt es noch immer viele Aspekte, die nur wenig oder kaum untersucht sind. Hierunter zählt insbesondere die Frage nach den Existenzbedingungen von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter/innen, die in ländlichen Regionen in den kleinen Orten und Dörfern vor allem in der Landwirtschaft eingesetzt waren. Neben der Rüstungsproduktion war dies der zweite große Bereich des Zwangsarbeitereinsatzes im nationalsozialistischen Deutschland. Im August 1944 war fast jede zweite in der landwirtschaftlichen Produktion in Deutschland eingesetzte Arbeitskraft ein Kriegsgefangener bzw. ein/e osteuropäische/r „Zivilarbeiter/in“. Während für die Verhältnisse in der Rüstungsindustrie und in Großunternehmen in der Forschung mittlerweile ein erheblicher Kenntnisstand erreicht werden konnte, „sind wir hingegen [...] über den Zwangsarbeitereinsatz in der Landwirtschaft [viel weniger genau] informiert.“³

Auch für die südliche Ortenau, also die Riedlandschaft und die Vorbergzone zwischen den Städten Offenburg und Herbolzheim im Westen sowie die Schwarzwaldlandschaft des Kinzig-, Schutter- oder Harmersbachtals im Osten, zeigt ein Blick auf die konkrete Forschungstätigkeit erhebliche Unterschiede zwischen den städtischen und den ländlichen Gebieten. Während für die (klein)städtischen Zentren der Region wie etwa Lahr⁴, Haslach im Kinzigtal⁵ oder Offenburg⁶ schon Beiträge unterschiedlichen Umfangs und Qualität entstanden sind, weiß man über den Zwangsarbeitereinsatz in den Landorten und Dörfern bisher kaum etwas Konkretes. Die bisherigen rudimentären Belege sind demnach schnell genannt. Einige wenige Bemerkungen liegen für die Gemeinde Ortenberg vor.⁷ Neuerdings wurde auf die in der Landwirtschaft eingesetzten 103 Zwangsarbeiter/innen und etwa 25 Kriegsgefangenen im Schwarzwalddorf Oberwolfach hingewiesen.⁸ Erste Erkenntnisse gibt es schließlich für den Ort Kippenheim.⁹ Darüber hinaus lag das Schicksal von Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter/innen in den Landorten der Region außerhalb des Blickfelds der lokalen Geschichtsschreibung. So ergibt auch die Durchsicht des Jahrbuchs des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. den Befund, dass in dem Periodikum seit Ende des Zweiten Weltkriegs mit einer – inhaltlich allerdings hinterfragbaren – Ausnahme neueren Datums¹⁰ kein einziger eigenständiger Aufsatz zur Zwangsarbeit in Ortenauer Landorten oder Dörfern erschienen ist. Auch in der offiziellen ortsgeschichtlichen Literatur über die in der hier beschriebenen Rundfahrt behandelten Dörfer ist dem Thema „Zwangsarbeit“ keinerlei Beachtung zugemessen worden, wobei die Zeit des Nationalsozialismus generell nur am Rande und dann zumeist nur unter Betonung der eigenen Entbehnungsgeschichte behandelt wird.¹¹

Insofern kann behauptet werden, dass der Historiker Bernd Boll mit seiner Dissertation zum Zwangsarbeitereinsatz im städtischen Zentrum Offenburg vor nunmehr zehn Jahren grundlegende regionalgeschichtliche Forschungsarbeit geleistet hat.¹² Doch obwohl man seiner Arbeit mit Recht „exemplarische Geltung für den Zwangsarbeitereinsatz in Baden“ attestieren kann und seine Ergebnisse genügend Ansatzpunkte liefern, um daraus „allgemeine Erkenntnisse abzuleiten“¹³, konnte von einer ernsthaften Rezeption seiner Forschungen in der Folge nicht die Rede sein. Vielmehr wurde der vom Autor behandelte Forschungsgegenstand auch in den danach herausgegebenen offiziellen Ortschroniken im Bereich der südlichen Ortenau so gut wie vollständig ignoriert. Im Zuge dieser mangelnden Forschungsrezeption konnte beispielsweise noch 1997 ein Bericht aus der Feder des konservativen Schweighausener Pfarrers Erich Reitinger ohne jegliche wissenschaftliche Kontextualisierung veröffentlicht werden. In dessen als Edition vorliegender Chronik der Kriegsjahre lässt der Ortsgeistliche bezüglich der Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangenen ausgesprochen einseitige Sichtweisen durchscheinen.¹⁴ Reitingers Hauptinteresse

gilt hauptsächlich der Häufigkeit und Intensität des Gottesdienstbesuchs der Zwangsarbeiter, keine Empathie bringt er hingegen für ihre Alltagserfahrungen auf. Eher wird deren Gefangenenstatus sogar verharmlost, wenn der Pfarrer wissen lässt: „Es verdient festgehalten zu werden, wie international unser kleines Schweighausen zur Zeit ist.“¹⁵ Zudem legt der Priester die Betonung darauf, welch schlimme „Landplage“ – so Reitinger – die ehemaligen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen nach Ende des Krieges gewesen seien.¹⁶ Ein solches Interpretament, das kaum an den Einzelschicksalen der nach Deutschland verschleppten Personen interessiert war, sollte auch später viele der Erzählungen über die Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkriegs in der Ortenau bestimmen.¹⁷ Die Konzentration auf die turbulenten Tage des Kriegsendes führte in vielen Fällen dazu, dass man von den ehemaligen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern das Bild von gewalttätigen Plünderern und Marodeuren zeichnete, während ihr vorher erlittenes Schicksal nicht untersucht wurde.

Der hier referierte ernüchternde Forschungsbefund steht in keinem Verhältnis mit den tatsächlichen Ereignissen: Allein in der südlichen Ortenau wurden während des NS-Regimes mehrere Tausend ausländische Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter/innen festgehalten, um Arbeitseinsatz zu leisten. Die Forschungen der Historiker Bernd Boll und Roland Peter haben uns über die Größenordnungen aufgeklärt. So betrug die Zahl der Kriegsgefangenen in der Landwirtschaft auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg schon 1940 um die 42.000 Menschen. Die ausländischen Arbeiter waren schlicht lebensnotwendig für die deutsche Bevölkerung, denn zu dieser Zeit „[wäre] ohne diese Zwangsarbeiter [...] die Ernte auf den Feldern verrottet.“¹⁸ Die Zahlen stiegen rasch an: Anfang 1941 waren in Baden rund 20.500 Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangene im Einsatz.¹⁹ Im November 1942 war schließlich jeder zehnte Arbeitsplatz in Baden mit einer/m ausländischen „Zivilarbeiter/in“ besetzt, eine Schätzung, die auf eine Zahl von etwa 66.000 Arbeiter/innen zurückgeht. Hinzu kamen etwa 30.000 polnische und französische Kriegsgefangene. Insgesamt waren damit gegen Ende 1942 etwa 100.000 ausländische Arbeitskräfte in Baden eingesetzt.²⁰ Für Ende 1944 wird die Zahl von etwa 107.000 Zwangsarbeiter/innen genannt, wobei es sich bei 38.300 um so genannte „Ostarbeiter“ handelte.²¹ Im Kreis Offenburg mussten Ende des Jahres 1942 mehr als 4.500 Zivilarbeiter/innen und mindestens 1.800 Kriegsgefangene arbeiten.²² Eine Statistik vom September 1944 nennt schließlich für den Arbeitsamtsbezirk Offenburg, der für die gesamte südliche Ortenau zuständig war, 8.069 ausländische Arbeitskräfte, davon 5.147 Männer und 2.922 Frauen.²³ Auf dem Hintergrund der Erhebungen des Französischen Suchdienstes FNTB im Rahmen der großangelegten „Ausländersuchaktion“ der Alliierten in der unmittelbaren Nachkriegszeit waren speziell in den ländlichen Gemeinden und Dörfern der südlichen Ortenau – in den

ehemaligen Landkreisen Lahr, Offenburg und Wolfach – schätzungsweise mindestens 5.000–5.500, wahrscheinlich jedoch deutlich mehr, Gefangene im Einsatz, wobei für den östlichen, d. h. hier nicht behandelten Bezirk (Landkreis Wolfach), mit etwa 65% die weitaus umfangreichsten Zahlen genannt werden.²⁴ Angesichts des unzureichenden Kenntnisstandes über die Schicksale und Lebensbedingungen dieser Menschen steht die regional- und lokalgeschichtliche Forschung in der Ortenau, aber auch eine darauf aufbauende Bildungsarbeit noch vor umfänglichen Aufgaben, bei denen das Mitwirken und die Hilfe der Kommunalverwaltungen bzw. Kommunalarchive unerlässlich ist. Ein probater Zugang zur Geschichte der Zwangsarbeit auf dem Land in der Ortenau könnte hierbei die Suche nach noch vorhandenen materiellen Relikten darstellen.

Eine thematische Rundfahrt als Form der Historischen Bildungsarbeit

Gerade das Thema „Zwangsarbeit auf dem Land“ legt es m. E. nahe, sich den historischen Fakten im Rahmen einer Exkursion anzunähern. Denn es gab in der Region (und generell in Deutschland) wahrscheinlich so gut wie keine Gemeinde, in der im „Dritten Reich“ keine Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter/innen eingesetzt waren. Diese umfassende Dimension könnte durch das Mittel einer ausgedehnten Exkursion besonders betont und erfahrbar gemacht werden.

Historische Exkursionen sowie historische Lehrpfade als Mittel der Geschichtsvermittlung sind gegen Ende der 1970er-Jahre verstärkt in das Blickfeld der Geschichtsdidaktik gerückt, als man sowohl in der Museumspädagogik als auch von Seiten des schulischen Geschichtsunterrichts nach „neuen Lernorten für Geschichte“ jenseits des Klassenzimmers, Hörsaals oder des Schreibtischs Ausschau hielt.²⁵ Orientierung für diese Bewegung gaben die Konzepte der amerikanischen „Lernlandschaften“ („environmental interpretation“) oder spezieller die „historical trails“ sowie die Vorgaben anderer Wissenschaftszweige wie etwa der Geographie. Zudem haben sich die zur damaligen Zeit entstandenen alternativen Geschichtswerkstätten nicht selten dieser neuen Methoden bedient, um auf bis dahin vernachlässigte historische Themenbereiche hinzuweisen.

Historische Lehrpfade oder Rundwege als Mittel der Geschichtsdidaktik charakterisieren sich durch eine Reihe von konstitutiven Elementen: eine eindeutig erkennbare thematische Zentrierung; das Wissen um die Segmenthaftigkeit des Angebots; eine festgelegte und nachvollziehbare Wegführung; bestimmte eigens ausgewiesene Halte- oder Zielpunkte (Stationen); die Möglichkeit zur Modifikation der Tour je nach eigenem Bedarf; die Konzeption, dass jede/r Besucher/in die Tour als „offenes Lernangebot“ selbst durchführen kann; gedrucktes Informationsmaterial, das diesbezüglich den Lehrpfad oder Rundweg beschreibt; die Grundannahme, sich

an Besucher/innen zu richten, die kaum über Vorwissen zum Thema verfügen.²⁶

Für den Raum der südlichen Ortenau liegen inzwischen mehrere unterschiedliche Beispiele vor, in denen man historische Kenntnisse in der Form von thematischen Lehrpfaden, Rundgängen oder Rundfahrten zu vermitteln versucht. Bei der expliziten Erarbeitung ausformulierter oder in gedruckter Form angebotener Handreichungen zeigten sich zum einen die regionalen Archivinstitutionen aktiv.²⁷ Mehrere Wegbeschreibungen entstanden im Rahmen der Offenburger „Kulturagentur“.²⁸ Weiterhin veröffentlichten Einzelpersonen, Vereine oder Bürgerinitiativen Vorlagen für kulturgeschichtliche Exkursionen und Rundwegen zu Themen wie der Barockkultur in der südlichen Ortenau²⁹, der Geschichte von „Land und Leuten“ im Ortenauer Schwarzwald³⁰ sowie zur Geschichte einzelner jüdischer Gemeinden.³¹

Umstritten ist, welche geschichtsvermittelnden Orte als Anlaufpunkte einer Exkursion oder eines Rundweges dienen können oder sollen. Während Bernd Hey, mit dessen Namen sich zahlreiche frühe theoretische Beiträge zu diesem geschichtsdidaktischen Feld verbinden³², den Begriff der „historischen Exkursion“ relativ weit gefasst und als relevante Zielorte neben den eigentlichen „historische Stätten“ auch Museen und Archive vorgestellt hat, klammern andere Autoren z. B. das Museum ausdrücklich als Ziel einer historischen Exkursion aus und lassen nur die „Besichtigung geschichtlich aussagekräftiger Überreste an ihrem geschichtlichen Ort“ gelten.³³ In der Tat sind die im Museum präsentierten Objekte oder materiellen Überreste der Geschichte aus ihrem ursprünglichen funktionellen Zusammenhang herausgerissen, was in der Regel im Ausstellungsgebäude ergänzende Erklärungen oder gar aufwendige Inszenierungen erfordert. Die Kritik daran, dass Museen zwar in vielen Fällen der Bewahrung von historisch relevanten Objekten dienen, oft genug aber auch durch ihre Sammel­tätigkeit „durchaus zur kulturellen Verödung der von ihr jeweils betreuten Region beitragen“ und zu „übersichtlich angelegten Begräbnisplätzen“ von ihren angestammten Kontexten entnommenen Dingen werden könnten, wurde von der Geschichts­didaktik schon früh formuliert und ist noch immer zumindest bedenkenswert.³⁴ Der hier vorgestellte Rundweg preferiert demnach bewusst historische Orte in ihrem noch bestehenden lokalen Zusammenhang. Doch auch bei der Beschäftigung mit historischen Orten bzw. mit „gegenständlichen Quellen“ wird man schnell bemerken, dass uns diese zuerst „meist stumm und spröde“³⁵ gegenüber stehen und es auch in diesen Fällen unumgänglich scheint, sich erklärende oder weiterführende Informationen zu dem jeweiligen Ort oder Objekt zu verschaffen. Auch hier wird, wie etwa im Zusammenspiel der Archiv- mit der Museumsarbeit, der „Zugang zur historischen Wirklichkeit“ in der Regel erst „über das Archivmaterial [...] eröffnet und gefunden.“³⁶ Die geschichts­didakti-

sche Arbeit an und mit gegenständlichen Quellen führt insofern „immer wieder zu den Akten und in die Archive zurück.“³⁷

Vorüberlegungen und Vorarbeiten

Eigene Recherchen

Da bislang kaum Forschungsergebnisse zum anvisierten Projektthema vorliegen, wird von den Organisator/innen im Vorfeld einer Rundfahrt voraussichtlich noch eine gewisse Recherchearbeit zu leisten sein, um sich eine ausreichende Wissensbasis anzueignen. Beispielsweise könnte man sich einen aktuellen Überblick über die Archivbestände in den relevanten Gemeindearchiven verschaffen. In der Rubrik „Militär- und Kriegssachen“ dürften sich weiterführende Unterlagen finden lassen, etwa unter Stichworten wie „Einquartierung von Zivilarbeitern“, „Polen, Franzosen, Russen“, „Erfassung der Ausländer“, „Kriegsgefangenenlager“, „Suchdienst“, „Kriegsgefangenenwesen“, „Ausländerüberwachung“ oder „Kriegsgefangenen-Sachen“. Zudem wären Aktengruppen wie „Forstwesen“, „Landbau und Landeskultur“ oder „Sicherheits- und Sittenpolizei“ oder verschiedene Melde-, Versicherungs- oder Rechnungsbücher zu untersuchen.³⁸ Weiterhin wäre daran zu denken, in der lokalen oder regionalen Presse Aufrufe nach Erinnerungsberichten oder auch Materialien zu lancieren. Ein besonderes Augenmerk sollte schließlich auf die Suche nach fotografischem Material aus den Landorten gelegt werden, da es an solchen wichtigen Quellenzeugnissen bislang mangelt.³⁹

Vorbereitung der Teilnehmer/innen

Wie bei ähnlichen Fällen, etwa Gedenkstättenbesuchen, ist es sinnvoll und notwendig, eine solche Rundfahrt sorgfältig vor- bzw. nachzubereiten. Leider liegt für die Annäherung an das Thema im pädagogisch-schulischen Bereich bislang noch keine regionalgeschichtlich zentrierte Arbeitshilfe vor, wie es sie beispielsweise von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg im Rahmen der Reihe „Bausteine“ für andere Schwerpunktthemen zur Zeit des Nationalsozialismus gibt.⁴⁰

Ein geeignetes Hilfsmittel für die Vorbereitung auf solche Exkursion könnte beispielsweise der Zugang mittels belletristischer Literatur sein. Als Lektüre bieten sich hier verschiedene Werke an, so etwa die schon früh (1956) geschriebene Erzählung *Die Frau am Pranger* von Brigitte Reimann⁴¹, Rolf Hochhuths (im Markgräflerland verorteter) Roman *Eine Liebe in Deutschland*⁴² oder aufgrund des regionalen und ländlichen Bezugsrahmens Thomas Strittmatters eindrückliches „Volkstheaterstück“ *Der Polenweiher*⁴³. Die beiden letztgenannten Werke wurden darüber hinaus ver-

filmt, so dass auch dieses Medium in die vor- bzw. nachbereitende Projektarbeit miteinbezogen werden könnte.⁴⁴ Alle diese Werke befassen sich mit den Folgen verbotener Beziehungen zwischen Zwangsarbeitern oder Zwangsarbeiterinnen und Deutschen, ein Aspekt, der auch im Rahmen der vorgestellten Rundfahrt zur Sprache kommt.

Der fragmentarische Charakter der Stationen

Sichtbare materielle Spuren zur Thematik „Zwangsarbeit auf dem Land“ sind im öffentlichen Raum der süd(west)lichen Ortenau heute nur noch wenige zu finden.

Es scheint jedoch nicht ausgeschlossen, dass noch einige mehr dieser gegenständlichen Quellen und historischen Stätten existieren, diese aber wegen des unzureichenden Forschungsstandes noch nicht näher bekannt geworden sind. Hier wäre beispielsweise an die verschiedenen Gebäude zu denken, deren zeitweise Nutzung als Lager für die Gefangenen und Zwangsarbeiter/innen mittlerweile in Vergessenheit geraten ist. Als ein Merkmal von Lehrpfaden gilt, dass mit ihnen historische Bezüge in der Regel nur ausschnitthaft oder exemplarisch wiedergeben werden können, eben weil die Wege an die wenigen noch sichtbaren Zeugnisse der Vergangenheit gebunden sind.⁴⁵ Auch für die hier vorgestellten Rundfahrtstationen trifft dies zu. Insofern scheint es sinnvoll, den fragmentarischen Charakter noch existenter materieller Relikte als inhaltlichen Aspekt explizit aufzugreifen und im pädagogischen Transfer zu berücksichtigen. Die Verstreutheit der materiellen Relikte hat zudem zur Folge, dass relativ weite Strecken zurückzulegen sind, um zur jeweils nächsten Station zu gelangen. In organisatorischer Hinsicht könnte man deshalb Überlegungen anstellen, wie man – sollte ein Bustransport angeboten werden – die aufzubringende Fahrtzeit ausnutzen kann und ob es sich gegebenenfalls anbietet, bestimmte Ergänzungen mit einzuplanen oder die Tour zu modifizieren, etwa durch passende Archiv- oder Museumsbesuche.

Transport und Zeit

Aufgrund der weiten Entfernungen zwischen den einzelnen Stationen sind die Transportmittel Auto oder Bus so gut wie unerlässlich. Zwar könnte der Weg auch per Fahrrad zurückgelegt werden, indem man sich beispielsweise am „Ortenau-Radweg“ sowie anderen erschlossenen Radwegen orientiert.⁴⁶ Allerdings wären für das Erreichen der Stationen an die 100 Kilometer auf dem Fahrrad zu absolvieren, was diese Lösung als beschwerlich und kaum durchführbar erscheinen lässt. Somit gilt es als negativen Punkt festzuhalten, dass die Umweltverträglichkeit im Gegensatz zu Rundgängen oder Radtour-Vorschlägen gemindert ist. Ein Zentrierung wä-

re nur durch entsprechende Rundgänge etwa in den Zentren Lahr oder Ofenbourg zu gewährleisten. Für die gesamte Rundfahrt sind auch bei den Transportmitteln Auto oder Bus je nach Aufenthaltsdauer an den einzelnen Zielpunkten etwa 4 Stunden zu veranschlagen.

Pädagogische Reduktion

Die vorgeschlagene Rundfahrt sollte zuerst einmal für sich allein stehen und Gewichtung erfahren. Im besten Falle wäre der Projektvorschlag ein abgegrenzter und klar definierter Baustein für eine umfassendere Beschäftigung mit dem Thema „Zwangsarbeit“ in der schulischen oder außerschulischen Jugend- und Erwachsenenbildung. Man sollte der Versuchung widerstehen, alle denkbaren Aspekte mit einverleiben zu wollen, was einem durch den oben genannten fragmentarischen Charakter ohnehin erschwert würde. Die Rundfahrt kann beispielsweise eine Unterrichtseinheit im schulischen Geschichts-, Literatur- oder Politikunterricht ergänzen, sollte diese aber keinesfalls gänzlich ersetzen. Davon unbenommen ist, dass für die Teilnehmer/innen Anregungen dazu gegeben werden sollten, selbstständig und eigenverantwortlich an den Fragen und Inhalten weiterzuarbeiten und möglicherweise selbst auf Spurensuche zu gehen.⁴⁷ Diesem Zweck sollen die Hinweise auf weiterführende Literatur, Kontaktadressen oder Internetseiten dienen.

Nachbereitung und Auswertung

Ein wichtiges Element der Rundfahrt sollte schließlich eine ausführliche Nachbereitung oder auch thematische Vertiefung darstellen, die entweder gleich nach der Rückkehr oder zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden kann. Hier besteht beispielsweise die Möglichkeit, die durch die besichtigten Orte bewusst gewordenen Aspekte anhand von schriftlichen Quellen aus den jeweiligen Gemeindefarchiven zu vertiefen und aufgetauchte Fragen zu diskutieren. Ausgewählte Unterlagen aus den lokalen Archivbeständen, die zuvor recherchiert wurden, können deutlich machen, dass die Bedeutungszusammenhänge der zuvor „sinnlich erlebten“ materiellen Spuren erst durch die Hinzuziehung von zeitgenössischen Dokumenten einsichtig und verständlich werden können.

Rundfahrt „Topographien der Zwangsarbeit in der südwestlichen Ortenau“

Station 1:

Lager und Unterkünfte: Die Synagoge und die Kriegsgefangenen



*Das ehemalige Kantorenhaus hinter der Kippenheimer Synagoge
Foto: Uwe Schellinger (2003)*

Es bietet sich an, die Gedenkstätte Ehemalige Synagoge Kippenheim als Ausgangs- und Endpunkt der Rundfahrt auszuwählen. Die im September 2003 neu eröffnete Gedenkstätte ist die einzige Einrichtung in der Region, die durch Veranstaltungen und Projekte kontinuierlich auf die verschiedenen Opfer des Nationalsozialismus hinweist. Zudem bieten die dort vorhandenen Räumlichkeiten gute Möglichkeiten zur Vor- bzw. Nachbereitung einer Exkursion. Kippenheim liegt 5 km von Lahr entfernt in südlicher Richtung an der Bundesstraße 3, die nach Herbolzheim–Emmendingen–Freiburg führt. Die 1852 eingeweihte ehemalige Synagoge der jüdischen Gemeinde befindet sich in der Kippenheimer Ortsmitte in der Poststraße. Dort sind in begrenztem Maße auch Parkmöglichkeiten vorhanden.

Namentliche Aufstellung der französischen Kriegsgefangenen die in hiesiger Gemeinde als Baldarbeiter ~~eingesetzt~~ und Meliorationsarbeiter eingesetzt sind und somit als Schwerarbeiter gelten.

Name	Grk. Marke
1. Leonard Claband	7845
2. Henri Gallat	7839
3. Andre Charre	7849
4. Alexis Poinjot	7852
5. Pierre Saubiant	7856
6. Henri Rouze	7864
7. Paul Benoit	7842
8. Charles Bertrand	7847
9. Gilbert Mynier	7837
10. Louis Bellanger	7857
11. Georges Diegnous	7854
12. Pierre Montet	7863
13. Fernand Gaillard	7855
14. Pierre Benenzie	7848
15. Rahmund Capdeville	7853
16. Andre Deffagne	7846
17. Henri Fristot	51 232
18. Henri Mathey	51 233
19. Paul Ciniere	51 228
20. Gabriel Stru	51 217
21. Charles Goureim	51 241
22. Georges Crebean	51 242
23. Andre Michel	51 235
24. Charles Marquin	51 223
25. Andre Geracol	51 250
26. Armand Fabre	51 248
27. Mauriec Bodamin	51 255
28. Pohen Marg	51 220
29. Josef Fouillet	51 251
30. Paul Gourian	51 253
31. Robert Andre	51254
32. Roger Minist	51 222
33. Daniel Parent	51 221
Andre Richardean	51 219
35. Andre Poitevin	50 209
36. Georges Didan	51 244
37. Robert Ddile	51224
38. Louis Balland	9187

Liste französischer Kriegsgefangener in Kippenheim

Vorlage: Gemeindearchiv Kippenheim

Für die Unterbringung von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern gab es in den Orten der südlichen Ortenau unterschiedlichste Varianten. Die Standorte und Beschaffenheit dieser provisorisch eingerichteten Gefangenenlager sind bislang erst in wenigen Fällen bekannt. In Berghaupten war es eine Turnhalle, in Oberwolfach und Zell am Harmersbach waren es Barackenlager, in der Riedgemeinde Dundenheim sowie in Ortenberg und in Schweighausen Gasthäuser, in denen die Gefangenen unter stetiger Bewachung festgehalten wurden.⁴⁸ In Kippenheim wurde hingegen ein Gebäude verwendet, das zuvor im Besitz der jüdischen Gemeinde des Ortes gewesen war, nämlich das unmittelbar hinter der Synagoge gelegene vormalige Wohnhaus des jüdischen Kantors.⁴⁹ Die Kippenheimer Gemeindeverwaltung forderte Anfang Juli 1940 vom zuständigen Arbeitsamt in Offenburg zuerst 40, später dann noch einmal 30 ausländische Arbeitskräfte an. Ende Juli 1940 wurde das Kriegsgefangenen-Kommando 6072 in den Ort verlegt, das aus Franzosen bestand. Die Bestimmungen des Arbeitsamts besagten, dass die Franzosen nicht mit den „Ostarbeitern“ untergebracht werden durften, von denen ebenfalls eine gewisse Zahl in Kippenheim arbeitete.⁵⁰ Als Unterkunft für den Trupp nahm die Gemeindeverwaltung deshalb das inzwischen leer stehende Haus des Kantors der jüdischen Gemeinde in Beschlag. Kantor Schwab war bald nach seiner Rückkehr aus der Internierung im KZ Dachau auf die britischen Inseln emigriert. Sein Wohnhaus hatte man daraufhin, im Mai 1940, an einen Kippenheimer Privatmann veräußert. Diesem wurde allerdings keinerlei Mitspracherecht eingeräumt, als die Gemeindeverwaltung das Gebäude als Gefangenenunterkunft an sich nahm. Um die Erfordernisse für ein Gefangenenlager zu erfüllen, wurden die Fenster des Hauses von örtlichen Handwerkern mit Gittern versehen. Die Zwangsarbeiter mussten in Kippenheim sowohl für die Gemeinde als auch für Privatleute in der Landwirtschaft arbeiten. Eine Abteilung wurde von der Gemeindeleitung zu Entwässerungsarbeiten sowie zu Waldarbeiten herangezogen. Die Zahl der Gefangenen stieg auf etwa 75 Personen im Jahr 1942 an, danach lebten französische Kriegsgefangene bis zu ihrer Befreiung im April 1945 in Kippenheim.

Problematisch erwies sich später, dass man den im früheren Kantorenhaus festgehaltenen Kriegsgefangenen im Nachhinein implizit die alleinige Verantwortung für die Ausplünderung der Kippenheimer Synagoge in den Kriegsjahren zuschrieb. Urheber dieser These war der damalige Kippenheimer Bürgermeister Fritschmann, der 1951 auf eine Anfrage aus den USA rückmeldete, die früheren französischen Kriegsgefangenen „hätten die in der Synagoge befindlichen Böden und das Gebälk herausgerissen und verheizt.“⁵¹ In Wahrheit waren aber mehrere Gruppen und Einzelpersonen während und nach dem Novemberpogrom an der Ausplünderung und fortschreitenden Zerstörung der Synagoge beteiligt, nicht zuletzt die nationalsozialistische Kippenheimer Gemeindeleitung. Mit seiner durchaus

taktischen Auskunft zu den Kriegsgefangenen operierte der Kippenheimer Nachkriegsbürgermeister auch in späteren Entschädigungsverhandlungen. Die kurzsichtige Annahme, dass die Kriegsgefangenen verantwortlich für den desolaten Zustand der Synagoge wären, setzte sich bis weit in die 1980er-Jahre fort. Noch 1986 bemerkte das staatliche Landesamt für Denkmalpflege: „Was die Kristallnacht der Nazizeit nicht schaffte, wurde während des 2. Weltkrieges durch die Einrichtung eines Gefangenenlagers zur „Vollendung“ gebracht. Alles wurde von den Gefangenen verheizt, was noch an Einrichtung vorhanden war. Selbst die bis dahin noch erhaltenen kultischen Gegenstände wurden demoliert.“⁵² Bürokratie und Lokalgeschichtsschreibung entwarfen so ein einseitiges Bild von den Kriegsgefangenen als Plünderern. Die ihrer Präsenz in einem Ort wie Kippenheim zugrunde liegende deutsche Kriegspolitik kam in diesen Beiträgen hingegen nicht zur Sprache.

Station 2:

Letzte Ruhestätte Mahlberg: Gräber von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern

Von der ehemaligen Synagoge aus fährt man wieder etwa 50 m zurück bis auf die Hauptstraße (B 3), die durch den Ort führt. Auf diese biegt man links in Richtung „Herbolzheim/Freiburg“ ein. Man folgt der Straße aus Kippenheim hinaus bis man nach 800 m nach rechts in das Städtchen Mahlberg abbiegen kann. Es geht nun in mehreren Kurven durch den Ort bis ganz hinab zu einer Straßenkreuzung, an der man nach links auf die „Kirchstraße“ in Richtung Orschweier einbiegt. Auf dieser Straße kommt man am Oberrheinischen Tabakmuseum vorbei, das sich rechter Hand unmittelbar vor der katholischen Kirche befindet. 100 m nach der Ortsausfahrt von Mahlberg taucht rechts der Städtische Friedhof von Mahlberg auf. Schon von weitem sieht man die Friedhofskapelle St. Andreas. Neben dem Friedhof liegt ein größerer Parkplatz. Auf dem großen Friedhofsareal befindet sich an der Einfriedigungsmauer in der hinteren nördlichen Ecke die Grabstätte eines früheren Zwangsarbeiters.

Vereinzelt befinden sich als stille und unscheinbare Zeugnisse noch einige wenige Gräber von umgekommenen Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter/innen auf heutigen Gemeindefriedhöfen der südlichen Ortenau.⁵³ Vermutlich existierten früher weitaus mehr Gräber als heute noch zu finden sind, da die Gemeindeverwaltungen aufgrund des so genannten „Kriegs-



*Das Grab des Zwangsarbeiters
Sigmund Baran in Mahlberg
Foto: Uwe Schellinger (2003)*

gräbergesetzes“ von 1952 und des darauf aufbauenden „Gräbergesetzes“ von 1965 angehalten sind, die Grabstätten von ausländischen Kriegstoten dauerhaft zu erhalten.⁵⁴ Offenbar sind trotzdem Grabstätten aufgelöst worden, wie etwa in der Riedgemeinde Dundenheim.⁵⁵ Historisches Bewusstsein hat man diesbezüglich in der Kleinstadt Mahlberg bewiesen. Auf dem dortigen Friedhof lässt sich das schlichte Grab des polnischen Kriegsgefangenen Zygmunt (Sigmund, Sigismund) Baran finden. Zwar wurden auf dem Mahlberger Friedhof vor einiger Zeit fast alle Gräber aus der Zeit vor 1945 aufgelöst, die letzte Ruhestätte Zygmunt Barans hat man jedoch belassen. Das schlicht gehaltene Grab wird von der Mahlberger Stadtverwaltung in vorbildlicher Weise unterhalten und gepflegt. Der am 24.1.1912 in Warschau geborene Zygmunt Baran wurde als Kriegsgefangener nach Deutschland gebracht. 1940 wurde sein Status in den eines so genannten „Zivilarbeiters“ umgewandelt. Seit Juli 1940 musste er in Freiburg i. Br. für das Städtische Forstamt, danach für einen Gaststättenbetrieb und schließlich für das Bahnbetriebswerk Freiburg arbeiten. Während seiner vierjährigen Zeit in Freiburg war er in verschiedenen Gemeinschaftslagern in der Stadt untergebracht. Im April 1944 wurde Baran für Luftschutzar-

beiten angefordert und danach am 13. September 1944 im Alter von 32 Jahren bei einem Luftangriff auf den nahe Mahlberg gelegenen Bahnhof in Orschweier getötet.⁵⁶ Zumeist wurde es den Zwangsarbeitern nicht erlaubt, Zuflucht in Luftschutzvorrichtungen zu suchen. Barans Tod könnte durchaus auf diese Bestimmung zurückgeführt werden.

Zygmunt Baran war nur einer von vielen Zwangsarbeitern, die in Mahlberg und Orschweier arbeiten mussten. Während des Zweiten Weltkriegs waren dort schätzungsweise 60–80 Menschen als Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter/innen im Einsatz, die meisten von ihnen in der Landwirtschaft.⁵⁷ Eine im Stadtarchiv Mahlberg vorhandene Aufstellung aus der unmittelbaren Nachkriegszeit gibt zudem Auskunft darüber, dass in Mahlberg aufeinander folgend zwei Arbeitskommandos mit ausländischen Arbeiter/innen eingesetzt waren. Das erste Kommando war „ungefähr 4 Jahre“ in Mahlberg und setzte sich aus „franz. Staatsangehörige[n]“ zusammen, bei denen es sich wahrscheinlich um Kriegsgefangene handelte. Im letzten Kriegsjahr befand sich dann das Arbeitskommando 6048 in Mahlberg. Eine Liste der ausländischen Arbeiter/innen aus diesem Kommando nennt namentlich 25 Polen, 5 Polinnen, 11 Franzosen, 5 Französinen, 5 Russen, 7 Russinnen, 2 Lettinnen, 4 Rumänen, 3 Rumäninnen, 7 Jugoslawen, 1 Slowenen und 3 Sloweninnen. Unter diesen befanden sich 11 Kinder unter 13 Jahren sowie zum Teil ganze Familien. Bei den erstgenannten 25 Polen dürfte es sich um Kriegsgefangene gehandelt haben, alle anderen waren wahrscheinlich so genannte Zivilarbeiter. Aus der vorliegenden Liste geht der genaue Status der einzelnen Arbeiter/innen jedoch nicht hervor. Es bleibt damit unklar, wie groß der Anteil derjenigen Personen war, die unter Druck oder Gewaltanwendung nach Deutschland gekommen waren oder welche Arbeiter/innen sich freiwillig zur Arbeit in Deutschland verpflichtet hatten, etwa Personen aus den mit Deutschland verbündeten Nationen. Man unterscheidet inzwischen vier Formen der Rekrutierung ausländischer Zivilarbeiter/innen aus verbündeten oder von Deutschland besetzten Gebieten: a) die reine, repressionsfreie Anwerbung, b) die Anwerbung mit maßgeblicher Beeinflussung der Existenzbedingungen, c) die zwangsweise Aushebung ganzer Jahrgänge sowie d) die Deportation und Verschleppung unter Gewaltanwendung. Sehr unterschiedlich war demzufolge auch die Behandlung der verschiedenen Nationalitäten bzw. der ethnischen oder religiösen Gruppen, wobei Personen aus verbündeten Staaten wie etwa Rumänien oder Italien rechtlich besser gestellt und entsprechend privilegiert waren. Weitere erhebliche Unterschiede wurden zwischen Westarbeiter/innen (etwa aus Frankreich) und Ostarbeiter/innen (etwa aus Polen oder Russland), für die eine diskriminierende Kennzeichnungspflicht bestand, gemacht. Eine differenzierte Betrachtungsweise hinsichtlich der einzelnen Nationalitäten und Gruppen von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter/innen ist unbedingt angeraten.⁵⁸

Zygmunt Baran aus Warschau taucht als auswärtiger Arbeiter in der vorliegenden Aufstellung nicht auf; er dürfte deshalb wahrscheinlich zu einem in der Quelle ebenfalls erwähnten Einsatztrupp von 150 Zivilarbeitern gehört haben, die gegen Kriegsende zu Schanzarbeiten und Sicherungsarbeiten nach Mahlberg gebracht wurden.

Der durchaus verantwortungsbewusste Umgang mit Barans Grab hat bislang keine Entsprechung in der offiziellen Literatur zur Mahlberger Lokalgeschichte gefunden.⁵⁹ Dort wird man vergeblich einen Hinweis auf das Schicksal der einst im Ort beschäftigten Zwangsarbeiter/innen suchen. Auch in dem seit 1992 in einer ehemaligen Zigarrenfabrik eingerichteten und viel frequentierten Oberrheinischen Tabakmuseum in Mahlberg, das sich der Entwicklung eines der bedeutendsten Landwirtschaftszweige der Region widmet, ist weder die Epoche des „Dritten Reiches“ noch der Aspekt der in der Landwirtschaft eingesetzten ausländischen Zwangsarbeiter/innen ein besonderes Thema.

Station 3:

Verbotene Beziehungen: Tod im Ichenheimer Wald

Man verlässt den Friedhofsparkplatz, in dem man nach rechts auf die Landstraße einbiegt. Schon nach 500 m wird Orschweier erreicht, das man durchquert. 500 m nach dem Ortsausgang kommt man an eine große Kreuzung. Hier biegt man nach rechts in Richtung „Kappel-Grafenhausen“ ein. Die Straße überquert auf einer Brücke die Autobahn. Nach 5 km gelangt man nach Grafenhausen. Geradeaus geht es durch das Dorf weiter in Richtung „Kappel“. In Kappel muss man nun unmittelbar nach dem Gasthaus „Elsässer Hof“ von der Hauptstraße in eine Straße nach rechts abbiegen. Das Richtungsschild weist nach „Wittenweier/Nonnenweier“, ist aber leider in der eigentlichen Fahrtrichtung nicht zu sehen, so dass man sich an dieser Stelle etwas konzentrieren muss. Von Kappel geht es auf der kurvigen Straße durch das Ried etwa 5 km nach Wittenweier. Der Ort wird auf der Hauptstraße durchfahren und es geht weitere 2 km bis man nach Nonnenweier gelangt. Auch dieser Ort wird auf der Hauptstraße durchquert. Von Nonnenweier bis in den nächsten Ort Ottenheim sind es dann weitere 4 km. Bei einer Kreuzung in der Ortsmitte von Ottenheim überquert man geradeaus die Hauptstraße, um danach auf der „Kirchstraße“ weiter nach Meißenheim zu fahren, das nach 4 km erreicht wird. Geradeaus geht es durch den Ort in Richtung Ichenheim. Auf einer sehr kurvenreichen Strecke gelangt man nach weiteren 4 km an den Ortseingang von Ichenheim. Das Dorf gehört zur Verbundgemeinde „Neuried“. Etwa 100 m nach dem Ortseingang biegt man nach links in die „Magdalenenstraße“ ein. Dieser Straße



*Der Gedenkstein im Ichenheimer Wald
Foto: Uwe Schellinger (2003)*

folgt man etwa 1 km, zuerst durch den Ort und dann durch freies Gelände immer geradeaus bis an den Rand des Ichenheimer Waldes, wo man auf eine Weggabelung mit Ausschilderung trifft. Hier kann man das Fahrzeug abstellen. Man geht dann zu Fuß auf dem nach rechts führenden „Unteren Fürthwaldweg“ in den Wald hinein. Das Mahnmal selbst schließlich ist unter Umständen und je nach Jahreszeit nur schwer zu entdecken, da es mit seiner Rückseite zum Weg gerichtet im Wald steht. Man biegt nach etwa 200 m auf einem unbefestigten und leider kaum sichtbaren Weg nach links in den Wald ein. Nach etwa 70 m taucht der hohe, dunkle Gedenkstein zwischen zwei Bäumen auf. Ursprünglich führte vor dem Gedenkstein ein Waldweg vorbei, der sich heute aber nur noch andeutet.

An dieser Stelle im Ichenheimer Wald wurden im Oktober 1942 die beiden polnischen Zwangsarbeiter Jozef Wojcik (geb. 16.6.1916) und Franciszek Strojewski (geb. 9.11.1916) durch Erhängen hingerichtet. Den beiden Männern war vorgeworfen worden, sich mit deutschen Frauen eingelassen zu haben, was für einen Fremdarbeiter in der Regel unverzüglich die Todesstrafe zur Folge hatte. Der Gedenkstein für die beiden Getöteten wurde nach Kriegsende von einem Komitee befreiter polnischer Gefangener errichtet. In drei Sprachen – Polnisch, Französisch und Deutsch – ist auf dem

Mahnmal zu lesen: *An dieser Stelle wurden zwei Polen am 13. Oktober 1942 durch Nazi-Mörder ermordet. Zur Ehrbezeugung Ihres Martyrertodes und als Zeugnis der Geschichte.*

Die Zahl der in der südlichen Ortenau wegen angeblicher oder tatsächlicher Liebschaften zu deutschen Frauen wegen „Rassenschande“ ermordeten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter ist noch ungeklärt. Hinrichtungen wegen verbotener Beziehungen sind bislang aus den Städten Offenburg, Lahr sowie Haslach i. K. bekannt geworden.⁶⁰ Man weiß mittlerweile, dass ein solches, strikt verbotenes Verhältnis auch schlimme Folgen für die beteiligten Frauen nach sich ziehen konnte. Sie mussten u. U. mit drastischen Strafmaßnahmen rechnen, wenn sie sich mit Gefangenen einließen, vor allem, wenn es sich um „Ostarbeiter“ handelte. Dabei war es gebräuchlich, den beschuldigten Frauen öffentlich das Haupthaar abzuscheren. Aus mehreren deutschen Orten liegt fotografisches Material über diese demütigenden Bestrafungen vor.⁶¹ Für die Ortenau schildert Bernd Boll einen entsprechenden Fall: Am 6. Mai 1940 wurde in einer (vom Autor ungenannten) Landgemeinde eine junge Frau von mehreren jungen Männern überfallen, die ihr den Kopf kahl schoren. Die Frau, der man ein Verhältnis mit einem polnischen Kriegsgefangenen vorwarf, wurde danach von der Gestapo verhört und ins Gerichtsgefängnis nach Offenburg gebracht. Nach dreieinhalb Monaten in Untersuchungshaft und zahlreichen Verhören und Verhandlungen wurde sie am 30. August 1940 zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.⁶² Ob es noch in weiteren Landgemeinden zu ähnlichen Vorfällen kam, ist unbekannt. Im kollektiven Ichenheimer Ortsgedächtnis ist die Geschichte um die ermordeten Polen durchaus präsent, tiefer gehende Recherchen über die tatsächlichen Abläufe sind bislang jedoch noch nicht bekannt. Auch im Heimatmuseum der Verbundgemeinde Neuried im Ortsteil Altenheim wird das Thema „Zwangsarbeit im ländlichen Bereich“ nicht thematisiert.

Station 4:

Verschwundene Spuren: Gefangene in Niederschopfheim



Die „Alte Schule“ in Niederschopfheim“

Foto: Uwe Schellinger (2003)

Vom Waldrand nimmt man wieder denselben Weg zurück nach Ichenheim, auf dem man gekommen ist. Am Ende der Magdalenenstraße biegt man links ab in Richtung Ichenheimer Ortsmitte. An der dortigen Kreuzung geht es nach rechts auf die Hauptstraße des Ortes, doch schon nach etwa 150 m schlägt man nach links in Richtung Offenburg/Niederschopfheim ein. Nach 6 km wird an einer großen Ampelkreuzung die Bundesstraße 3 erreicht. Diese wird geradeaus überquert, wonach man unmittelbar nach Niederschopfheim gelangt. Es geht auf der „Alten Landstraße“ bis zum Gasthaus „Sonne“. An der dortigen Kreuzung biegt man nach rechts auf die Hauptstraße von Niederschopfheim ein. Dieser folgt man den Ort hinauf und fährt direkt auf die Kirche zu. Direkt links neben der Kirche befindet sich das Gebäude der „Alten Schule“, das heute als Jugendzentrum unterhalten wird.

Der Niederschopfheimer katholische Pfarrer Wilhelm Bartelt berichtete wenige Wochen nach Ende des Zweiten Weltkriegs über zwei kurzzeitig (etwa zwei Wochen) bestehende Gefangenenunterkünfte in Niederschopfheim. Am 23. August 1945 teilte Pfarrer Bartelt dem anfragenden Ordinariat in Freiburg mit: *„Am Gründonnerstag [gemeint: 1945, U.S.] kamen 200 russische Kriegsgefangene an, für die im Schulhaus bei der Kirche und in der vormaligen Zigarrenfabrik Ehret⁶³ Stacheldrahtzäune errichtet wurden. Die Bevölkerung nahm sich dieser ausgehungerten Menschen sehr christlich an, obwohl manche Wachsoldaten nichts davon wissen wollten. Nach dem Weissen Sonntag wurden sie wieder abtransportiert und haben unterwegs den Tod durch SS gefunden. Ein paar Überlebende kamen nach dem Waffenstillstand hierher aus Dankbarkeit zurück und erzählten die schaurige Kunde.“⁶⁴* Woher die russischen Kriegsgefangenen kamen und weshalb sie gerade in Niederschopfheim untergebracht wurden, wusste der Geistliche nicht zu berichten, diese Fragen bleiben vorerst ungeklärt. Der genaue Hintergrund dieser überlieferten Episode aus den letzten Kriegstagen wurde noch nicht erforscht. Das Lager im ehemaligen Schulgebäude in unmittelbarer Nähe zur Kirche und Pfarrhaus ist jedoch durchaus noch im Bewusstsein der Bevölkerung verankert. Während für den unmittelbar benachbarten Ort Hofweier eine Zahl von 50 Zwangsarbeiter/innen und 20 französischen Kriegsgefangenen genannt sind⁶⁵, konnte bislang über den Gefangenentrupp in Niederschopfheim noch nichts in Erfahrung gebracht werden. Die Spuren dieser NS-Opfer und die Erinnerung an sie haben sich längst verloren. Das kurzzeitige Niederschopfheimer Lager könnte im Zusammenhang mit dem Versuch der Nazis stehen, die Zwangsarbeiter/innen gegen Kriegsende durch Gewaltmärsche von ihren Einsatzorten und damit vor den anrückenden alliierten Truppen abzuziehen. Zudem wurden in diesen Wochen in Südbaden noch viele Gefangene durch die Wachkommandos umgebracht.⁶⁶ Bekannt sind diesbezüglich für die Ortenau die Vorgänge im benachbarten Offenburg. Die beabsichtigte Flucht der SS-Wachmannschaften führte dort am 12. April 1945 zu einem grausamen Massaker in der Offenburger Artilleriekaserne, dem 41 Zwangsarbeiter zum Opfer fielen.⁶⁷ In Niederschopfheim haben den ehemaligen Seelsorger Bartelt seine persönlichen Erfahrungen und Anschauungen nicht dazu bewegt, in der Folge ein entsprechendes Zeugnis abzulegen. Bartelts 1964 veröffentlichte Niederschopfheimer Ortschronik entpuppt sich vielmehr als ausgesprochenes Negativbeispiel für ein fast vollständigen Verschweigen der nationalsozialistischen Vergangenheit.⁶⁸

Station 5:

Ein Verbrechen der Wehrmacht: Das Attentat im DP-Lager Offenburg

Man fährt die Hauptstraße in entgegengesetzter Richtung wieder hinab und passiert die Kreuzung am Gasthaus „Sonne“. An einer Straßengabelung hält man sich geradeaus, folgt damit nicht der nach rechts weiter führenden Hauptstraße, und trifft danach wieder auf die Bundesstraße 3. Auf diese biegt man rechts in Richtung Offenburg ein. Von Niederschopfheim bis Offenburg sind es 6 km. Man bleibt auf der Bundesstraße, auf der man eine Brücke überquert, rechter Hand erkennt man das Offenburger Messegelände. Bei der ersten Abzweigung nach der Brücke fährt man nach rechts ab in Richtung „Zentrum“. Nun hält man sich immer geradeaus, an einer Ampelanlage geht es über die Kinzig hinweg. Die ansteigende Straße führt in Richtung Offenburger Stadtzentrum. An einer weiteren Ampelanlage kurz vor der Einmündung in die Fußgängerzone biegt man nach rechts ab in die „Grabenallee“. Es geht nun geradeaus in Richtung „Zell-Weierbach“. Drei Ampelanlagen und die Bahngleise werden überquert, die „Grabenallee“ geht währenddessen in die „Weingartenstraße“ über. Auf der rechten Seite taucht schließlich die Anlage des Offenburger Kulturforums auf. Innerhalb des Geländes sind genügend Parkmöglichkeiten vorhanden.

Bei dem weitläufigen Areal handelt es sich um eine ehemalige Kasernenanlage für die im Jahr 1898 nach Offenburg verlegten kaiserlichen Truppen. Das Gelände wurde militärisch zuletzt von französischen Einheiten genutzt, die 1991 endgültig abgezogen wurden. Danach hat das Gelände eine beachtenswerte Konversion hin zu einer zivilen Nutzung erfahren. Mittlerweile befinden sich in den früheren Kasernengebäuden mehrere städtische Kultureinrichtungen (Stadtbibliothek, Veranstaltungshalle, Musikschule) sowie Büros und Privatwohnungen.⁶⁹

Von 1936 bis 1945 waren auf dem Gelände Einheiten der deutschen Wehrmacht stationiert, hauptsächlich das Maschinengewehr-Bataillon 5. Die letzten deutschen Soldaten flohen aus der Kaserne, als am 15. April 1945 die französischen Truppen die Stadt besetzten. Schnell entwickelte sich der Plan, in der großflächigen Anlage die nunmehr befreiten Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangenen aus der südlichen Ortenau zentral zusammenzufassen, um sie auf die Rückführung in ihre Heimatländer vorzubereiten. Zwischen April 1945 und Februar 1946 wurde die ehemalige Wehrmachtsgarnison somit als eines der Ortenauer Lager für „displaced persons (DPs)“ verwendet. Ereignisse und Strukturen innerhalb dieses großen Sammellagers, in dem sich schon bald nach der Befreiung Offenburgs etwa 2.000 DPs befanden, wurden bisher noch nicht systematisch erforscht.⁷⁰ Ein Ereignis ist jedoch in bedrückender Erinnerung geblieben.



*Die Informationstafel
zum Attentat vom 4.5.1945
Foto: Uwe Schellinger (2003)*

Die abrückenden Wehrmachtssoldaten hatten, bevor sie die Kaserne verließen, in den Kellern der Gebäude größere Sprengstoffmengen deponiert, diese mit Langzeitzündern versehen und scharf gemacht. Das Ziel war offenbar, den einrückenden französischen Truppen noch größtmöglichen Schaden zuzufügen. Diese bezogen die Kaserne jedoch gar nicht selbst. Stattdessen wurden nach und nach die befreiten Zwangsarbeiter/innen aus der Umgegend in den Gebäuden untergebracht. Viele von ihnen wurden dadurch Opfer eines hinterhältigen Verbrechens. Am Morgen des 4. Mai 1945 brachten mehrere Detonationen große Teile dreier Kasernengebäude zum Einsturz. Insgesamt 114 Menschen, alles ehemalige Zwangsarbeiter/innen, wurden durch dieses Attentat noch kurz vor dem Kriegsende getötet.⁷¹ Ein nachträglicher Bericht schildert die Zustände nach den Explosionen: „Entlang der Brachfeldstraße wurden die zum Teil schwer verstümmelten Leichen aufgebahrt und mit Tüchern und Säcken zugedeckt. Das Schreien der Verwundeten war herzerbrechend. Sie wurden in den übrigen Kompaniegebäuden notdürftig untergebracht und zum Teil von den hiesigen Sanitätern und Ärzten betreut.“⁷² Unter diesen Verletzten befand sich auch der Ukrainer Gawril Fedorenko, der vor seiner Befreiung als Zwangsarbeiter auf einem Bauernhof in Ödsbach bei Oberkirch gearbeitet hatte.



Am Tag nach den Sprengungen

Vorlage: Stadtarchiv Offenburg

Im Jahr 2002 berichtete Fedorenko über die Ereignisse, die er als junger Mann in Offenburg erleben musste: „Wir wurden durch die Franzosen befreit [...]. Während wir in einer Kaserne übernachteten, wurde die Kaserne plötzlich zur Explosion gebracht. Ich befand mich in der Ecke des Raumes und bekam eine Kopf-Quetschwunde. Ich habe das Gedächtnis verloren und [wurde] zur Behandlung in ein Hospital eingewiesen.“⁷³ Die Leichen der Opfer dieses Attentats wurden danach auf dem Offenburger Friedhof bestattet, wo heute ein Gedenkstein an sie erinnert.

Wer seinerzeit die Verantwortung für diese Sprengungen trug, konnte noch nicht mit Sicherheit geklärt werden. Einiges spricht jedoch dafür, dass Martin Ronicke, der langjährige Kommandeur des Offenburger Wehrmachtsbataillons, vor dem Abrücken der deutschen Soldaten noch den Befehl zur Anbringung der Sprengsätze gegeben hatte.

Aus Anlass des 100-jährigen Bestehens des Kasernenareals wurde 1998 der Rundgang *Eine Kaserne und ihre Menschen* auf dem Gelände installiert, der durch 19 Text-Bild-Tafeln über die vielfältige Geschichte des zivilen und militärischen Lebens auf dem Kasernenareal informiert. Eine Tafel ist dem Attentat vom 4. Mai 1945 gewidmet. Sie trägt den Titel „Ein Verbrechen der Wehrmacht“ und ist vor einem der damals gesprengten Gebäude zu sehen.

Station 6:

Private Erinnerung: Der „Heinrich-Brunnen“ in Diersburg



Der Heinrich-Brunnen

Foto: Uwe Schellinger (2003)

Vom „Kulturforum“ aus geht es wieder kurz zurück bis zur großen Kreuzung. Dort biegt man nach links in die Moltkestraße ein. Am Ende der Moltkestraße biegt man nach links auf die Hauptverkehrsstraße in Richtung Ortenberg ein. Schon von weitem sieht man das Ortenberger Schloss. Das Städtchen Ortenberg wird vom Ortausgang Offenburg nach 1 km erreicht. Es geht weiter durch den Ort bis zu einer größeren Straßenkreuzung, an der man nach rechts in Richtung „Zunsweier/Elgersweier“ abbiegt. Es geht leicht bergan und die Straße überquert die Bahnlinie. Schon nach 500 m folgt eine Abzweigung nach links in Richtung „Zunsweier/Diersburg“. Der Ort Zunsweier wird nach 1 km erreicht und auf der Hauptstraße ganz durchfahren. Es geht weiter nach Diersburg, das nach weiteren 2 km erreicht wird. In der Ortsmitte von Diersburg biegt man bei der Kirche links von der Durchgangsstraße ab und hält sich gleich wieder rechts, um in die Straße „Waldrain“ zu gelangen. Nach etwa 300 m entdeckt man auf der rechten Straßenseite vor dem Haus Nr. 8 (gegenüber Nr. 11) den „Heinrich-Brunnen“.

Noch bis weit in die 1990er-Jahre hinein war das Schicksal der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter kein Thema in der Erinnerungskultur der Ortenau. Spezielle Erinnerungszeichen oder Mahnmale im öffentlichen Raum gibt es in den südlichen Ortenauer Gemeinden nur wenige. Die Städte Haslach mit der KZ-Gedenkstätte „Vulkan“⁷⁴ sowie Offenburg mit mehreren Gedenkorten zum Thema „Zwangsarbeit“ stellen hier Ausnahmen dar. Der „Heinrich-Brunnen“ als Andenken an den ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Heinrich Grillot in der Gemeinde Diersburg kann deswegen als privates Mahnmal durchaus als Besonderheit in der Region gelten. 1989, im Jahr seiner Errichtung, bedeutete es noch keinesfalls eine Selbstverständlichkeit, in einer solch öffentlichen Weise an das Schicksal der Kriegsgefangenen zu erinnern. So wird man beispielsweise in der 1984 herausgebrachten offiziellen Diersburger Ortsgeschichte keinen Hinweis auf den Einsatz von Kriegsgefangenen im Dorf finden.⁷⁵

Bislang ist noch unklar, wie viele ausländische Arbeiter/innen überhaupt in Diersburg im Einsatz waren und aus welchen Nationen sie kamen.⁷⁶ Berichtet wurde von Zwangsarbeitern, die sich nach ihrer Befreiung an zwei Diersburger Bauern rächten, von denen sie wohl zuvor misshandelt worden waren. *„In der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1945“*, so berichtete der Diersburger katholische Pfarrer Weimert im Nachhinein, *„wurde von etwa 10 Ukrainern und Russen ein Bauernhaus überfallen u. 2 evangelische Brüder durch zahlreiche Pistolenschüsse niedergestreckt – ein Racheakt hieß es: die beiden Ermordeten sollen im Jahr zuvor Ukrainer mißhandelt haben.“*⁷⁷

Die Erinnerung an die ausländischen Gefangenen, die sich einige Jahre in den Landgemeinden aufhielten und oft in den Familien und auf den Höfen mitlebten, hat sich vielerorts in Erinnerungen erhalten. Auffällig oft wird von heutigen Dorfbewohner/innen geschildert, dass gerade in den Landorten die Beziehungen zwischen Einheimischen und Zwangsarbeiter/innen durchaus passabel und ohne größere Probleme gewesen wären. Als Beleg dafür wird gelegentlich angeführt, dass die Gefangenen in manchen Fällen am Tisch der Hausgemeinschaft mitessen durften. Katharina Hoffmann hat darauf hingewiesen, dass sich in der Tat der überwachende Sicherheitsdienst der SS (SD) im Jahr 1943 in einem allgemeinen Bericht über das mangelnde „volkspolitische Verständnis“ der Bauern sowie deren Mentalität beschwerte, ihre Arbeiter/innen nicht vorrangig nach der Herkunft, sondern nach der Arbeitsleistung und Fleiß zu beurteilen und entsprechend zu behandeln.⁷⁸ Mit diesem allgemeinen Befund stimmen die wenigen Berichte aus der Ortenau insofern überein, dass Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangene zumindest im Rückblick nur dann in gutem Licht dargestellt werden, wenn sie als arbeitswillig und belastungsfähig, als „brav“, „fleißig“, „tüchtig“ oder „anständig“ wahrgenommen wurden⁷⁹, während desinteressiertes oder gar widerständiges Verhalten durchaus an-



*Heinrich Grillot (1912–2002)
Vorlage: Alois Seger*

geprangert wurde, wie etwa durch den Schweighausener Pfarrer Reitingen. Nur wenn die Gefangenen den ihnen vom nationalsozialistischen Regime auferlegten Zwang, nämlich in einem fremden Land als billige Arbeitskräfte für die deutsche Bevölkerung zu arbeiten, ohne Widerstand anzunehmen, konnten sie mit Wohlwollen und positiven Beurteilungen rechnen. Diese nachträglichen Charakterisierungen sagen deshalb m. E. eher etwas über die Anforderungen aus, die man seitens der Landbevölkerung an die zugeeilten Zwangsarbeiter/innen herantrug, als dass sie über die tatsächlichen Verhältnisse und das Miteinander informieren. Um über die Beziehungen der Bevölkerung zu den Gefangenen fundierte Aussagen treffen zu können, fehlt derzeit noch die erforderliche Quellengrundlage. Entsprechenden Zeitzeugenaussagen aus den Orten selbst gilt es offen, wenn auch mit der gebotenen Vorsicht zu begegnen.⁸⁰ Wo dies noch möglich ist, sollte vielmehr der Versuch unternommen werden, mit den betroffenen ehemaligen Gefangenen selbst ins Gespräch zu kommen, um deren individuelle Erfahrungen zu erfragen⁸¹.

Die Widmung des Brunnentroges am Diersburger Waldrain geht auf die private Initiative einer Diersburger Familie zurück. Die kleine Anlage war zunächst das Resultat von technischen Überlegungen im Rahmen des Dorf-



Einweihung des „Heinrich-Brunnens“ (1989)

Vorlage: Alois Seger

entwicklungsplans gewesen, bei denen es um die Regulierung des Abwassers am Diersburger Waldrain ging.⁸² Alois Seger (Jg. 1944) hatte die Idee, zu diesem Zweck einen neuen Brunnen zu errichten. Nachdem Brunnen-trog und Pumpe schon installiert waren, kam Seger gewissermaßen „über Nacht“ der Gedanke, die Anlage nach dem ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Heinrich Grillot (1912–2002) zu benennen, der während des Zweiten Weltkriegs auf dem Hof der Familie Seger eingesetzt war.

Nachdem das Einverständnis der Gemeindeleitung eingeholt war, fertigte Seger zu diesem Zweck einen Reliefstein mit einer entsprechenden Inschrift („Heinrich-Brunnen“) an. Im Mai 1989 wurde die Brunnenanlage im Rahmen einer kleinen Feierstunde eingeweiht.

Hintergrund für Alois Segers Initiative war, dass er sowohl von seinem Großvater Leopold Seger (1873–1951) als auch von seinem Vater Friedolin Seger (1905–1995) immer wieder Erzählungen über den einstigen Kriegsgefangenen Grillot gehörte hatte, die voll des Lobes über diesen waren. Heinrich Grillot sei, so hatte Seger stets vermittelt bekommen, „*ein schaffiger Mensch und auch ehrlich*“ gewesen. Grillot war seinerzeit den Segers zugeteilt worden, weil Friedolin Seger durch eine Rückenverletzung schwer gehandicapt war. Dem Kriegsgefangenen sei es in der Familie Seger „gut gegangen“; eine Aussage, die daran geknüpft wird, dass dieser am Tisch der Hausgemeinschaft mitessen durfte. Offenbar hatte der Großvater

Leopold Seger zu denjenigen Landwirten gehört, welche die Fremdarbeiter zuerst einmal nach deren Arbeitsfleiß behandelten, wird er doch zitiert: „Wenn sie [gemeint: die Fremdarbeiter, U.S.] hier im Haus schaffen, dann wird auch am Tisch gegessen.“ Die Familie Seger hatte noch über den Krieg hinaus den Kontakt mit dem ehemaligen Gefangenen gepflegt, was umgekehrt von der Familie Grillot erwidert wurde. In den 1960er-Jahren konnte Alois Seger Grillot sogar in dessen Heimatort besuchen. Heinrich Grillot selbst kehrte 1989 anlässlich der Einweihung des Brunnens im Kreise seiner Familienangehörigen wieder nach Diersburg zurück.

Die gute Verbindung zwischen der Diersburger Familie Seger und der Familie Grillot besteht noch heute, mittlerweile auch weitergetragen in den nachfolgenden Generationen. Alois Seger interpretiert heute diesen für ihn selbst überraschenden Gedanken, den Brunnen vor seinem Haus nach einem früheren Kriegsgefangenen zu benennen, als ungewöhnliches Ereignis, dem er durchaus eine tiefere Bedeutung zumessen möchte. Mit der Erinnerung an die Person Heinrich Grillot verband Seger deshalb stets den Wunsch nach einer allgemeinen und dauerhaften Verbesserung der Beziehungen der früheren Kriegsgegner. Auf dem an der Pumpanlage des Brunnens angebrachten kleinen Schild ist zu lesen: *Als Erinnerung an die französischen Kriegsgefangenen im 2. Weltkrieg in Diersburg und als Zeichen der deutsch-französischen Freundschaft wurde dieser Brunnen nach dem ehemaligen französischen Kriegsgefangenen Heinrich Grillot, der bei der Familie Leopold Seger arbeitete, benannt. 1989.*

Rückfahrt

Die Rückkehr nach Kippenheim erfolgt am einfachsten wieder über die Bundesstraße 3. Um diese zu erreichen, verlässt man zuerst wieder den Ort Diersburg. Vom „Heinrich-Brunnen“ aus geht es kurz geradeaus und bei der nächsten kleinen Kreuzung gleich wieder rechts. Das Diersburger Rathaus passierend kommt man nach etwa 300 m wieder auf die Ortsdurchfahrts- bzw. Kreisstraße. Auf diese biegt man nach links ein, um den Ort zu verlassen. Von Diersburg sind es 2 km bis nach Oberschopfheim, das man auf der „Diersburger Straße“ geradeaus durchquert. Am Ortsausgang von Oberschopfheim stößt man dann wieder auf die Bundesstraße. Man biegt nach links in Richtung „Lahr“ ein. Von Oberschopfheim sind es nun zuerst 3 km bis nach Friesenheim, das durchfahren wird. Es geht weiter nach Lahr. Die Stadt wird nach weiteren 4 km erreicht. Auch in Lahr hält man sich immer geradeaus in Richtung „Kippenheim“. Von Lahr bis nach Kippenheim sind es noch einmal 5 km. Dort wird mit der Ehemaligen Synagoge Kippenheim der Ausgangspunkt der Rundfahrt wieder erreicht.

*Anhang***Station 1: Lager und Unterkünfte: Die Synagoge und die Kriegsgefangenen***Kontakt:*

Gemeindeverwaltung Kippenheim
 Rathaus, 77971 Kippenheim, 07825/903-0
 www.kippenheim.de – gemeinde@kippenheim.de

Zuständiges Archiv:

Gemeindearchiv Kippenheim: ein 1952 erstelltes Inventar der damaligen Bestände liegt vor.⁸³

Initiativen/Vereine:

Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V.
 Schloßstr. 2, 77971 Kippenheim-Schmieheim, 07825/86522
 www.ehemalige-synagoge-kippenheim.de
 buero@ehemalige-synagoge-kippenheim.de

Ergänzungsmöglichkeiten:

Rundgang „Jüdisches Kippenheim“ – Das Synagogenareal ist Teil eines Rundgangs zu Spuren jüdischer Geschichte im Ort Kippenheim, der mit Hilfe einer Broschüre selbst durchgeführt werden kann. Außerdem kann über den o. g. Förderverein eine Führung organisiert werden.

Literaturvorschläge:

Schellinger, Uwe: Einladung zu einem Rundgang: Jüdisches Kippenheim, Haigerloch 1999.
 Schellinger, Uwe: Das Prinzip Nützlichkeits: Ausplünderung, „Verwertung“ und Profanisierung der Kippenheimer Synagoge 1938 bis 1956, in: ders. (Hrsg.): Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852-2002, Ubstadt/Weiher-Heidelberg-Basel 2002, 165–207, bes. 173–177.

Station 2: Letzte Ruhestätte Mahlberg: Gräber von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern*Kontakt:*

Stadt Mahlberg, Rathausplatz 7, 77972 Mahlberg, 07825/8438-0
 www.mahlberg.de – stadt@mahlberg.de

Zuständiges Archiv:

Stadtarchiv Mahlberg: ein 1952 erstelltes Inventar der damaligen Bestände liegt vor.⁸⁴

Ergänzungsmöglichkeiten:

Oberrheinisches Tabakmuseum Mahlberg

www.zigarrenwelt.de

07825/84380

geöffnet: vom 1.5.–30.9. jeweils Sonn- und Feiertags sowie für Gruppen täglich nach vorheriger Vereinbarung

Literaturvorschläge:

Rieder, Hermann: Die Stadt Mahlberg im Wandel der Zeiten. Eine Heimatgeschichte, Ettenheim 1956.

Naudascher, Josef: Mahlberg-Orschweier. Vergangenheit im Bild, Ettenheim 1985.

Station 3: Verbotene Beziehungen: Tod im Ichenheimer Wald

Kontakt:

Gemeindeverwaltung Neuried, Kirchstr. 21, 77743 Neuried, 07807/958326

www.neuried.de – poststelle@neuried.de

Zuständiges Archiv:

Gemeindearchiv Ichenheim: ein 1952 erstelltes Inventar der damaligen Bestände liegt vor.⁸⁵

Initiativen/Vereine:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Neuried

c/o Frank Moser, Kirchstr. 13, 77743 Neuried-Altenheim, 07807/3537

Ergänzungsmöglichkeiten:

Heimatmuseum Neuried

Kirchstraße

77743 Neuried-Altenheim

geöffnet (außer Juli und August) jeden Sonntag von 14.00h – 18.00h

Literaturhinweise:

Boll, Bernd: „... das Volksempfinden auf das Größte verletzt.“ Die Offenburger Strafjustiz und der verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen während des 2. Weltkriegs, in: Die Ortenau (71) 1991, 645–678.

Mietzner, Thorsten: Kriegsgefangene und ausländische „Zivilarbeiter“ im Zweiten Weltkrieg, in: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr III: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993, 170–177.

Station 4: Verschwundene Spuren: Gefangene in Niederschopfheim

Kontakt:

Gemeindeverwaltung Hohberg, Freiburgerstr. 30, 77749 Hohberg, 07808/880
www.hohberg.de – rathaus@hohberg.de

Zuständiges Archiv:

Gemeindearchiv Niederschopfheim: ein 1952 erstelltes Inventar der damals vorliegenden Bestände liegt vor.⁸⁶

Initiativen/Vereine:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Hohberg
c/o Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, 77749 Hohberg, 07808/2782

Ergänzungsmöglichkeiten:

Heimatmuseum Hohberg
Bahnhofstraße 5
77749 Hohberg-Niederschopfheim
unregelmäßige Öffnungszeiten, zu erfragen bei:
Historischer Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Hohberg (s.o.)

Literaturhinweis:

Bartelt, Wilhelm: Heimatkunde von Niederschopfheim, Freiburg i. Br. 1964.

Station 5: Ein Verbrechen der Wehrmacht: Das Attentat im DP-Lager Offenburg

Kontakt:

Stadtverwaltung Offenburg, Postfach 2450, 77614 Offenburg, 0781/82-0
www.offenburg.de – rathaus@offenburg.de

Zuständiges Archiv:

Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg, 0781/824341
www.museum-offenburg.de – stadtarchiv@offenburg.de

Initiativen/Vereine:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Offenburg
c/o Dr. Wolfgang Matthias Gall
Max-Immelmann-Str. 2
77654 Offenburg
0781/37739

Kulturagentur „In der Sonne“
Dr. Martin Ruch
0781/9708688
www.kulturagentur.de
kulturagentur@kulturagentur.de

Ergänzungsmöglichkeiten:

Rundgang „Eine Kaserne und ihre Menschen – Historische Dokumentation“
Die Informationstafel „Ein Verbrechen der Wehrmacht“ ist Bestandteil eines Rundgangs innerhalb des heutigen Offenburger „Kulturforums“ an der Weingartenstraße.

Gedenkstein vor dem Gebäude „Kultur in der Kaserne“

In unmittelbarer Nähe zu der Informationstafel ist vor dem Gebäude der Initiative „Kultur in der Kaserne (KiK)“ eine Gedenkplatte zu finden, die 1997 von einer Bürgerinitiative installiert und 1998 offiziell übergeben wurde. Die Inschrift „12. April 1945 – 4. Mai 1945 – 1933–1945: Die Würde des Menschen ist unantastbar“ verweist auf die beiden gravierendsten Mordaktionen, die in Offenburg gegen Kriegsende geschahen: das Massaker an 41 Zwangsarbeitern durch ein SS-Wachkommando am 12.4.1945 sowie die Tötung der 114 „displaced persons“ durch die versteckten Wehrmachtssprengsätze am 4.5.1945.⁸⁷

Gedenksteine auf dem Friedhof in Offenburg

Auf dem Städtischen Friedhof in Offenburg befindet sich ein Gedenkstein für die 114 Opfer vom 4. Mai 1945 sowie in der jüdischen Friedhofsabteilung ein Gedenkstein für die Opfer des Massakers vom 12. April 1945.

Gedenkstein für Zwangsarbeiter/innen an der Offenburger Bahnanlage (Rammersweierer Straße)

Auf dem Offenburger Bahngelände wurde im November 2001 ein Gedenkstein für die etwa 40 Zwangsarbeiter errichtet, die im Frühjahr 1945 bei Räumarbeiten auf den Offenburger Bahngleisen durch Bombenangriffe getötet und in einem Massengrab begraben wurden.⁸⁸

Literaturvorschläge:

Boll, Bernd: „Das wird man nie mehr los ...“ Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, Pfaffenweiler 1994, bes. 329–345.

Boll, Bernd: Befreiungen. Fremdarbeiter erleben das Kriegsende in Baden, in: Die Ortenau (77) 1997, 539–558.

Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte (Werkstattberichte aus dem Stadtarchiv III), Offenburg 1998.

Station 6: Private Erinnerung: Der „Heinrich-Brunnen“ in Diersburg

Kontakt:

Gemeinde Hohberg, Freiburgerstr. 30, 77749 Hohberg, 07808/880
www.hohberg.de – rathaus@hohberg.de

Zuständiges Archiv:

Gemeindearchiv Diersburg: ein 1952 erstelltes Inventar der damaligen Bestände liegt vor.⁸⁹

Initiativen/Vereine:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Hohberg
c/o Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, 77749 Hohberg, 07808/2782

Ergänzungsmöglichkeiten:

Rundgang durch das jüdische Diersburg

In Diersburg besteht die Möglichkeit, anhand eines beschriebenen Rundgangs Aspekte aus der Geschichte der im Ort ehemals beheimateten jüdischen Landgemeinde kennen zu lernen. Die letzten Mitglieder der jüdischen Gemeinde wurden im Oktober 1940 deportiert.

Literaturvorschläge:

Bayer, Josef/Bayer, Michael: Diersburg im Wandel der Geschichte, hrsg. von der Gemeindeverwaltung Hohberg, Offenburg 1984.

Rottenecker, Bernd: Führung durch das jüdische Diersburg, in: Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, hrsg. vom Historischen Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Hohberg, Haigerloch 2000, 187–199.

Anmerkungen

- 1 Als grundlegende und innovative Studie gilt die Dissertation von Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter: Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin 1985. Vgl. jetzt: Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945, Stuttgart/München 2001.
- 2 Siehe zur Stiftungsinitiative: <http://www.stiftung-evz.de> sowie Winkler, Ulrike (Hrsg.): Stiften gehen. NS-Zwangsarbeit und Entschädigungsdebatte, Köln 2000.
- 3 Herbert, Ulrich: Zwangsarbeit im „Dritten Reich“: Kenntnisstand, offene Fragen, Forschungsprobleme. In: Reininghaus, W./Reimann, N.: Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945: Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien, Bielefeld 2001, 16–37, hier: 23. Vgl. hierzu Lehmann, Joachim: Zwangsarbeiter in der deutschen Landwirtschaft 1945. In: Herbert, U. (Hrsg.): Europa und der „Reichseinsatz“. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938–1945, Essen 1991, 127–139 sowie jetzt Hoffmann, Katharina: Zwangsarbeit in der Landwirtschaft. In: Winkler, U. (Hrsg.): Stiften gehen. NS-Zwangsarbeit und Entschädigungsdebatte, Köln 2000, 130–147.
- 4 Mietzner, Thorsten: Kriegsgefangene und ausländische „Zivilarbeiter“ im Zweiten Weltkrieg. In: Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr III: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993, 170–177.
- 5 Ohne Zweifel hat Manfred Hildenbrand mit seinen vergleichsweise frühen Forschungen zu den KZ-Außenlagern in Haslach wichtige Pionierarbeit zur Erforschung des Zwangsarbeitereinsatzes in der Ortenau geleistet. Dort mussten in den letzten acht Kriegsmonate mehr als 1700 Männer Sklavenarbeit leisten. Siehe Hildenbrand, Manfred: Der „Vulkan“ in Haslach im Kinzigtal. Hartsteinwerke – Konzentrationslager – Munitionslager – Mülldeponie. In: Die Ortenau (57) 1977, 313–336; ders.: Das mittlere Kinzigtal zur Stunde Null – Kriegsende und Besatzung 1944/45. In: Die Ortenau (65) 1985, 251–273; ders.: Die „Hölle“ von Haslach. Die beiden Konzentrationslager „Kinzigdamm“ und „Vulkan“. In: Die Ortenau (73) 1993, 456–479. Auf dem Hintergrund dieser und weiterer Forschungen konnte 1998 in Haslach eine eigene Gedenkstätte etabliert werden. Siehe dazu Fuß, Sören: „Gedenkstätte Vulkan“ Haslach im Kinzigtal, in: Die Ortenau (81) 2001, 533–544.
- 6 Boll, Bernd: „Das wird man nie mehr los ...“ Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, Pfaffenweiler 1994; Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Dokumentation, Offenburg 1995, 176–204.
- 7 Vollmer, Franz X.: Ortenberg. Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes, Ortenberg 1986, 252–254.
- 8 Siehe Haas, Hans Gottfried: Reiche und Republiken. Die Entwicklung Oberwolfachs nach 1806 bis in die Gegenwart. In: Gemeinde Oberwolfach (Hrsg.): Heimat im Wolfstal: Oberwolfach. Brauchtum und Leben in einer Schwarzwaldgemeinde, Bühl 1999, 24–49, hier: 40f. Hingegen wurden in neuerer Zeit beispielhafte Beiträge für Orte aus dem unmittelbar angrenzenden nördlichen Landkreisgebiet vorgelegt. So behandelt ein unlängst erschienener Bericht die Verhältnisse in der Kleinstadt Oberkirch, wobei auch die umliegenden eingemeindeten Ortschaften miteinbezogen werden: Einsatz der ausländischen Arbeitskräfte während des II. Weltkriegs in Oberkirch. Ein Quellenbericht, bearbeitet von Carl Heinz Ciz, mit Beiträgen von Peter Steif, Hansjörg Decker u.a., unveröffentlichtes Typoskript, Oberkirch 2002. Siehe weiterhin mit wichtigen Ergebnissen: Huber, Heinz G.: Die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur. In: Zusenhofen 1152–2002, hrsg. von der Ortsverwaltung Zusenhofen, Kappelrodeck 2002, 137–178, bes. 163–166.

- 9 Siehe Schellinger, Uwe: Das Prinzip Nützlichkeit: Ausplünderung, „Verwertung“ und Profanisierung der Kippenheimer Synagoge 1938 bis 1956. In: Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002, hrsg. von Uwe Schellinger im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V., Basel/Heidelberg/Ubstadt/Weiher 2002, 165–207, bes. 173–177 („Gefangene als Plünderer? Kriegsgefangene und Zwangsarbeit in Kippenheim“).
- 10 Brombacher, Horst: Die Acher-Rench-Korrektion und der Einsatz von französischen Kriegsgefangenen. In: Die Ortenau (83) 2003, 87–106. Die inhaltliche Tendenz dieses Beitrags, der auf 10 Seiten über das Kriegsgefangenenlager Renchen 1940–1942 berichtet, ist deshalb fragwürdig, da im Vordergrund eher der Erfolg der Gewässerbauten, weniger jedoch das Schicksal der eingesetzten Gefangenen steht.
- 11 Diersburg: Bayer, Josef/Bayer, Michael: Diersburg im Wandel der Geschichte, hrsg. von der Gemeindeverwaltung Hohberg, Offenburg 1984; Kippenheim: Gemeinde Kippenheim (Hrsg.): 1200 Jahre Kippenheim, Kippenheim 1993 sowie Staudenmayer, Walter: Kippenheim-Schmieheim. Ein Streifzug durch die Geschichte von A–Z, Kippenheim 1992; Mahlberg: Rieder, Hermann: Die Stadt Mahlberg im Wandel der Zeiten, Eine Heimatgeschichte, Ettenheim 1956 sowie Naudascher, Josef: Mahlberg-Orschweier. Vergangenheit im Bild, Ettenheim 1985; Niederschopfheim: Bartelt, Wilhelm: Heimatkunde von Niederschopfheim, Freiburg i.Br. 1964. Zu Ichenheim liegt keine offizielle ortsgeschichtliche Darstellung vor.
- 12 Boll: „Das wird man nie mehr los“ (wie Anm. 6).
- 13 So war es unmittelbar nach dem Erscheinen in einer ausführlichen Rezension zu lesen: Stude, Jürgen: Rezension zu Bernd Boll, „Das wird man nie mehr los ...“. Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939–1945, Pfaffenweiler 1994. In: Die Ortenau (74) 1994, 643–645. Im Rahmen der beiden anderen in Frage kommenden regional- bzw. heimatgeschichtlichen Zeitschriften „Geroldsecker Land“ und „Badische Heimat“ wurde die Dissertation überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.
- 14 Finkbeiner, Gerhard (Hrsg.): Schweighausen im Schuttertal. Ein Dorf in schwerer Zeit 1938–1948. Aufzeichnungen des Pfarrers Erich Reitinger über die Pfarrgemeinde Schweighausen, Schuttertal 1997, 37, 48, 87 f., 220, 229, 236.
- 15 Ebd., 87.
- 16 Ebd., 220, 229, 236. Pfarrer Erich Reitinger (1905–1990) zeigt sich in seinem unkommentiert wiedergegebenen Bericht als reaktionärer Vertreter einer Denkrichtung, die eine strikte Trennung zwischen der Politik der NS-Regierung und den Erfolgen der Wehrmacht vornahm. Unverhohlen konnte der Pfarrer demnach vom „Heldentod“ Schweighausener Bürger sprechen (ebd. passim), vom „grandiosen Siegeszug“ gegen Jugoslawien und Griechenland (ebd. 55), vom „einmaligen Schwung und unvergleichlicher Wucht“ des Angriffs auf die Sowjetunion (ebd.) oder von „gewaltige[n] Leistungen, große[n] Erfolgen“ der Wehrmacht. Die Stilisierung seiner Person als Widerständler sowie die Beschreibung des Schweighausener Pfarrhauses als „stiller Ort des passiven, geistigen Widerstandes“ seitens des Herausgebers ist dementsprechend grotesk.
- 17 Siehe Gall, Wolfgang M./Maier, Karl/Reininger, Mathias/Stude, Jürgen: Chronologie des Kriegsendes in der Ortenau – eine Dokumentation. In: Die Ortenau (75) 1995, 555–615. Kollektive Erinnerung und Regionalgeschichtsschreibung in der Ortenau haben lange Zeit den Aspekt der marodierenden Banden betont und auf diesem Weg ein ausgesprochen negatives Bild der ausländischen Zwangsarbeiter entworfen, ohne die historischen Kausalitäten angemessen zu berücksichtigen. Kritisch zu dieser Tendenz zuerst Köhler, Werner: Offenburg nach 1945. Neubeginn und Wiederaufbau in Politik und Gesellschaft, Freiburg 1993, 20–23; sowie Boll: „Das wird man nie mehr los“, (wie Anm. 6) 338–342.

- 18 Peter, Roland: Rüstungspolitik in Baden. Kriegswirtschaft und Arbeitseinsatz in einer Grenzregion im Zweiten Weltkrieg, München 1995, 330f.
- 19 Ebd., 334.
- 20 Siehe Boll, Bernd: Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs in Baden. In: „Schau-ins-Land“. Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins (111) 1992, 179–203, hier: 203. Siehe auch ders.: Zwangsarbeiter in Baden 1939–1945. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (43) 1992, 523–537.
- 21 Peter, Roland: Ausländische Zwangsarbeiter im Baden des Zweiten Weltkrieges. In: Borst, O. (Hrsg.): Minderheiten in der Geschichte Südwestdeutschlands, Tübingen 1996, 212–229, hier: 212 sowie ders.: Rüstungspolitik in Baden, 334.
- 22 Boll: Zwangsarbeiter (wie Anm. 20), 181.
- 23 Spoerer, Mark: NS-Zwangsarbeit im Dritten Reich. Eine Statistik vom 30. September 1944 nach Arbeitsamtsbezirken. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (48) 2001, 665–684, bes. 680.
- 24 Die Zahl dürfte allerdings noch weit höher anzusetzen sein, da längst nicht aus allen Ortschaften Erhebungen eingereicht wurden. Die Zahlen für 39 Landorte und Kleinstädte der ehemaligen Kreise Lahr, Offenburg und Wolfach sind dokumentiert in: Weinmann, Martin (Hrsg.): Das nationalsozialistische Lagersystem, Frankfurt a.M. 42001 (1990), 537–544. Hierauf bezieht sich: Krause-Schmitt, Ursula: Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933–1945, Bd. 5/2: Baden-Württemberg II: Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen, hrsg. vom Studienkreis Deutscher Widerstand und der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN)/Bund der Antifaschisten Baden-Württemberg, Frankfurt-Bockenheim 1997, 86–111 („Ortenaukreis“).
- 25 Zusammenfassend und mit weiterführenden Literaturhinweisen: Hey, Bernd: Exkursionen, Lehrpfade, alternative Stadterkundungen. In: Bergmann, K./Fröhlich, K./Kuhn, A./Rüsen, J./Schneider, G. (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 51997 (1979), 727–731, Zitat: 728.
- 26 Siehe Hey, Bernd: Das Museum draußen: Historische Lehrpfade, Geschichtsstraßen und Lernlandschaften. In: Geschichtsdidaktik (11), 1986, 336–348.
- 27 Drei diesbezügliche Archivpublikationen liegen aus den Kreisstädten Lahr und Offenburg vor. Schon früh wurde publiziert: Friedmann, Michael: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Rundgang, Offenburg 1979. Weiterhin: Ruch, Martin: Der Mühlbach. Ein Wasserlauf als Lebensader einer Stadt, Offenburg 1991. Zur Lahrer Frauengeschichte siehe: Klöpfer, Martina: Geschichte von Frauen in Lahr, hrsg. von der Stadt Lahr, Leitstelle für Frauenfragen und Stadtarchiv Lahr, Lahr 1993 (inklusive einer Beschreibung „Stationen für eine Stadtführung“).
- 28 Ruch, Martin: Einladung zu einem Rundgang: Jüdisches Offenburg, Haigerloch 1999; ders.: Stadtrundgang in Offenburg. Zwischen Wein und Reben, Offenburg 2001; ders.: Rundgang durch die Ortenau. Vergangenheit und Gegenwart der Städte und Gemeinden, Offenburg 2003.
- 29 Historischer Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Barocke Landschaft: Ettenheim, Ettenheimweiler, Ettenheimmünster, Münchweiler, Wallburg, Altdorf, Ringsheim, Kappel, Grafenhausen, Mahlberg, Orschweiler, Rust, Kippenheim, Schmieheim, Herbolzheim, Bleichheim, Broggingen, Tutschfelden, Wagenstadt, Ettenheim 1981.
- 30 Das Leben und Wirken des Ortenauer Heimatschriftstellers Heinrich Hansjakob (1837–1916) stehen auf zwei unterschiedlich langen Wanderwegen im Vordergrund: dem mit 50 Hinweistafeln bestückten „Kleinen Hansjakobweg“ (fertiggestellt 1981)

- sowie dem ungleich längeren und mit 70 Hinweistafeln ausgestatteten „Großen Hansjakobweg“, der 1983 der Öffentlichkeit übergeben wurde. Siehe Klein, Kurt: Der Kleine Hansjakobweg. Wanderführer durch das Kinzigtal, Kehl ³1988 (¹1981); sowie ders.: Der Große Hansjakobweg. Ein Wanderführer durch das Kinzig-, Wolf-, und Harmersbachtal, Haslach i.K. Neuauflage 2003 ¹(1983). Siehe weiterhin Lehmann, Karl August: Reichstalpfad. Wanderführer durch das ehemalige Reichstal Harmersbach, Kehl 1986. Die Broschüre beschreibt einen im Jahr 1982 mit 29 Informationstafeln ausgestatteten Weg durch das einst politisch autonome Harmersbachtal.
- 31 Reitclub 77 (Hrsg.): Stätten des Judentums in der südlichen Ortenau. Hinweise und Anregungen zur Planwagenfahrt, zusammengestellt von Domhardt, Y./Krais, R., Vaihingen/Enz o.J. (vermutlich 1988); Stude, Jürgen: Ein Gang durch das jüdische Kippenheim. In: Geroldsecker Land (36), 1994, 52–64; Schellinger, Uwe: Einladung zu einem Rundgang: Jüdisches Kippenheim, Haigerloch 1999; Rottenecker, Bernd: Führung durch das jüdische Diersburg. In: Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, hrsg. vom Historischen Verein für Mittelbaden e.V./Mitgliedergruppe Hohberg, Haigerloch 2000, 187–199.
 - 32 Grundlegend seine Dissertation: Hey, Bernd: Die historische Exkursion. Zur Didaktik und Methodik des Besuchs historischer Stätten, Museen und Archive, Stuttgart 1978.
 - 33 Ziegler, Walter: Die historische Exkursion. In: Hasch, R. (Hrsg.): Landesgeschichte und Exkursion im Geschichtsunterricht, Donauwörth, 109–126, Zitat: 109.
 - 34 Hey: Das Museum draußen (wie Anm. 26), 336 u. 337.
 - 35 Ebd., 339.
 - 36 Hey, Bernd: Museen, Archive und historische Stätten als außerschulische Lernorte – Zum Begriff der Exkursion. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (31) 1980, 30–40, hier: 35.
 - 37 Hey: Das Museum draußen (wie Anm. 26), 338.
 - 38 Siehe den leider zu sehr auf die Verhältnisse in der Stadt Offenburg konzentrierten Beitrag Gall, Wolfgang M./Gorka, Cornelius/Kauß, Dieter: Quellen in Ortenauer Kommunalarchiven zum Thema Zwangsarbeit. In: Die Ortenau (82) 2002, 625–635. Vgl. als hilfreiche Wegweiser für Recherchen auch verschiedene Aufsätze im schon genannten Band „Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945“ (wie Anm. 3): Bremberger, Bernhard: Standesamtsunterlagen: Geburten- und Sterbebücher. Forschungen und Forschungsverhinderung in Berlin-Neukölln. In: ebd., 110–120; Timm, Elisabeth: Kommunale Quellen zur Zwangsarbeit. Erschließung einer Ausländermeldekartei mit einer Datenbank. In: ebd., 121–132; Siedbürger, Günther: Die Aussagekraft kommunaler Meldebücher für die Erforschung des Zwangsarbeitereinsatzes. Die Auswertung der Meldebücher aus dem Landkreis Göttingen. In: ebd., 133–140.
 - 39 Bisher sind lediglich zwei [!] Fotos aus dem Untersuchungsgebiet dokumentiert, in: Boll: Zwangsarbeiter (wie Anm. 20), 181 (zu Steinach) sowie in: Heimatbuch Dörlinbach (Badisches Ortssippenbuch 75), Seelbach 1995, 166 (leider ohne konkrete Herkunftsangabe der Vorlage). Dass die Suche nach Bildmaterial durchaus erfolgreich sein könnte, zeigen die Arbeiten über Oberkirch bzw. Zusenhofen: Siehe Ciz, Carl Heinz: Einsatz der ausländischen Arbeitskräfte während des II. Weltkriegs in Oberkirch (wie Anm. 8). Anhang sowie Huber: Zeit der nationalsozialistischen Diktatur (wie Anm. 8), 164 f. (leider ohne konkrete Herkunftsangabe der Bilder). Zur Beschäftigung mit Fotos von Zwangsarbeiter/innen siehe nun Pagenstecher, Cord: Erfassung, Propaganda, Erinnerung. Eine Typologie fotografischer Quellen zur Zwangsarbeit. In: Reininghaus/Reimann: Zwangsarbeit in Deutschland (wie Anm. 3), 254–266.

- 40 Zu nennen wären hier u.a. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): *Die Nacht als die Synagogen brannten. Texte und Materialien zum 9. November 1938*, Stuttgart 1998; oder dies. (Hrsg.): „... es geschah am helllichten [sic!, U.S.] Tag!“ *Die Deportation der badischen, pfälzer und saarländischen Juden in das Lager Gurs/Pyrenäen. Historische Darstellung und Materialien für den Unterricht*, Stuttgart 2000.
- 41 Reimann, Brigitte: *Die Frau am Pranger* (1956). In: dies.: *Die Frau am Pranger – Das Geständnis – Die Geschwister: Drei Erzählungen*, Berlin ³1985 (¹1969), 5–125.
- 42 Hochhuth, Rolf: *Eine Liebe in Deutschland*, Reinbek bei Hamburg 1978.
- 43 Uraufgeführt 1984. Verfasst 1983 gewann der Autor im selben Jahr den Landespreis Baden-Württemberg für Volkstheaterstücke. Siehe Strittmatter, Thomas: *Der Polenweiher. Volkstheate*. In: ders.: *Erste Stücke*, hrsg. von Michael Schmidt, München 1985, 27–63.
- 44 Hochhuths Buch wurde 1983 von Andrzej Wajda mit Hanna Schygulla und Armin Müller-Stahl in den Hauptrollen verfilmt, das Stück „Der Polenweiher“ wurde 1986 von dem Regisseur Nico Hofmann u.a. mit den Schauspielern Ursula Cantieni und Eberhard Feik als Südwestfunk-Produktion verfilmt und am 27.10.1986 erstmals gezeigt.
- 45 Hey, Museum draußen (wie Anm. 26), 340.
- 46 Für den Streckenverlauf der Radwege wäre die offizielle Karte Nr. 4 (1:50.000) „Offenburg-Hornberg“ des Schwarzwaldvereins eine brauchbare Grundlage.
- 47 Vgl. von Borries, Bodo: *Geschichtslernen in offenen Lernformen und an außerschulischen Lernorten*. In: Rohdenburg, G. (Hrsg.), *Öffentlichkeit herstellen – Forschen erleichtern! Aufsätze und Literaturübersicht zur Archivpädagogik und historischen Bildungsarbeit*, Hamburg 1998, 78–96.
- 48 Heimatgeschichtlicher Wegweiser (wie Anm. 24), 88, 99, 103, 109; Vollmer: *Ortenberg* (wie Anm. 7), 252–254; Finkbeiner: *Schweighausen* (wie Anm.14), 37 (Bericht Pfarrer Reitinger).
- 49 Siehe dazu Schellinger: *Das Prinzip Nützlichkeit* (wie Anm. 9), bes. 173–177 („Gefangene als Plünderer? Kriegsgefangene und Zwangsarbeit in Kippenheim“).
- 50 Seit 1939 waren mehrere kriegsgefangene Polen in Kippenheim eingesetzt, die in Privathäusern untergebracht waren. Für 1942/1943 werden fünf Russinnen genannt, die in der expandierenden Firma Neugart arbeiten mussten. Siehe hierzu Späth, Hagen: *Die Kippenheimer Firma Neugart*. In: *Geroldsecker Land* (46) 2004, 73–82.
- 51 13.6.1951: Anton Fritschmann/Kippenheim an Edward Blum/New York, in: *Gemeindearchiv Kippenheim*, 923.299B.
- 52 Bericht in: *Städtisches Bauamt Lahr*, 30/303: *Gemeinde Kippenheim*, Poststraße 17, ehemalige Synagoge.
- 53 So etwa in Zell am Harmerbach, Steinach und Oberwolfach. Siehe *Heimatgeschichtlicher Wegweiser* (wie Anm. 24), 103 u. 109; Haas: *Reiche und Republiken. Die Entwicklung Oberwolfachs nach 1806 bis in die Gegenwart*. In: *Gemeinde Oberwolfach* (Hg.): *Heimat im Wolftal: Oberwolfach. Brauchtum und Leben in einer Schwarzwaldgemeinde*, Bühl 1999, 24–49, hier: 40; Wöhrle, Tobias: *Kriegsende und erste Nachkriegsjahre in einem Dorf im mittleren Kinzigtal. Zur Geschichte Steinachs 1944–52*. In: *Die Ortenau* (83) 2003, 117–142, bes. 124f. Es wäre wünschenswert, die noch erhaltenen Gräber von Zwangsarbeitern und ehemaligen Kriegsgefangenen in der südlichen Ortenau einmal vollständig zu erfassen. Möglicherweise kann hier ein Projekt des Landesdenkmalamts und mehrerer unterstützender Vereine zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale grundlegende Vorarbeiten leisten. Siehe *Kleindenkmale*

- in Baden-Württemberg. Anleitung zur Erfassung und Dokumentation, o.O. ³2004 (¹2001), wo als Beispiele schützenswerter Orte ausdrücklich „Soldatengräber“ sowie „Toten-Gedenkmale“ aufgeführt sind.
- 54 Siehe Hoffmann, Katharina: Zwangsarbeit im Land Oldenburg: Quellengruppen für Orts- und Regionalstudien. Online-Dokument. Verfügbar über: <http://www.oldenburg.de/pdf/vortrag.hoffmann.pdf> [Zugriff: 6.3.2004]. Das „Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft (Gräbergesetz)“ vom 1.7.1965 ist beispielsweise abgedruckt in: Seeger, Richard: Bestattungsrecht in Baden-Württemberg. Taschenkommentar, Stuttgart/München/Hannover 1971, 214–225.
- 55 Über den Verbleib von Gräbern zweier russischer Zwangsarbeiter auf dem Friedhof von Dundenheim (Ortsteil von Neuried) herrscht Unklarheit. Die Gräber werden im „Heimatgeschichtlichen Wegweiser zu Stätten des Widerstands und der Verfolgung 1933–1945“ von 1997 noch erwähnt, der Dundenheimer Ortsverwaltung ist jedoch „hierüber nichts bekannt“ (Auskunft Ortsverwaltung Ichenheim vom 14.10.2003 an den Verf.). Siehe auch Heimatgeschichtlicher Wegweiser 100. Einer der Dundenheimer Zwangsarbeiter soll am 15.2.1945 durch französische Artillerieangriffe getötet worden sein. Siehe Nußbaum-Jacob, Daniela: Wie war das damals? Berichte über die letzten Kriegswirren in Allmannsweiler, Altenheim, Dundenheim, Ichenheim, Kappel, Lahr, Meißenheim, Nonnenweiler, Ottenheim, Wittenweiler, Lahr 1995, 36.
- 56 Auskunft Stadtverwaltung Mahlberg/Standesamt an den Verf. v. 11.12.2003; Auskunft Stadtarchiv Freiburg i. Br. an den Verf. v. 14.1.2004 (Grundlage ist hier ein umfassendes Dokumentationsprojekt zur Zwangsarbeit in der Stadt Freiburg i. Br.); Heimatgeschichtlicher Wegweiser, 99.
- 57 Das nationalsozialistische Lagersystem, 537; Heimatgeschichtlicher Wegweiser, 99; siehe die vom Bürgermeisteramt Mahlberg an das Landratsamt Lahr geschickte Liste, in: Stadtarchiv Mahlberg, IX/241.
- 58 Siehe dazu ausführlich Spoerer: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz.
- 59 Siehe Rieder: Stadt Mahlberg; sowie Naudascher: Mahlberg-Orschweiler.
- 60 Boll: „Das wird man nie mehr los“, 259; Hildenbrand: Der „Vulkan“ in Haslach; Mietzner, Kriegsgefangene, 174 f. Belege auch für den Ort Haslach bei Oberkirch. Siehe Einsatz der ausländischen Arbeitskräfte, 21. Allgemein: Kundrus, Birthe: „Verbotener Umgang“. Liebesbeziehungen zwischen Ausländern und Deutschen 1939–1945. In: Hoffmann, K./Lembeck, A. (Hrsg.): Nationalsozialismus und Zwangsarbeit in der Region Oldenburg 1999, 149–170.
- 61 Siehe Hesse, Klaus/Springer, Philipp: Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz, Essen 2002, 117–134; sowie Hoffmann: Zwangsarbeit in der Landwirtschaft, 138 f. Die Thematik dieser öffentlichen Haarscheraktionen ist bislang noch kaum erforscht. Vgl. aber eine relativ frühe (1956) literarische Auseinandersetzung: Reimann: Die Frau am Pranger.
- 62 Siehe Boll, Bernd: „... das Volksempfinden auf das Größte verletzt.“ Die Offenburger Strafjustiz und der verbotene Umgang mit Kriegsgefangenen während des 2. Weltkriegs. In: Die Ortenau (71) 1991, 645–678, bes. 654–657.
- 63 Das Gebäude der Fabrik existiert heute noch. Für weiterführende Auskünfte danke ich Gisela Stoffel/Niederschopfheim.
- 64 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, B2-35/150 („Kriegsereignisse in Niederschopfheim“). Hintergrund war, dass das Freiburger Ordinariat am 17. Mai 1945 die Pfarreien der Erzdiözese aufgefordert hatte, Ereignisse und Zustände am Ende des Zweiten Weltkriegs in ihrem Sprengel zu schildern.
- 65 Das nationalsozialistische Lagersystem, 544; Heimatgeschichtlicher Wegweiser 94.

- 66 Siehe Boll, Bernd: Befreiungen. Fremdarbeiter erleben das Kriegsende in Baden 1945. In: Die Ortenau (77) 1997, 539–558, bes. 543.
- 67 Siehe Station 5.
- 68 Bartelt: Heimatkunde von Niederschopfheim, 255 f. Zwischen 1932 und 1933 habe es, so der Geistliche, „einen Kurzschluß im politischen Leben“ gegeben. Die nachfolgenden Jahre 1933 bis 1945 kommen in seiner Darstellung überhaupt nicht vor. Pfarrer Bartelt war von 1932 bis 1948 katholischer Pfarrer in Niederschopfheim.
- 69 Siehe Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte (Werkstattberichte aus dem Stadtarchiv III), Offenburg 1998.
- 70 Siehe bislang lediglich: ebd., 105–118. Ein weiteres Lager für „Ostarbeiter“ gab es auf dem Hofgut „Tretenhof“ in Seelbach im Schuttertal. Dort sollen zeitweise „zwischen 600 und 1000 Russen und Polen“ einquartiert gewesen sein. Siehe Heimatbuch Dörllinbach, 181 f. (leider ohne Angabe von konkreten Quellen); sowie ders.: Schweighausen im Schuttertal, 229 (Bericht von Pfarrer Reitingen).
- 71 Siehe Gall, Wolfgang M.: „Erschütterungen“ – Private Wahrnehmungen und politische Deutungen des Kriegsendes in Offenburg. In: Badische Heimat (75) 1995, 211–220 sowie Schellinger: Eine Kaserne und ihre Menschen, 105–108.
- 72 Bericht vom 4.5.1955 im „Offenburger Tageblatt“, zit. nach Boll: „Das wird man nie mehr los“, 337.
- 73 Einsatz der ausländischen Arbeitskräfte, 40f.
- 74 Siehe Fuß: „Gedenkstätte Vulkan“.
- 75 Bayer/Bayer: Diersburg im Wandel.
- 76 Auszuwerten wäre hier etwa die Akte Gemeindecarchiv Diersburg IX/5: „Kriegsgefangenen-Sachen (Abrechnungen)“.
- 77 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, B2-35/150 (Bericht vom 31. Januar 1947). Der Mord an den beiden Diersburger Brüdern war kein Einzelfall in der Region; zahlreiche vormalige Zwangsarbeiter und Gefangenen bildeten Banden, die Raub- und Rachezüge durch die Ortenau unternahmen. Vgl. einen weiteren Fall aus der unmittelbaren Nähe zu Diersburg, der sich ebenfalls Anfang Juli 1945 ereignete: Klem, Ekkehard: Fünfzig Jahre nach dem II. Weltkrieg. Augenblicke und Erinnerungen an eine schlimme, schreckliche Zeit in Friesenheim. In: Geroldsecker Land (38) 1996, 23–35, bes. 32f. („Raubmord auf der Oberschopfheimer Riedmühle am 3. Juli 1945“).
- 78 Siehe Hoffmann: Zwangsarbeit in der Landwirtschaft, 137. Siehe auch Zühl, Antje: Zum Verhältnis der deutschen Landbevölkerung gegenüber Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen. In: Röhr, W. (Hrsg.): Faschismus und Rassismus. Kontroversen um Ideologie und Opfer, Berlin 1992, 342–352.
- 79 Siehe den Bericht: Ohnemuss, Hermann: Während der Kriegsjahre auf dem Altrechnerhof in Dörllinbach-Höfen. In: Heimatbuch Dörllinbach, 167–173; sowie die Zeitzeugenaussage bei Huber: Zeit der nationalsozialistischen Diktatur, 166.
- 80 Methodisch zweifelhaft wird deshalb im Oberkircher Bericht vorgegangen, wo u. a. unkommentiert der Bericht des Sohnes eines Firmeninhabers abgedruckt wird, der selbst Zwangsarbeiter beschäftigte. Siehe Einsatz der ausländischen Arbeitskräfte, 34–27. Ein unkritischer Umgang mit Zeitzeugenberichten wird ebenfalls verfolgt in: Heimatbuch Dörllinbach, 167–173 (Bericht von Hermann Ohnemuss); sowie bei Huber: Zeit der nationalsozialistischen Diktatur, 163–166.
- 81 Siehe Hoffmann, Katharina: Schichten der Erinnerung. Zwangsarbeitererfahrungen und Oral History. In: Reininghaus/Reimann: Zwangsarbeit in Deutschland, 62–75. Für die Ortenau in diese Richtung arbeitend bislang nur: Boll, Bernd: „... für praktisch

- jedermann die reine Sklaverei.“ Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aus Holland an ihren Alltag in Offenburg 1943/44. In: *Allmende* (21) 1988, 50–82. Aus den Landgemeinden liegen bislang keine dokumentierten Zeitzeugenberichte von Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter/innen vor.
- 82 Das Folgende geht vor allem auf ein Interview zurück, das der Verf. am 8. Februar 2004 mit Alois Seger in Diersburg führte. Transkripte des aufgezeichneten Interviews befinden sich in der Sammlung des Verf. sowie im Kreisarchiv Ortenaukreis/Offenburg. Siehe auch den kurzen Beitrag in: *Hohberger Notizen* 1989, hrsg. von der Gemeinde Hohberg, 29. Ich danke Alois und Edith Seger sehr für ihre freundliche Aufnahme und ihre Unterstützung.
- 83 Inventare Badischer Gemeindearchive Nr. 376: Kippenheim, Kreis Lahr, Typoskr., Kippenheim 1955 (erstellt von Kurt-Erich Mayer).
- 84 Inventare Badischer Gemeindearchive Nr. 716: Mahlberg, Kreis Lahr, Typoskr., Mahlberg 1952 (erstellt von Franz Enderle).
- 85 Inventare Badischer Gemeindearchive Nr. 556: Ichenheim, Kreis Lahr, Typoskr., Ichenheim 1952 (erstellt von Ernst Schmidt).
- 86 Inventare Badischer Gemeindearchive Nr. 832: Niederschopfheim, Kreis Offenburg, Typoskr. Niederschopfheim 1952 (erstellt von Franz Enderle).
- 87 Schellinger: *Eine Kaserne und ihre Menschen*, 142 f. Siehe zu dem Massaker vom 12.4.1945: Boll: „Das wird man nie mehr los“, 323–325; Ruch: *Verfolgung und Widerstand*, 200–204.
- 88 Siehe dazu Artikel „Erinnerung an Namenslose“, in: *Badische Zeitung* v. 14.11.2001; sowie Ruch, Martin: „Ich bitte noch um ein paar Sterne...“ *Jüdische Stimmen aus Offenburg*, Bd. 2, Offenburg 2002, 97–99 (zum ehemaligen Häftling Leon Sanik). Zu den bei der Bahn eingesetzten Gefangenentrupps siehe Boll, Bernd: *Konzentrationslager auf Schienen. Eisenbahn-Baubrigaden der SS in Offenburg 1944/45*. In: *Die Ortenau* (73) 1993, 480–514.
- 89 Inventare Badischer Gemeindearchive Nr. 200: Diersburg, Kreis Offenburg, Typoskr., Diersburg 1952 (erstellt von Ernst Schmidt).

„Wenn ich so an meine Heimat denke, wenn ich so die Berge betrachte ...“

Ein junger Offenburger flieht 1935 um Deutschland herum¹

Frank Flechtmann

Ende Mai 1935 lag an den Zeitungsständen außerhalb Deutschlands wieder die wöchentliche Illustrierte für Arbeiter, seit 1925 unter dem Namen AIZ bekannt, die seit 1933 nicht mehr in Deutschland erscheinen durfte – wie so viele Zeitungen und Zeitschriften.

Nun erschien sie in Prag, mittlerweile im 14. Jahrgang. Die Nummer 21 vom 23. Mai 1935 hatte für ein kommunistisches Blatt² ein ungewöhnliches Titelbild: Das ganze Blatt füllte ein SS-Mann in voller Montur, daneben waren zwei seiner Ausweise abgebildet. Daraus war zu erkennen, dass er aus Offenburg stammte und ein zwar sehr junger, doch schon „alter Kämpfer“ war:

„Der SS-Sturmbann II/86 bescheinigt hiermit dem SS-Mann Hans Bächle, daß er während der Kampfzeit 1931/32 als Angehöriger der H.J. während seiner Freizeit als Gehilfe auf der Geschäftsstelle der Ortsgruppe Offenburg der NSDAP (Völkische Buchhandlung) dem damaligen Geschäftsführer Otto Sorge wertvolle Dienste durch sein stets hilfsbereites Einspringen bei dringenden Arbeiten geleistet hat. Bächle konnte trotz seiner Jugend zu wichtigen Arbeiten für die Bewegung herangezogen werden und hat sich stets als durchaus zuverlässig bewiesen. (...)

8.9.34 Sorge, SS-Truppführer im Stabe II/86, s.Zt. Geschäftsführer der Ortsgruppe Offenburg der NSDAP.

Der Führer des Sturmbanns II/80, m.d.F. b. Göring, SS-Sturmführer.“

Die Schlagzeilen darunter – *Das Geständnis eines SS-Mannes – „Ich war Wächter im Gestapo-Gefängnis Columbiahaus!“ – Grosser Bildbericht im Innern dieses Blattes.* – verwiesen auf den längeren Beitrag im Heft. Auch er war mit Fotos anschaulich gestaltet. Die Originale dieser Fotos sind jetzt, 2004, wieder aufgetaucht – im Nachlass jenes schwarz uniformierten einstigen Jünglings. Sie lagen jahrzehntelang in einer Nähmaschine am Rande Offenburgs, in einer Blechdose.

Er erscheint wöchentlich einmal. — Preis: 1,60 Kf., 40 Gr., 1,25 Frs., 30 Rp., 20 Plg.,
10 amer. Cts., 4 Din. — Jahrgang XIV. — Nummer 21. — 23. Mai 1935

AIZ



Ausweis Nr. 33.

Der S.S.-Führer — Unterführer —
Bächle Hans

ist Angehöriger der Bewachungsgruppe des
Konzentrationslagers Columbia Haus. Er ist be-
rechtigt, in und außer Dienst Geschäften zu
tun. Alle S.S. (S.A.) Dienststellen und
sonstigen Organe haben ihm Schutz und
Beistand zu gewähren.

Kommandant
des Konzentrationslagers Columbia Haus

Hans Bächle
S.S.-Obersturmführer - Adjutant

II/86

Bescheinigung.

SS-Sturmabteilung II/86 bescheinigt hiermit dem SS-Mann Hans Bächle, daß
während der Kampfzeit 1931/32 als Angehöriger der H.J. während seiner
Zeitszeit als Gehilfe auf der Geschäftsstelle der Ortsgruppe Offenburg
der NSDAP (Völkische Buchhandlung) des damaligen Geschäftsführer Otto
Gorge wertvolle Dienste durch sein stets hilfsbereites Einspringen bei
dringenden Arbeiten geleistet hat. Bächle konnte trotz seiner Jugend
zu wichtigen Arbeiten für die Bewegung herangezogen werden und hat sich
stets als durchaus zuverlässig bewiesen. Während der Zeit von 1931 bis
1932 hat Bächle der Hitlerjugend Offenburg angehört und hat infolge seiner
Zugehörigkeit zur H.J. manche Schikane von Seiten seiner Lehrer auf sich
nehmen müssen. Dies kann dem jetzigen SS-Mann Hans Bächle jederzeit
mit gutem Gewissen bescheinigt werden.

Offenburg, den 8. September 1934.

F.d.R.
Jorge
SS-Truppführer im Stabe II/86
s.St. Geschäftsführer der
Ortsgruppe Offenburg der NSDAP.

Der Führer des SS-Sturmabteiles II/86
s.d.F.b.
Jöring
SS-Sturmführer.

„ICH WAR WÄCHTER IM GESTAPO-GEFÄNGNIS
COLUMBIAHAUS!“

DAS GESTÄNDNIS EINES SS-MANNES

GROSSER BILDBERICHT IM INNERN DIESES BLATTES

AIZ (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung) 1935, Titel

Quelle: Bundesarchiv Berlin ZD 818

Schulschwänzer, Konfirmation, Hitlerjugend und SS

Der Küfermeister Emil Bächle aus der Offenburger Moltkestraße hat seinen 1916 geborenen Knaben Hans vielleicht nie gesehen, denn er blieb im Krieg.³ So wuchs Hans mit seiner Schwester Johanna bei der Mutter auf. Die Schule sagte ihm wohl nicht besonders zu, er hat häufig geschwänzt. Etwa mit 14 Jahren hatte er eine interessantere Beschäftigung entdeckt: gegenüber vom Bahnhof war die erste Geschäftsstelle der NSDAP-Ortsgruppe Offenburg.

Da half der Schüler gern aus, etwa beim Abziehen von Flugblättern im Hinterzimmer. Er half auch im Laden mit – „das brach mir in der Schule das Genick“. Er bekam zwei schlechte Noten und ging daraufhin acht Wochen nicht mehr in die Schule – ohne Wissen der Mutter.⁴ In der Chronik der Offenburger NSDAP-Ortsgruppe, die 1934 als Broschüre unter dem Titel „10 Jahre“ erschien, wird eine Gruppe von aktiven Hitler-Jungen mit Vornamen genannt, darunter ein Hans.⁵

Der eifrige Hitler-Junge geht im März 1931 dennoch zur Konfirmation.⁶ Nach einem kurzen Intermezzo auf der Höheren Handelsschule 1933 meldet er sich für die kasernierte SS an – mit einer gefälschten Urkunde, die ihn ein Jahr älter macht.⁷ Denn er wird im September 1933 erst 17. Ab November ist er in Offenburg SS-Anwärter, und er wird dort bereits militärisch ausgebildet. Und vermutlich wurden die SS-Bewerber auch 1933 in Offenburg schon „rassisch gemustert“⁸. Hans Bächle, vor kurzem noch Konfirmand, sah ausreichend germanisch aus.

Von Ellwangen nach Oranienburg

Fortgesetzt wird die Ausbildung ab Mitte Dezember 1933 in Ellwangen/Württemberg, unweit der Donau. Das war der zweite Ausbildungsort für die Wachtruppen der Konzentrationslager, nach Dachau.

Dort war im März 1933 das erste ständige Konzentrationslager eingerichtet worden, die Keimzelle aller Lager und der SS-typischen „Erziehungsmethoden“⁹.

In Ellwangen stand ein SS-Bataillon, etwa 600 Mann,¹⁰ als „Politische Bereitschaft“ bezeichnet. In seiner Freizeit spaziert Bächle durch das Städtchen – und kauft einen Volksempfänger. Er kostet 77 Reichsmark. Am 6. Juli wird die 1. Kompanie der „Politischen Bereitschaft“ nach Oranienburg verlegt zur Ablösung der Wachen im Konzentrationslager. Es war im März 1933 in einer stillgelegten Brauerei mitten im Ort eingerichtet worden. Die SS-Wachmänner fanden dort im Juli 1934 keine Schlafplätze. Daher räumten sie im Kino auf der anderen Straßenseite die Sitze zur Seite und schiefen am Boden.¹¹ Die Fotos von der Vorführung der „Systemgrößen“, wie die Politiker der Weimarer Republik genannt wurden, gingen um

die Welt.¹² Drei Tage nach Ankunft der Ellwanger Truppe wird Erich Mühsam in einer Latrine des KZ erhängt.¹³

Das Columbiahaus

Am 2. August beginnt für Hans Bächle der Dienst in einem anderen berüchtigten frühen KZ, dem Columbiahaus in Berlin. Der Teil einer alten Kaserne an der Grenze von Kreuzberg und Tempelhof bekam diesen Namen, weil er an der Columbiastraße lag, am Flughafen Tempelhof. Sie wurde später verlängert und heißt seither Columbiadam.

Die Geschichte dieses KZ wurde ausführlich dokumentiert von Kurt Schilde und Johannes Tuchel.¹⁴ Dort wird auch Hans Bächle erwähnt und seine Fotos werden abgebildet, ferner der ganze Beitrag über ihn aus der AIZ.

In diesem Konzentrationslager wurden nicht nur politische Gegner gefoltert und eingeschüchtert, sondern bisweilen bedeutete die übliche Bezeichnung „Schutzhaft“ vor allem eine Isolierung, ein Kaltstellen von gefährlichen Leuten aus konservativen und nationalen Kreisen, sogar der eigenen Anhänger. Das Wachpersonal war ihnen gegenüber mitunter freundlich gesinnt, es kam manchmal zu engen Kontakten wie in folgender Szene: ein älterer Mann mit Kriegserfahrung, „der Hauptmann“, sitzt in einem Raum, umringt von jungen Wachmännern und gefangenen SA-Männern.¹⁵ Sie alle drängen ihn, doch noch einmal die Geschichte zu erzählen, wie er 1921 „den Annaberg erobert“ habe, damals als Freikorpsführer in Schlesien. Und er muss die Geschichte immer und immer wieder erzählen.

Dieser Hauptmann war Beppo Römer, ein alter Bekannter von Adolf Hitler.¹⁶ Er war bereits „ab dem 1. Juli 1934 dauernd aus politischen Gründen in Schutzhaft genommen“ worden, ein Jahr später wurde er verhaftet wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“.¹⁷ Im Februar 1935 kam er ins Columbia-Haus, da hatte die Gestapo schon über ihn berichtet, „Der kürzlich ... festgenommene Dr. Römer beabsichtigt, sich auf Grund seiner zahlreichen Verbindungen zu einflussreichen Persönlichkeiten an diese zu wenden, um seine Freilassung zu erreichen.“¹⁸

Hans Bächles Perspektive

Wie gefiel Hans Bächle nun der Dienstbetrieb in den beiden Konzentrationslagern? Er entsprach wohl nicht seinen Erwartungen aus der Offenburger Hitler-Jugend.¹⁹ Aber er nutzte die Freizeit, um seinem Hobby nachzugehen: er streifte mit dem Fotoapparat durch Kreuzberg, kannte bald die Gegend um die Bergmannstraße und den Marheinekeplatz. Aber er machte auch Fotos vom Reichstag und vom Brandenburger Tor.²⁰ Da er in Offenburg die Handelsschule besucht hat, wenn auch mit mäßigem Er-



*Passfoto Hans Bächle, 1945
Quelle: Nachlass Bächle*

folg, wird er für geeignet betrachtet, die Kantine des KZ zu verwalten. Diese Tätigkeit beginnt er am 1. September 1934, da ist er noch immer 17 Jahre alt. Warum er die Kantine nur bis Januar 1935 verwaltet, ist nicht ersichtlich. Ab Februar ist er wieder als Wachmann eingesetzt, Weihnachten war er sogar befördert worden: zum SS-Sturmmann der untersten Stufe. In den folgenden Monaten kommt es im Columbia-Haus zu Gewaltexzessen, zwei Gefangene werden erschossen. Der eine nachts am 2. März 1935, Heinz Hoppe. Der andere, Kurt Wirtz, Anfang Mai.²¹ In jenen Anfangsjahren kam es noch vor, dass bei Tötungen in Lagern die Staatsanwaltschaften zu ermitteln begannen.

Das war hier der Fall. Der Todesschütze kam in Untersuchungshaft und die Situation wurde für den Reichsführer SS so brenzlich, dass er den Kommandanten des KZ, den Danziger Zahnarzt Dr. Alexander Reiner, beurlaubte.²² Immer mehr sind wohl die jungen SS-Männer in Zweifel über ihre Perspektive.²³ Hans Bächle, dem in Offenburg kein Schulabschluss und keinerlei Berufsausbildung gelungen war, ließ sich von dem gefangenen Beppo Römer, den er mehr und mehr als väterlichen Freund ansah, eine berufliche Perspektive ausmalen. Denn Römer war immerhin Syndikus einer großen Firma und hatte nicht nur viele politischen, sondern auch ge-

schäftliche Kontakte. Dazu war nur noch notwendig, dem Helfer ein wenig zu helfen – nur wenn er in Freiheit war, wäre seine Unterstützung für den jungen Mann möglich.

Recht verwegen waren die Pläne, die nun geschmiedet wurden – zwischen Häftlingen und ihren Bewachern. In einem deutschen KZ. Es wurde vorgeschlagen, mit der Bahn zur Ostsee zu fahren und nach Schweden zu entkommen. Doch Bächle schlug das Gegenteil vor: mit dem Auto nach Süden, in die Tschechoslowakei. Als Veteran der Bewegung nannte er auch einen aussichtsreichen Tag: an des „Führers“ Geburtstag, dem 20.4.1935, wären doch die Grenzwächter bestimmt abends betrunken.²⁴ Dieser Plan wurde also nun umgesetzt.

Doch es kam etwas dazwischen. Einen Tag vor dem großen Coup lehnte der zu Befreiende die Freiheit ab. Er hatte erfahren, dass in der folgenden Woche Ludendorff zum „Führer“ gehen würde, ein anderer alter Kampfgefährte. Und da würde er bestimmt bald freigelassen, legal. Hans Bächle war wohl traurig, dass er seine Heldentat nicht vollbringen sollte, sein kleiner Annaberg. Da schlug ihm Beppo Römer Ersatz vor. Unter den gefangenen SA-Männern waren die beiden Adjutanten des schlesischen Gauleiters und Oberpräsidenten Helmuth Brückner,²⁵ Helmut Hausmann und Dieter Wiendieck. Römer schlug nun vor, dass diese beiden befreit werden sollten – und Bächle akzeptierte es. So bereitete er also alles für den Abend des 20. April vor, und das war nicht wenig. Denn er konnte noch gar nicht Auto fahren. Er hatte zwar mit Hilfe eines älteren Kameraden schon ein Auto gemietet, in der Schleiermacherstraße 37, unweit der Bergmannstraße. Aber nun musste ihm erst sein Kamerad Willy Schlayer Fahrstunden geben. Das war am 19. und 20. April. „Jede freie Stunde, ja Minute verwendete ich um meinem Freund das Autofahren so einigermaßen beizubringen. Am Abend des 19. April ließ ich B. den Wagen besorgen um keinen Verdacht gegen mich aufkommen zu lassen, wenn der Wagen an der Grenze gefunden wird, fuhr mit ihm noch einige Runden“, sollte Schlayer später mitteilen, als er 1962 auf Entschädigung hoffte.²⁶

Und es klappte tatsächlich.

Auf der Flucht durch mehrere Länder

Erst am 18. April hatte Beppo Römer die beiden SA-Männer aus Breslau mit Bächle bekannt gemacht, weil er wie Schlayer für ihn schon „etwas geschmuggelt hatte und unzufrieden war“.²⁷ „In der Nacht des 20. April gelang die Flucht in die Tschechoslowakei“. Das Fahrzeug war ein Opel P4, fuhr maximal 80 km/h.²⁸

Über Kottbus gelangten sie ins Riesengebirge, ließen das Auto an der Grenze stehen, Bächle warf seine Pistole weg und die Uniformteile. Man hatte sich an der Grenze auf Kampf eingestellt: „Wir wollten bei Wider-

stand meine Waffen benutzen und drei Kugeln für uns übrig lassen. Mein Revolver enthielt sieben Schuß.“ Doch niemand hielt sie auf.

Der nächste Ort hinter der Grenze war Hohenebel, dort meldete man sich bei der Gemeinde – und wurde zum Gefängnis geführt. Später kam ein Herr von der Spionageabwehr in Prag angefahren, der die Flüchtlinge am 23. und 24. April vernahm und dann getrennt nach Prag brachte. Dort begab sich Hans Bächle gleich zum „am Wenzelplatz im Phönixhause belegenen Büro des Emigranten Komités“, gab „beim Komité alle Ausweise und Fotos ab.“ Damit meinte er sein Album – mit den vielen Fotos auch aus Offenburg, von Konfirmation und Hitler-Jugend.

Dann wusste er nicht, wo er übernachten sollte, und wollte zurück ins Riesengebirge nach Hohenebel, wo sie im Gefängnis die erste Nacht verbracht hatten. Wiendieck und Hausmann waren erst am 29. April in Prag angekommen. Die drei trafen sich dort im Bahnhofs-Restaurant – und wurden gleich verhaftet wegen angeblich „versuchten Aufbaus einer NS-Organisation“. Man brachte sie zum Bahnhof und schob sie ab Richtung Linz. Am österreichischen Grenzbahnhof ging der korrekte Bächle zum Schalter wegen einer Fahrkarte – und wurde gleich wieder von Grenzbeamten festgenommen, nun von österreichischen.

Aus Wien wurde die Weisung eingeholt, die beiden im Zug durch Österreich zu begleiten und an die Schweizer Grenze bei Buchs zu bringen. Es war Anfang Mai. Er rief dort die Tante, Anna Brohammer, in Zürich an, sie schickte Geld. Bis 13. Mai hielt er sich dann bei ihr in Zürich auf, seine Begleiter waren weitergereist, sie wollten nach Luxemburg. Von der Tante zog er weiter nach Basel, wo sein Onkel Eugen Wüst lebte. Bei der Tante hatte er eine siebentägige Aufenthaltsgenehmigung. Beim Onkel lebte er unangemeldet (13. bis 22. Mai).

„Am 21. Mai brachte mein Onkel die AIZ²⁹, in welcher mein Bild sowie Fotografien aus dem KZ Columbia und ein angeblich von mir stammender Bericht veröffentlicht waren.“ Da nun die Gefahr der Entdeckung zu bestehen schien, ging er zur Polizei und zeigte die AIZ vor – man glaubte ihm nicht. Aber man erkannte sogleich einen Verstoß des Ausländers gegen die Meldevorschriften. Das ergab einen Tag Haft – und am nächsten Tag die Abschiebung nach Frankreich bei St. Louis. Von dort gelangt er nach Mühlhausen zur Roten Hilfe. Bei dieser kommunistischen Gefangenenhilfsorganisation zeigt er wieder die AIZ und bittet um Geld. Er bekommt fünf Franken und wird zu einem Gasthaus gebracht, wo er übernachten kann. An den beiden nächsten Tagen erscheint er wieder bei der Roten Hilfe. Ihm wird angeboten, nach Paris in ein „kommunistisches Umschulungslager“ zu reisen. Sie „wollten mich für die kommunistische Idee gewinnen“, sagt er später in Berlin aus. Er habe zum Schein nachgegeben. Da erhält er am Sonnabend vor Pfingsten aus Basel vom Onkel 100 französische Francs, von Hausmann kommen 450 belgische Francs. Das war der

letzte Kontakt zu den beiden, wie er in der Vernehmung am 2. April 1936 angab: „Bis heute habe ich nichts mehr von ihnen gehört.“³⁰

Harte Zeiten im zweitältesten Gewerbe der Welt

Da er sich sträubte, in das kommunistische Lager zu ziehen und sich „umschulen“ zu lassen, schlug man ihm vor, bei einer Arbeiterfamilie am Rande von Straßburg zu wohnen. So kam er nach Grafenstaden zu Familie Stähle.

Er hatte bald den Eindruck, er fiele ihnen zur Last, weil sie selbst nicht viel hatten. Gegenüber war ein Lokal, „Zum Goldenen Karpfen“. Zunächst half er dem Wirt bei der Hausarbeit, fegte den Hof. Dann zog er im Juni dort ein.

Und eines Tages sagte ihm Ihle, sein Wirt, er gehe nach Straßburg, zum Kleberplatz, Bächle solle mitkommen.

Er folgt ihm und lernt dort im Polizeipräsidium zwei „Spezial-Kommissare“ kennen, die Herren Leonhard (Léonard) und Becker. Er bemerkt schnell, was sie von ihm wollen: er soll allerlei Auskünfte über Deutschland geben, vor allem zu militärischen Anlagen. Dafür bekäme er dann eine Aufenthaltsgenehmigung. Das war etwa im September, da wurde er 19 Jahre alt.

Bei Ihle verkehren allerhand dubiose Personen. Der homosexuelle Spediteur Fred Michel weiß von einem Kopfgeld in Höhe von 10.000 Mark, das auf Ihle ausgesetzt sei. Der Schweizer Journalist Heinrich Diener (wie sich bald herausstellt: ein deutscher Agent) bietet Bächle eine Veröffentlichung an.³¹

Nun beginnt ein längeres Katz-und-Maus-Spiel. Mehrmals geht er mit Ihle zum Kleberplatz, denn Ihle war Informant der französischen Spionageabwehr. Bis November erzählt er immer wieder Geschichten, ausgeschmückte Familienanekdoten: der Onkel Franz Morgenthaler vom Finanzamt sei bei der Gestapo, Freund Schlayer ein hohes Tier bei der SS, andere Verwandte sowie Schulkameraden hätten wichtige Posten bei der Wehrmacht. Und könnten Material besorgen. Er soll etwas liefern, aber das zieht sich hin.

Da erklärt er im Januar 1936 den beiden Spezial-Kommissaren, es seien schon Kasernen fotografiert worden und anderes Material gesammelt, bei der Mutter zwischengelagert. Doch tragischerweise habe dann die Gestapo ihre Wohnung durchsucht – und alles mitgenommen. Er schreibt an eine erfundene Adresse in Berlin und bittet um Material. Das wird ihm noch weniger abgenommen. Als er Leonhard den Brief zeigt, zerreißt der ihn. Und veranlasst die Abschiebung – am 10. Februar zurück in die Schweiz.

Was treibt einen aus der Schweiz?

Im Oktober war die Mutter in Offenburg befragt worden, wo der Sohn sich aufhalte. Sie meint, „sie wüsste nicht einmal das Land, in dem er sich zur Zeit aufhält“. Dabei hat sie ihn in Straßburg besucht. Und seine Verzweiflung bemerkt.

Als er dann am 10. Februar 1936 wieder einmal abgeschoben wird, bei St. Louis in die Schweiz, begibt er sich erneut zum Onkel. Der vermittelt dann eine Aussprache am 3. März mit Dr. Schemi, dem Adjunkt vom Eidgenössischen Polizei-Departement in Bern. Dieses Mal gibt es fünf Tage Haft – wieder wegen unberechtigten Grenzübertritts. Dann die Ausweisung. Die Abschiebung erfolgt am 9. März bei Feldkirch, zurück nach Österreich.

Bei Ihle und den Straßburg-Besuchen hatte er schon allerhand fragwürdige Gestalten kennen gelernt. Fred Michel, Heinrich Diener, Theodor Kruse („wie sein Vater Separatist“). Nun trifft er hinter Feldkirch Fred Roggers, angeblich ein deutsch-italienischer Emigrant aus Oberschlesien. Er reist mit ihm einige Tage im Grenzgebiet zu Liechtenstein, nach Triesen. Sie versuchen, an Geld und Fahrräder zu kommen. Es misslingt.

Am 17. März ist er in Chur. Einige Tage wandert er. Am 24. März besteigt er die Eisenbahn, fährt nach Airolo. Wandert nach Lugano. Und stellt sich dort im deutschen Konsulat am 26. März. Sagt dem Konsul, er wolle sich stellen und gibt eine ausführliche Schilderung seines Schicksals. Die liegt dann auch in den Berliner Ermittlungsakten.

„... mit den beiden ehemaligen Adjutanten des schlesischen Gauleiters und Reichsstatthalters Helmut Hausmann und Dieter Wiendieck geflüchtet.“ „... habe mich in eine Abenteuerlust versetzen lassen und aus jugendlichem Übermut eingewilligt.“ Sei in Prag ausgefragt worden: „gab nur eine Antwort, um die Mißstände im Ausland zu dementieren. Die Aussage hat man später in der AZ veröffentlicht ohne meine Einwilligung.“ Erzählt von Willy Ihle und der Spionageabteilung der Franzosen. Von der Ausweisung. „Ich bitte nun die deutsche Regierung ... mich zurückzunehmen und ... mildes Urteil, das ich bewillt bin abzusetzen. Mit deutschem Gruß Heil Hitler.“

Er ist also nicht Kommunist geworden. Der Konsul gibt ihm eine Fahrkarte. Damit fährt er nach Basel am 27. März, geht zur Grenze, nachmittags um 5 Uhr bei Lörrach. Gibt sich zu erkennen, doch welche Tragik: im Fahndungsblatt der Zollstation ist er nicht als gesucht gemeldet, obwohl er schon vor einem Jahr geflüchtet ist und für die Aktualisierung der Fahndungsliste doch genug Zeit gewesen wäre. Er bittet um Festnahme, man zögert. Ruft sicherheitshalber die Gestapo in Karlsruhe an, die fragt in Berlin nach. Da endlich kommt Bewegung in die Sache: aus Berlin wird sofort verlangt, ihn umgehend hinzubringen. Er wird also endlich festgenommen

und nach Berlin gefahren. Dort kommt er am 1. April 1936 um 9 Uhr an. Und wird sofort Heydrich vorgeführt, der ihn ohrfeigt – unter Hinweis auf die Verletzung des SS-Grundsatzes: Unsere Ehre heißt Treue.³²

Dann beginnen die fast täglichen Verhöre, auch der Kameraden, die als Mittäter aus ihm herausgefragt werden. Schlayer wird verhaftet. Zwei SS-Kollegen, die zum Glück nicht richtig eingeweiht waren, kommen mit dem Schrecken davon.

Gleich in der ersten Vernehmung am 1. April 1936 nennt Bächle sein Motiv: Die Wachmannschaften aus Dachau seien gegenüber denen aus Ellwangen bevorzugt behandelt worden.

„Hatte aber einer von uns Württembergern etwas ausgefressen, (...). Wir Württemberger hielten uns daher etwas an die Gefangenen, von denen wir glaubten, daß sie uns bei einem geplanten Übertritt in den Zivilberuf von Nutzen sein könnten. Einer der Häftlinge, die uns stets von ihren guten Beziehungen erzählten, (...) war (...) Römer. Schlayer, mein bester Freund, hat mich mit ihm bekannt gemacht. (...) gez. Klude, Kr. Sekr.“ Und schildert das fidele Leben im KZ.

„SS-Oberführer Dr. Reiner gewährte einzelnen Gefangenen (aus Breslau) besondere Erleichterungen, sie durften nach Belieben rauchen, schreiben lesen, spazieren gehen und sich gegenseitig besuchen.“

Inzwischen hat die Mutter in Offenburg schon etwas gehört, sie schreibt zunächst an die Gestapo Lörrach: *Bin in Sorge als Mutter, darf ich ihm schreiben, Heil Hitler.*

Ihr Bruder Jakob Brohammer schreibt aus Waldkirch an seinen Parteigenossen Rudolf Hess nach Berlin: Seine Mutter wendete sich um Rat an mich, ich riet sich zu stellen. – Der Onkel erwähnt die „notwendige Geschlossenheit aller Deutschen während des Wahlkampfes.“³³ Weist auf das jugendliche Alter hin – *18^{1/2}. Einziger Sohn, er war ihr Stolz* – beziehungsweise Kummer. Und dann das Loblied des „alten“ Junior-Kämpfers: *„Er war in den Jahren 1929/30 schon in der ständig verfolgten und geschmähten völkischen Buchhandlung in Offenburg tätig und schloß sich im März 1931 der Hitlerjugend an.“* Ein gewisser Hauptmann Römer „nutzte seine jugendliche Unerfahrenheit und grenzenlose Gutgläubigkeit aus.“ Die Mutter sei „seelisch völlig zusammengebrochen, ich als dreimal verwundeter Frontkämpfer verpflichtet ...“. „Er ist kein Schuft“, wollte nicht „dem Vaterland schaden.“ Und dann die Verkehrung der Tatsachen: „Er hat sich ja auch noch nachher zum Nationalsozialismus bekannt und wurde deswegen in keinem Land geduldet. Heil Hitler, gez. J. Brohammer.“

Der Stab des Führers in München gibt die Eingabe am 6. Mai 1936 dem Reichsführer SS zur weiteren Veranlassung.

Todesstrafe für Landesverrat eines Minderjährigen?

Im Januar 1937 geht es um Bächles Kopf. Es sollen Einzelheiten seiner Aussagen am Kleberplatz ermittelt werden. Was für Geheimnisse hat er verraten, was war besonders geschützt. Die Gestapo schickt eine Anfrage an die Abwehr, „Herrn Canaris oder Vertreter im Amt“: ob Bächles „Auskünfte (u. a. zur MG-Bewaffnung in Ellwangen) Staatsgeheimnisse zum Gegenstand gehabt haben“.

Die Antwort vom Reichskriegsministerium, Abwehr III S, kommt erst am 3. Juni 1937: Ellwangen war mit schweren MGs ausgerüstet, das ist weiter geheim.

Eine der ersten gesetzgeberischen Maßnahmen des „Dritten Reiches“ war die „Verordnung des Reichspräsidenten gegen Verrat am deutschen Volke und hochverräterische Umtriebe“ vom 28. Februar 1933 (RGBl. I 85f). In ihrem ersten Abschnitt ging es um die „Verschärfung der Vorschriften gegen Landesverrat und Verrat militärischer Geheimnisse“. Danach wurde „schwerer Verrat militärischer Geheimnisse“ nun mit dem Tode bestraft. Das betraf die „Ausspähung militärischer Geheimnisse“ – also Bächles angebliche Tätigkeit in Straßburg. In den Vernehmungen wird er immer wieder auf dieses Strafmaß hingewiesen. Die Bestimmung war mit dem „Strafrechtsänderungsgesetz“ vom 24. April 1934, Artikel I, in das Strafgesetzbuch übernommen worden (RGBl. I 341–348). In Artikel III dieses Gesetzes war die Zuständigkeit des Volksgerichtshofs für „die Aburteilung von Hochverrats- und Landesverrattssachen“ vorgeschrieben. Damit stand das Gericht für Hans Bächle fest – die Gefangenenbefreiung war dagegen unerheblich.

Nun ermitteln in der Ortenau die Gestapo Offenburg,³⁴ die Abwehr und das Jugendamt in Sachen Bächle.

Die Abwehr Stuttgart berichtete am 5. März 1937 nach Berlin: Diener war am 31. Oktober 1936 in Frankreich verhaftet worden und wurde als deutscher Agent zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Das sollte im Verfahren gegen Bächle nicht erwähnt werden. In Offenburg hatte die Abwehr an der Schule ermittelt und wusste Einzelheiten über Lehrer und Mitschüler. („Der Klassenlehrer Polo sah die Aktivität in der Hitler-Jugend nicht gern.“) Die Mutter habe Hans Bächle zwei oder drei Mal in Straßburg besucht und auch mit Ihle gesprochen. Ihr Sohn habe „weinend zur Mutter gesagt, der Hauptmann hätte ihn verleitet.“ Der Onkel (Franz Morgenthaler, der Finanzbeamte) fuhr auch hin. Ihm habe der Flüchtling gesagt, „der Hauptmann habe ihn so lange bearbeitet, bis er sich dazu hergegeben habe, ihn und noch zwei andere Flüchtlinge zu befreien.“ Beppo Römer, „der Hauptmann habe immer wieder erklärt, bis längstens im Spätjahr falle die Geschichte doch auseinander, denn die Herren seien sich unter sich nicht einmal einig.“ Der junge Mann habe dem Onkel erklärt, er wolle „lieber in

Frankreich verhungern als sich in Deutschland erschießen lassen.“ Er wusste also um das Strafmaß. Laut dem Abwehr-Bericht habe der Onkel ihm geantwortet, er halte Erschießen für den würdigeren Tod. Die ganze Familie versuchte möglichst heroisch und staatstragend zu wirken – das schien die einzig aussichtsreiche Strategie zu sein.

Das Jugendamt Berlin hatte mehrmals versucht, einen Fürsorger zu dem minderjährigen Gefangenen zu schicken. Es gelang ihm erst nach langen Mühen. „Seit 12.1.37 in U-Haft Alt Moabit. Nachdem er im April 35 aus dem KZ Columbiahaus (...) entlaufen ist, war er 11 Monate im Ausland und 1 1/2 Jahre in Schutzhaft. (...) Schwester ist 27 Jahre und lebt bei der Mutter, Stenotypistin. B. will immer gesund gewesen sein. 3/4 Jahr Höhere Handelsschule Offenburg nach der Schulentlassung. Seit 1930 HJ, 1.11.33 SS, 15.12.33 Ellwangen, 6.7.34 Oranienburg, 2.8.34 Columbia. – Verteidiger bis 15.10. in Urlaub. Bei Rücksprache in Haft ist B. unruhig und nervös, ... bewahrt trotzdem einigermaßen die Haltung. Den Grund seiner Haft weiß die Mutter nicht.“

Aus Offenburg kam im September 1937 ein Bericht des Jugendamts über das familiäre Umfeld und die Auswirkungen auf die Erziehung des jungen Menschen: *„Haushalt (der Mutter) ist geordnet und sauber. Die Erziehung (der beiden Kinder) war im allgemeinen sehr ordentlich. Die Mutter hat eine leichte Art und weist in charakterlicher Hinsicht und willensmäßig Schwächen auf (...). Tochter Johanna hat 7.2.32 uneheliches Kind bekommen, hat sich inzwischen anderweitig verlobt. Als Stenotypistin beim Gesundheitsamt tätig, gilt als tüchtig. Das uneheliche Kind ist gut gepflegt und erzogen.“*

Entwicklung des Hans Bächle: Bericht des Fürsorgers Marquardt vom 26.8.37 hinsichtlich der Entwicklung wird im allgemeinen bestätigt. – Mutter ist über Haftgrund ausreichend unterrichtet. H.B. war mittelmäßiger Schüler, leicht beeinflussbar, hat nie besonders gelernt. Die starke erzieherische Hand eines Vaters hat gefehlt, deshalb fanden strenge Grundsätze über Pflichterfüllung, Vaterlandstreue usw. keine tiefe Verankerung“.

Hans Bächle vor dem Volksgerichtshof

Im Juni 1937 ist die Anklageschrift fertig. Anfang Oktober steht der nun gerade volljährig gewordene einstige SS-Mann vor dem Volksgerichtshof, Dritter Senat. Er hat einen Pflichtverteidiger, Otto Kamecke, Rechtsanwalt und Notar. Er taucht in den Akten kaum auf. Er wird nur mit dem Vorschlag erwähnt, den Kriminalbeamten Klude als Zeugen vorzuladen. Und er erklärt manche Falschaussagen seines Mandanten damit, dieser habe Angst vor einer Einlieferung ins Columbiahaus gehabt und dass seine Mutter eingesperrt werden würde, weil sie ihn in Straßburg besucht habe. Der Anwalt wurde bald selbst eingesperrt – „wegen Vergehens gegen § 175“, wie Ernst Niekisch schreibt.³⁵

Als Sachverständiger in Sachen Landesverrat ist Hauptmann von Rohrscheidt anwesend. Der Vorsitzende Dr. Greulich verhängt vier Jahre Zuchthaus und vier Jahre Ehrverlust.³⁶

Das Urteil hat einen Vorzug: Bächle muss später nicht zum Militär, denn Zuchthausstrafe und Ehrverlust bewirken die „Wehrunwürdigkeit“³⁷. Verurteilt wird er vor allem wegen vorsätzlicher Gefangenenbefreiung. Der Reichswehrexperte meinte zwar, „jede militärische Ausbildung mit der Waffe außerhalb der Reichswehr war objektiv geheimhaltungsbedürftig“. Er sah aber keine verräterische Absicht. Bächle hatte geschickt argumentiert, die SS sei in Ellwangen öffentlich mit Maschinengewehren aufgetreten, die Ausbildung sei daher allgemein bemerkt worden.

Entscheidend war, dass er nicht „ins Emigrantenlager nach Paris“ ging, „weil er es ablehnte, für die kommunistische Partei zu arbeiten.“ Es habe keine ernstlichen Verratsabsichten gegeben, und die Franzosen hätten das offenbar durchschaut. Aber er habe seinen SS-Treueeid gebrochen, das zeige eine in hohem Maße ehrlose Gesinnung – daher waren die bürgerlichen Ehrenrechte abzuerkennen.

Der Kripobeamte musste in der Verhandlung zugeben, Druck ausgeübt zu haben – da zog der Reichsanwalt den Anklagepunkt „Vollendeter Landesverrat“ zurück.³⁸

Neben dem Vorsitzenden Dr. Greulich gehören dem Gericht noch an Landgerichtsrat Duve, Generalmajor Schmidt, SA-Oberführer Zöberlein³⁹ und Oberstleutnant Zwade.

Strafbeginn am 22. Oktober 1937 um 15 Uhr 15. Überführung in das Zuchthaus Brandenburg-Görden, wo Bächle am 9. November 1937 ankommt. Im März 1938 wird er als Zeuge gegen Schlayer und Römer nach München transportiert. Vor dem Landgericht II werden sie wegen der „Anstiftung zum Entweichenlassen von Gefangenen“ zu je einem Jahr Gefängnis verurteilt.⁴⁰

Römer hatte versucht, die Anklage in Zweifel zu ziehen. Es sei „abwegig, daß ich als alter Soldat mir von Bächle, der nicht im Felde war, Vorschläge für eine Flucht unterbreiten lasse.“

Von Brandenburg nach Sachsenhausen

Hans Bächle verbringt nun die restlichen Jahre (die Untersuchungshaft sowie fast ein Jahr in der Prinz-Albrecht-Straße, dem Hausgefängnis der Gestapo, werden angerechnet) im Zuchthaus. Dort sitzen sehr viele Kommunisten und Sozialdemokraten,⁴¹ und er beteiligt sich an den politischen Diskussionen „über die Zukunft Deutschlands“⁴². Er hat engen Kontakt mit Erich Honecker⁴³, der sich allerdings im Zuchthaus nicht besonders aufrecht als kommunistischer Kämpfer verhalten hat – wie zum Beispiel Robert Havemann⁴⁴.

Am 22. April 1940 meldet der Vorstand des Zuchthauses Brandenburg dem Generalstaatsanwalt beim Volksgerichtshof: „Der Hans Bächle hat die Strafe vom 22.10.1937 15 Uhr 15 bis 22.4.1940 mittags 15 Uhr 15 verbüßt und ist nach Gestapo Berlin, Prinz-Albrecht-Str. 8 entlassen worden.“

Doch er ist nicht frei, sondern vor dem Tor wartet das Auto der Gestapo.⁴⁵ Das sei ihm schon zwei Tage vorher angekündigt worden. Es bringt ihn nach Berlin in die Prinz-Albrecht-Straße, von dort wird er in das KZ Sachsenhausen verlegt. Das Lager mitten in Oranienburg war inzwischen geräumt und geschlossen worden, am Ostrand der Stadt wurde 1936/37 von Häftlingen aus Emslandlagern ein Neubau errichtet. „In den neun Jahren zwischen Aufbau und Befreiung waren insgesamt mehr als 204.000 Menschen aus fast allen Ländern Europas in Sachsenhausen inhaftiert; davon haben über 100.000 die Zeit im Konzentrationslager nicht überlebt.“⁴⁶

Der „Zugang Hans Bächle“ wird auf einer Sonderliste am 30. Mai 1940 angegeben⁴⁷.

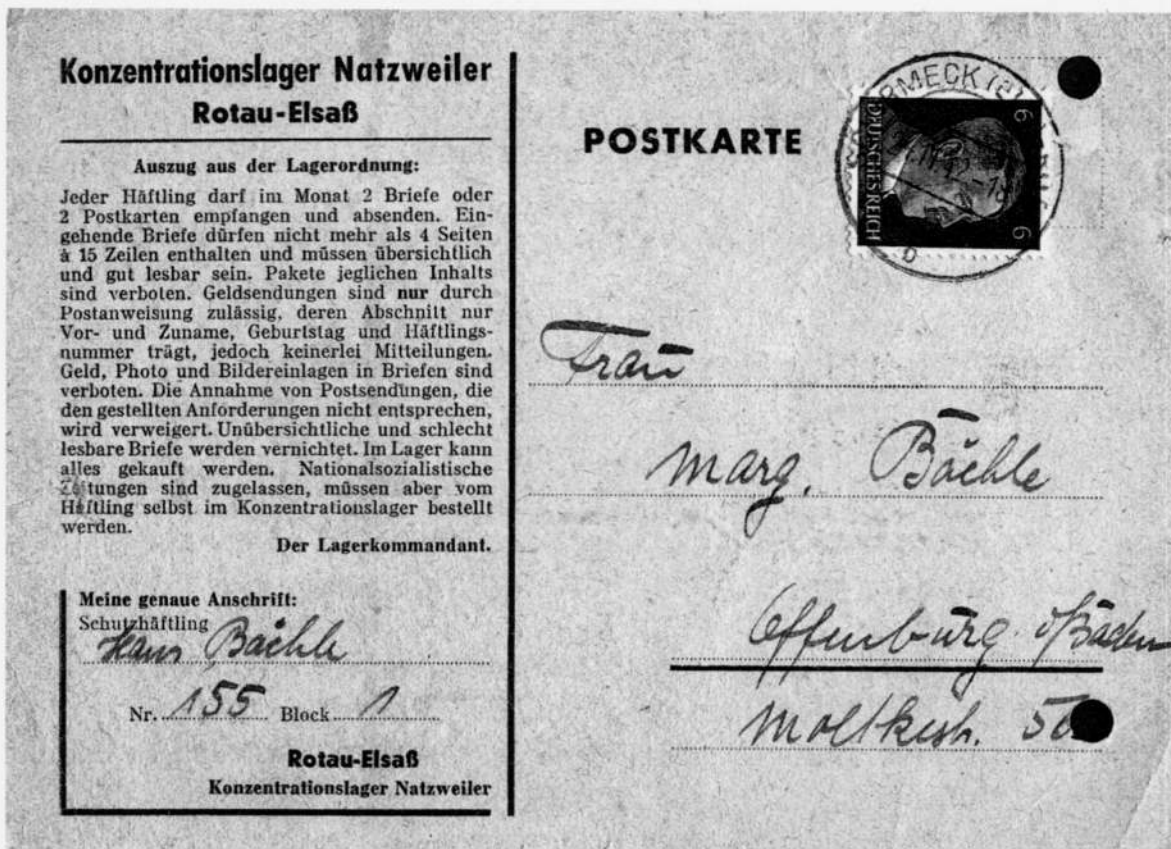
Einige seiner früheren SS-Kameraden erkennen ihn – und das ist sehr unangenehm.⁴⁸ Als dann 1941 ein Aufruf ergeht, sich für den Neuaufbau eines Konzentrationslagers im Elsass zu melden, folgt er dem Vorschlag – und wird in Natzweiler Lagerschreiber. Im KZ Sachsenhausen wird die Überstellung nach Natzweiler in einer Veränderungsmeldung am 21. Mai 1941 vermerkt.⁴⁹ Das Lager war – unter der Bezeichnung „KL Natzweiler, Post Rotau⁵⁰ i. Elsass, Tel. 49, Amt Schirmeck-Elsass“ – offiziell am 1. Mai eröffnet worden. In Schirmeck war ein weiteres Lager. Es bestand als so genanntes „Sicherungslager“ bereits ab August 1940.

Natzweiler und die Vogesen

Wer heute das Lager besucht, kann in der Gedenkstätte⁵¹ eine deutschsprachige Broschüre kaufen. Darin heißt es: „*Das Lager Natzweiler-Struthof, jetzt unter Denkmalschutz, ist heute der Ort der Verschleppung, für alle früheren Häftlinge der Konzentrationslager zusammen. Vorüberfahrende und Pilger können es heute auf einem Gipfel der Vogesen erblicken, im Herzen des Elsass, über dem Tal der Bruche⁵², etwas höher als das Gasthaus von Struthof⁵³, einst bekannter Wintersportort für die Bewohner von Strassburg. Diejenigen, die die natürliche Schönheit dieses Gipfels bewundern, werden kaum glauben können, dass dieser Berg verflucht ist, da er für freie Menschen die Hölle dargestellt hat.*“⁵⁴

Das Lager Natzweiler lag – über dem gleichnamigen Dorf – 8 km vom Bahnhof Rotau entfernt in 800 m Höhe. Es war ursprünglich für 1.500 Häftlinge gebaut worden.

Zu Beginn des Jahres 1944 waren es noch 2.400 bis 2.800. Am 27. April sind es 8.201 und steigt bis zum Herbst auf über 13.000 Personen.



Karte aus dem KZ Natzweiler, Elsass, 1942, an die Mutter

Quelle: Nachlass Bächle

Immer wieder kommt es zu Fluchtversuchen, meist werden die wieder Ergriffenen erhängt auf dem Appellplatz und alle müssen zusehen. Oft wird aber auch gleich „auf der Flucht erschossen“.

Die meisten Häftlinge sind im September 1944 nach Dachau evakuiert worden⁵⁵ oder noch in den Außenlagern.

Eine Besonderheit des Lagers war die Anwesenheit der nicht nur französischen NN-Gefangenen. Diese Bezeichnung beruhte auf einem Erlass vom Dezember 1941, wonach Menschen in den besetzten Gebieten, die des Widerstands gegen die deutsche Besatzungsmacht verdächtig waren, festzunehmen und anzuklagen waren – später wurden sie nicht mehr angeklagt, sondern nur noch „bei Nacht und Nebel“ erschossen. „Die Bevölkerung ganzer lothringischer Dörfer“ sei hier hingerichtet worden.⁵⁶

Hans Bächle im Lager Natzweiler

In der Broschüre ist zwischen den Schilderungen der Vernichtung immer wieder von der majestätischen Naturschönheit die Rede, unter anderem vom Gipfel des Donon gegenüber. Davon hat auch Hans Bächle 1993 noch geschwärmt. Ihn hatte vor allem beeindruckt, dass die Personen am Galgen

auf dem Appellplatz kurz vor der Hinrichtung noch diesen Anblick geboten bekamen. Kommandant Kramer soll den zum Zuschauen gezwungenen Häftlingen vom Podium neben dem Galgen zugerufen haben: „Mir würde es gar nichts ausmachen, euch einen nach dem anderen aufzuhängen wie den da!“⁵⁷

Natzweiler war ursprünglich wegen des Granitgesteins ausgewählt worden – als Rohstoffquelle, abgebaut von billigen Arbeitskräften. Die Tätigkeit der Häftlinge im Steinbruch war wie in anderen Lagern „Vernichtung durch Arbeit“. Hans Bächle war davon verschont – er hatte sich ja als Lagerschreiber gemeldet. Er wollte damit auch der Heimat näher sein. Bis nach Offenburg waren es nur 50 km Luftlinie.

Es gab Außenarbeitsstellen – in Oberehnheim (Obernai), Pelters, Schömberg, Ellwangen⁵⁸, Metz, Heppenheim und Iffezheim – und es gab 50 Außenlager in Baden, Württemberg, der Pfalz, im Elsass und im Saarland.⁵⁹

Hans Bächle war aber die ganze Zeit offenbar in Natzweiler. Er hatte manchmal bis spät in der Nacht zu schreiben. Wenn er sich dann über das Gelände zu „seiner“ Baracke bewegte, war er in Gefahr, von den Besatzungen der Wachtürme angeschossen zu werden. Denn sie durften bei Dunkelheit auf alles schießen, was sich bewegte. Um nicht beschossen zu werden, durfte er bis Mitternacht eine rote Petroleumlampe bei sich tragen.⁶⁰

Briefe aus dem KZ

Die Führung legte großen Wert darauf, dass die Häftlinge sich bei den Verwandten meldeten und ihnen mitteilten, dass es ihnen gut gehe. In mehreren Lagerordnungen war wöchentliches oder zweiwöchentliches Briefschreiben und Empfangen erlaubt – „ausser Russen und NN.-Häftlingen“⁶¹. Doch manche Häftlinge legten offenbar keinen Wert auf zensierte (d. h. oft: zerschnittene) Briefe.

Immer wieder werden Häftlinge durch die Poststelle in Natzweiler daran erinnert, endlich an ihre Verwandten zu schreiben „dass sie sich im Konzentrationslager Natzweiler befinden und im Rahmen der bestehenden Bestimmungen Briefe, Pakete und Geldsendungen erhalten dürfen.“⁶²

Auch eheliche Kontakte wurden staatlich gefördert: „Es wird gebeten, den Schutzhäftling Furio Melani (...) dazu anzuhalten, seiner Frau sofort zu schreiben. M. hat das letzte Mal am 21. Mai geschrieben.“ Derartige Ermahnungen sind häufig, die Briefe waren dann natürlich „dem Schutzhaftlagerführer K.L. Natzweiler vorzulegen“.⁶³

Einschränkungen gab es für bestimmte Häftlingsgruppen zeitweise, wie zum Beispiel 1942: „Auf Anordnung des Lagerkommandanten SS-Sturmbannführers Zill vom 4.6.42 dürfen Bibelforscher, rückfällige Schutzhäftlinge sowie Strafkompagnie nur vierteljährlich schreiben und Post empfan-

**Konzentrationslager
Sachsenhausen
Oranienburg bei Berlin**

Oranienburg, den 10. Nov. 1940

Der Tag der Entlassung kann jetzt noch nicht angegeben werden. Besuche im Lager sind verboten. Anfragen sind zwecklos.

Auszug aus der Lagerordnung:

Jeder Häftling darf im Monat 2 Briefe oder 2 Postkarten empfangen und auch absenden. Ein Brief darf nicht mehr als 4 Seiten à 15 Zeilen enthalten und muß übersichtlich und gut lesbar sein. Postsendungen, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, werden nicht zugestellt. Pakete jeglichen Inhalts dürfen nicht empfangen werden. Geldsendungen sind zulässig, sie müssen aber durch Postanweisung erfolgen; Geldeinlagen im Brief sind verboten. Mitteilungen auf den Postanweisungsabschnitten sind verboten; Annahme wird sonst verweigert. Es kann im Lager alles gekauft werden. Nationalsozialistische Zeitungen sind zugelassen, müssen aber von dem Häftling selbst über die Poststelle des Konzentrationslagers bestellt werden. Unübersichtliche und schlecht lesbare Briefe können nicht zensuriert werden und werden vernichtet. Die Zusendung von Bildern und Photos ist verboten.

Der Lagerkommandant.

Meine liebe Mutter u. Hanni! Froh, daß es Euch gut geht habe ich nun auch von mir das Gleiche zu berichten. Post habe ich nun wirklich erhalten und auch von Onkel Franz habe ich erhalten. 10. Nov. sind ebenfalls eingetroffen und danke dafür. Aus dem letzten Brief ersehe ich, daß ich nun meine Gedanken im Abzug höher legen muß, um in Eure Wohnung einzutringen. Bis jetzt seid ihr ja noch unten aber ich glaube, daß ihr nicht sehr erbannt seid von dem Ausgang denn sehen doch die Böden oben recht schlecht aus und jetzt gibt es wenig Mittel sie zu bessern. Sollte ich doch ja noch nach Hause kommen so können wir ja mal nun ziehen. Def. Herr Giger gestorben ist, ist ja bedauerlich, denn er war ein passender Mensch. Onkel Franz ist ja nun in der Kellerei hoffentlich müssen sie nicht auch noch mitschicken, denn es wäre bestimmt nicht schön wenn man so lange Sabre sich angehängelt hat. Nachmals herzlichen Dank und alles Gute für Euch alle.
Hans.

Brief aus dem KZ Sachsenhausen, 1940, an die Mutter (Ausschnitt)

Quelle: Nachlass Bächle

gen.“⁶⁴ Einzelne Häftlinge erhielten zeitliche Sperren, wenn man ihnen etwas zu schmuggeln versucht hatte, vor allem Geld. „Nacht und Nebel“-Gefangene waren jedoch völlig von der Außenwelt abgeschirmt.⁶⁵

Die Verwaltung aller Konzentrationslager in Oranienburg hatte am 30. Oktober 1942 den Lagerkommandanten mitgeteilt, dass auf Weisung Himmlers vom Vortag nun auch Paketsendungen an die Häftlinge möglich seien. Es durften Lebensmittel unbeschränkt empfangen werden – „der Inhalt muß jedoch am Tage der Ankunft oder am darauffolgenden Tage von dem Häftling verzehrt werden.“ Wenn man weiß, dass im Lager stets großer Hunger herrschte, kann man sich vorstellen, dass wohl kaum etwas übrig blieb. Auch Hans Bächle hat seine Verwandten um Pakete gebeten, aber offenbar schon vor dem 30. Oktober 1942, wie aus einem geschmuggelten und unzensierten Brief hervorgeht (aus dem Nachlass; Schreibfehler im Original).

„Du liebe kleine Mutter, sei nicht allzu erstaunt, dass Du von mir einen Brief erhältst, den man nun auch mal wieder als dies bezeichnen kann. Schon lange hatte ich den Wunsch, an Dich mal einen Brief zuschreiben, der von den anderen abweichen kann und der das Dir offenbart, was nötig ist. Heute nun nach 6 Jahren sitze ich vor der Schreibmaschine und tippe einen Brief für Dich. Als ich damals in diese Zeit hineinging konnte ich noch nicht ahnen, dass es so lange dauern wird wie es bis jetzt gegangen ist. Aber wer weiß wie lange es noch gehen mag. Bestimmt kann man annehmen dass dieser unselige Krieg vorbei sein wird bis ich den Weg zu Euch wieder finden kann.

Alle Bemühungen sind bis jetzt ohne nennenswerten Erfolg gewesen und nicht immer konnte ich in Deinen Briefen entnehmen was Du über Deine Bemühungen geschrieben hast, denn in letzter Zeit waren die Briefe von Dir einer Zensur unterworfen, die alles was irgend welche Anhaltspunkte geben könnte, ausgeschnitten. Somit habe ich manchmal nur einen Teil des Briefes erhalten. Genau(so) ist es bei mir. Ich bin niemals in der Lage das zu schreiben was ich schreiben möchte, denn dies würde eine Unmögliche Sache sein, und würde Selbstvernichtung bedeuten. Die Gesetze, die hier die Ordnung bestimmen, sind derartig, dass man von einem menschlichen Tun und Lassen nicht mehr sprechen kann. Im Zuchthaus waren die Gesetze nur ein Minimum so streng als sie es hier sind. (...) Was sie auf die Menschen für ein Unheil gebracht haben, können sie nie mehr gut machen. Ich bin heute froh, daß mich damals der Weg von ihnen wegführte, denn heute sehe ich selbst, dass es nur Heuchelei ist mit dem sie alles in Schach halten, wenn ihre Lieblichkeit nicht mehr ausreicht, dann wird rohe Gewalt angewendet, und gegen diese sind wir machtlos. Wenn ich so an meine Heimat denke, wenn ich so die Berge betrachte dann habe ich nur einen Wunsch so bald als möglich irgendwo in den Bergen unter blauem Himmel zwischen Tannen zu liegen und Ruhe zu finden von dem Erlebten. Niemand

mehr sehen oder hören, der nur auf den Moment lauert, wo er eine Schwäche bei dem Anderen entdeckt um ihn zu strafen. (...)

Kein Mensch wird uns helfen, denn man denkt nur an Vernichtung. Unsere Strafe haben wir verbüsst, aber damit ist ja nicht genug, erst wenn es einem dieser Herren einmal zum Frühstück geschmeckt hat, dann können wir mal Glück haben, dass man uns frei lässt. (...)

Gesuche um Gesuche helfen mehr, denn wenn sie sehen dass sich jemand bemüht, dann sind sie vorsichtiger in ihrer Beurteilung. Schreibe auch Du immer wieder und wenn es auch noch keinen Zweck hat. Und nun will ich mal etwas anderes Dir schreiben.

Meine bisherige Arbeit war zufrieden stellend, denn ich bin sozusagen in meinem Beruf drin. Aber mit welchen Schwierigkeiten er verbunden ist, möchte ich hier nicht aufführen. Solange es gut geht mag es eine Hilfe sein für mich, aber umso strenger wird es sein, wenn es nicht mehr sein kann durch eine geringe Abweichung, die man unversehens machen kann, oder sogar machen muß zur Erhaltung des Eigenen Ichs. Schweigen wir aber, über Vorteile und Nachteile und denken wir an die Zukunft. Wir erleben jetzt eine Zeit in der die Vergangene eine noch schöne gewesen sein wird, gegenüber der kommenden. Hunger ein Wort und ein Begriff ist ja jetzt zur Alltäglichkeit geworden und man ist immer bemüht es auf ein Minimum herab zudrücken. So mancher Brief ist hier schon eingegangen, in dem nicht sehr erfreuliches steht, denn draussen ist es nicht viel besser. Und wie steht es bei Euch. Habt ihr noch soviel dass es ausreicht. Du hast mir eine Karte geschrieben von G. über die ich mich sehr gefreut habe, denn die Erinnerungen, die mit diesem Ort⁶⁶ verbunden sind, sind doch nur angenehme. Wenn du mal in Berlin darum nachsuchen würdest, dass ich hier von Euch Pakete empfangen könnte, dass mir etwas Hafterleichterung verschaffen würde. In Form von Brief und Paket Empfang. Ob es gelingt will ich allerdings bezweifeln, aber ein Versuch kostet ja nichts. Für jetzt hätte ich ja einen Weg gefunden, der muß aber genau eingehalten werden, damit keine Unannehmlichkeiten entsehen für mich und für den Jenigen der zwischen Dir und mir steht. Wenn Du trotz der Einschränkung noch etwas entbehren kannst, so versuche mir etwas zuschicken, und zwar einmal und dies nach Möglichkeit gleich an: SS-Rottenführer Bernd Deffur an die hiesige Adresse, die Dir ja bekannt ist. Von hier aus werde ich dann das Paket erhalten, sehe bitte aber zu, dass es in Straßburg aufgegeben werden kann oder in Kehl. Als Abs. nehmt Fr. Erna Müller aber nicht aus Off. abschi-cken sondern von der Bahn unmittelbar oder von einem aufgeführten Ort. Es darf auf keinen Fall von dort aufgegeben worden sein. Der Name haben wir so ausgemacht. Spätere sendet an SS-Sturm- Sedelmayer, Josef mit gleicher Adresse und gleichem Abs. In meinen Briefen werde ich dann Bezug darauf nehmen. Schreibe ich einen Gruß an Anitle, so habe ich das Paket erhalten, schreibe ich einen Gruß an Hanni, so könnt ihr eines abschi-

cken, schreibe ich aber Anitle geht es nicht gut, dann sendet keines ab bis ich wieder schreibe, Hanni einen Gruß. Ihr werdet mir zum Zeichen, dass ihr eines abgeschickt habt, einen Gruß von Anitle bestellen. Und nun noch eines schreibe ich einmal ich wünsche Onkel Franz gute Besserung so bin ich nicht mehr gesund und mir geht es nicht mehr gut. Denn hier dürfen wir nur schreiben uns geht es gut, ja wir müssen es sogar in jedem Brief schreiben, und wenn wir schon nicht mehr auf den Beinen stehen können, alles ist ein Zwang ein Gut aussehen gegen draussen, aber hier ist ein Elend unter den Menschen, das nicht mehr menschlich ist. (...)

Wenn es gelingen sollte, dass ich von Dir ein Paket erhalten kann, so Euch dieser Brief auch erreicht, so sendet bitte Zahnpasta und eine Zahnbürste mit, denn dies brauche ich nötig. Wein könnt ihr auch mit schicken, denn auch den kann ich gut gebrauchen, nicht dass ich Trinker bin, aber fürs besorgen und einen Schluck für mich ist ganz gut. Bei diesem Brief liegt noch einen Brief mit bei von einem Bekannten hier, gebt ihn an die Adresse weiter, die am Brief Anfang steht. Euch wünsche ich alles Gute und hoffen wir, dass alles noch gut wird und auch alles zu unserer Zufriedenheit ausfällt. Diesen Brief vernichtet sofort. Sei nun herzlich begrüßt und mache Dir keine unnötigen Sorgen. Hans“

Es hieß zwar in Himmlers Weisung „Jeder SS-Angehörige, der sich an einem Lebensmittelpaket eines Häftlings vergreift, wird mit dem Tode bestraft“. Aber in den „Anweisungen für die Paketzensur“ legte ein SS-Hauptsturmführer in Natzweiler fest, „Nahrungsmittel, wie Haferflocken, Maggiwürfel usw. sollen dem Schutzhaftlagerführer zur Verfügung gestellt werden.“⁶⁷ Doch die trotz Verbots oft durch die Wächter geplünderten Pakete haben den ständigen Nahrungsmangel kaum merklich beseitigen können.

Ein Krankenpfleger, der gleich 1941 beim Aufbau des Lagers aus Dachau kam, erinnerte sich 1945 an Natzweiler: „Die Ernährung war absolut ungenügend, das Mittagessen völlig ungenießbar. 60 % der Lagerinsassen wogen unter 50 kg. Der Hunger war so groß, daß die schwächsten Häftlinge von entmenschten, mitgefangenen Häftlingen einfach deshalb erschlagen wurden, um sich in den Besitz ihrer kärglichen Lebensmittelration zu setzen. In einer einzigen Nacht sind in das Revier nicht weniger als 30 Erschlagene eingeliefert worden.“ (Robert Leibbrand, Stuttgart)⁶⁸

Es sei auch Kannibalismus vorgekommen, schreibt der holländische NN-Gefangene Floris Bakels im Kapitel über Natzweiler: „Die Küche in Natzweiler bekam ab und an eine Ladung Fleisch zugeteilt (...) Einmal wurde ein Teil eines menschlichen Unterkiefers in der Suppe gefunden. Da wurde alles deutlicher. Kannibalismus kam vor – im KZ und vor allem auf den Transporten. Ich wurde aber nie Zeuge davon. SS-Hunde rissen bei ihren Schlachtopfern mit Vorliebe Fleischstücke aus dem Gesäß und hinten aus den Schenkeln.“⁶⁹

Die liebe Verwandtschaft

Während Hans Bächle in den verschiedenen Haftanstalten saß, schrieben sein Mutter, seine Schwester, sein Onkel in Waldkirch und andere Verwandte immer wieder an alle möglichen Stellen der Partei- und Staatsführung, auch an die jeweilige Haftstätte und an die Gestapo. Es begann schon im April 1936, 18 Tage nach Bächles Rückkehr nach Berlin: Jakob Brohammer aus Waldkirch schrieb an seinen lieben Parteigenossen Rudolf Heß und erwähnte auch später gern den Bezug der Familie zum „Stellvertreter des Führers“: Seine Frau war früher in Alexandria/Ägypten, wo Heß geboren wurde, bei Familie Heß Kindermädchen gewesen. Doch das Büro Heß schickte alle Briefe einfach weiter, an den Volksgerichtshof oder an den Reichsführer-SS.

Im Juli 1937 schrieb die Mutter direkt an Himmler – und klagte die Führung an:

Frau Margarete Bächle, Wwe., Offenburg. An den Führer der SS / Herrn Heinrich Himmler, Berlin.

„Mein Sohn Hans Bächle (...) wurde im November 1933 bei der SS in Ellwangen eingestellt. 1934 wurde er nach Berlin kommandiert. An Ostern 1935 hat er in seiner jugendlichen Dummheit dort zwei Gefangene befreit und ist mit ihnen, auf alle möglichen Versprechungen hin, ins Ausland geflüchtet. Nach allen möglichen Irrfahrten hatte er sich im März 1936 freiwillig den deutschen Behörden gestellt. Nachdem er bereits $\frac{3}{4}$ Jahre im Gestappo-Gefängnis in Berlin in Haft war, kam er als Untersuchungsgefangener nach Moabit, wo er heute noch ist. Es sind inzwischen 16 Monate verflossen und noch immer ist keine Aussicht auf einen Verhandlungstermin. (...) Einerseits trägt die Standarte Ellwangen auch ein Grossteil Mitschuld. Diese hätte einen solch jungen und unerfahrenen Menschen nicht auf solch verantwortungsvollen Posten stellen dürfen. (...) helfen Sie mir, dass aus meinem Sohn noch ein brauchbarer Mensch werden kann, bevor es zu spät ist. (...) Heil Hitler“ (Im Nachlass)

Im April 1939 schrieb sie auch an den „Stellvertreter des Führers“, Rudolf Heß, Reichsminister ohne Geschäftsbereich:

„... In Anbetracht seiner Jugend, er ist jetzt 22 Jahre alt, und der besonderen Umstände, die ihn zur Tat veranlassten, möchte ich Sie Herr Reichsminister inständig bitten unserem Führer mein Gnadengesuch zur wohlwollenden Prüfung zu unterbreiten, damit die Strafzeit meines Sohnes verkürzt wird. Es wäre dabei zu berücksichtigen, dass mein Sohn seinen Vater bereits mit einem Jahr im Kriege verloren hat. Im Jahre 1930 war er bereits in der Partei und in der HJ tätig. (...)“ (Im Nachlass)

Ihr Sohn schrieb ihr im Juli 1939 aus dem Zuchthaus Brandenburg und machte sich Hoffnung auf eine vorzeitige Entlassung aus der Haft – nahm aber realistisch sogar eine Verlängerung an: *„Liebe Mutter u. Hanni! Besten Dank für Eure Briefe und Karten. Ich habe mich gefreut endlich mal wieder ein Bildchen zu bekommen und konnte daran ersehen welche Veränderungen (...) Wie mir Onkel Franz schreibt, ist das Gesuch abgelehnt worden. Ich vermute sehr stark, daß es von der Gestapo nicht befürwortet worden ist, denn nach denen ihrem Ermessen bin ich zu gering bestraft worden. Es macht aber nichts, denn es sind ja nur noch wenige Monate und dann will ich hoffen, daß man mich frei läßt und nicht in Überhaft in einem Lager läßt. Alles dies ist möglich, denn ich wäre nicht der einzige, dem es so erginge. (...)“* (Im Nachlass)

Zwei Wochen später antwortete die „Kanzlei des Führers, Amt für Gnadensachen“ der Mutter nach Offenburg: *„In Erledigung Ihrer Anfrage vom 21. Juli 1939 übersende ich in der Anlage Abschrift meines Bescheides vom 17. Oktober 1935 mit der Bitte um Kenntnisnahme. Die Gründe, die seinerzeit bei der Ablehnung des Gesuches auf Wiederaufnahme in die Partei massgebend waren, mussten auch bei Ihrem Antrag auf Verkürzung der wegen Landesverrats erhaltenen Zuchthausstrafe Berücksichtigung finden. Ich sehe nunmehr diese Gnadenangelegenheit als erledigt an. Heil Hitler! Im Auftrag ...“* (Im Nachlaß)

Im Mai 1942 hatte sie wieder an Himmler geschrieben. Darauf antwortete jemand von der Geheimen Staatspolizei: *„Auf Ihre Eingabe von Anfang Mai 1942 an den Reichsführer-SS und Chef der Deutschen Polizei teile ich Ihnen mit, daß bisher einer Entlassung Ihres Sohnes aus der Schutzhaft noch nicht nähergetreten werden konnte, da seine Führung im Konzentrationslager Sachsenhausen, wo er zuerst untergebracht war und auch im Konzentrationslager in Natzweiler, wo er zur Zeit einsitzt, eine Besserung nicht erkennen ließ. Wenn auch Ihr Sohn bei Begehung seiner Verfehlung erst 18 Jahre alt war, so befindet er sich doch jetzt immerhin in einem Alter, in dem man von ihm vernünftiges Verhalten, Einsicht und Überlegung für die Gestaltung seiner Zukunft erwarten muß.“*

Diese charakterliche Haltung fehlt jedoch nach den bisherigen Führungsberichten der Lagerkommandanten Ihrem Sohne zur Zeit noch gänzlich, was vielleicht u.a. auch darauf zurückzuführen sein könnte, dass bei Ihrem Sohn infolge seiner langen Abwesenheit vom Elternhaus die sonst bestehenden persönlichen Bindungen verloren gegangen sind. / Um Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihrem Sohn in dieser Hinsicht ins Gewissen reden zu können und ihn auf das Verwerfliche seines Verhaltens sowohl Ihnen als auch der Volksgemeinschaft gegenüber hinzuweisen, habe ich mich entschlossen, Ihnen eine Sprecherlaubnis mit Ihrem Sohn im Konzentrationslager Natzweiler zu gewähren (...)

Von seinem weiteren Verhalten nach Ihrem Besuch im Lager wird es abhängen, ob zu gegebener Zeit eine Entlassung aus der Schutzhaft nähergetreten werden kann. Heil Hitler! I.A. ...“ (Im Nachlass)

Die Antwort war recht differenziert und sollte wohl der Willkür einen Sinn geben: Ein „Erziehungsprozeß“.

Darauf schrieb sie am 24. August 1942, sie würde ihm gern bei dem Besuch auch „etwas zum Essen mitbringen“.

„Desweiteren möchte ich (...) ab und zu ein Päckchen schicken.“

Im August 1943, ein Jahr später, weist sie energisch auf eine abgelaufene Frist hin, die man einmal gesetzt hatte: *„Auf mein Gesuch vom 3. Juni 1943 teilte mir ein Beamter der Geheimen Staatspolizei Offenburg mit, dass mein Sohn noch nicht entlassen werden kann, die Angelegenheit aber in 3 Monaten nochmals geprüft werde. Da diese Zeit nun verstrichen ist, frage ich nochmals an, ob mein Sohn nun endlich entlassen werden kann. So wie ich annehme ist die Führung meines Sohnes einwandfrei und ich möchte jetzt unbedingt den eigentlichen Grund der immer noch hinauschiebenden Entlassung erfahren. Heil Hitler! ...“ (Im Nachlass)*

Ob es nun der unermüdliche Onkel aus Waldkirch war oder die Mutter und die Schwester, oder gar das Offenburger Mitglied der Waffen-SS, Franz Eholzer, – er sei 1941 von Johanna Bächle gebeten worden, bei der Übermittlung der Korrespondenz, beim Empfang von Paketen und der Vermittlung von Besuchen zu helfen – *„Ich bin mit einem schriftl. Antrag beim S.H. Amt⁷⁰ vorstellig geworden, das Gesuch wurde sofort vernichtet und mir bei Wiederholung schwerste Disziplinarstrafe als Waffen SS Mann angedroht. Trotzdem bin ich Wochen darauf mit einem 2. Antrag vorstellig (ge)worden der mir zwar 2 Tage Haft, aber doch den Erfolg des Antrags einbrachte. Nach Entlassung aus dem Wehrdienst nach dem 5.5.41 war ich nochmals persönlich vorstellig. In der Folgezeit wurde dann Herr B. nach Natzweiler im Elsass, also näher seiner Heimat verlegt.“⁷¹* – jedenfalls erfuhr Hans Bächle kurz vor Pfingsten 1944, er werde am Pfingstmontag entlassen.⁷² Das geschah dann auch, und er begab sich nach Rotau auf den kleinen Bahnhof. Er erinnerte sich später, dass er dort als Häftling erkannt wurde von der Bevölkerung, dass er viel Mitleid erfuhr – und dass ihm Lebensmittel zugesteckt wurden.

Er habe die Weisung gehabt, sich direkt nach Berlin zu begeben zur Gestapo, teilte er 1993 mit. Dennoch sei er in Offenburg ausgestiegen und habe gleich die Mutter besucht. Dann fuhr er nach Berlin und traf dort seinen alten Vernehmer wieder, der nun in der Meinekestraße 10 sein Büro gehabt habe.⁷³ Er vermittelte Bächle an die „Organisation Todt“, eine riesige Baubehörde für die Zwecke des deutschen Militärs in ganz Europa. Zugleich ist er auch bei einer kleinen Firma angestellt, J. Feret & Co., Hoch- und

Brückenbau, am Kurfürstendamm. Arbeitsbeginn ist der 10. Juni 1944. Er ist als kaufmännischer Angestellter jetzt rentenversichert und zahlt Pflichtbeiträge, bis November sind es 1302 Reichsmark.⁷⁴

Bächle hat nicht erfahren, dass kurz nach seinem Arbeitsbeginn Beppo Römer am 19. Juni 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wurde. Er hatte mit Robert Uhrig⁷⁵ eine reichsweite kommunistische Widerstandsgruppe geleitet, die von der Gestapo im Februar 1942 zerschlagen wurde in Tirol (15 Festnahmen), München (23 Festnahmen) und Berlin (66 Festnahmen, darunter Beppo Römer und Werner Seelenbinder).⁷⁶

„Hauptmann a.D. Dr. jur. Josef Römer“ wurde im Zuchthaus Brandenburg am 25. September 1944 hingerichtet.

Krieg und Frieden

In den nächsten Monaten reist Hans Bächle durch Europa – als freier Mann. Einzelheiten sind weder im Bundesarchiv Berlin noch im Landesarchiv zu finden. Er selbst gab in den Gesprächen ab 1993 an, die OT-Dienststelle sei am Westkreuz gewesen (die Berliner Oberbauleitung war dort an der Avus-Nordkurve), und er sei u. a. 1/2 Jahr im Leunawerk gewesen (Bitterfeld). „Durch die Zuchthausstrafe galt ich als wehrunwürdig und kam auch nicht zum Volkssturm.“⁷⁷

Am 31. Oktober 1944 wird ihm endlich das seit 1935 für jeden „Volksgenossen“ vorgeschriebene „Arbeitsbuch“ ausgestellt. Als Adresse wird darin angegeben Berlin N 54, Veteranenstr. 26. Dort wohnte Familie Kaschube, der Gatte war Steinsetzer und lebte wohl 1944 schon nicht mehr.⁷⁸ Hans Bächle war mindestens seit Oktober Untermieter bei Mutter Kaschube – und lernte dadurch die Tochter Melanie kennen.

„Am 2. Mai kamen die Russen zu uns in die Veteranenstraße“, erklärt Hans Bächle 1993. Dem Landratsamt schrieb er wegen des Antrags auf Haftentschädigung im August 1976, „am 2.5.1945 wurde ich durch die russische Besatzungsmacht, wie jeder andere Bürger der Stadt registriert und nach der politischen Vergangenheit untersucht.“

Am 12. Juni wird Hans Bächle Mitarbeiter des im Mai gebildeten Magistrats von Berlin. Im Nachlass liegt eine Bescheinigung der Abteilung für Volksbildung, Stadtrat Otto Winzer,⁷⁹ vom 23. Juni 1945: „*Es wird hiermit bescheinigt, dass der Hans Bächle geb. 24.9.1916 wohnhaft Berlin N 54, Veteranenstr. 26 im Volksbildungsamt des Magistrats der Stadt Berlin tätig ist. Die Arbeitszeit beträgt täglich bis 9 Stunden.*“

Laut dem Eintrag im Arbeitsbuch ist er „Presse-Sachbearbeiter, Arb.zt. tägl. 10 Std.“

Am 30. Juni heiratet er Melanie Kaschube, geboren am 15. September 1925. Trauzeugen sind Hugo Gefroi, ein Haftkamerad aus Sachsenhausen. Dann wird ein Knabe gezeugt.

Auferstanden aus Ruinen – und rein in die Bredouille ...

Zu den großen Leistungen zählt der Neuaufbau, die Verteilung der Massen von einheimischen Obdachlosen und Flüchtlingen, die Beschaffung von Unterkünften, die Versorgung mit Nahrungsmitteln, Kleidung, Möbeln usw.

Und es wurde darauf geachtet, dass die Opfer der staatlichen Willkür nun angemessen entschädigt wurden.

Hierzu bildete man Ausschüsse für die „Opfer des Faschismus“ in den Stadtteilen, an der Spitze der OdF-Hauptausschuss. Von diesen Ausschüssen, die bald Teile der städtischen Sozialämter wurden, wurde versucht, das Ausmaß der Verfolgung und die Folgen zu ermitteln. Als Opfer Anerkannte wurden bevorzugt mit Nahrung und Wohnung versorgt. In den Fragebogen wurde auch nach der Zugehörigkeit zu den NS-Organisationen gefragt.

Hans Bächle füllte seinen Fragebogen am 12. Juli aus. Von der SS schrieb er nichts, sondern gab eine politische Publikationstätigkeit an – die es wohl nicht gegeben hat. Er sei für *L'Humanité* tätig gewesen und habe an dem Buch *Das braune Netz* mitgewirkt. Es war 1935 in Paris erschienen und deckte die Naziaktivitäten im Ausland auf.⁸⁰

Er legte sich also eine andere Vergangenheit zu.

Grund war offenbar Angst. Denn der KPD-dominierte Magistrat (die Gruppe Ulbricht zog die Fäden) hatte die Weisungen der Besatzer umzusetzen. Am 1. Juli hatte der Magistrat eine Verordnung erlassen „*über die Beschlagnahme des Vermögens der Personen, die sich aktiv faschistisch betätigt haben. Als führende oder aktive Nationalsozialisten gelten alle Personen, die zu irgendeiner Zeit Mitglieder der NSDAP, der SA, des NSKK, des NSFK, der **Hitler-Jugend** vom Unterbannführer aufwärts, des NS-Studentenbundes, der hauptamtlichen Führung der Deutschen Arbeitsfront, in einer Stellung vom Zellenleiter oder Untersturmführer an aufwärts waren, ferner sämtliche Blutordensträger und Träger des Goldenen Parteiabzeichens, alle Personen, die zu irgendeiner Zeit **Angehörige der SS, des SD oder der Gestapo** gewesen sind.*“ (Hervorhebungen nicht im Original)

Am 6. Juli wurde bekannt, dass seit dem 1. Mai bereits 11.677 ehemalige Mitglieder der NSDAP aus der Berliner Stadtverwaltung entlassen worden waren. Der Magistrat hatte am 30. Juni verfügt, dass allen Entlassenen das Betreten der Dienstgebäude ab dem 3. Juli untersagt sei. Bis zu diesem Tag sollten auch Listen aller entlassenen Mitglieder der NSDAP erstellt und in zweifacher Ausfertigung eingereicht werden. Ein Exemplar war vermutlich für die Besatzungsmacht bestimmt.

Es gab viele pfiffige NSDAP-Mitglieder. Sie stürmten die Polizeireviere und baten um „Streichung oder Tilgung ihrer Mitgliedschaft“, worauf in

einigen Bezirken „Unbedenklichkeitsbescheinigungen“ ausgestellt wurden. Es war so schlimm, dass Stadtrat Maron am 22. Juni mit einer Verordnung diese Bescheinigungen ausdrücklich untersagte.

„Die Mitgliedschaft in der NSDAP kann nicht mit einem Federstrich ausgelöscht werden.“⁸¹

Hans Bächle konnte die Suche nach heimlichen Nazis um sich herum bemerken und verschwieg daher, dass er bis 1935 den untersten Dienstgrad in der SS innehatte, dass er bereits als Minderjähriger entlaufen war. Es sollte sich rächen.

In den erhaltenen Unterlagen zur NSDAP und SS im ehemaligen *Berlin Document Center* sind keine Angaben zu ihm vorhanden. Im OdF-Antrag hatte er bestritten, jemals der NSDAP angehört zu haben – wie Mutter und Schwester.

Sehr wolkig waren dort die weiteren Angaben.

Waren Sie oder Ihre Familienangehörigen vor dem 1.1.1933 politisch organisiert?

Sie selbst? Ja, Partei KJL,

Mutter, Geschw. nein

Teilnahme an antifaschistischer illegaler Arbeit von 1933 bis 1945

Sie selbst: ja, Art: Presseberichter,

Gruppe oder Org.: RH. u. KP. Frankreich

Sind Sie wegen Ihrer politischen Einstellung verfolgt und bestraft worden?

Kurze Erklärung: Bestraft wegen Gefangenenbefreiung v. 2 Angeh. der Gruppe Römer-Scheringer⁸² / Verbindung zu deutschfeindlichen Nachrichtenstellen / AIZ u. Humanité

Wann und wo verhaftet? 27.3.1936 Grenzübertritt Basel-Lörrach

Umstand der Verhaftung (verraten worden, durch wen usw.?) durch diensttuenden Beamten erkannt

Von welchem Gericht verurteilt? Wann?

Volksgerechtshof 22.10.1937 (...)

Arbeit in der Haftzeit: versch. z.T. als Buchhalter

Funktionen in Strafanstalten oder KZ

(Blockältester,

Vorarbeiter usw.) Z. Brandenburg Arbeitskalfaktor

KL. Natzweiler Buchhalter auf Verwaltung

In welchem Kommando ?

Aus Dichtung und Wahrheit bestand offenbar auch diese Darstellung:⁸³

Zur Strafsache: Nach Sammlung von Bild- und Wortmaterial aus KL. Columbia, 2 Angehörige der Gruppe Römer-Scheringer nach der Tschechoslowakei verholphen, danach Beginn der Auswertung des mitgebrachten Propagandamaterials für die A.I.Z. und Humanité sowie für die Herstellung eines Buches „Das braune Netz“⁸⁴ (Tätigkeit der Gestapo im Ausland) Mehr (?) Verurteilung nicht möglich, da nur Nachweis ermöglicht werden konnte über Verbindung zu deutschfeindl. Nachrichtenstellen (Presse) (?) / gemachten Prozess wegen Landesverrat

Wo sind Sie gegenwärtig beschäftigt ? Magistrat (Pressestelle)

Unterschrift dreier Bürgen: Ich versichere an Eides Statt, daß mir der Vorgenannte aus der Zeit der Haft als echter Antifaschist bekannt ist. Ich büрге für ihn:

1. Hugo Gefroi Bln. S.O. 36 Manteuffelstr. 82 (17289)

2.

3.

Ich versichere an Eides Statt, vorstehende Angaben wahrheitsgemäß gemacht zu haben. (...)

Berlin, den 12. Juli 1945 Hans Bächle

Ein Bürge reichte – Hugo Gefroi war immerhin Leiter der Pressestelle der Polizei in der Linienstraße.

Nun legt Bächle im OdF-Antrag⁸⁵ richtig los:

*„Lebenslauf ! Ich bin am 24. 9.1916 in Offenburg/Baden als Sohn des Küfermeisters Emil Bächle und seiner Ehefrau Margaretha Bächle, geboren. Von 1923–26 besuchte ich die Volksschule, anschließend bis 1933 die Oberrealschule in Offenburg. Nach Verlassen der Oberrealschule besuchte ich noch 4 Monate die Höhere Handelsschule. Am 1.8.34 trat ich als **Verwaltungsangestellter in das Verwaltungsamt Berlin, Columbiahaus** ein. Hier war ich nur bis zu meiner Emigration am 20.4.1934. Diese Arbeit habe ich insofern aufgenommen, daß ich Gelegenheit hatte mich mit der Beschaffung von Bild- und Wortmaterial nun zu befassen.*

Im Laufe dieser Tätigkeit nahm ich Verbindung mit Beppo Römer (Römer-Scheringer) und seiner Leute auf. Im April 1935 wurde ich nun gezwungen mit der Sammlung von Bild- und Tatsachenmaterial abzubrechen, da bereits ein Missfallen zur Leitung bestand.“

Die Nennung des Stichworts *Columbiahaus* war leichtsinnig. Denn den überall in den Magistratsstellen sitzenden politisch Verfolgten war sicher bekannt, dass dort kein Verwaltungsamt seine Tätigkeit entfaltet hatte.

Der gewiefte politische Journalist Bächle packt also seine Sachen und verlässt das Land, mit einer politischen Tat: *„Mit meiner Flucht verband ich die Flucht von 2 Angehörige der Gruppe Römer-Scheringer. Römer, der selbst mitsollte, trat im letzten Augenblick zurück. Von 1935–36 war ich nun mit der **Auswertung** des mitgenommenen Materials beschäftigt. Bildberichte in der AIZ(,) Kommentare in der Humanité, sowie bei der **Roten-Hilfe** und der KPF in Straßburg. Im Laufe meiner Tätigkeit, die zur **Ent-hüllung der Auslandstätigkeit der Gestapo** galt (Verschleppung des Journ. **Jacobs**, Erschießung des Ing. Formis usw.) wurde ich an der Grenze zwischen Lörrach u. Basel verhaftet am 27.3.1936. Am 22.10.37 wurde ich vor dem Volksgerichtshof wegen Gefangenenbefreiung und Verbindung zum deutschfeindlichen Nachrichtendienst zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. 1940 wurde ich in das KL. Sachsenhausen überführt um von dort aus 1941 nach dem KL. Natzweiler überstellt wurde. Hier war ich bis zu meiner Entlassung am 29.5.1944. Am 1.6.1944 wurde ich dienstverpflichtet zu O.T. Hier war ich dann bis Kriegsende bei einer Berliner Baufirma als kaufm. Angestellter tätig. Nach Beendigung der Kampfhandlungen in Berlin habe ich ehrenamtlich an der Aufbauarbeit der Meldestelle 2 des Bezirks 6 Berlin-Mitte mitgearbeitet. Hans Bächle“*

Er sah sich offenbar als Berthold Jacob⁸⁶, dessen Namen er nicht einmal richtig schreiben konnte. Und die Rote Hilfe war keine Roten-Hilfe, so wie man in der KJI⁸⁷ nicht als Person Mitglied sein konnte, sondern im KJV. Berthold Jacob war am 9. März 1935 an der Schweizer Grenze nach Deutschland entführt worden. Er musste nach Protesten im September 1935 freigelassen werden und lebte zunächst wieder in Straßburg. Bächle hingegen wurde 1936 an jenem Grenzübergang nicht erkannt, man hatte sich zunächst sogar ausdrücklich geweigert, ihn zu verhaften.

Nach Hohenschönhausen und Sachsenhausen

Am 26. Juli 1945 *„bin ich beim Nachhauseweg durch eine russische Militärstreifenkontrolle (Absperrung einer Strassenzeile) ohne Nennung von Gründen und unter Missachtung eines vorläufigen Ausweises der Kommandantur wie alle jüngere Männer in ein PM Lager gebracht worden. Nach zwei Tagen wurde ich durch ein russ. Leutnant zur Person vernommen, dies erstreckte sich wieder auf die üblichen Fragen zur Person, Partei, Organisationen, Wehrmacht usw. Da ich zu allen Fragen ausser wegen der Zugehörigkeit zur Org. Todt nicht belastet war wurde ich ins Lager mit dem Vermerk zurück geschickt, daß meine Angaben überprüft werden und ich dann nach Hause gehen könnte.*

Diese Überprüfung hat allerdings bis 20.7.1948 gedauert. Auch hier wurde ich ohne Nennung von Gründen entlassen. Das einzige was feststand, war, daß ich auf Grund der immer wieder stattgefundenen ärztlichen

Überprüfungen im Lager wegen Arbeitsunfähigkeit zur Entlassung freigegeben wurde.

Meine Lagerzeit begann nach Überstellung durch die Militärs in Hohenschönhausen in Berlin. Dort hat man anscheinend alles zusammengefaßt was in Berlin nach dem Kriege festgehalten wurde. Ehemalige Angehörige der Wehrmacht, der Waffen SS, Parteileute mit kleinen Funktionen, Hitlerjugend, sowie Frauen aus den selben Teilen.

Nach ca. 3 Wochen Aufenthalt in diesem Lager mussten wir alle Frauen und Männer zu Fuß nach Oranienburg ins Lager Sachsenhausen marschieren. Hier fanden immer wieder Untersuchungen wegen Arbeitsfähigkeit und der damit Verbundenen Abtransport nach Russland statt. Ich mußte einige Zeit in einem Arbeitskommando der NKWD in Berlin arbeiten und war danach nicht mehr voll arbeitsfähig und blieb dadurch verschont nach Russland zu kommen. Nach 1946 wurden keine Verschickungen mehr vorgenommen. Wir mussten alle nur auf Arbeitskommandos des Militärs arbeiten. Nach einer Untersuchung zur weiteren Arbeitsverwendung im Mai 1948 wurde ich als arbeitsfähig IV eingestuft und zum 20.7.1948 (!) entlassen. (...) Im September habe ich es dann für besser gefunden in meine Heimat zurück zukehren, da ich nochmals einen Weg nach russ. Haft ausschliessen wollte. (...)

Das schrieb er 1976 dem Landratsamt Offenburg, als er eine Haftentschädigung beantragte.⁸⁸ Doch es gibt mehrere Versionen über Ort und Umstände dieser Haft, mehrere mögliche Ursachen – und mehrere Angaben zum Haftort. Und die Angaben des Häftlings sind bei der Klärung keine Hilfe.

Es soll die ganze Zeit in dem russischen Speziallager Nr. 3 in der Genslerstraße festgehalten worden sein, gab er 1993 an. Das war in Berlin-Hohenschönhausen auf dem Gelände einer Fleischmaschinenfabrik.⁸⁹

Aber in einer eidesstattlichen Versicherung im Notariat Offenburg gab er am 24. Februar 1977 etwas anderes an: „Ich war vom Mai 1945 bis 20.7.1948 in russischer Kriegsgefangenschaft in **Sachsenhausen**. Nach meiner Entlassung vom 20.7.1948 bis zum 13.12.1948 war ich infolge Dystrophie arbeitsunfähig. Ich kam am 17. September 1948 wieder in meine Heimat.“

Weshalb bezeichnet er sich als Kriegsgefangenen? Wieso nennt er ausschließlich Sachsenhausen? Wieso lässt er die Haft bereits im Mai beginnen? 1977 war er erst 61 Jahre alt und an seiner Geschäftsfähigkeit wurde nicht gezweifelt.

Hans Bächle wurde im Juli 1945 kurz nach der Eheschließung eingesperrt. Der Sohn kam am 30. März 1946 zur Welt. Hugo Gefroi hatte im Januar 1946 versucht, mit einem Brief an den Leiter des OdF-Hauptausschusses Frau Bächle und dem Kind zu helfen: „Der Genosse Hans Bächle ist im Juli aus seiner Dienststelle, Pressestelle des Magistrates, Parochi-

alstr. 1–3, von russischem Militär verhaftet und weggeschafft worden. Zum Vorgang ist folgendes zu sagen: Hans B. war vor der Machtübernahme nach seinen Angaben Mitglied des kommunistischen Jugendverbandes. Nach dem Umsturz trat er – **mit bestimmten Aufgaben** – in die SS ein und versah im Laufe seiner Tätigkeit auch Dienst als Wachtposten im berüchtigten Columbiahaus in Berlin. Dortselbst entführte er mittels Kraftwagen Ostern 1935 zwei inhaftierte **Kommunisten** in die Tschechoslowakei. Er selbst ging daraufhin selbstverständlich auch in die Emigration. Später wurde er verhaftet und wegen Gefangenenbefreiung zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt.

Nach Abbüßung der Strafe kam er in das KZ. Sachsenhausen. Dort wurde er bald von früheren für ihn ehemaligen „Kameraden“ erkannt und die Folge war, dass er die schwerste Arbeit im Lager ausführen musste. Im Jahre 1941 kam er dann ins KZ. Natzweiler i. Elsass. Hier verblieb er bis 1944, wo er entlassen wurde.

Im Personalfragebogen verschwieg er aus taktischen Gründen seine ehemalige Zugehörigkeit zur SS, was ihm zum Verhängnis wurde.

Da mir Hans Bächle aus Sachsenhausen als ein wirklich einwandfreier Kamerad bekannt ist, habe ich mich bei den russischen Dienststellen dafür eingesetzt, ihn wieder frei zu bekommen.

Es sind in dieser Hinsicht Anweisungen ergangen, dass – sowie der Lageraufenthalt B.'s ermittelt wird, er unmittelbar auf freien Fuss gesetzt wird. Bitte wenden!

Darüberhinaus sind mehrere Monate vergangen. Seine junge Frau (ich war bei der Trauung Zeuge) ist schwanger und steht ziemlich mittellos da.

Da Hans B. als Opfer des Faschismus anerkannt ist, möchte ich Dich darum bitten, zu veranlassen, dass die Fürsorge jetzt auf seine Frau ausgedehnt wird. Seinen Ausweis bzw. provisorischer Ausweis konnte B. niemals in Empfang nehmen, da er – wie oben erwähnt – schon im Juli verhaftet wurde.

Hier liegt ein Fall vor, wo wir unbedingt helfend einspringen müssen, da die Verhaftung B.'s nach keiner Seite hin zu verantworten ist.

Ich bitte Dich, entsprechende Informationen zu veranlassen, damit man Frau Bächle im Rahmen unserer Betreuung helfend beispringen kann. In alter Frische Dein Gefroi“ (Hervorhebungen nicht im Original)

Gefroi hatte offenbar gute Kontakte zum NKWD. Dennoch konnte er die Freilassung nicht bewirken.

Bächle war schon als OdF anerkannt (am 23.10.1946), als die Genossen erfuhren, dass ein scheinbar gefährlicher SS-Mann sich diese Vergünstigung erschlichen hatte. In einem Aktenvermerk vom 3. August 1948 heißt es: „Es erschien die Magistratsangestellte Frau Hertha Gebhardt und erklärt in der Angelegenheit Bächle, dass nach Aussagen der Frau Bächle, welche ihre Arbeitskollegin ist, der Ehemann nicht Mitglied der K.J.I. war,

sondern der H.J. angehörte. Ferner erklärte Frau G., dass B. sich nicht um Arbeit bemühe, sondern seiner Frau erklärt habe, wenn sie ihrem Beruf nachgehe brauche er nicht zu arbeiten. Karasinski (Sachbearbeiterin).“

Die Gattin will sich nun scheiden lassen. Geschieden war man damals schnell. Ein Anwalt aus Halensee reichte beim Landgericht in Zehlendorf die Klage gegen den Pressereferenten am 4. August 1948 ein: „Die Parteien haben sich in den letzten Tagen des Kampfes um Berlin kennen gelernt und am 30. Juni die Ehe geschlossen. Hierbei hat der Beklagte der Klägerin verschwiegen, daß er Angehöriger der SS war.“ „Er hat sich im Gegenteil als politisch völlig unbelastet ausgegeben und auf diese Weise auch eine Anstellung bei dem Magistrat der Stadt Berlin erhalten.“ „Die Klägerin hätte insbesondere unter den obwaltenden Umständen in der Zeit vom Sommer 1945 nie einen Angehörigen der SS geheiratet, da hierdurch eine Eheführung praktisch auf Dauer nicht zu erwarten gewesen wäre, da die Angehörigen der SS kurz über lang mit einer Verhaftung und Internierung zu rechnen hatten.“

Hans Bächle als ausgewachsene SS-Bestie, verdächtigt von der eigenen Frau. Der minderjährige Kantinenwirt als Folterknecht. Was für eine herrliche Gelegenheit, ein Exempel zu statuieren. Endlich wird mal einer entlarvt. Wieso kommt niemand auf die Idee, das Alter bei der Flucht nachzurechnen?

Bächle scheint damals gewusst zu haben, durch wen ihm drei Jahre die Freiheit entzogen wurde. In ein Notizbuch schrieb er kurz nach der Entlassung, vermutlich am 30. Juli 1948: „Seit zehn Tagen stehe ich nun wieder im Leben aber kein befriedigendes Ergebnis wäre zu verzeichnen. Mit großer Spannung verließ ich diese so sehr gehassten Stacheldrahtzäune, die so gehassten Mauern und Türme. 3 unendliche Jahre sind gestrichen worden durch das ungerechtfertigte Beschuldigen eines einzigen Menschen.“

Leider gab er den Namen nicht an – und später auf Befragen nannte er ihn auch nicht.⁹⁰

Am 7. September erfolgt die Verhandlung und Scheidung, Frau Melanie Bächle kann wieder in Ruhe schlafen.

Zurück in die Heimat

Nach der Entlassung aus dem Lager – es gibt einen offiziellen Entlassungsschein, und zwar ohne genaue Angabe des Lagers⁹¹ – sei er zu den alten Haftkameraden gegangen, die inzwischen den Aufbau der DDR betrieben. Man hätte ihm einen guten Posten angeboten in der Freien Deutschen Jugend oder im Wirtschaftsministerium. Er habe aber abgelehnt, erklärt er 1993 – denn er fürchtete eine erneute Verhaftung. Er ging bei Helmstedt über die Grenze und erhielt bereits am 16. September 1948 in Offenburg die ersten Lebensmittelkarten. Das wurde auf der Rückseite des

Entlassungsscheins vermerkt, die Haft berechnete zu einer größeren Portion. Er meldet sich als Untermieter bei seiner Mutter an und schreibt schon am 30. September an die französische Justizbehörde in Baden-Baden, um sich für einen Wachmann in Natzweiler einzusetzen. Er hatte wohl aus der Zeitung davon erfahren: *„Unterzeichneter war im Konzentrationslager „Natzweiler“ in der Zeit von April 1941 bis 29.5.1944 als Häftling in der Verwaltung tätig. Durch diese Tätigkeit war ihm der SS-Mann Hermann Dudel aus der dortigen Wachkompanie bekannt. Dudel gehörte unter jene Kategorie von SS-Männern, die im Häftling des K.Z., gleich welcher Nationalität er angehörte, nicht den nach nazistischer Doktrin gestempelten Verbrecher behandelten, sondern in ihm genau so den Menschen achteten, wie es sich nach den bestehenden menschlichen Gesetzen ergibt. D., der einen gutmütigen Charakter besitzt und ihn auch trotz Anstiftung anderer SS-Männer bewahrte, ließ sich in keiner Weise zu irgend welchen Henkersdiensten / oder anderen bestialischen Behandlungsmethoden den Häftlingen gegenüber heranziehen. Er behandelte die ihm unterstellten Häftlinge mit einer solchen Anständigkeit, dass man ohne weiteres sagen kann, dass er eine väterliche Betreuung ihnen gegenüber obwalten liess. Sein Verhalten gegen die Häftlinge wurde seitens der SS-Kommandantur bereits angefochten wegen der Missachtung der dort bestehenden Devise „Vernichtung und nicht Erhaltung“. D. der bei jeder bietenden Gelegenheit den Häftlingen Essen und Rauchwaren zusteckte, lief damit immer wieder Gefahr, durch diese Handlungsweise selbst in das Lager als Häftling eingewiesen zu werden. Seine Dienstgradbeförderung war einzig und allein darauf zurück zu führen, daß er einigen ihm übergeordneten SS-Männern gelegentlich Dienstleistungen durch Überbringung von Lebensmitteln und anderem machte. So weit sein persönlicher Umgang mit SS-Männern erkennen lässt, vermied er jene SS-Männer, die durch ihre Bestialität gestempelt waren. Er stellte sich nicht auf die gleiche Stufe mit diesen SS-Verbrechern.*

Sollte eine Zeugenvernehmung noch erforderlich sein, so wird von seitens dem Unterzeichneten sofortige Bereitwilligkeit erklärt. Gleichzeitig bittet der Unterzeichnete ...“ (der Rest fehlt).

Doch obwohl sich Hans Bächle auch hiermit als Antifaschist erweist, jagen ihn die Berliner Genossen noch immer.

Ein Glück, dass er die Ostzone verlassen hat. Sie hatten im November 1948 bei der Pressestelle der Abteilung Volksbildung ermittelt, da kam Post aus Offenburg, er sei jetzt umgezogen. Sofort schicken sie Warnmeldungen an das jetzt zuständige OdF-Amt in Freiburg und veröffentlichen im VVN-Ermittlungsdienst Berlin, Juli/Oktober 1949, auf Seite 14 unter „Warnmeldungen!“: *„War Mitglied der SS und hält sich in der Westzone auf. Es besteht die Gefahr, daß er sich dort als OdF registrieren lässt.“*

Doch in Freiburg wird er zwar nicht als OdF anerkannt vom badischen Landesamt, aber er wird 1949 entnazifiziert.

Als das Landratsamt Offenburg ihm 1950 eine Kennkarte ausstellt und er den Wohnsitz am 1.9.39 angeben soll, nennt er wieder Sachsenhausen. Das Wort Zuchthaus muss auf jeden Fall vermieden werden, das regte ihn noch 1993 auf: Zu Lebzeiten durfte es auf keinen Fall herauskommen, dass er im Zuchthaus war. Also sind alle „Persilscheine“, die „Eidesstattlichen Erklärungen“ mehrerer Bekannter und Verwandter an dieser Stelle falsch: sie bestätigen ihm, dass er durchgehend im KZ war. Von 1936 bis 1944 oder sogar bis 1945. Wer soll es schon bemerken?

Immerhin hat sich jemand 1946 mit den Akten des Volksgerichtshofs beschäftigt. Sie lagen wohl seit dem Prozess in Berlin und wurden nun vermutlich von einer Vorläuferorganisation der DDR-Volkspolizei oder des Ministeriums für Staatssicherheit ausgewertet. Am Ende der Akten findet sich eine Zusammenfassung, in der die beiden Lustknaben wieder ein wenig gegeißelt werden, weil sie keine Kommunisten waren: *„Bächle wird (in U-Haft) streng isoliert gehalten. Erst am 26.8.37 kurz vor dem Termin gelingt es nach wiederholten Anträgen dem amtlichen Fürsorger Marquard, Bächle zu sprechen. (...) B. geht im Bemühen, die Wahrheit zu sagen, zu weit und belastet seinen besten Freund Schlayer und Römer. Nach der Strafverbüßung am 22.4.40 kommt er in das KZ Sachsenhausen, wird von ehemaligen SS-Männern aus dem Columbiahaus erkannt, zur Strafarbeit versetzt und später nach dem Vernichtungslager Natzweiler (Saargebiet) geschickt. Sein Verhalten im K.Z.-Lager Sachsenhausen wäre nach Angaben seiner Schicksalskameraden gut gewesen. Allerdings ist auf Grund des vorliegenden Materials festzustellen, daß Bächle aus dem Völki-schen Lager stammte, weiter, daß die Befreiung „nicht kommunistische Gefangene, sondern zwei ehemalige Adjutanten des Oberpräsidenten Brückner waren (Röhm-Leute).“*

„Beppo Römer, ein aktiver Antifaschist, hat diesen damals erst 18? Jahre alten Bächle beeinflusst und später im KZ-Lager ist dann Bächle selbst Antifaschist geworden. Zu berücksichtigen wäre, daß B. schon mit 18? Jahren bereit war, sein Leben für seine Kameraden einzusetzen (S. 17) (= Flucht). Im Falle der Misserfolgung waren sie bereit, sich zu erschießen. Auch seine Rückmeldung lässt darauf schließen, daß er über Mut verfügte. Sein Verhalten im Lager ist gut. (...)“ (namenlos, datiert 14.3.1946).

Im Dezember 1948 beginnt er bei der französischen Militärregierung als Angestellter im Economat. Er ist also wieder „in seinem Beruf“ tätig. 1951 heiratet er in Offenburg ein zweites Mal, 1952 wird Tochter Margrit geboren. Man kauft ein Auto, macht Auslandsreisen, der Familie geht es gut. Es ist die Zeit des Wirtschaftswunders.

Und noch einmal Volksgerichtshof

Die französischen Arbeitgeber wünschen eine Bereinigung der Vorstrafe, sodass Hans Bächle sich 1952 an die Staatsanwaltschaft in Berlin wendet. Er beantragt die Aufhebung des Volksgerichtshof-Urteils. Doch lange geschieht nichts. Er muss 1954 erinnern, und nun mildern die Richter die Strafe aber nur und streichen den Ehrverlust. Denn es ist ja eine Straftat gewesen, mit des Gauleiters zwei SA-Lustknaben durch Deutschland zu brausen. Eineinhalb Jahre Gefängnis hätten dafür aber ausgereicht. „*In der Urteilsaufhebungssache des Angestellten Hans Bächle, (...) wird – unter Wiedereinsetzung in den vorigen Stand – der Antrag des Verurteilten, das Urteil des Volksgerichtshofes Berlin vom 22.10.1937 (...) aufzuheben, als unbegründet zurückgewiesen.*“⁹²

Hans Bächle starb an Silvester 2003 im Krankenhaus Offenburg.

Anmerkungen

- 1 Erheblich gekürzte Fassung eines Textes, der demnächst als Broschüre mit Illustrationen und Dokumenten im Handel erscheinen soll.
- 2 Arbeiter-Illustrierte-Zeitung, in Berlin 1925–1933 von Willi Münzenberg herausgegeben. Vgl. Gross, Babette/Münzenberg, Willi: Eine politische Biografie, Leipzig 1991, 236–240. Die illustrierte Zeitung der Internationalen Arbeiter-Hilfe hieß zuvor „So-wjetrußland im Bild“, dann „Sichel und Hammer“, erschien ab 1925 wöchentlich in Berlin und unter dem Titel AIZ. Es gab bald Filialen in allen deutschsprachigen Gebieten.
- 3 Er sei im Mai 1918 an der Somme gefallen.
- 4 Mündliche Mitteilung in Offenburg am 27. Juli 1993.
- 5 „10 Jahre“ (im Stadtarchiv Offenburg), 35. Am Anfang – 1930 – waren es 10 Jungen, darunter Hans. 1931 waren es schon 32. Die Hitler-Jugend war 1926 gegründet worden. Ein Gesetz vom 1.12.1936 machte allen Deutschen ab 10 Jahren die Mitgliedschaft zur Pflicht.
- 6 Sein Konfirmationsspruch war dem ersten Korintherbrief entnommen: Wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark (Kor. 16, 13).
- 7 Polizeiliches Führungszeugnis vom 8. September 1933, mit „Radierung“: „geboren am 24. September 1915 zu Offenburg“ (im Nachlass.)
- 8 Über eine solche Musterung heißt es im Diensttagebuch des SS-Sturms 7 der 86. SS-Standarte (Offenburg) vom 7. Januar 1938: „Von 14 bis 17,30 Uhr rassische Musterung durch SS-Sturmbannführer Fenschel (?) vom Oberabschnitt SW. Das Ergebnis war nicht sehr erfreulich. Es wurden Bewerber abgelehnt, die sich bisher sehr eifrig gezeigt hatten. Eine Anzahl zu junger Männer wurde ebenfalls abgelehnt. Die Werbung stößt auf immer größere Schwierigkeiten. Mit der Werbung von Mund zu Mund wird bald nicht mehr viel zu machen sein; es sollten öffentliche Aufrufe erfolgen“ (zit. nach dem Diensttagebuch im Staatsarchiv Freiburg).
- 9 Propagandistische Beschreibung ausführlich und mit Fotos u. a. am 24./25. Mai und 16. Juli 1933 in der Münchner Illustrierten Presse (vgl. Richardi 67, 114 f., 171) sowie auf fünf Seiten mit vielen Fotos am 3. Dezember 1936 im Illustrierten Beobachter,

München. In der Vorankündigung heißt es: „Es ist ein kleiner Wettbewerb [der Häftlinge] untereinander, das schönste Zimmer zu haben, sauber und hübsch geschmückt, um damit die Anerkennung des Lagerführers zu finden. (...) Wer möchte nicht wissen, welche Elemente hier festgehalten werden?“.

- 10 Spätere Aussage Hans Bächles in Berlin, 10.7.36, Bundesarchiv Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten (BA-DH).
- 11 Mündliche Mitteilung von Hans Bächle, 1993.
- 12 Bekannt wurde vor allem der frühe Bericht von Seger, Gerhart: Oranienburg: erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten, Karlsbad 1934. Ein Auszug war vorabgedruckt in Die Neue Weltbühne, III. Jahrgang, Nr. 5, 135–137 („Zimmer 16“). Umfassende Darstellung der Lagergeschichte: Biereigel, Hans: Mit der S-Bahn in die Hölle, Berlin 1994; sowie: ders.: Schweigen ist Gold – Reden Oranienburg, in: Berlinische Monatsschrift, Heft 9/2000, 36–47.
- 13 Hirte, Chris/Mühsam, Erich: „Ihr seht mich nicht feige“, Berlin 1985, 446–448. Nachrufe in der Neuen Weltbühne Nr. 29 vom 19. Juli 1934, 907–913.
- 14 Schilde, Kurt/Tuchel, Johannes: Columbia-Haus. Berliner Konzentrationslager 1933–1936, Berlin 1990.
- 15 Die Szene wird geschildert in den Vernehmungsakten des Oberreichsanwalts des Volksgerichtshofs. (BA-DH).
- 16 „Ich möchte noch bemerken, daß es zutrifft, daß ich Hitler von München her gut kenne, und zwar von den Zusammenhängen mit dem Freikorps Oberland. Hitler verkehrte auch im Jahre 1919 bis 1921 in meinem elterlichen Hause, in dem sich Röhm und Adolf Hitler kennenlernten.“ (Gestapo-Befragung am 4.7.1934, zit. nach Bindrich/Römer. Ein Leben zwischen Revolution und Nation, Berlin 1991, 177).
- 17 Bindrich/Römer, 198 f. und 51.
- 18 Bindrich/Römer, 179. Auch ein junger Haslachener war im Columbiahaus eingesperrt: geboren 1909 in Haslach, war Ernst Engelberg bereits im Mai 1929 nach Berlin gekommen. Als Mitglied im Kommunistischen Jugendverband trat er 1930 der KPD bei. Er studierte Geschichte an der Humboldt-Universität und wurde unmittelbar nach der Promotion von der Gestapo verhaftet, am 26. Februar 1934. Zunächst „per Auto in die Prinz Albrecht-Straße gebracht“, „nach einigen Tagen Verhör wurde ich zur Strafe – vor allem wegen Verweigerung einer Unterschrift unter die Protokolle – in das Columbia-Haus gebracht, wo ich den üblichen Schindereien unterworfen wurde“. Anschließend kam er ins Polizeipräsidium, ins Untersuchungsgefängnis Moabit, wurde vom Kammergericht zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Dann Emigration nach Genf und Istanbul. (Schilde/Tuchel, 154).
- 19 „Habe mich in Berlin, im Columbiahaus, schon entfernt vom Nationalsozialismus, wegen der Brutalität. Häufige Unterhaltungen mit Römer, habe ihn als väterlichen Mentor betrachtet. Wollte ihm später politisch helfen.“ (Mündliche Mitteilung am 27. Juli 1993 in Offenburg).
- 20 Sie liegen im Nachlass, sind aber leider verwickelt.
- 21 Zu den beiden Tötungen siehe Schilde/Tuchel, 164, 200; und Das deutsche Volk klagt an, 275: beide seien „wegen Übertretung der Hausordnung“ erschossen worden.
- 22 Am 18. April 1935, vgl. Schilde, 79; Schilde/Tuchel, 53.
- 23 „Mancher Bewacher, dem der Wachdienst nicht gefiel, wurde von uns so lange bearbeitet, bis er um seine Entlassung bat und ins zivile Leben zurückkehrte. Bei so einem Gespräch lernte ich den SS Sturmmann Bächle näher kennen. Auch ihn widerte die ganze Art und Weise des Menschenfangs wie wir es nannten an. Hinzu kam noch daß zur Bewachung des K.L. Columbia eine Abteilung SS aus Dachau kam, die eine über-

- aus harte und gemeine Behandlungsweise für die Häftlinge mitbrachte. Ein großer Teil der Vergünstigungen fielen für dieselben weg. Verstöße gegen die Hausordnung wurde in den meisten Fällen mit Prügelstrafe geahndet. Ich glaube daß hier zum ersten Mal über eine Flucht ins Ausland mit einem oder auch mehreren Schutzhäftlingen gesprochen wurde.“ Akte Willy Schlayer im Entschädigungsamt Berlin (EAB), Bl. M29.
- 24 Alles nach den Ermittlungsakten des Oberreichsanwalts im Bundesarchiv (BA-DH).
 - 25 Helmuth Brückner, ab 1925 schlesischer Gauleiter, war nicht „im Zuge der Ausschaltung der SA nach dem 30. Juni 1934 in Haft genommen“ worden, wie es bei Schilde/Tuchel heißt (57), sondern wegen Homosexualität, 1935 angeblich noch vom Reichsgericht als „mutuelle Onanie“ verharmlost. Er wurde am 5.12.1934 amtsentho-ben und im Oktober 1935 wegen Sittlichkeitsvergehen vor Gericht gestellt. Dort er-wähnte er auch Hausmann (vgl. das Protokoll der Gerichtsverhandlung, BAL NS 19/1270). Um 1939 soll er Mitarbeiter der Heinkel-Werke in Rostock gewesen sein, Tod angeblich 1951 in der UdSSR. Vgl. Höffkes, Karl: Hitlers politische Generäle, 37 f.; und Lilla, Statisten in Uniform. – Im „bereinigten“ Führerlexikon, wo alle „Röhm-putsch“-Opfer fehlten bzw. überklebt worden waren, ist er noch erwähnt (Stand August 1934). „Oberpräsident Brückner“ hatte der NSDAP-Reichstagsfraktion noch aus Bres-lau am 10. Juli 1934 die vier in seinem Bereich erschossenen Mitglieder des Reichsta-ges gemeldet (BAL, NS 46/9). Zur Ansicht der SS über die Homosexualität siehe den Beitrag von SS-Untersturmführer Professor Eckhardt, „Widernatürliche Unzucht ist to-deswürdig“, in Das Schwarze Korps, Zeitung der Schutzstaffeln der NSDAP, Folge 12 vom 22. Mai 1935, 13. Karl August Eckhardt (1901–1979) bemühte ausgiebig das ger-manische Rechtsgut und geißelte „die Kirche“ und Voltaire gleichermaßen.
 - 26 Akte Schlayer, EAB, Bl. M29.
 - 27 Nach den Vernehmungsprotokollen des Oberreichsanwalts, BA-DH.
 - 28 Mündliche Mitteilung von Herrn Bächle, 1993. Der Opel P 4 war lt. Werbung von 1929 „Deutschlands beliebtester Wagen“ (vgl. UHU, 105).
 - 29 Die Nummer 21 des XIV. Jahrgangs erschien offiziell erst am 23. Mai, wurde evtl. vor-her schon ausgeliefert.
 - 30 Und offenbar auch später nie mehr. Im Unterschied zu Schlayer (Prozess 1938, Brief 1962) und Römer (Prozess 1938).
 - 31 Später in Berlin gab Bächle in der Vernehmung an „Diener wollte Ihle und mich nach Deutschland bringen“ (BA-DH).
 - 32 Mündliche Mitteilung in Offenburg 1993.
 - 33 Gemeint ist die „Reichstagswahl“ am 29. März 1936, eine Abstimmung für Hitlers Po-litik (kurz nach der Rheinland-Besetzung am 7. März). Ergebnis: 99 % Ja-Stimmen. Also tatsächlich eine fast völlige Geschlossenheit.
 - 34 Kriminalassistent Graf war später als Zeuge in Berlin (BA-DH).
 - 35 Niekisch, Ernst: Gewagtes Leben, 1889–1945 (Band 1 der Erinnerungen), Köln 1974, 325 f. Verhaftung „etwa acht Tage vor Prozeßbeginn“, der war am 3. Januar 1939 vor dem Volksgerichtshof. Vgl. „Rückkehr unerwünscht. Joseph Drexels Reise nach Maut-hausen“, München 1980.
 - 36 1937 standen 618 Angeklagte vor dem Volksgerichtshof, gegen 32 wurde die Todes-strafe verhängt (5,1 %). Es gab 52 Freisprüche in insgesamt 264 Urteilen, davon 82 des 3. Senats (von insgesamt vier Senaten). – Die Todesstrafen sprangen von 1941 (102) zu 1942 auf 1192 (nach Jahntz/Kähne, Der Volksgerichtshof, Berlin 1986, 214).
 - 37 Wehrgesetz vom 21. Mai 1935 (RGBl. I 609-614): „Die Reichsregierung hat das fol-gende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird: § 1 (1) Wehrdienst ist Ehren-dienst am Deutschen Volke. / (2) Jeder deutsche Mann ist wehrpflichtig. / (3) Im Krie-

- ge ist (...) § 13 Wehrunwürdigkeit. (1) Wehrunwürdig und damit ausgeschlossen von der Erfüllung der Wehrpflicht ist, wer a) mit Zuchthaus bestraft ist, / b) nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist, (...)
- 38 Mündliche Mitteilung am 27. Juli 1993 in Offenburg. – Verurteilt „auf Grund von §§ 347 Abs.1, 90c, 74, 32 StGB“ (Mitteilung im Nachlass).
- 39 Zöberlein, Hans: 1895–1964, Schriftsteller und SA-Führer. Ab 1921 in der NSDAP und SA, 1923 Teilnahme am Hitlerputsch, Autor rassistischer Propagandaliteratur. Bekannt wurde vor allem sein Roman „Der Glaube an Deutschland“ von 1931 (mit Geleitwort Hitlers).
- 40 Das Urteil mit Erwähnung Bächles (seine Aussagen ab April 1936 waren der Anlass für dieses Verfahren) ist abgebildet bei Römer/Bindrich, 251–262.
- 41 „Vor dem Kriege betrug der Prozentsatz der politischen Gefangenen an der Gesamtbelegschaft von durchschnittlich 2500 Gefangenen ca. 50–55 %.“ (Walter, Georg, in: Uhlmann, Walter (Hrsg.): Sterben um zu leben, 140. Vgl. auch dort 150.)
- 42 Mündliche Mitteilung am 27. Juli 1993 in Offenburg.
- 43 „Honecker war in Brandenburg Oberkalfaktor, ich war bei ihm Kalfaktor. Wir waren etwa 1½ Jahre zusammen, dann kam er in die Sanitätsabteilung“ (Mitteilung von Herrn Bächle am 13. Juli 1993 in Offenburg). Honecker war vermutlich auch im Columbiahaus inhaftiert gewesen. (Schilde/Tuchel, 164).
- 44 Kaum ein anderer Kommunist habe Honecker erwähnt in den Berichten, die sie alle gleich nach dem Krieg schreiben sollten, heißt es bei Uhlmann, Walter (Hrsg.): Sterben um zu leben, 291, einer „Korrektur der DDR-Legenden“ (laut Vorwort von Weber, Hermann, 13). Zu Havemann s. ebd., 284.
- 45 Beim Delikt Landesverrat war es unüblich, nach Verbüßung der Haft freigelassen zu werden. Die Gestapo musste immer über bevorstehende Entlassungen informiert werden und verfügte grundsätzlich anschließend „Schutzhaft“ (vgl. z. B. den Erlass vom 18. Februar 1937, BAL R 58/264, Bl. 286f, und eingehend in R 58/1027, etwa die „Richtlinien für die Nachüberwachung“ vom 17. Februar 1938, 11–21).
- 46 Zit. nach Kühn, Rainer: Konzentrationslager Sachsenhausen, 2. Aufl., Berlin 1990, 5.
- 47 Auskunft der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (GMS), Oranienburg, vom 7. März 2003.
- 48 Einzelheiten hat Hans Bächle nicht angegeben in den späteren Gesprächen in Offenburg. Sein Kamerad Schlayer kam 1936 als Gefangener nach Dachau und wurde ebenfalls von alten SS-Kameraden erkannt, die ihn beschimpften und ihm Zähne ausschlugen: „Hier war die Hölle los. Es schien als ob die SS auf mich gewartet hätte. Den Empfang im einzelnen zu schildern erspart mir. Worte wie Drecksau, Mistsau, Keile bekommen und Zähnespucken war eins“ (Akte Schlayer im EAB, Bl. M29).
- 49 Auskunft GMS vom 7. März 2003.
- 50 Die Schreibweisen sind unterschiedlich: die deutsche Bezeichnung ist Rotau, bei den Franzosen heißt der Ort Rothau.
- 51 Die Exponate in den Baracken sind leider ausschließlich in französischer Sprache beschriftet.
- 52 Deutsch: das Hochtal der Breusch (vgl. Reiseblatt der FAZ vom 24. November 1983, Seite R 4: Auf der Suche nach dem schönen Gestern).
- 53 Le Struthof war vor allem ein Bauernhof mit Nebengebäuden, unterhalb des späteren Lagers Natzweiler. In den alten Hofgebäuden waren Anlagen zur Vergasung eingebaut und zumindest 1943 benutzt worden. Im Lager Struthof wurden auch medizinische Versuche durchgeführt.
- 54 K.Z. Lager Natzweiler-Struthof, Nancy 1990, 10.

- 55 Am 10. September 1944 notiert ein Dachauer KZ-Häftling: „... dass jetzt bei Tag und Nacht Transporte kommen und gehen. – Die, welche von Natzweiler kamen, mussten mitnehmen, was sie erfassen konnten, Decken oder Hocker, was eben gerade zu tragen war, so schnell ging das“ (Kupfer-Koberwitz, Edgar: Dachauer Tagebücher, München 1997, 359).
- 56 K.Z. Lager Natzweiler-Struthof, Nancy 1990, 52.
- 57 K.Z. Lager Natzweiler-Struthof, Nancy 1990, 53.
- 58 In Ellwangen war inzwischen ein SS-Panzer-Grenadier-Ausb.-Btl. stationiert.
- 59 Siehe die Liste bei Schwarz, Gudrun: Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt 1996, S. 212–214 mit Angaben zur Arbeit usw.
- 60 Mündliche Mitteilung von Hans Bächle am 27. Juli 1993.
- 61 „Blockeinteilung und Lagerordnung im K.L Natzweiler“, undatiert, Seite 3: monatlich zweimal; in Dachau war es wöchentlich erlaubt, vgl. den Erlass vom 22. Mai 1937 in BAL, R 58/264, Bl. 308.
- 62 Vgl. die vielen Aufforderungen im BAL, NS 4 Na/64.
- 63 BAL, NS 4 Na/65, Bl. 121 und 103, von 1944.
- 64 BAL, NS 4 Na/57, Bl. 115.
- 65 Vgl. Bakels, Floris: Nacht und Nebel, Frankfurt 1979, 259. – Ähnlich bei Lettow, Fritz: Arzt in den Höllen, 160.
- 66 Vermutlich gemeint: Gutach an der Schwarzwaldbahn, wo seine Großmutter damals lebte (Mitteilung von Frau Margrit Bächle-Fiks).
- 67 BAL, NS 4 Na/62, Bl. 4 (undatiert).
- 68 Zit. nach: Hackett, David A. (Hrsg.): Der Buchenwald-Report, Bericht (...), München 2002, 418. Vgl. Lettow, Fritz: Arzt in den Höllen, Berlin 1997, 133.
- 69 Bakels, Floris: Nacht und Nebel, 241 f.
- 70 Sicherheitshauptamt der SS.
- 71 Aus der Eidesstattlichen Erklärung von Fritz Eholzer aus Offenburg, Wilhelmstr. 17, Reg.Ob.Inspektor, am 4. Dezember 1948 (im Nachlass).
- 72 Vermutlich hat er vorher die „Belehrung für Entlassungen“ erhalten, die als Drohung seit Jahren üblich war: „Ihr sollt heute entlassen werden! Diese Entlassung erfolgt jedoch probeweise. Man will Euch, mit andren Worten gesagt, Gelegenheit geben, sich in die deutsche Volksgemeinschaft restlos einzugliedern. Ihr sollt zeigen, daß Ihr bereit seid, zu arbeiten und zu schaffen, für Euch, für Eure Familie, und damit auch für das ganze deutsche Volk. Es verlangt niemand von Euch, daß Ihr Nationalsozialisten werdet, das überlasst uns; aber es wird dagegen verlangt, daß Ihr 100 % Volksgenossen werdet! (...) Über das Lager selbst habt Ihr mit niemandem zu sprechen, sei es im Guten oder im Schlechten. Man trägt Euch nicht nach, daß Ihr im Konzentrationslager ward. Wir verbitten es uns aber auch, daß Ihr über die Einrichtungen des Lagers sprecht. Ihr habt keine Verbindungen aufzunehmen mit ehemaligen Schutzhäftlingen, sowie mit den Angehörigen zurückbleibender Häftlinge. Alle Freundschaften, die Ihr im Lager geschlossen habt, sind abubrechen, und Ihr habt keine Aufträge auszuführen, und sei es ein harmloser Gruß. Beherzigt diese Worte und richtet Euch danach! Tut Ihr es nicht, so erfolgt Eure Wiedereingliederung ins Lager und dann dauert die Schutzhaft nicht nur Monate, sondern Jahre und für manchen gibt es überhaupt keine Freiheit mehr. Eine Wiedereinlieferung zieht Haftverschärfung nach sich, und was dies bedeutet, das wißt Ihr ja am besten (...) (nach dem Exemplar im Bundesarchiv Ludwigsburg, Akten zum Natzweiler-Prozess 1954 in Metz).
- 73 Ein ehemaliges Hotel, inzwischen wieder so genutzt. Das „Haus der zionistischen Organisationen“ war ab 1933 wichtige Anlaufstelle für Auswanderungsbemühungen. Um 1941–44 hatte dort die Standortkommandantur Berlin der Waffen-SS ihren Sitz.

- 74 Nach den Unterlagen der BfA im Nachlass, wo auch das Arbeitsbuch liegt. – Vom 1.1. bis 30.4.1945 waren es 676 RM.
- 75 Zu Uhrig und der Gruppe vgl. Sandvoß, Hans-Rainer: *Widerstand in Wedding und Gesundbrunnen*, Berlin 2003, 155–161.
- 76 Ausführlich beschrieben in den Gestapo-Berichten, gedruckte Ausgabe (Berlin 1989) Band 2, 165 f., 176 f., 183 f., Band 3, 86, 106, 138.
Danach habe Römer 1941 „Anschluß an die Gruppe ‚Robert Uhrig‘ gefunden und sich bis zu seiner Festnahme im kommunistischen Sinne betätigt.“ Er war erst am 20. Juli 1939 aus dem KZ Dachau entlassen worden – und hatte gleich wieder konspiriert: „Die illegale Organisation hatte sich den Sturz der nationalsozialistischen Staatsführung durch Zusammenschluß von Staatsfeinden zusammen mit kommunistischen Kreisen zum Ziel gesetzt.“ (Meldung 1 vom 7.7.1944; Gestapo-Berichte, Bd. 3, 86) Das Todesurteil ist abgedruckt bei Bindrich/Römer, 251–262.
- 77 Mündliche Mitteilung am 13. Juli 1993 in Offenburg.
- 78 Er wird im Berliner Stadtadressbuch nicht mehr erwähnt.
- 79 Otto Winzer, 1902–1975, Schriftsetzer, KJVD, KPD, ab 1933 Widerstand in Berlin, 1935 Emigration. 1965–1975 Außenminister der DDR.
- 80 Wie „Das deutsche Volk klagt an“ in der Edition du Carrefour, also bei Münzenberg. – Das Buch „enthält u. a. eine Liste von 590 Propagandisten, Agenten, Spitzbuben und Spionen im Ausland“ – also Personen, wie sie Bächle im Ausland kennen gelernt hatte.
- 81 Zit. nach dem Exemplar für Weißensee, im Nachlass Arthur Pieck, BAL, NY /4130/79, Bl. 37.
- 82 Die Lustknaben des Gauleiters waren also zu politischen Aktivisten geworden. – Richard Scheringer war tatsächlich für Römer ein wichtiges Thema (Römers Zeitschrift *DER AUFBRUCH* setzte sich um 1931 für den gefangenen Leutnant Scheringer ein).
- 83 Bl. 2 der OdF-Akte im LAB.
- 84 Das Buch wurde in der AIZ mehrmals für August 1935 angekündigt und ist etwa Mitte August erschienen. Es behandelt die Gestapo-Aktivitäten im Ausland, siehe den Beitrag von Hermann Budzislawski in der *Neuen Weltbühne* vom 5. September 1935 (1113–1116). Hans Bächle hat vermutlich nicht daran mitgewirkt. Seine Fotos wurden allerdings mehrfach verwendet, zumindest in der AIZ. Dort wurde z. B. eines der beiden Kantinen-Fotos – mit Frauen und erhobenen Biergläsern – in Nr. 52 vom 26.12.1935 erneut abgedruckt in einem Beitrag über die Verfolgung der Kommunisten in Nazideutschland. Unter dem Foto stand jetzt: „So leben wir, so leben wir ... während nebenan Menschen an ‚Vernehmungen‘ sterben. Bild aus dem Innern des Columbiahauses, des berüchtigten Konzentrationslagers der Gestapo in Berlin. Ein Prügelkommando erholt sich von den Anstrengungen einer Vernehmung. Originalaufnahme eines Mitglieds der Wachtruppe.“
- 85 Bl. 3 der OdF-Akte im LAB. Hervorhebungen nicht im Original.
- 86 Berthold Jacob (Berthold Jacob Salomon), geb. am 12.12.1898 in Berlin, ermordet am 26.2.1944 in Berlin. Journalist, der die deutsche Aufrüstung bereits ab 1932 im Ausland (anfangs in Straßburg) konkret nachwies. Ausbürgerung 1933 (Liste 1). Vgl. Woltersdorff, Stefan: in *Die Ortenau*, 1999, 583–601, v. a. 587, 590 f., 597 f.
- 87 Kommunistische Jugend-Internationale, Dachorganisation der nationalen Jugendverbände. Gegründet 1919 als „Generalstab der revolutionären proletarischen Jugend“. Vgl. Münzenberg, Willi: *Die Dritte Front, Vom sozialdemokratischen Lehrlingsverein zur Kommunistischen Jugend-Internationale*, Berlin 1929. KJV war der jeweilige (nationale) Kommunistische Jugendverband.
- 88 Brief vom 12.8.1976 an das Landratsamt Offenburg, 2 Seiten (im Nachlass).

- 89 Einzelheiten in den Veröffentlichungen von Erler, Peter: Genslerstraße 66, Speziallager 3, Berlin 1995; und Erler, Peter/Friedrich, Thomas: Das sowjetische Speziallager Nr. 3 Berlin-Hohenschönhausen (Mai 1945 bis Oktober 1946). Hrsg. vom Verein „Biographische Forschungen und Sozialgeschichte e.V.“ in Zusammenarbeit mit dem Heimatmuseum Berlin-Hohenschönhausen, Berlin 1995.
- 90 Den Namen nannte er aber bei der Entnazifizierung (Akte im Staatsarchiv Freiburg), zu Einzelheiten siehe die ungekürzte Fassung.
- 91 „Bescheinigung: Hiermit wird bescheinigt, daß Herr Bächle Hans aus dem Internierungslager entlassen ist und sich auf dem Heimwege nach Berlin N 54 Veteranenstr. 26 befindet. Diese Bescheinigung berechtigt obengenannten, die Eisenbahn zu benutzen. (...) 20. Juli 1948, Landespolizeichef des Landes Brandenburg“ (Stempel Landesregierung Brandenburg, Ministerium des Innern; ferner Siegel der Kirchengemeinde).
- 92 Beschluss des Landgerichts Berlin, 4. gr. Strafkammer, 20. Februar 1954 (im Nachlass). „Das Urteil beruht nicht auf Vorschriften, die die Festigung des Nationalsozialismus oder die Durchsetzung nationalsozialistischen Gedankenguts bezweckt haben. Es sind auch keine hinreichenden Beweise dafür beigebracht, dass die Verurteilung aus politischen Gründen ergangen ist. (...) Landesverrat ist eine kriminelle, keine politische Straftat. (...) Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass der Antragsteller zur Tatzeit (1934) erst 18 Jahre alt war, erschien jedoch eine Zurückführung der sehr harten Strafe des Volksgerichtshofs auf ein gerechtes Maß (...) geboten. Der Kammer erschien eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr und 6 Monaten – unter Wegfall des Ehrverlusts und unter Anrechnung von 1 Jahr und 6 Monaten der erlittenen Untersuchungshaft – schuldangemessen und zur Erreichung des Strafzweckes auch ausreichend.“ Der Strafzweck war bekanntlich die Ermöglichung des Angriffskrieges. Er ist noch lange nach 1954 schützenswert, wiegt schwerer als das Selbstbestimmungsrecht aus der neuen Verfassung.

Der Traum von der Freiheit – Dokumentation Offenburger Auswanderung

Ein bürgerschaftliches Pilotprojekt des Historischen Vereins
Offenburg e. V.

Wolfgang M. Gall und Ingrid Götz

Das Projekt „*Der Traum von der Freiheit*“ – *Dokumentation Offenburger Auswanderer* des Historischen Vereins Offenburg e. V. startete im März 2002 mit einem Aufruf im Offenburger Tageblatt. Darin wurden interessierte Bürgerinnen und Bürger gesucht, die sich ehrenamtlich an einem Geschichtsprojekt beteiligen wollten. Das Interesse war groß. 20 Personen erschienen zu einem ersten Informationsabend. Bis auf vier beteiligten sich schließlich alle daran. Später kamen weitere historisch Interessierte hinzu.

Rahmenbedingungen

Ziel des Projekts war es, neue Formen des bürgerschaftlichen Engagements in der Kultur zu entwickeln und in der Praxis zu überprüfen, inwieweit Geschichtsarbeit mit Ehrenamtlichen professionalisiert werden kann. Erste Bedingung war die Schaffung einer finanziellen Basis. Dies ermöglichte die Offenburger Bürgerstiftung St. Andreas mit einer Fördersumme von 8.000 €. Weitere Sponsoren waren das Elektrizitätswerk Mittelbaden, die Volksbank Offenburg und das Stadtarchiv Offenburg.

Zweite Bedingung war die Einbindung in das landesweite Projekt „Wanderungsbewegungen im deutschen Südwesten im Umfeld der Revolution von 1848/49“, an dem u. a. die Staatsarchive Freiburg und Karlsruhe, die Universität Karlsruhe und die AG Archive im Städtetag Baden-Württemberg beteiligt sind und das Projekt ebenfalls finanziell fördert.

Dritte Bedingung war die Schaffung einer Koordinationsstelle. Dazu stellte der Historische Verein Offenburg Telefon, PC, Drucker, eine eigene Homepage mit Datenbank sowie einen Internetanschluss zur Verfügung. Damit stand ein einheitliches Kommunikationssystem fest. Alle Namen, Daten und sonstige Informationen wurden seither bei der Koordinatorin des Projektes gesammelt, die zuvor in einem mit dem Staatsarchiv Freiburg abgestimmten Eingabeformular von den Projektbeteiligten eingetragen wurden. Damit ist gewährleistet, dass alle Daten nach einem einheitlichen, jederzeit nachprüfbar Schema erfasst werden. Für jeden Auswanderer und jede Auswanderin existiert eine eigene Akte mit einer persönlichen Nummer. Erst danach erfolgt die Übertragung und Eingabe in die Projektdatenbank.

Vierte Bedingung war die Auswahl und Schulung der Ehrenamtlichen. Alle Projektbeteiligten erhielten eine Schulung in Archivarbeit und Schriftkunde sowie eine Einführung in die Geschichte der Migration im 19. Jahrhundert.

Projektziele

Primäres Ziel des Projektes ist die Suche und namentliche Erfassung aller Bürgerinnen und Bürger, die während des Zeitraum zwischen ca. 1800 und 1945 nach Nordamerika auswanderten. Der Zeitrahmen wurde realistischweise auf 1870 verkürzt. Zur Zielgruppe zählen die Einwohner der Kernstadt und der 11 (heute eingemeindeten ehemaligen Ortschaften) Ortsteile. Parallel dazu wurden die Umstände der Auswanderung untersucht (die behördliche Antragsprozedur und eigentliche Ausreise).

Ein weiteres Ziel ist die Recherche nach der zweiten Biografie nach Ankunft des Auswanderers in der neuen Heimat, der schwierigste, aber auch spannendste Teil der Projektarbeit. Denn bald stellten die Projektbeteiligten fest, dass das Interesse an der Kontaktaufnahme seitens der Nachfahren der Auswanderer in den USA sehr groß ist.

Die eben beschriebenen Arbeitsschritte erfordern eine gute Arbeitsorganisation. Je nach Interesse und Fähigkeiten stellte man Arbeitsgruppen zusammen. Ein erstes, sog. „Leseteam“ trifft sich seither an einem Nachmittag im Stadtarchiv Offenburg und sucht in Tageszeitungen, Amtsblättern und Ratsprotokollen aus dem 19. Jahrhundert systematisch nach Hinweisen von Auswanderern.

Im Mai 2002 fuhr ein zweites Team mehrere Male ins Staatsarchiv Freiburg und sichtete dort die im Bestand „Landratsamt Offenburg, Ortsakten“ überlieferten Auswandererakten. Die biografischen Daten wurden vor Ort in die bereitgestellten Datenbögen eingetragen. Akten, die für die sofortige Auswertung zu umfangreich waren, wurden vom Staatsarchiv fotokopiert. Ein „Übersetzerteam“ transkribierte die brauchbaren Unterlagen. Ein „Recherche-Team“ wertet Kirchenbücher der Ortsteile aus und sucht im Internet nach Hinweisen und Daten von Auswanderern und deren Nachkommen. Die Mitglieder des „Teams USA“ verfügen über gute Kontakte in die USA. Zwei US-Bürgerinnen unterstützen das Projekt von den USA aus.

Präsentation

Nach einer Einarbeitungsphase von einigen Monaten wurde das Projekt im September 2002 der Öffentlichkeit vorgestellt. Hier traf es sich besonders glücklich, dass sich am Tag der Pressevorstellung das Ehepaar Bob und Sharon Brodbeck aus Cincinnati, Nachkommen des Offenburger Auswanderers Franz Heinrich Schaible, auf einer Deutschlandreise befanden.



Canalstreet in New Orleans, Louisiana. Zielort vieler deutscher Auswanderer.

Die eigentliche Präsentation der Projektergebnisse stellte eine Werkstattausstellung in der Kulturstätte „Salmen“ zwischen 2. und 16. Februar 2003 dar. Auch hier beschränkt man neue Wege. Die ehrenamtlichen Projektmitarbeiter/innen trugen mit „ihren Funden“, d. h. Daten, Texten und Fotos zum Gelingen bei. Die Ausstellung „Der Traum von der Freiheit“ war in drei Teile gegliedert. Im Foyer des „Salmen“ führte die bereits während des Offenburger Freiheitsfestes entstandene Ausstellung „Die Geschichte des Mathias Geck“ in die fiktive Auswanderergeschichte eines Offenburger Handwerksburschen Mathias Geck ein. Im Treppenhaus befand sich die Ausstellung „Wanderungsbewegungen im Umfeld der Revolution 1848/49“ der AG Emigration, die auf dreizehn Tafeln über die historischen Ursachen und Wege der Auswanderung informierte.

In der eigentlichen Projekt-Ausstellung im Saal des „Salmen“ wurde auf Schautafeln das Schicksal einzelner Auswandererfamilien dargestellt. Auch die bereits bestehenden Partnerschaften der Ortsteile Bohlsbach und Zell-Weierbach mit „ihren“ von Auswanderern gegründeten Gemeinden in Missouri waren darunter. In Broschüren konnte man die spannend geschriebenen Geschichten weiterer Auswandererfamilien nachlesen.

Weitere Auswandererbiografien wurden von Gaby Waidele in der Reihe „Auswanderergeschichten“ im Offenburger Tageblatt veröffentlicht.



Familie Scherer „at Scherer Hollow“.

Augustin Scherer und Walburga geb. Walter aus Zunsweier

Es sind überwiegend die „kleinen Leute“, die aus Not und Verzweiflung ihre Heimat über Straßburg und Le Havre nach Nordamerika verließen.

Auf dem obigen Foto sehen wir „The Scherer Family at Scherer Hollow“. Vorne: August und Walburga Scherer; R.a.: Scherer geb. Walter Walburga, die 1854 ihren Heimatort Zunsweier verließen.

Augustin und Walburga Scherer kamen am 21. Dezember 1854 mit ihren Kindern Josef und Martin in New York an. Sie hatten eine lange Fahrt über den Ozean mit dem Schiff „J. Greenman“ hinter sich. Zunächst zogen sie nach Tremont/Pennsylvania. Dort brachten sie weitere 4 Kinder auf die Welt. Die Scherers arbeiteten in der Landwirtschaft. In Tremont wohnten noch andere Zunsweierer Familien, wie z. B. die Familie Felix Ruf (s. u.).

1864 zogen die Scherers nach Ohio und ließen sich in Scherer's Hollow in Munn's Run bei Portsmouth nieder. Heute bezeichnet man das Gebiet „Pleasant Avenue“. Dort hatten sich ebenfalls Zunsweierer Familien niedergelassen.

Augustin Scherer errichtete ein Blockhaus mit einer Mühle. Neben der Landwirtschaft betrieb er eine Sägemühle, verkaufte Balken und Bretter an Bergwerke. Er entwarf, fertigte und verkaufte aus Holz gefertigte Produkte, baute Häuser und mahlte Getreide. Am 30. April 1912 starb er an einem Hirnschlag. Seine Ehefrau Walburga wurde 97 Jahre alt und verstarb am 7. Februar 1924.

Nachkommen der Scherer-Familie:

– von Sohn Martin: Malissa Scherer in Ohio

– von Tochter Sophia, verheiratete Vetter: George Vetter, Portsmouth/Ohio und dessen Sohn Gregory Vetter in San Diego/Cal.

Madeline Wiggins in Columbus/Ohio

Simon Thaddäus Huber: Ein Waltersweierer wird amerikanischer Winzer

Ein weiteres Beispiel ist das Schicksal des 44-jährigen Waltersweierer Simon Thaddäus Huber, der 1832 gemeinsam mit Ehefrau Gertrud, geb. Weßner und seinen sechs Kindern Monika, Joseph, Armand, Leo Konrad, Maria Magdalena und Matthäus in die USA auswanderte, sich zunächst in Louisville/Kentucky niederließ, bevor er weiterzog und 1843 im Süden des Staates Indiana ein Weingut aufbaute.

Der Historische Verein Offenburg e. V. hat mit den Nachfahren, Karen Cox-Huber und Joe Huber, den Inhabern der heute ca. 24.000 ar großen „Huber Orchard Winery“ Kontakt aufgenommen. Zur Ausstellungseröffnung schickten sie zwei Kisten Wein auf die Schiffsreise. Zwei Monate später kam der Wein pünktlich in Offenburg an und wurde bei der Vernissage an die Besucher ausgedient.

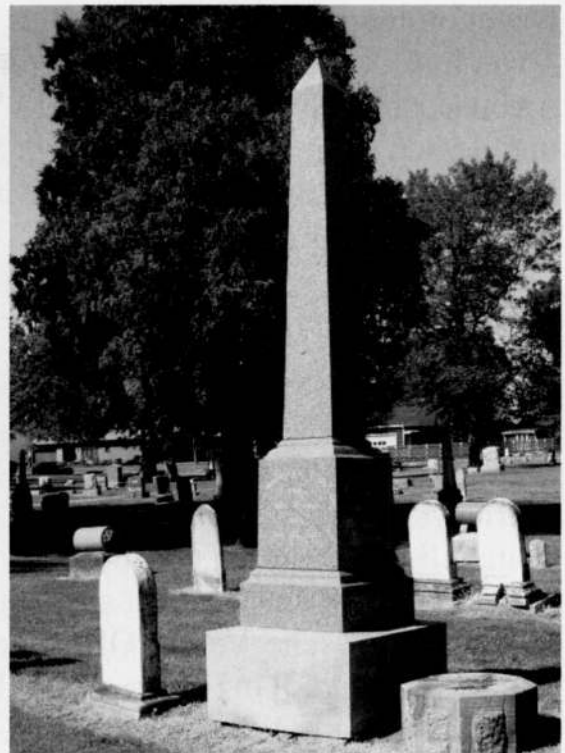
Eine Offenburger Karriere: Der Weg des Rudolf Reul vom jugendlichen Revolutionär zum amerikanischen Patrioten

Im April 1848 versuchten über 140 Offenburger, Friedrich Heckers Freischärlerzug von Offenburg aus zu unterstützen. Daran beteiligte sich fast die gesamte männliche Jugend, zumeist junge Gymnasiasten und Studenten um Karl Heinrich Schaible und Franz Volk. Einer von ihnen war der 22-jährige Medizinstudent Rudolf Reul, ein „gewaltiger Turner mit 45 Zoll Brustweite“.

Reul kam nach Heckers Niederlage für kurze Zeit ins Gefängnis. Ein Jahr später beteiligte er sich am Maiaufstand 1849. Nach dem Scheitern der Revolution fahndete man nach Reul wegen „Teilnahme an dem hochverräterischen Aufruhr“. Er floh gemeinsam mit seiner Familie und Freunden vermutlich über Le Havre in die USA. Die Familie ließ sich in Delphos im Bundesstaat Ohio nieder. In den Sumpfgebieten gründete er unter schwierigen Bedingungen eine Arztpraxis. Als „German 48er“ beteiligte sich der inzwischen 36-Jährige wie etwa 216.000 andere deutsche Einwanderer in Präsident Lincolns Armee als Hauptmann einer Freiwilligenkompanie am amerikanischen Bürgerkrieg. Er wurde in Kentucky und Georgia in erbitterte Kämpfe verwickelt. 1864 erlitt Reul bei Atlanta eine schwere Verwundung, unter deren Folgen er sein Leben lang litt.



*Grabstein Joseph Reul
Vater von Dr. R. Reul*



*Grabstein zu Ehren von Dr. Reul,
von der Gemeinde errichtet*

In Delphos galt Dr. Reul aufgrund seines großen bürgerschaftlichen Engagements als ein hoch geachteter Bürger. Er war zeitweise Präsident des örtlichen Schulrates und der erste Präsident der Nationalbank von Delphos. Seine alte Heimatstadt besuchte Rudolph Reul zweimal. Dort traf er alte Weggefährten. Am 20. August 1829 verstarb er an den Spätfolgen seiner Verwundung. Sein langer Weggefährte Karl Heinrich Schaible schrieb in einem Nachruf in der Londoner Zeitung:

„Mit Rudolf Reul ist wieder einer der Männer vom Jahre 1848 in fremder Erde gebettet worden, nachdem er einem fremden Lande bis zum letztem Athemzuge treu gedient. Fremde widmen ihm ein dankbares Andenken.“

Felix, Karolina und Adelheid Ruf: Eine Zunsweierer Kohlearbeiterfamilie in der neuen Welt

Felix und Karolina Ruf begaben sich vermutlich im Dezember 1855 mit dem Auswandererschiff „New York“ von Le Havre über den Atlantik. Am 13. Februar erreichten sie New York City. Von dort aus ging die Reise nach Tremont/Pennsylvania weiter. Vermutlich heirateten sie unterwegs, denn

Die Herkunft der Familie Ruf

Die Ruf-Familie lässt sich bis ca. 1640 nach Biederbach bzw. Schuttertal zurückverfolgen.

Ruf, Friedrich; Strumpfstricker u. Weber	Welle Barbara
* 13.11.1792 in Zunsweier	* 5.12.1793 in Zunsweier
† 8.5.1847 in Zunsweier	† 20.2.1860 in Zunsweier
∞ 30.4.1817 in Zunsweier	

Kinder:

Johanna	* 24.5.1818 in Zunsweier	† 17.1.1881 in Zunsweier
	∞ Spänle, Matthäus Josef	
Josef	* 10.3.1821 in Zunsweier	† 4.2.1822 in Zunsweier
Josef	* 1822 in Zunsweier	† 17.10.1882 in Zunsweier
	∞ Ruf, Ursula	
Sixtus	* 2.8.1826 in Zunsweier	† 14.12.1908 in Zunsweier
Kaspar	* 1.1.1830 in Zunsweier	† 23.8.1833 in Zunsweier
Felix	* 17.5.1834 in Zunsweier	† 4.4.1902 in Tremont/PA; USA
	I ∞ Walter, Karolina	
	II ∞ Walter, Adelheid	
Theresia	* 1.10.1837 in Zunsweier	† 22.7.1878 in Zunsweier
	∞ Ott, Peter	

Walter, Wendelin; Weber	Schmiederer, Elisabeth
* 2.3.1808 in Zunsweier	* 10.6.1800 in Zunsweier
† 12.7.1890 in Zunsweier	† 14.10.1881 in Zunsweier
∞ 24.7.1834 in Zunsweier	

Kinder:

Karolina	* 26.9.1835 in Zunsweier	† 00.2.1874 in Tremont/PA; USA
	∞ Ruf, Felix USA	
Augustin	* 23.10.1838 in Zunsweier	† 4.7.1909 in Zunsweier
	∞ Steiger, Sophia	
Ferdinand	* 12.11.1840 in Zunsweier	† ???
	∞ Kranz, Euphrosina	
Wendelin	* 11.5.1842 in Zunsweier	† 23.9.1918 in Zunsweier
	∞ Kammer, Maria Anna	
Adelheid	* 25.1.1845 in Zunsweier	† 2.2.1924 in Philadelphia/PA; USA
	∞ Ruf, Felix USA	

weder in der alten Heimat Zunsweier noch in ihrer neuen Heimat Tremont findet man heute einen Ehebucheintrag.

Felix Ruf arbeitete dort in einem Kohlebergwerk. Dieses Handwerk beherrschte er, denn laut Auskunft der Familien war er bereits in einem Zunsweierer Kohlebergwerk beschäftigt.

Später machte er sich selbstständig, ging in die Wälder und schlug Holz, das er an die Bergwerksgesellschaften weiterverkaufte. Außerdem baute er einen Eiskeller. Im Winter schnitt er das Eis aus seinem eigenen Teich und brachte es in den Keller. Das Sägemehl, das im Holzgeschäft anfiel, wurde als Isoliermaterial im Eiskeller verwendet. Im Sommer verkaufte er das Eis an die örtlichen Brauereien.

1858 beantragte Felix Ruf die amerikanische Staatsbürgerschaft. Nach Abschluss aller Formalitäten (Entlassung aus der badischen Staatsbürgerschaft etc.) wurde er im Jahr 1860 Amerikaner. Die Rufs hatten 18 Kinder. 1874 starb Karolina Ruf im Alter von 38 Jahren.

Glaukt man der Ruf'schen Familienüberlieferung, hat Karolina Ruf kurz vor ihrem Tod ihrem Mann geraten, nach Deutschland zurückzukehren und ihre Schwester Adelheid zu heiraten. Felix habe mehrere Briefe geschrieben, jedoch zunächst ohne Erfolg. Adelheid wollte ins Kloster gehen. Doch Felix' Werben hatte schließlich Erfolg. Am 19.4.1875 kam sie in den USA an und heiratete ihn. Felix und Adelheid Ruf hatten fünf gemeinsame Kinder. Adelheid erzählte ihren Kindern über ihre alte Ortenauer Heimat, z. B. dass man von den Zunsweierer Feldern/Weinbergen aus das Straßburger Münster sehen konnte.

Die Rufs sorgten sich sehr um das Wohl ihrer Kinder. Auf der Censusliste von 1870 erscheinen alle Ruf-Kinder, die älter als sechs Jahre sind, als Schüler. Dies war insofern außergewöhnlich, da die Kinder von Bergwerksarbeitern normalerweise schon im Kindesalter im Bergwerk mitarbeiten mussten.

Der Historische Verein Offenburg hat mit den Nachfahren William (Bill) Ruff in Sedalia/Colorado und dessen Kindern und Enkeln Kontakt aufgenommen. Darunter u. a. Susan Koch-Ruff in Mokena/Illinois, die die Familiengeschichte zusammengestellt hat.

Das Theaterstück

Eigentlicher Höhepunkt der Ausstellung war ein Theaterstück, das die Schauspielerin und Autorin Sigi Schwarz zum Thema „Der Traum von der Freiheit“ schrieb und mit den Laienschauspielerinnen Tiny Münchbach, Lissy Stellmann und Theresia Wäldele aufführte. Gezeigt wurde das fiktive Einzelschicksal dreier Auswanderinnen basierend auf den Ergebnissen der Projektrecherchen. Alle fünf Vorstellungen waren nahezu ausverkauft. Das Theaterstück hatte zweifellos einen sehr großen Anteil am Erfolg der Aus-



*Veranstaltungsplakat
zum Theaterstück*

stellung. Insgesamt kamen über 2.000 Besucher aus Offenburg und Umgebung in den Salmen.

Erste Ergebnisse

Das Projekt des Historischen Vereins Offenburg hat bewiesen, dass es gelingen kann, mit einem bürgerschaftlichen Projekt archivische Grundlagenarbeit zu leisten und sie publikumswirksam umzusetzen. Die Website des Projektes (www.emigration-offenburg.de) enthält inzwischen mehr als 700 Auswanderer. Sie können in deutscher und englischer Sprache weltweit abgefragt werden. Das Interesse an der Website war von Anfang an sehr groß. Im Durchschnitt wird die Seite von 10.000 Internetbenutzern pro Monat besucht. Den höchsten Anteil haben dabei Benutzer aus den USA mit über 50 %. Aber auch so „exotische“ Länder wie Samoa finden sich in den „Top Ten“ der Benutzerstatistik.

Die Daten von ca. 270 Auswanderern werden derzeit zur Eingabe ins Internet vorbereitet. Bei weiteren ca. 400 bereits gefundenen Auswanderern müssen noch weitere Daten z. B. in den Kirchenbüchern recherchiert werden.

Zu den Nachkommen der Auswanderer entstanden fruchtbare Kontakte. Inzwischen konnten mehrere Besuchergruppen aus den USA in den Herkunftsortschaften ihrer Vorfahren begrüßt werden. Weitere Gruppen und einzelne Nachkommen von Offenburger Auswanderern haben ihren Besuch bereits angekündigt.

Obwohl die Auswertung der Daten nicht Ziel des Projekts war, zeichnet sich folgende, nicht überraschende Tendenz ab: Während aus Offenburg-Stadt in erster Linie junge, ledige Männer und Frauen ausgewandert sind, waren es in den Ortschaften hauptsächlich Familien, ja, ganze Familienverbände. Dies lässt sich auch bei der Recherche nach dem Leben der Auswanderer in Amerika gut weiterverfolgen. Auswanderer aus den Offenburger Ortsteilen ließen sich in den USA vorwiegend in Gegenden nieder, in denen bereits Menschen aus der „alten Heimat“ lebten. So zum Beispiel die ehemaligen Bewohner der Rebgemeinden Fessenbach, Rammersweier und Zell-Weierbach, von denen sich sehr viele im Ste. Genevieve County niederließen und dort die Siedlungen „New Offenburg“, „Zell/Missouri“ und „Weingarten“ gründeten. Auswanderer aus dem heutigen Ortsteil Zunsweier siedelten sich hauptsächlich in den ländlichen Gegenden von Ohio an, während es die Offenburger mehr in die großen Städte wie Cincinnati und New York zog. Die Auswanderer aus Waltersweier siedelten hauptsächlich in Kentucky und Indiana, in der Gegend um Louisville/KY. Der Waltersweierer Simon Huber, der 1830 mit seiner Frau und sechs Kindern seine Heimat verließ, ist ein gutes Beispiel für die Auswanderung in ganzen Familienverbänden aus den Dörfern. Im Jahre 1832 und später folgten ihm 8 Familien aus seiner näheren Verwandtschaft mit insgesamt 57 Personen.

Das Projekt „Der Traum von der Freiheit“ wird 2004 fortgesetzt. Zum Jahresende ist eine erneute kleine Ausstellung geplant, die abschließend in einigen Ortsteilen gezeigt werden soll. Ziel ist die vollständige Eingabe aller biografischen Daten, die die Ehrenamtlichen gemeinsam erarbeitet haben.

Wer kennt „Neu-Deutschland“?

Erbenermittlung im 19. Jahrhundert

Clemens Rehm

Gesucht wird mit der Frage „Wer kennt ‚Neu-Deutschland‘“ keine Zeitung oder eine Bezeichnung für die Bundesrepublik nach 1989, sondern ein Ort irgendwo in Kanada, wo ein Ferdinand Siefert leben sollte. Eine Frage, vor der der Beamte des „Großherzoglichen Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten“ im Juli 1868 kapitulierte, als er einem Offenburger Notar mitteilen musste „... daß nach den hier vorliegenden Ortsverzeichnissen eine Stadt ‚Neu-Deutschland‘ in Canada nicht existiert.“ Der Teilzettel mit der Berechnung des Erbteils für Ferdinand Siefert blieb in der Akte in Karlsruhe, das Erbe in Baden.

Familienforschung wird heutzutage mancherorts spöttisch als Freizeitbeschäftigung für Rentner und Pensionäre abgetan. Dabei werden aber zwei Aspekte übersehen, durch die diese Forschungen neue Dimensionen erhalten können:

1. Die privat ermittelten Informationen könnten wie Mosaiksteine zu einem großen Bild von Aus- und Einwanderung, d.h. Migration zusammengelegt werden. Die vielen Familiengeschichten würden z. B. im 19. Jahrhundert einen Strom von Wirtschaftsflüchtlingen deutscher Herkunft erkennen lassen. Dafür müssten die privaten Überlieferungen und Ermittlungen zum einen selbstverständlich allerdings erst einmal an einer Stelle gesammelt werden. Zum anderen sollte sich dann diese Forschung nicht allein auf die Sammlung von Lebensdaten zur Erstellung von Stammbäumen und ähnlichen Strukturdaten beschränken. Diese Daten geben eigentlich nur ein – unverzichtbares – Skelett, das aber gleichsam zum Leben erweckt werden will z. B. mit Informationen aus Briefen, die zwischen alter und neuer Heimat millionenfach hin- und hergingen. Es geht darum, die schon seit dem 19. Jahrhundert vorliegenden Statistiken zur Auswanderung und die Lebensgeschichten der Auswandernden zusammenzuführen. Dies ist freilich ein weites Feld; Projekte dazu gibt es vorerst nur auf lokaler Ebene; für Baden und Württemberg wären solche Projekte wünschenswert; für die Forschung wäre dies die Voraussetzung für einen Schub von neuen Fragestellungen.
2. Neben dem privaten Nachspüren nach Verwandtschaftsbeziehungen, dem bei manchen Auswanderernachfahren nicht selten ein Besuch zu

den Wurzeln in der alten Heimat – dem „Alten Europa“ – folgt, wird dies auch professionell durchgeführt. Von der Öffentlichkeit meist unbemerkt – in den Archiven aber bekannt – arbeiten professionelle „Erbenermittler“, die sich bei herrenlosen Vermögen, die dem Staat anheimfallen würden, auf die Suche nach glücklichen Erben machen – gegen prozentuale Beteiligung.¹

Dieses Geschäft der „Erbenermittlung“ ist freilich nicht neu. Schon im 19. Jahrhundert unmittelbar nach einer Auswanderung von Familienmitgliedern ergab sich für die daheimgebliebenen Verwandten ein Problem: Wie kann ein Erbe über die Entfernung zwischen Kontinenten hinweg geteilt werden? Und wie kann ich die Verwandten in der Neuen Welt überhaupt finden, wenn die sich nicht regelmäßig nach jedem Umzug mit ihrem aktuellen Wohnort melden?

Für den Amtsbezirk Offenburg liegen die einschlägigen Unterlagen zur Auswanderung aus den unteren Verwaltungsbehörden und Gerichten (z. B. Genehmigungen) im Staatsarchiv Freiburg, die Verlassenschaftsakten (Erbschaftsangelegenheiten) im Stadtarchiv Offenburg und im Staatsarchiv Freiburg sowie die zugehörigen Unterlagen des Ministeriums im Generallandesarchiv im Bestand Staatsministerium (233).

Vor allem durch Verlassenschaftsakten kann bei genauer Durchsicht in manchen Auswanderer-Fällen Licht ins Dunkel gebracht werden. Dieser Optimismus wird gestützt durch die Ergebnisse des kürzlich vom Stadtarchiv Mannheim mit dem Generallandesarchiv Karlsruhe durchgeführten Projekt zu Mannheimer Verlassenschaftsakten. Die systematische Auswertung dieser Akten, die Erb- und Pflegschaftsangelegenheiten, Inventuren und Teilungen, Eheverträge und Testamente enthalten, ermöglicht in bisher nicht gekannter Genauigkeit den Einblick in soziale Prozesse und regionale Ereignisse: Mit der Erschließung wurden „einerseits der genealogischen, andererseits der stadt- und regionalgeschichtlichen, nicht zuletzt aber auch der sozial-, kultur- und rechtsgeschichtlichen Forschung überhaupt neue Quellen von höchstem Wert zugänglich gemacht: Eine ganze Stadt macht gleichsam Inventur, und der Benutzer erhält Einblick in die Vermögens- und Lebensverhältnisse aller sozialer Schichten, von der Armenunterstützung beziehenden Witwe bis zum reichen Kaufmann.“²

Das Projekt ergab aber auch, dass anhand dieser Quellen Informationen zu Personen zu ermitteln waren, die sich nicht mehr in Mannheim befanden. Gefunden wurden bisher unbekannte Zeugnisse Mannheimer Soldaten, die unter Napoleon im Russlandfeldzug umgekommen waren, deren Quellenwert vom Stadtarchivar als „sensationell“ eingestuft wurde.

Zu diesen Verfahren existieren ebenfalls Unterlagen des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe, weil es in Zweifelsfällen aktiv wurde: sei es, dass über die Exis-

tenz eines Ausgewanderten Unklarheit bestand oder das Erbe eines Verschollenen eingetrieben werden sollte. Das Ministerium wiederum schaltete konsularische Vertretungen ein – in Nordamerika meist die eigenen badischen. In diesen rein verwaltungstechnischen Vorgängen, die vor allem der Spedition von Testamenten, Totenscheinen und ähnlichem amtlichen Material dienten, sind ebenfalls nicht unbedingt zu erwartende Hinweise auf Lebensschicksale von Auswanderern enthalten. Dies soll anhand von Offenburger Beispielen kurz illustriert werden: Bei folgenden zwei grundsätzlich unterschiedlichen Arten von Erbschaftsverfahren entstanden im Ministerium Unterlagen:

1. In der alten Heimat – z. B. Offenburg – verstarb ein Verwandter eines Auswanderers, der dann informiert bzw. erst einmal ermittelt werden musste.
2. Ein Ausgewandeter verstarb in seiner neuen Heimat – irgendwo in Amerika – und hinterließ den Daheimgebliebenen etwas von seinem Vermögen.

Sterben in Baden – Erben in Amerika

Es gab Fälle, in denen ein Testament aus Baden ins Ausland weitergeleitet werden sollte, ohne dass der Begünstigte auf verlässlichem Weg direkt erreicht werden konnte. Trotz dieser Schwierigkeit musste sichergestellt werden, dass dem Begünstigten dieses Testament bzw. der Teilungszettel amtlich zugestellt wurde. D. h. er musste gefunden und seine Identität musste vor dem amerikanischen Konsulat bewiesen werden.

Formelhaft schreibt in einem solchen Fall der Notar Constantin Serger aus Offenburg 1868 an das Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten: „... beehre ich mich in der Anlage eine Ausfertigung [eines Teilungszettels] für [folgt Name und Adresse, hier:] *Magdalena Wolber Xaver Heine Wittwe, Ginton Street No 20 in New York* mit der ergebensten Bitte zu übermachen, deren Zustellung auf diplomatischem Wege bewirken lassen zu wollen, Offenburg am 22. Juli 1868.“³ Das Ministerium wendet sich am 27. Juli an den Generalkonsul in New York und verweist darauf, dass die Straße auch „Clinton Street“ heißen könnte.

Schon am 26. August 1868 wird auf einem Vordruck, was auf die Häufigkeit solcher Vorgänge hinweist, vom Großherzoglich Badischen Generalkonsulat in New York der Vollzug der Übergabe gemeldet – nur hieß die Dame „Heim“ und nicht „Heine“.

Sowohl die Unsicherheiten beim Straßennamen als auch die festgestellte Unstimmigkeit beim Familiennamen, sei es nun ein Schreibfehler oder aus Schlampigkeit geschehen, weisen auf ein großes Problem bei der damaligen wie heutigen Recherche hin: Eine Eindeutigkeit der in den Akten

vorgefundenen Familiennamen und Ortsangaben ist nicht immer gegeben. Manchmal ist Phantasie nötig, um ans Ziel zu gelangen. Immerhin haben sich die badischen Stellen schon vor der Absendung ihrer Anfragen an die Konsulate um Präzision bemüht: Aus dem in einer Offenburger Bitte genannten „Preihsburg, Staat Philadelphia“ wurde z. B. korrekt „Priceburg, Staat Pennsylvania“. Aber selbst dann war der Erfolg der Suche nicht garantiert. Beim Tod des Fidel Schwend von Offenburg im Jahr 1868 waren ein Jacob Schwend in Lancaster/Pennsylvania und eine Anna Schwendt, verheiratete Bless in Baltimore die glücklichen Erben. Während Jakob gleich gefunden war, musste der Konsul in Baltimore eine Suchannonce nach Anna aufgeben – freilich ohne Erfolg; nur die zu erhebenden Gebühren stiegen, wie auf den Schreiben vermerkt.⁴

Sterben in Amerika – Erben in Baden

Die erste Schwierigkeit bestand in diesen Fällen darin, dass nicht ohne weiteres davon ausgegangen werden konnte, dass der Tod eines – auch nahen – Verwandten überhaupt in der alten Heimat erfahren wurde. So ist die Auswanderung des Franz Zerrer aus Offenburg aufgrund der Angaben in der Auswandererakte⁵ in der Datenbank des Offenburger Stadtarchivs „Der Traum von der Freiheit. Offenburger Auswanderer nach Nordamerika“ zwar eingetragen, über sein weiteres Schicksal ist aber bisher nichts vermerkt.⁶ Da geht es den heutigen Forschern fast wie Franz Zerrers Brüdern Karl und Heinrich, die erfahren hatten, dass ihr Bruder am 1. September 1869 im Deutschen Hospital in San Francisco verstorben sei. Sie interessierte ein mögliches Erbe, das sich – so ihre Vermutung gegenüber dem Karlsruher Ministerium – möglicherweise in Händen einer Gesellschaft befinde. Das Ministerium möge doch nachforschen; doch zuerst bat die Karlsruher Zentrale das Offenburger Bezirksamt um genaue Recherche nach näheren Anhaltspunkten oder um Nennung von Zeugen in Amerika. Das Amt konnte am 14. Oktober melden, der ledige Bäcker Franz Zerrer habe sich schon seit 14 Jahren in San Francisco aufgehalten, sei aber 1865 noch einige Zeit hindurch in seiner Vaterstadt Offenburg gewesen, um ein Erbteil von etwa 4.000 Gulden entgegenzunehmen. Als Zeuge in Amerika könne Josef Anton Lener benannt werden, der Wirt des *Baden-Baden Beer-Salon, 757 Mission Street, Near fourth Street, San Franzisko*.⁷

Das badische Konsulat in San Francisco konnte den Tod Franz Zerrers bestätigen und übersandte einen Totenschein – vom großen Erbe aber keine Spur: eine Uhr, eine Kette und ein wenig Bargeld. Und das würde, so die Ansicht des Konsulatsverwalters, zur Bestreitung von Unkosten und Gebühren verwendet, so dass der Nachlass auf ein Minimum reduziert würde. Mit dieser Auskunft, die in Offenburg im Februar 1870 eintraf,

wollten sich die Brüder nicht abfinden, zumal sie inzwischen weitere Auskünfte aus Amerika erhalten hatten.

Ihr Bruder hatte vor der Einlieferung ins Hospital seine Papiere seinem Vertrautem und Geschäftspartner John Hammerschmidt in einem zugenaagelten Zigarrenkistchen zur Aufbewahrung übergeben. Nach seinem Tod seien Mitglieder der Druidengesellschaft, einer Unterstützungs- und Wohltätigkeitsgesellschaft, in der Zerrer Mitglied gewesen sei, erschienen, um den Nachlass zu übernehmen. Gemeinsam habe man das Kästchen geöffnet und neben dem Bürgerschein und anderen Papieren Kaufscheine über zwei Häuser und eine Wirtschaft sowie zwei Anteile an einer Immobiliengesellschaft gefunden. Nach den gesetzlichen Bestimmungen habe aber alles dem „Stadtadministrator“ übergeben werden müssen.

Nun war wieder der badische Konsularbeamte an der Reihe, der beim *Public Administrator* von San Francisco aber lange auf Granit biss, bis er schließlich im November 1871 melden konnte, dass ein Vermittler von den „berechtigten Erben Vollmacht zur endgültigen Regulierung dieser verwickelten Sache“ erhalten habe⁸.

Gerade diese kleine Geschichte vom Offenburger Bäcker, der in San Francisco eine erfolgreiche Wirtschaft betrieb, mit den Details über seine Mitgliedschaft und sein Geschäftsgebaren mag zeigen, dass auch vordergründig unergiebigere Akten in einzelnen Fällen mehr Auskünfte über das Leben in der Neuen Welt enthalten, als die erst einmal in den Blick genommenen Akten zur Auswanderungsgenehmigung, die in der Regel mit dem Zeitpunkt der Auswanderung enden.

So spannend wie diese Fragen der Ermittlung von Auswandererschicksalen im 19. Jahrhundert waren, so sind sie es heute wieder, wenn wir die Verbindungen zwischen der Alten und der Neuen Welt über die Familienforschung hinaus sozialgeschichtlich, wirtschaftsgeschichtlich oder auch mentalitätsgeschichtlich beleuchten. Dafür müssen wir freilich die von den Quellen vorgezeichneten Wege erst einmal nachgehen und können dabei auch den Ort ‚Neu-Deutschland‘ finden – es ist ‚New Germany‘ in Lunenburg in Nova Scotia, Kanada – und vielleicht dann auch den Teilzettel von 1868 zustellen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Etscheid, Georg: Fünf Millionen zu verschenken. Erbenermittler auf der Suche nach unbekanntem Kindern und Enkeln, in: Die Zeit, Nr. 18, 24. April 2003.
- 2 Nieß, Ulrich: Nicht mehr verlassen! Das Verzeichnungsprojekt „Ältere Serie der Mannheimer Verlassenschaftsakten“ erbrachte überraschende Ergebnisse, in: Der Archivar, Jg. 56, 2003, 322–323; hier 323.
- 3 GLA Karlsruhe 233/8466.
- 4 alle folgenden Fälle aus GLA Karlsruhe 233/8466.

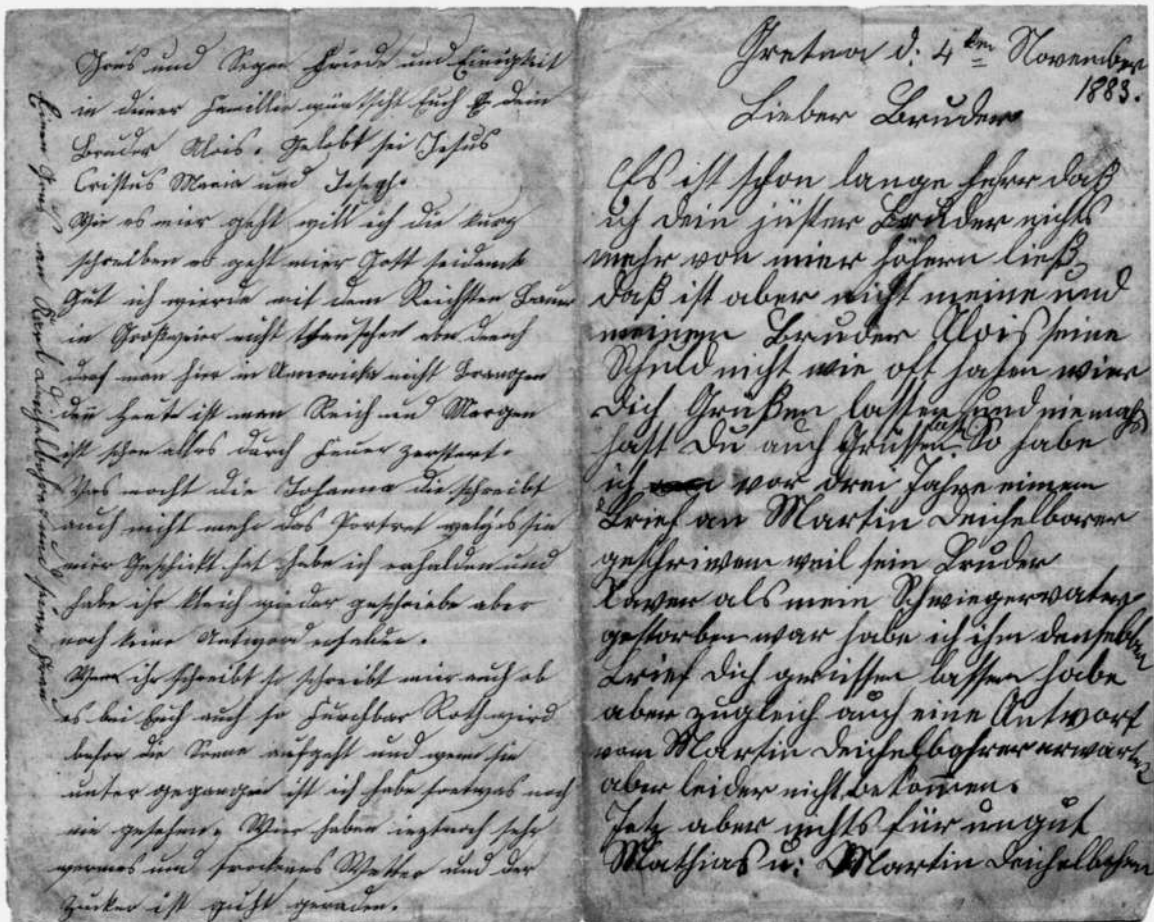
- 5 Staatsarchiv Freiburg 368 Zug. 1909-35/ Akte 2172.
- 6 Datenbank: www.emigration-offenburg.de/code/vsuche_detail_1.php?recordID=199;
Recherche nach Franz Zerrer (Mai 2004).
- 7 GLA Karlsruhe 233/8466.
- 8 ebd.

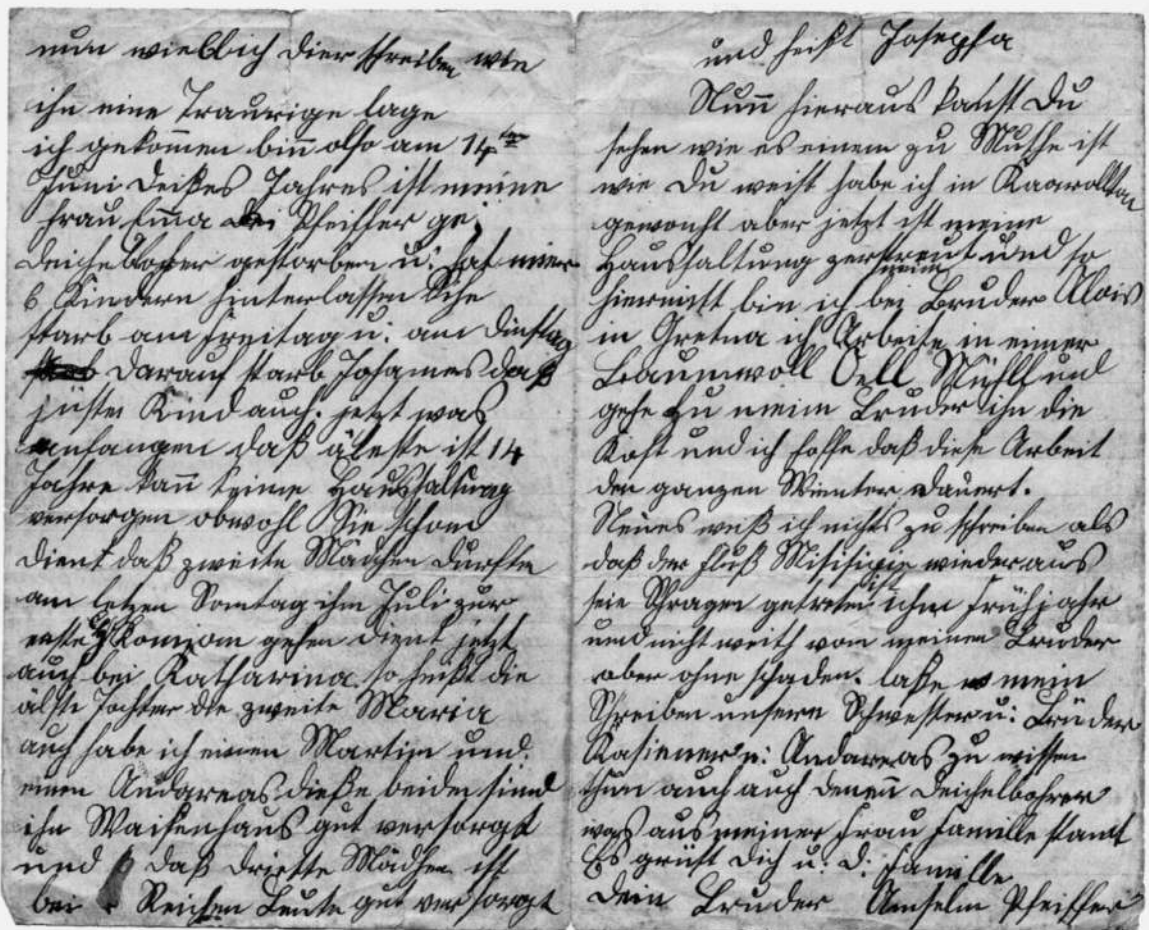
Auswanderung aus Großweier

Rolf Federle

Die Auswanderung aus Großweier beginnt etwa um 1780, als die ersten Personen nach Ungarn ziehen. Leider gibt es nicht sehr viele schriftliche Dokumente und nur selten findet man in den Kirchenbüchern einen Hinweis wie bei Friedrich Hauns: „tota familia in Hungaria est“. Unter Verwendung der Angaben in dem Buch von Werner Hacker „Auswanderung aus Baden und dem Breisgau“¹ in Verbindung mit den Kirchenbüchern habe ich festgestellt, dass etwa 40 Personen zwischen 1780 und 1800 Großweier in Richtung Osten verlassen haben. Es müssen aber auch welche nach Algerien ausgewandert sein, denn in einer Randnotiz im Kirchenbuch findet sich der Eintrag, dass der 1821 geborene Franz Bauer in Blidah (Algerien) verstorben sei.

Der Hauptstrom der Auswanderer geht aber Richtung Westen, nach Amerika. Zwischen 1830 und 1890 verlassen etwa 350 Personen ihr Heimatdorf, um in Amerika ein neues Leben aufzubauen. Dass das nicht im-





mer leicht war, zeigt ein Brief, den Anselm Pfeiffer an Mathias Pfeiffer, meinen Ur-Großvater, geschrieben hat.

„Gretna, den 4. November 1883

Lieber Bruder,

es ist schon lange her, dass ich, Dein jüngster Bruder, von mir hören ließ. Dies ist aber nicht meine und meinem Bruder Alois seine Schuld. Wie oft haben wir Dich grüßen lassen und niemals hast Du auch grüßen lassen. So habe ich vor drei Jahren einen Brief an Martin Deichelbohrer geschrieben, weil sein Bruder Xaver, mein Schwiegervater, gestorben war. Ich habe in demselben Brief Dich grüßen lassen, aber zugleich eine Antwort von Martin Deichelbohrer erwartet, aber leider nicht bekommen.

Jetzt aber, nichts für ungut, Mathias und Martin Deichelbohrer. Nun will ich Dir schreiben in welcher traurigen Lage ich gekommen bin. Also am 4. Juni d.J. ist meine Frau Emma (geb. Deichelbohrer) gestorben und hat mir 6 Kinder hinterlassen. Diese starb am Freitag und am Dienstag darauf starb Johannes, das jüngste Kind auch. Jetzt was anfangen? Das Älteste



Grabstein Alois Pfeiffer, Gretna,
New Orleans

ist 14 Jahre, kann keine Haushaltung versorgen, obwohl sie schon dient. Das zweite Mädchen durfte am letzten Sonntag im Juli zur 1. Heiligen Kommunion gehen. Sie dient jetzt auch bei Katharina. So heißt die älteste Tochter, die zweite heißt Maria. Ich habe auch einen Martin und einen Andreas. Diese beiden sind im Waisenhaus gut versorgt und das dritte Mädchen ist bei reichen Leuten gut versorgt und heißt Josepha.

Nun hieraus kannst Du ersehen, wie es einem zu Mute ist. Wie Du weißt, habe ich in Carrolton (heute eine Stadtteil von New Orleans) gewohnt, aber jetzt ist meine Haushaltung zerstreut und so bin ich bei Bruder Alois in Gretna. Ich arbeite in einer Baumwoll-Ölmühle und gehe zu meinem Bruder in die Kost. Ich hoffe, dass diese Arbeit den ganzen Winter dauert.

Neues weiß ich nicht zu schreiben, nur dass der Fluss Mississippi im Frühjahr nicht weit von meinem Bruder wieder aus seinem Schragen getreten ist, aber ohne Schaden. Lasse mein Schreiben unsere Schwester und Bruder und Andreas zu wissen tun, auch den Deichelbohrer, der aus der Familie meiner Frau stammt.

Es grüßt Dich und Deine Familie

Dein Bruder Anselm Pfeiffer“

Optimistischer klingt schon der Brief von Alois unter demselben Datum an seinen Bruder Mathias, wenn er auch davor warnt, mit seinem „Reichtum“ zu prahlen, da morgen schon alles anders sein kann.

„Gruß und Segen, Friede und Einigkeit in Deiner Familie wünscht Euch Dein Bruder Alois. Gelobt sei Jesus Christus, Maria und Joseph.“

Wie es mir geht, will ich Dir kurz schreiben. Es geht mir Gott sei Dank gut. Ich würde mit dem reichsten Bauer in Großweier nicht tauschen, aber dennoch darf man hier in Amerika nicht brangen, denn heute ist man reich und morgen ist schon alles durch Feuer zerstört. Was macht die Johanna? Die schreibt auch nicht mehr. Das Porträt, welches sie mir geschickt hat, habe ich erhalten und habe ihr gleich wieder geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten.

Wenn Ihr schreibt, so schreibt mir auch, ob es bei Euch auch so furchtbar rot wird, wenn die Sonne aufgeht und wenn sie untergegangen ist. Ich habe so etwas noch nie gesehen. Wir haben jetzt noch sehr warmes und trockenes Wetter und der Zucker ist gut geraten.

Einen Gruß an Karl Deichelbohrer und seine Frau.

Alois Pfeiffer“

Es gibt wohl kaum eine Familie in Großweier, aus der nicht mindestens ein Mitglied oder auch mehrere nach Amerika ausgewandert sind. Die Gründe waren sicher vielfältig und wurden auch schon oft beschrieben, so dass ich hier nicht weiter darauf eingehen will. Leider sind die Auswanderungspapiere bis einschließlich 1850 nicht mehr vorhanden, so dass man auf die Einträge im Familienbuch angewiesen ist.

Die erste Familie, die in Richtung Westen aufbricht, ist im Jahre 1831 der Bauer Gervas Falk mit seiner Frau Karoline Behrle und den Kindern Franz Paul und Karl Ludwig. Für die Jahre 1832 bis 1845 sind nur wenige Personen bekannt, die auswandern. Die erste Spitze wird dann 1846 erreicht, als an Allerheiligen 14 Personen Großweier in Richtung Amerika verlassen. Ähnliche Zahlen gibt es für die Jahre 1851 und 1852, um dann 1853 den Höhepunkt mit 136 Personen zu erreichen. Unter den 136 sind allein 120, die auf Kosten der Gemeinde nach Amerika verschickt wurden.

In einem Gemeindebeschluss vom 11. November 1852 haben von 114 Bürgern 95 für die Aufnahme eines Darlehens in Höhe von 10.000 fl. gestimmt, um die der Gemeinde lästig fallenden Ortsarmen von ca. 200 Köpfen nach Amerika zu befördern. Nur einer war dagegen. Bereits im Jahre 1847 hatte die Gemeinde ein Darlehen von 800 fl. aufgenommen, um die armen Einwohner zu unterstützen. Unter anderem wurden für 100 fl. Saatkartoffeln gekauft. Die Schuld sollte durch Verpachtung des von den Aus-

wanderern hinterlassenen Allmendgutes und Verkauf des Bürgerabgabeholzes abgetragen werden.

Durch Bekanntmachung im „Großherzoglichen Badischen Anzeiger-Blatt für den Mittelrheinkreis“ vom 23. Juli 1853 und durch eine Passagierliste ist belegt, dass es dann „nur“ etwa 120 Personen sind, die mit dem Schiff „Michelangelo“ Amsterdam in Richtung New York verlassen. Es gehen Familien, bei denen beide Elternteile noch leben und Familien mit nur noch einem Elternteil. Meist ist der Mann gestorben und die Witwe steht mit einer Reihe von Kindern allein da. Aber auch ein Witwer mit 2 Kindern ist dabei. Oder eine Ehefrau mit 4 Kindern, deren Mann vorerst in Großweier bleibt und erst vier Jahre später ebenfalls auswandert. 9 Personen von diesen 120 sterben während der Reise nach Amerika, meist Kinder, aber auch die bereits 61 Jahre alte Magdalena Hirschauer. Das Schiff „Michelangelo“ kommt am 26.11.1853 in New York an. Soweit bis heute bekannt, haben sie sich in der Nähe von Cleveland, Ohio niedergelassen.

1854 verlassen 18 Personen Großweier in Richtung Amerika, darunter auch die Familie des 1811 in Großweier geborenen Xaver Merkel. Sein Vater, der Weber Georg Merkel, kam 1803 aus Ottenau nach Großweier und heiratete hier die Bürgerstochter Kunigunde Martin. Das Ehepaar hat 5 Kinder, unter anderem den bereits erwähnten Xaver. Dieser war Bauer in Großweier und heiratet 1834 Theresia Jörger, die Tochter des ehemaligen Vogts Anton Jörger. Im August 1854 stellt er einen Antrag auf Auswanderungserlaubnis für sich, seine Ehefrau und seine sechs Kinder:

Katharina	* 1835
Adelheid	* 1837
Hugo	* 1843
Bernhard	* 1845
Maria Luise	* 1849
Joseph	* 1852

Dieser Antrag wurde wohl nicht ganz aus freien Stücken gestellt, denn es heißt wörtlich: „dieselben sind 1852 in Gant geraten (heute würden wir sagen: er musste Insolvenz anmelden) und besitzen derzeit kein Vermögen mehr. Die nötigen Reisekosten erhalten dieselben von ihren zwei Schwägern aus Amerika“. Im Großherzoglichen Badischen Anzeiger-Blatt für den Mittelrhein-Kreis vom 9. August 1854 wird Schuldenliquidation auf Mittwoch, den 16. August, festgesetzt. Was man darunter zu verstehen hat, wird wie folgt beschrieben:

Schuldenliquidation: „Nachstehende Personen haben um Auswanderungserlaubnis nachgesucht. Es werden daher alle Diejenigen, welche aus was immer für einem Grunde eine Forderung an dieselben zu machen haben, aufgefordert, solche in der hier unten bezeichneten Tagfahrt auf der be-

Nr. 22,595. Bezüglich auf die Aufforderung vom 22. Juli v. J. und weil Bierbrauer Gervas Drexler von Ehrenstetten innerhalb Jahresfrist keine Kunde von sich gegeben, wird derselbe für verschollen erklärt und sein Vermögen den nächsten Verwandten gegen Sicherheitsleistung verabsolgt.
Staufen, den 3. August 1854.
Großh. Bezirksamt.
Meßger.

Schuldenliquidationen der Auswanderer.

Nachstehende Personen haben um Auswanderungs-Erlaubnis nachgesucht. Es werden daher alle Diejenigen, welche aus was immer für einem Grunde eine Forderung an dieselben zu machen haben, aufgefordert, solche in der hier unten bezeichneten Tagfahrt auf der betreffenden Amtskanzlei um so gewisser anzumelden und zu begründen, als ihnen sonst später nicht mehr zur Befriedigung verhoffen werden könnte.

Aus dem Bezirksamt Ettlingen:

[2] Meßger Anton Schrotz von hier hat mit seiner Ehefrau Caroline, geb. Hofmann um einen Reisepaß nach Amerika nachgesucht, auf Montag, den 14. August d. J., Vormittags 11 Uhr, auf diesseitiger Amtskanzlei.

Aus dem Oberamt Pforzheim:

Carl und Jakob Ries von Dietershausen, auf Samstag, den 12. August d. J., Vormittags 11 Uhr, auf diesseitiger Oberamtskanzlei.

Carl Friedrich Keiling, Wittwer und die ledige Friederike Schuster von Erffingen, auf Samstag, den 12. August d. J., Vormittags 11 Uhr, auf diesseitiger Oberamtskanzlei.

Catharine Riesling von Göbrißen, auf Samstag, den 12. August d. J., Vormittags 11 Uhr, auf diesseitiger Oberamtskanzlei.

Aus dem Bezirksamt Gernsbach:

Die Ehefrau des Schuhmachermeisters Christian Karcker und die Franz Carl Haiß Eheleute mit ihren Kindern von Horden auf Freitag, den 18. August d. J., Vormittags 8 Uhr, auf diesseitiger Amtskanzlei.

Aus dem Bezirksamt Gengenbach:

Joseph Link von hier und Euphrosine Schuler von Dölsbach, auf Montag, den 14. August d. J., Vormittags 8 Uhr, auf diesseitiger Amtskanzlei.

Aus dem Bezirksamt Achern:

Kaver Merkel, dessen Ehefrau Theresia, geb. Förger, und Kinder Catharina, Adelheide, Hugo, Bernhard, Maria Louise und Joseph von Großweler, auf Mittwoch, den 16. August d. J., Vormittags 8 Uhr, auf diesseitiger Amtskanzlei.

Schuldenliquidationen.

Andurch werden alle Diejenigen, welche aus was immer für einem Grunde an die Masse nachstehender Personen Ansprüche machen wollen, aufgefordert, solche in der hier unten zum Richtighstellungs- und Vorzugsverfab-

ren angeordneten Tagfahrt, bei Vermeidung des Ausschlusses von der Gant, persönlich oder durch gehörig Bevollmächtigte, schriftlich oder mündlich anzumelden, und zugleich die etwaigen Vorzugs- und Unterpfandsrechte unter gleichzeitiger Vorlegung der Beweisurkunden und Antrittung des Beweises mit andern Beweismitteln, zu bezeichnen, wobei bemerkt wird, daß, in Bezug auf die Bestimmung des Massepflegers, Gläubigerausschusses und den etwa zu Stande kommenden Borg- oder Nachlassvergleich, die Richterscheidenden als der Mehrheit der Erschienenen beigetreten angesehen werden sollen.

Aus dem Oberamt Lahr:

[3] An den in Gant erkannten verstorbenen Georg Schaller von Hugsweier, auf Mittwoch, den 9. August d. J., Vormittags 9 Uhr, auf diesseitiger Amtskanzlei.

Nr. 17,624. In Sachen mehrerer Gläubiger gegen Kaufmann Friedrich Koch von Baden, Forderung betr. Beschluß: Nach Ansicht des §. 778, Ziff. 1 der P.-O. wird erkannt: Es sei gegen Kaufmann Friedrich Koch von hier das Gantverfahren einzuleiten. V. R. W. Dieß wird mit dem Anfügen bekannt gemacht, daß bis zu weiterer diesseitigen Verfügung bei Vermeidung doppelter Zahlung an den Gantschuldner keine Zahlungen geleistet werden dürfen.

Baden, den 28. Juli 1854.

Großh. Bezirksamt.
v. Cloßmann.

Präklusiv-Bescheide.

Alle diejenigen Gläubiger, welche bei den abgehaltenen Liquidations-Tagfahrten der unten benannten Schuldner die Anmeldung ihrer Forderungen unterlassen haben, sind von dere vorhandenen Gantmasse ausgeschlossen worden, und zwar:

Aus dem Oberamt Durlach:

In der Gantsache des Köhlewirths Wolf von Jöhlingen, unterm 20. Juli 1854.

Zehntablösungen.

In Gemäßheit des §. 74 des Zehntablösungsgesetzes wird hie mit öffentlich bekannt gemacht, daß die Ablösung nachgenannter Zehnten endgültig beschlossen wurde:

Aus dem Bezirksamt Buchen:

des der fürstlichen Standesherrschaft Leiningen auf Hainstadter Gemarkung zusehenden Zehnten.

Aus dem Bezirksamt Salem:

des Zehnten des Spitals Markdorf auf der Gemarkung Wikenweiler.

Alle Diejenigen, die in Hinsicht auf diesen abzulösenden Zehnten in deren Eigenschaft als Lehnlück, Stammgutstheil, Unterpfaud u. s. w. Rechte zu haben glauben, werden daher aufgefordert, solche in einer Frist von drei Monaten, nach den in den §§. 74 bis 77 des Zehntablösungsgesetzes enthaltenen Bestimmungen zu wahren, andernfalls aber sich lediglich an den Zehntberechtigten zu wenden.

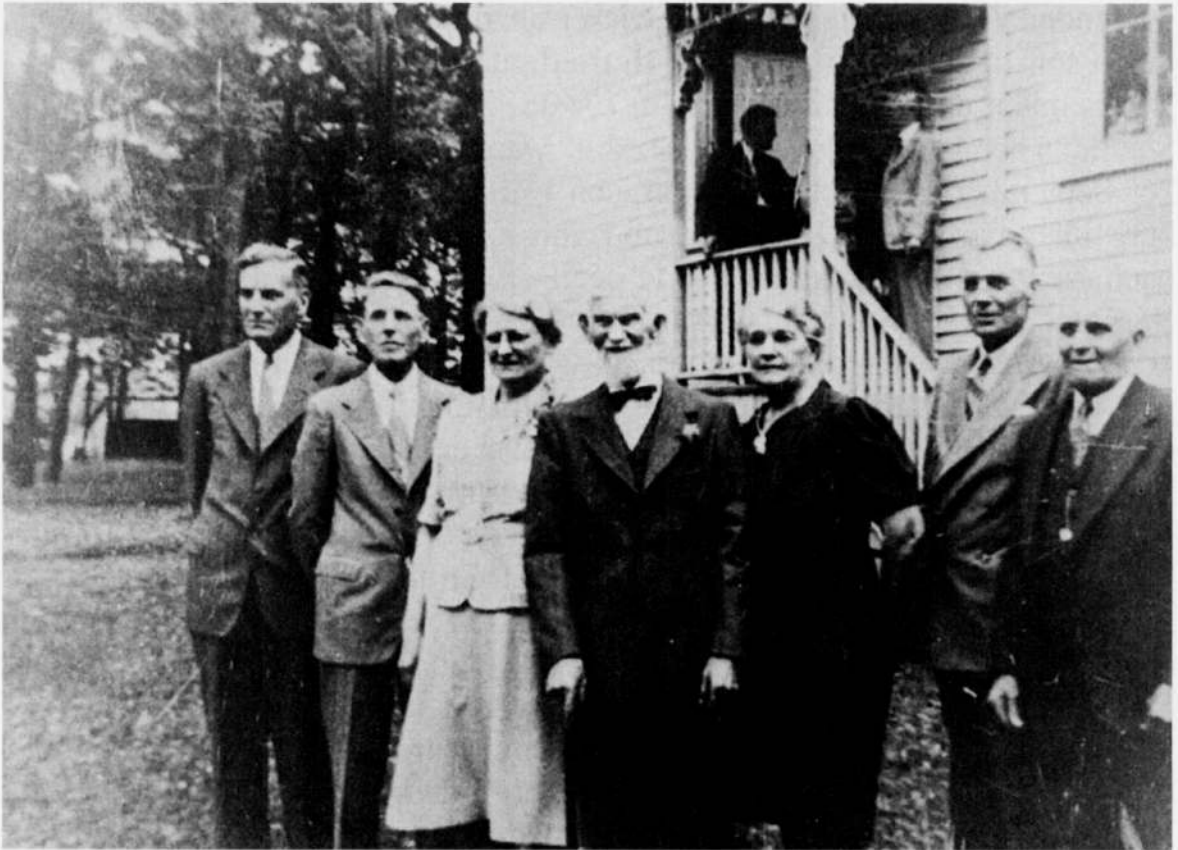
treffenden Amtskanzlei um so gewisser anzumelden und zu begründen, als ihnen sonst später nicht mehr zur Befriedigung verholfen werden könnte.“

Nachdem auch noch die Gebühr für das Inserat im Anzeigebblatt und die Schulden beim Heiligenfond bezahlt waren, konnte der Reisepass am 26. September in Empfang genommen werden. Die Reise ging von Straßburg über Paris nach Le Havre und von da mit dem Schiff „Heidelberg“ nach New Orleans. Die Umstände der Reise müssen auf den neunjährigen Bernhard Merkel so einen starken Eindruck hinterlassen haben, dass er sich noch im hohen Alter von 92 Jahren an viele Einzelheiten erinnern konnte. Es gibt uns auch einen Eindruck, wie die Auswanderung aus dem mittelbadischen Raum ablief. Aber lassen wir ihn selbst erzählen. Er schreibt:

„Ich habe noch eine lebhaftere Erinnerung an den Tag, als wir am 11. Oktober 1854 das kleine Dorf Großweier verließen. Meine Eltern und wir sechs Kinder gingen zuerst zu Fuß nach Straßburg, dann mit der Eisenbahn über Paris nach Le Havre. Dort mussten wir eine Woche warten, bis unser Schiff abfuhr. Hier begann eine Serie von Ereignissen, die für unsere Familie herzerreißende Schicksalsschläge bedeuteten.

Während wir auf das Schiff warteten, wurde mein jüngster Bruder schrecklich heimwehkrank und bat ständig, nach Hause zu gehen. Meine Mutter war bereit zurückzukehren, aber Vater bestand darauf, dass wir die Reise fortsetzen, da wir alles verkauft hätten, um genug Geld für die Reise zusammenzubekommen.

Am 20. Oktober verließen wir mit dem neuen Schiff, der „Heidelberg“, Le Havre. Es waren 860 Passagiere an Bord, die alle ihre eigene Verpflegung mitbrachten. Wir waren gerade drei Tage an Bord, als mein jüngster Bruder Joseph starb. Sein Leichnam wurde mit Steinen beschwert und dem Meer übergeben. Nach 45 Tagen auf dem Ozean kamen wir am 4. Dezember in New Orleans an. Wir schifften uns auf einem Mississippi-Dampfer nach St. Louis ein. Das Schiff war mit Colera verseucht und meine Schwester Maria Luise starb am 11. Dezember, ihrem fünften Geburtstag. Einige Tage später erlag mein älterer Bruder Hugo derselben Krankheit. Beide wurden auf Inseln begraben, zusammen mit weiteren 33 Opfern, wenn das Schiff nach Sonnenuntergang anlegte. Wir nahmen dann die Eisenbahn nach Galena, Illinois, wo wir am Weihnachtstag ankamen. Am selben Tag überquerten wir den zugefrorenen Mississippi, um auf der anderen Seite drei Brüder meiner Mutter zu besuchen. Während des Treffens heiratete ein Mädchen, das mit uns auf dem Schiff war, einen Mann, der bei einem meiner Onkel beschäftigt war. Am 26. Dezember kehrte meine Mutter mit uns wieder nach Galena zu unseren Verwandten zurück, wo sie an Gelbfieber erkrankte, untröstlich in ihrem Kummer über den Verlust von drei Kindern während der Reise. Sie starb am 27. Dezember, meinen Vater, meine zwei Schwestern und mich hinterlassend. Von acht Personen, die vor zwei Monaten die Reise angetreten hatten, waren wir noch vier. Ich erinnere mich noch deutlich an das



Begräbnis meiner Mutter, das Klappern der Wagen auf der unebenen Straße der Siedler. Es war ein bitter kalter Tag, als sie auf dem kleinen Friedhof von Tete de Mort (heute St. Donatus) beerdigt wurde.“

Nach dem Tod seiner Mutter kam Bernhard zum jüngsten Bruder seiner Mutter, Franz Xaver Jörger, der in der Nähe von Bellevue, Iowa, eine Farm hatte und kinderlos war. Nach Auskunft einer Tochter von Bernhard hat er seinen Vater und seine Schwestern nie mehr gesehen. Später verkaufte Franz Xaver Jörger seine Farm und zog nach Sauk City, Wisconsin, wo er ein paar Jahre später im Wisconsin-River ertrank. Bernhard Merkel übernahm die Farm und heiratete Elisabeth Veith. Mit ihr hatte er neun Kinder, von denen sechs mit ihm seinen 100. Geburtstag feiern konnten. Als er am 5. November 1945 stirbt, war er 100 Jahre, 4 Monate und 9 Tage alt. Man kann mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass er der erste Großweierer war, der dieses Jubiläum feiern konnte.

Das Bild zeigt ihn an seinem 100. Geburtstag mit seinen Kindern von links nach rechts: Richard, Herman, Clara, Bernhard, Emilie, Benjamin und Julius.

Anmerkungen

- 1 Hacker, Werner: Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau, Stuttgart-Aalen; vgl. auch Ortsfamilienbuch Großweier vom Verfasser, erscheint im November 2004.

Der Ortenaukreis – Rückblick 2003

Klaus Brodbeck

Wir leben in einer Zeit, in der die politischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen unserer staatlichen Ordnung auf dem Prüfstand stehen. Dabei handelt es sich nicht um ein vorübergehendes konjunkturelles Problem, sondern um eine tief greifende Strukturkrise, deren Grundprobleme durch kurzfristige wirtschaftliche Höhenflüge in den letzten Jahren immer wieder überdeckt wurden.

Diese Krise zwingt auch den Ortenaukreis zu einem rigorosen Sparkurs. Und sie zwingt uns dazu, sehr kritisch und tabufrei zu hinterfragen, ob unsere Strukturen noch zukunftsfähig sind oder ob wir im einen oder anderen Bereich vielleicht ganz neue Wege beschreiten müssen. Umso mehr müssen wir Antworten auf die Frage finden, welches unsere Stärken und Schwächen, welches unsere strategischen Ziele sind, wo wir mit ihrer Umsetzung stehen und ob wir dabei auf dem richtigen Weg sind.

Mit seinem vom Kreistag im Juli 2000 verabschiedeten Entwicklungskonzept verfügt der Ortenaukreis über eine gute Grundlage, was die gemeinsame Standortbestimmung und Zielvorstellungen für die zukünftige Entwicklung der Ortenau angeht. Auch im vergangenen Jahr ist der Ortenaukreis in den Bereichen, in denen er eigene Zuständigkeiten besitzt, weiter vorangekommen.

Medienstandort Ortenau

Das Entwicklungskonzept beinhaltet u. a. das Ziel, den Ortenaukreis unter Einschluss zahlreicher Unternehmen der Medienbranche in der Ortenau und auf der Grundlage der medienbezogenen Studiengänge bzw. Ausbildungsprofile an der Fachhochschule Offenburg (Medien- und Informationswesen) und an den beruflichen Schulen des Landkreises (Gestaltungs- und Medientechnik, Berufskolleg Technik und Medien) zu einem überregionalen Medienstandort zu entwickeln und entsprechend zu fördern.

Eine solche Zielsetzung ist nur dann glaubwürdig, wenn auch die öffentliche Verwaltung das ihre dazu beiträgt, indem sie die Möglichkeiten, die die neuen Medien bieten, bei ihrer täglichen Arbeit auch einsetzt und zum Vorteil der Bürgerinnen und Bürger nutzt. Die Verwaltung hat sich deshalb vor drei Jahren auf den Weg gemacht, ein „virtuelles Landratsamt“ als Zeichen einer innovativen Verwaltung aufzubauen. Auf diesem Weg haben wir große Fortschritte gemacht.

Am 8. Mai 2001 hat der Kreistag der E-Government-Strategie für den Ortenaukreis zugestimmt: Heute haben wir alle Handlungsempfehlungen

aus dem Strategiepapier komplett umgesetzt. Ein Höhepunkt war dabei sicher der im März 2004 freigeschaltete neue Internet-Auftritt des Ortenaukreises, der mehr Service für die Bürger im Ortenaukreis und aktuelle Informationen unter www.ortenaukreis.de bietet. Herzstück der neuen Seiten ist der so genannte Bürgerservice. Alle notwendigen Informationen über rund 370 Dienstleistungen des Landratsamtes können darüber direkt aufgerufen werden. Eine vorherige Kenntnis der Verwaltungsstrukturen ist dabei nicht notwendig. Durch das in den Internet-Auftritt integrierte Kreistagsinformationssystem wird die Kreispolitik für die Bürgerinnen und Bürger noch transparenter. Sie können nun alle Termine, Tagesordnungen und Vorlagen zu bevorstehenden Kreistags- und Ausschusssitzungen im Internet abrufen. Der Ortenaukreis nimmt mit der Umsetzung seiner E-Government-Strategie unter den baden-württembergischen Landkreisen eine Spitzenstellung ein.

Wirtschaftsförderung

Als Einzelprojekt aus dem Bereich der Wirtschaft möchte ich die Messe Offenburg/Ortenau herausgreifen. Die Messe zählt zu den regional bedeutsamen Projekten im Ortenaukreis. Für das überregionale Standortmarketing der Wirtschaftsregion Offenburg/Ortenau ist sie ein entscheidender Bestandteil. Zur Zeit werden zahlreiche Messen (z. B. Stuttgart, Karlsruhe und Freiburg) in Baden-Württemberg den internationalen Erfordernissen für das Messe- und Kongresswesen angepasst. Um zwischen den Messestandorten Karlsruhe und Freiburg bestehen zu können, muss die Messe Offenburg erhebliche Anstrengungen unternehmen. Für die großen Investitionen, die dafür nötig sind, ist im Hinblick auf die hohe Bedeutung der Messe für die gesamte Ortenau eine regionale Unterstützung sinnvoll und geboten. Daher hat sich der Ortenaukreis mit Beschluss des Kreistags vom 17. Dezember 2002 dafür entschieden, sich mit einem Betrag von bis zu 4 Mio. Euro an der Modernisierung des Messestandorts Offenburg zu beteiligen. Ich bin überzeugt, dass dies, trotz aller Sparzwänge, eine notwendige und richtige Entscheidung war.

Infrastruktur

Bei der Fortschreibung des Bundesverkehrswegeplans im Jahre 2003 haben wir die Aufnahme wichtiger Maßnahmen in den vordringlichen Bedarf bewirken können, wie etwa den Ausbau der A 5 bis zu einer neuen Anschluss-Stelle Offenburg-Süd oder die zweite Rheinbrücke bei Kehl für die Verknüpfung der Hochgeschwindigkeitsnetze von TGV und ICE. Andere Maßnahmen, die dringend notwendig sind, wurden nur im weiteren Bedarf berücksichtigt, wodurch die Chancen für eine rasche Verwirklichung sehr

gering geworden sind. Ich denke an den dringend notwendigen weiteren Ausbau der A 5 nach Süden hin oder den Ausbau der B 33. Wir müssen bei diesen Themen, gemeinsam mit anderen Partnern in der Region, am Ball bleiben und uns auch weiter so nachdrücklich wie bisher politisch artikulieren. Denn gerade in finanziell schweren Zeiten zeigt sich, dass die Forderung von Aus- und Neubaumaßnahmen nur dann eine Chance hat, wenn eine Region geschlossen dahinter steht und sie dies auch deutlich zum Ausdruck bringt.

Das gilt auch für spezielle Verkehrsthemen wie den Flughafen Lahr, den wir ebenfalls ausdrücklich als „regional bedeutsames Projekt“ benannt haben und bei seinem Anliegen, eine Genehmigung für Passagierflüge zu erhalten, unterstützen. So wichtig wie diese überregional bedeutsamen Maßnahmen sind, so wichtig ist es auch, dass der Ortenaukreis bei seiner eigenen Verkehrsinfrastruktur am Ball bleibt.

Zum 15. Juni 2003 hat die Ortenau-S-Bahn fünf Fahrten unter der Woche und sieben Fahrten am Wochenende nach Straßburg verlängert. Dadurch erfolgte eine deutliche Attraktivitätssteigerung im grenzüberschreitenden Verkehr. Mittelfristig wird angestrebt, das Angebot stündlich zu vertakten und auch den Flughafen in Entzheim anzubinden.

Den Nahverkehrsplan des Ortenaukreises setzen wir weiterhin konsequent um. Mit dem Ausbau des 4. Bahnsteigs im Bahnhof Offenburg steht ein weiteres Projekt an. Der erste Spatenstich konnte im Dezember 2003 vorgenommen werden. Ende 2004 soll der Bahnsteig dann vor allem auch für den Schienennahverkehr zur Verfügung stehen.

Abfallwirtschaft

Beim Thema Abfallbehandlung ist der Ortenaukreis auf dem richtigen Weg und – was das ZAK-Verfahren betrifft – anderen auch ein Stück voraus. Die Verbandsversammlung des ZAK hat den Bau einer zwischenzeitlich patentierten mechanisch-biologischen Vorbehandlungsanlage (ZAK-Verfahren) beschlossen und die Aufträge für den Bau vergeben. Das ZAK-Verfahren besteht aus vier aufeinander abgestimmten Verfahrensstufen zur mechanisch-biologischen Behandlung von Resthausabfällen. Durch diese Kombination mechanischer und biologischer Verfahrensschritte können aus Resthausabfällen Produkte wie Biogas, Brennstoffe, Metalle und mineralische Stoffe gewonnen werden. Abfälle, die nicht verwertet werden können, werden mit der Bahn zur thermischen Restabfallbehandlungs- und Energieverwertungsanlage Breisgau im Gewerbepark Breisgau transportiert und dort verbrannt.

Gewässerschutz

Als ein herausragendes Beispiel für die Verfolgung strategischer Ziele des Landratsamts als staatliche Behörde im Bereich Gewässerreinigung ist das Abwasserbeseitigungskonzept anzusehen. Als untere Wasserbehörde setzen wir hierbei auf eine enge Kooperation aller Beteiligten auf der Grundlage von Abwasserbeseitigungskonzepten, die in Stufen über einen Zeitraum von 10 bis 15 Jahren angelegt sind. Das Projekt läuft sehr zufriedenstellend. Für 2003 wurden wieder Maßnahmen über 1,1 Mio. Baukosten beantragt und mit 30 Prozent Zuschuss des Landes gefördert. Damit konnten 60 Kleinkläranlagen durch 11 Teilnehmergeinschaften an öffentliche Kläranlagen angeschlossen werden.

Offenhaltung der Landschaft

In der Landwirtschaft ebenso wie in der Landschaftspflege und im Tourismus hat uns in den letzten Jahren ein Problem beschäftigt: Die Offenhaltung der Landschaft in den Höhenlagen und Tälern des Schwarzwaldes. Trotz der außerordentlich schwierigen Finanzlage hat der Kreistag sich dafür entschieden, hier ab 2003 durch ein gezieltes Impulsprogramm einen deutlichen Akzent zu setzen. Gemeinsam mit walddreichen Gemeinden und in enger Zusammenarbeit mit dem Landwirtschaftsamt haben wir ein Förderprogramm aufgelegt, mit dem Ziel einen weiteren Anreiz zu Beweidung zu schaffen. Denn Viehhaltung ist die kostengünstigste Landschaftspflege für Höhenlagen des Schwarzwaldes.

Naturpark Schwarzwald Mitte/Nord

Der Naturpark Schwarzwald Mitte/Nord hat sich in den vergangenen anderthalb Jahren aus meiner Sicht sehr gut entwickelt. Mit der Benennung von Portal- und Initiativgemeinden und der Fertigstellung des Naturparkplans hat der Naturpark überzeugend und öffentlichkeitswirksam seine Ziele deutlich gemacht. Sie haben über den Bereich des Umwelt- und Naturschutzes hinaus eine klare Ausrichtung auf Tourismus und wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten. Die Entscheidung, die Geschäftsstelle des Naturparks auf dem Ruhestein einzurichten und damit auch unser gemeinsames Naturschutzzentrum zu fördern und aufzuwerten, freut mich persönlich sehr. Der Bau eines neuen Gebäudes mit Veranstaltungs-, Seminar- und Büroräumen ist bereits in Angriff genommen worden.

Ein Meilenstein in der Entwicklung des Naturparks Schwarzwald Mitte/Nord war im vergangenen Jahr die Verabschiedung der Naturparkverordnung. Mir ist bewusst, dass einige Gemeinden aus der Ortenau mit dem Naturpark ihre Probleme haben, da sie eine Einengung in ihren Entwick-

lungsmöglichkeiten befürchten. Ich hoffe, dass diese Probleme so gelöst werden können, dass für keinen ein Schaden daraus entsteht. Ich persönlich bin überzeugt, dass der Naturpark eher neue Entwicklungsmöglichkeiten schafft und damit eine Chance für alle beteiligten Gemeinden darstellt, und werde mich auch weiter für seine Weiterentwicklung einsetzen.

Bildung und Kultur

Wissen gilt heute als wichtigste Produktivkraft. Im globalen Wettbewerb der Leistungsgesellschaften haben nur die Länder eine Chance sich zu behaupten, die diese Produktivität mit Hilfe eines effizienten Bildungssystems optimal ausschöpfen. Von dieser Zielvorgabe sind wir in Deutschland jedoch noch weit entfernt. Vor allem berufsbezogene Qualifikationen sind für unsere künftige Position im Standortwettbewerb mitbestimmend. Wir definieren uns immer als Medienregion. Doch entspricht unsere schulische Infrastruktur auch diesen Anforderungen?

Als Träger der beruflichen Schulen versucht der Ortenaukreis hier sein Möglichstes dazu beizutragen. Die Integration der „Neuen Medien“ an den Berufsschulen ist deshalb ein wichtiges Thema. An den Kreisschulen sind derzeit rund 1.400 PCs installiert. Der Ortenaukreis nimmt jährlich sehr viel Geld in die Hand, um diese Ausstattung auf dem neuesten Stand zu halten. Und auch auf der pädagogischen Seite sind wir den Herausforderungen gerecht geworden und haben neue Ausbildungsberufe wie bspw. den Mechatroniker oder Mediengestalter an unseren beruflichen Schulen erfolgreich installiert. Mit dem im Jahr 2003 erstellten Schulentwicklungsplan haben wir zudem erstmals eine Konzeption zur mittelfristigen Entwicklung des beruflichen Schulwesens in der Ortenau erstellt.

Es gibt keine wichtigere Zukunftsinvestition als die Investition in Bildung und Ausbildung. Der Ortenaukreis untermauert diesen Grundsatz auch ganz praktisch. Im März 2004 haben wir den Erweiterungsbau und den sanierten Altbau der Kaufmännischen Schulen mit Wirtschaftsgymnasium in Hausach eingeweiht und damit ein 3,8-Mio.-Euro-Projekt erfolgreich zum Abschluss gebracht. Mit der Erweiterung und Sanierung der Gewerblichen Schulen Offenburg mit Technischem Gymnasium in den kommenden Jahren steht ein weiteres Großprojekt an.

Soziales

Der Ortenaukreis hat bei der sozialen Versorgung der Bürgerinnen und Bürger über die Jahre hinweg eine leistungsfähige soziale Infrastruktur aufgebaut. Gerade in einem flächengroßen Landkreis wie unserem brauchen wir diese soziale Vernetzung. Sie ist geradezu notwendig, aber durchaus nicht selbstverständlich. Dies war nur durch eine enge Kooperation

zwischen dem Landkreis und den freien Verbänden sowie den Leistungserbringern möglich, die als Partner das soziale Netz mittragen. Die Grundsätze der sozialen Arbeit des Ortenaukreises heißen „Hilfe zur Selbsthilfe“ und „Vorrang der offenen Hilfen“. Dabei muss kommunale Sozialpolitik vor allem präventiv sein anstatt später die Folgen in Form von Hilfeleistungen tragen zu müssen.

Als Adressaten unserer sozialen Arbeit sehe ich vor allem die Familie als wichtigste soziale Einheit in unserer Gesellschaft. Sie zu fördern, zu stärken und zu unterstützen ist unser vorrangiges Ziel. Zur Unterstützung von Familien haben wir in den vergangenen Jahren schwerpunktmäßig die Betreuungsangebote von Kindern durch Tagesmütter unterstützt. Zwischenzeitlich besteht im Ortenaukreis als erstem Landkreis in Baden-Württemberg ein flächendeckendes Angebot an Beratungs- und Vermittlungsstellen für Tagespflegekinder. In 5 Tagesmütter-/Elternvereinen stehen zwischenzeitlich 214 Tagesmütter zur Verfügung, die zurzeit 182 Tagespflegekinder betreuen. Der Ortenaukreis fördert die Tagesmüttervereine seit dem Jahr 2001. Ab dem Jahr 2003 fördert auch das Land diese wichtige Arbeit mit 60.000 Euro pro Jahr. Dieses Projekt soll im Übrigen auch in die bald beginnende Jugendhilfeplanung „Ortenauer Bündnis für Familien“ einbezogen werden. Ein Bündnis, das mir persönlich sehr am Herzen liegt, weil wir wissen, dass es deutliche Wechselwirkungen zwischen der Sozial- und Jugendhilfe einerseits und der Situation in der Familie andererseits gibt.

„Hilfe zur Arbeit“

Ein weiterer Schwerpunkt im Sozialbereich liegt in den Bemühungen, langzeitarbeitslose Sozialhilfeempfänger auf Dauer in den Arbeitsmarkt zu vermitteln. Durch zielgruppenorientierte Angebote und Qualifizierungsmaßnahmen ist es in hohem Maße gelungen die Anzahl dieser Hilfeempfänger deutlich zu verringern. „Fördern und fordern!“ ist unsere Devise. Insgesamt wurden seit dem Jahr 1991 ca. 3.000 Personen mit Unterstützung von Lohnkostenzuschüssen vermittelt. Dadurch ist die Zahl der Empfänger von Hilfe zum Lebensunterhalt seit dem Jahr 1996 von rd. 12.900 Personen auf rd. 8.400 Personen Ende 2002 zurückgegangen. Dies entspricht einem Rückgang von fast 35 Prozent.

Dieser Rückgang spiegelt sich auch im sozialen Zuschussbedarf wider. Beträgt dieser im Regierungsbezirk Freiburg pro Einwohner zur Zeit rund 172 Euro, so liegt er im Ortenaukreis bei rund 160 Euro. Nur noch der von seiner Struktur her mit dem Ortenaukreis nicht vergleichbare Landkreis Rottweil hat einen niedrigeren Zuschussbedarf von rund 150 Euro. Diese Ergebnisse zeigen, dass das Konzept des Ortenaukreises richtig und zukunftsweisend ist.

Demenzkonzept des Ortenaukreises

Die demografische Entwicklung mit einem überproportionalen Anwachsen der alten Menschen stellt auch den Ortenaukreis in den kommenden Jahren vor große Herausforderungen. Die pflegerischen Versorgungsstrukturen werden sich insbesondere auf die Versorgung und Betreuung der überproportional zunehmenden Demenzerkrankten einrichten müssen, deren Zahl im Ortenaukreis von heute annähernd 5.000 auf rund 6.500 im Jahr – d. h. um 30 Prozent – bis 2010 anwachsen wird.

Mit den Beschlüssen des Sozialausschusses zur Einrichtung von Betreuungsgruppen sowie von Besuchs- und Betreuungsdiensten für Demenzerkrankte im häuslichen Bereich wurden erste Schritte zur Umsetzung des vom Sozialausschuss im November 2002 verabschiedeten „Demenzkonzepts“ eingeleitet. Erkennbare Fortschritte sind in den stationären Altenpflegeheimen zu verzeichnen, die – insbesondere im Zuge von Neubaumaßnahmen – zunehmend spezifische Demenzbereiche ausweisen.

Das sicherlich schwierige, aber dennoch zentrale Kernstück des Demenzkonzepts, die Einrichtung eines Demenzzentrums im Ortenaukreis – im Sinne einer Bündelung medizinischer, diagnostischer, therapeutischer, pflegerischer und psychosozialer Kompetenz – wird als nächster Umsetzungsschritt anzugehen sein. Dabei ist die Umsetzung dieses Konzepts nicht allein Aufgabe des Ortenaukreises. Gelingen kann es nur, wenn alle Mitverantwortlichen und Beteiligten, das Land, die Gemeinden, die Pflegeeinrichtungen und vor allem die Pflegekassen am gleichen Strang ziehen.

Gesundheitswesen

Die externen Rahmenbedingungen zwingen auch unsere Kliniken zu drastischen Sparmaßnahmen. Da wir sie wie bisher ohne Zuschüsse des Kreises zum laufenden Betrieb und zu den Investitionskosten betreiben wollen, müssen wir nach wie vor alle Möglichkeiten konsequent nutzen, um Kosten zu reduzieren und Kooperationen weiter auszubauen und zu verstärken. Die Fusion des Kreiskrankenhauses Ettenheim mit dem Klinikum Lahr zum 1. Juni 2004 zu einem Eigenbetrieb ist sicher der richtige Weg, um die dezentrale Struktur der Häuser bei zugleich wirtschaftlich leistungsfähigen Einheiten aufrecht zu erhalten. Die Fusion könnte auch Modell sein für den Zusammenschluss der Kreiskrankenhäuser Oberkirch und Wolfach mit einem größeren Kreiskrankenhaus. Die kleineren Krankenhäuser der Grundversorgung haben nur dann eine Zukunft, wenn sie eng mit einem größeren Krankenhaus kooperieren.

Grenzüberschreitende Zusammenarbeit

Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit dem Elsass ist auf allen Ebenen zu intensivieren, um den Raum Straßburg/Ortenau als Kern der europäischen Modellregion am Oberrhein weiter zu profilieren. Als wir dieses Ziel formuliert haben, konnten wir uns noch nicht vorstellen, wie konkret diese Zielsetzung plötzlich werden würde mit dem Vorschlag von Staatspräsident Chirac und Bundeskanzler Schröder zur Schaffung eines Eurodistrikts im Raum Straßburg-Ortenau am 22. Januar 2003. Wenn dieser Eurodistrikt auch nur teilweise der Vision entspricht, mit der er in der aktuellen Diskussion verbunden wird, dann wird er für die gesamte Ortenau ein historisch bedeutsamer Schritt sein. Und natürlich wäre er als „regional bedeutsames Projekt“ einzustufen.

Die Visionen gehen bis zu einer völlig neuen politischen und behördlichen Struktur, mit eigenem Parlament, mit eigener Rechtsetzungs- und Verwaltungsautonomie, mit zwei Amtssprachen. Das ist natürlich eine langfristige Sache, und wir werden zunächst einmal mit kleineren gemeinsamen Schritten anfangen müssen – aber wenn wir einen Eurodistrikt schaffen wollen, der seinen Namen verdient, dann müssen wir auch den Mut haben, sehr weit zu denken.

Aber ganz abgesehen davon, quasi „im Schatten“ des Eurodistrikts, haben wir in der Zwischenzeit einige Fortschritte bei der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit gemacht. Wir haben die grenzüberschreitenden Einrichtungen in der Villa Rehfus in einem gemeinsamen Kompetenzzentrum für europäische und grenzüberschreitende Fragen zusammengefasst und ihnen damit eine hervorragende Perspektive für die Zukunft gegeben. Wir haben in einer außerordentlich guten Zusammenarbeit mit unseren französischen Partnern das „Weißbuch Straßburg-Ortenau“ fertiggestellt. Schließlich haben wir in der Arbeitsgemeinschaft CENTRE ein gutes grenzübergreifendes Forum aufgebaut, in dem gewählte Politiker aus der Ortenau, aus dem Kreis Emmendingen und dem südlichen Teil des Département Unterelsass sich sehr offen über aktuelle und zum Teil durchaus heikle Fragen austauschen.

Ich denke, diese Schlaglichter aus verschiedensten Themenbereichen aus der Arbeit der Verwaltung und des Kreistages zeigen, dass wir auch in schwierigen wirtschaftlichen Zeiten in unserer Weiterentwicklung nicht stehen geblieben sind. Im Gegenteil: wir müssen in der gegenwärtigen Krise auch eine Chance sehen.

Überkommenes abzuschaffen, Bestehendes zu wahren und neue, zukunftsfähige Strukturen zu schaffen, das soll auch im kommenden Jahr das Motto meiner Arbeit für den Ortenaukreis sein.

Die Abtei Schuttern: Vom Stützpunkt zur monastischen Durchdringung der Ortenau zum repräsentativen und kulturellen Zentrum¹

Luisa Galioto

Im Jahr 1972 kam in der ehemaligen Benediktinerabteikirche Schuttern, im Zuge von archäologischen Sondagen, einer der aufsehenerregendsten Befunde in der Ortenau zu Tage. Es handelte sich um die Bruchstücke eines Mosaikmedaillons, das deutlich auf karolingisch-ottonische Vorbilder zurückgriff. Den damaligen wissenschaftlichen Betreuern der archäologischen Untersuchung, dem Oberkonservator Herrn Dr. Peter Schmidt-Thomé und dem vor Ort tätigen Wissenschaftler, dem Architekten Herrn Karl List, wurde sehr bald klar, dass die bis dahin als Legende geltende frühchristliche Gründung der Abteikirche einen Kern an Wahrheit enthielt. Folgerichtig entschied man sich für die Ausdehnung der archäologischen Untersuchung auf den gesamten Kirchenraum und auf einige Bereiche außerhalb. Mehrere Grabungskampagnen wurden durchgeführt und 1975 abgeschlossen. Die Autorin beschäftigt sich im Rahmen einer Dissertation mit der Auswertung der Grabungsbefunde. Der vorläufige Stand der Arbeit wird im folgenden Text vorgestellt.

Die vorklösterliche Zeit

Die Benediktinerabteikirche Schuttern entstand an der Westseite der Schutter, in der Nähe einer römischen Straßenstation der Rheintal-Fernverbindung von Kaiseraugst bei Basel nach Mainz. Die Station, die sich an einer Dreiwegkreuzung befand, war seit dem Ende des 2. Jahrhunderts nach einem Brand verlassen worden. Eine gleichzeitige römische Nutzung des späteren Klosterareals kann nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Römische Funde sind zwar an mehreren Stellen des ausgegrabenen Areals zu Tage gekommen, sie stammten aber aus umgelagerten Schichten oder waren mit jüngerem Material vergesellschaftet und können daher die umliegenden Strukturen nicht datieren. Auch für die alamannische Zeit gilt diese Problematik. Nur eine bescheidene Menge kleinteiliger Funde bezeugt die Präsenz der neuen Bevölkerungsgruppe. Das stark zerscherbte Material stammte größtenteils aus der Friedhofserde, nur wenige Bruchstücke konnten mit Einschränkungen einer Bestattung zugerechnet werden. Als Hinweis für eine mögliche Existenz des Friedhofes vor der Klostergründung kann die Überbauung einer Bestattung durch eine klosterzeitliche Mauer gewertet werden.

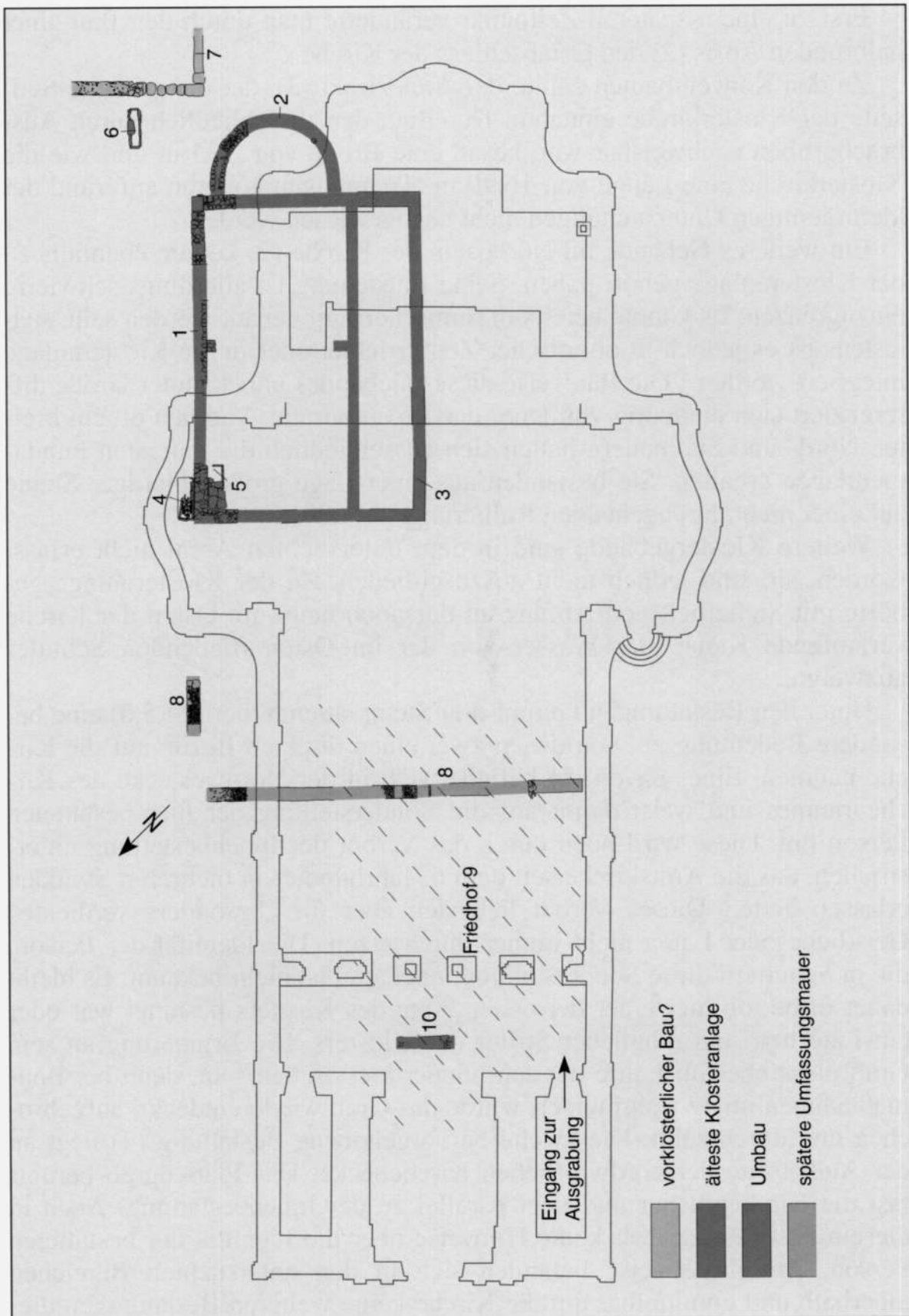
Die älteste Klosterkirche

Das erste nachgewiesene Kloster bestand aus einer steinernen Saalkirche mit Annexräumen im Süden. Erst später wurde der östliche Abschluss zu einer halbrunden Apsis umgebaut. Im Westen und Süd-Westen der Klosterkirche erstreckte sich der Friedhof, innerhalb dessen möglicherweise eine Friedhofskapelle errichtet war. Nach einer nicht genau definierbaren Nutzungszeit umgab eine Umfassungsmauer das Klosterareal und trennte es vom Friedhofsareal.

Die älteste Kirche (1) war ein 16,90 x 8,60 m großer, steinerner Saalbau mit nicht eingezogenem Rechteckchor und einer Schranke etwa in der Mitte des Saales. Von diesem Bau ist ausschließlich das nördliche Drittel erhalten. Der restliche Bereich der Kirche wurde zusammen mit dem Annexbau durch die nachfolgenden Klosterkirchen gestört und kann partiell durch die Ausbruchgruben der Mauern rekonstruiert werden.

Die erfassten Mauern der Klosterkirche weisen eine Breite von 65 cm auf und sind zwei Lagen hoch erhalten. Das Mauerwerk aus klein- bis mittelformatig behauenen Bruchsteinen weist eine ausgesprochen sorgfältige Bearbeitung auf. Große Quader betonten die östlichen Ecken des Kultbaus, wie der noch erhaltene quaderartig behauene Eckstein im Nordosten bezeugt. Es ist anzunehmen, dass das aufgehende Mauerwerk auf gleiche Weise wie die Fundamente, wenn nicht sogar in noch besserer Ausführung errichtet wurde.

Der Innenraum der Kirche war durch eine Schranke oder einen Triumphbogen in zwei leicht unterschiedlich große Bereiche geteilt. Der östliche Kirchenbereich maß 6,80 m und war den Mönchen vorbehalten, während der westliche 8,05 m lange Bereich für die Laien vorgesehen war. Eine Mauerzunge, die mit der Nordkirchenmauer verzahnt war, bezeugt diese Trennung. Aufgrund der erlittenen Zerstörungen kann weder die Länge noch die Ausformung des aufgehenden Mauerwerkes rekonstruiert werden, d. h., ob sie als einfache Brüstungsmauer, als Wandpfeiler oder als Triumphbogen errichtet war. Sonstige Gestaltungselemente des Kirchenraumes, wie Fenster, ein möglicher Putzauftrag oder sogar Wandmalereien, sind durch den beinahe vollständigen Abbruch des Gebäudes verloren gegangen und sind selbst in den entstandenen Abbruchschichten nicht mehr nachweisbar. Ein weiterer großer Verlust ist das Fehlen des Kirchenbodens, der damals annähernd auf gleicher Höhe wie das damalige Außenniveau lag, etwa 2,60 m tiefer als heute. Auch die Gegenstände der liturgischen Ausstattung, Altäre, Schranken oder Ähnliches sind verloren gegangen. Einzig das Bruchstück eines bemalten Kopfes, der stilistisch dem 7./8. Jahrhundert angehört, könnte Teil der ehemaligen Ausstattung gewesen sein.



Gesamtplan der ältesten Klosteranlage, die Nummern entsprechen den im Text behandelten Befunden

Erst zu einem späteren Zeitpunkt veränderte man durch den Bau einer halbrunden Apsis (2) den Ostabschluss der Kirche.

Zu den Konventbauten zählte der Annex (3), der die gesamte Südseite der Klosterkirche einnahm. Der Bau, der ausschließlich durch Ausbruchgruben nachweisbar war, besaß eine Breite von 2,35 m und wie die Klosterkirche eine Länge von 16,90 m. Trennungen konnten aufgrund der kleinräumigen Untersuchungen nicht nachgewiesen werden.

Ein weiteres Gebäude im Nordosten der Kirche (7) könnte ebenfalls zu der Klosteranlage gehört haben. Seine Entstehung ist allerdings schwierig einzugrenzen: Es könnte bereits in römischer Zeit gebaut worden sein, spätestens ist es jedoch in ottonischer Zeit errichtet oder in die Klosteranlage integriert worden.² Die Bauweise dieses Gebäudes unbekannter Größe differenziert sich eindeutig von jener der Klosterkirche. Von den 60 cm breiten Nord- und Südmauern hatten sich ausschließlich die untersten Fundamentlagen erhalten. Sie bestanden aus einer Lage großer, plattiger Steine auf einer nicht durchgehenden Rollierung.

Weitere Klostergebäude sind in dem untersuchten Areal nicht erfasst worden, sie sind jedoch nicht auszuschließen. Zu der Klosteranlage gehörte mit Sicherheit von Anfang an der noch heute im Osten der Kirche verlaufende Kanal, der Wasser von der im Osten fließenden Schutter abzweigte.

Unter den Bestattungen kommt drei Steinplattengräbern (4,5,6) eine besondere Bedeutung zu, von denen zwei einen direkten Bezug auf die Kirche nahmen. Eines davon (5) befindet sich in der Nordwestecke des Kirchenraumes und weist damit auf die Sonderstellung der hier bestatteten Person hin. Diese wird noch durch das Verbot der Innenbestattung unterstrichen, das die Amtskirche seit dem 6. Jahrhundert in mehreren Synoden erlassen hatte.³ Dieses Verbot ließ sich aber für „besonders verdiente“ Geistliche oder Laien nicht immer durchsetzen. Die Identität der Person, die in Schuttern diese Sonderstellung innehatte, ist nicht bekannt. Es bleibt daher offen, ob hier einer der ersten Äbte des Klosters bestattet war oder ein Laie bzw. ein möglicher Stifter des Klosters. Die Erinnerung an sein Grab muss aber im Laufe der Jahrhunderte erloschen sein, denn bei Baumaßnahmen im 12. Jahrhundert wurde das Grab wiederentdeckt, aufgebrochen und durchwühlt. Die zweite hervorgehobene Bestattung (4) liegt an der Außenseite der nordwestlichen Kirchenecke. Das Plattengrab berührt fast die Kirchenmauer und liegt parallel zu der Innenbestattung. Auch in diesem Fall besitzen wir keine Hinweise über die Identität der bestatteten Person. Auffälligerweise befanden sich in den untersuchten Bereichen innerhalb und unmittelbar um die Kirche keine weiteren Bestattungen dieser Qualität. Das dritte Steinplattengrab (6) lag erst 4 m nördlich von der Apsis entfernt. Ein direkter Bezug zur Klosterkirche scheint nicht gegeben zu sein.

Im Friedhofsareal lagen die beigesetzten Personen in Holzsärgen, von denen sich nur Spuren oder Abdrücke erhalten haben. Alle älteren Skelette waren nach demselben Bestattungsritual nämlich, in Ost-West gerichteter, gestreckter Rückenlage mit an den Seiten angelehnten Armen beigesetzt worden.

Besondere Aufmerksamkeit verdient im Friedhofsareal eine Nord-Süd gerichtete Mauer (10), deren Mauerwerk jenem der Klosterkirche gleicht und somit annähernd zeitgleich entstanden war. Die Mauer, die ältere Bestattungen überbaute, gehörte vermutlich zu einer Friedhofskapelle, deren Ausdehnung aber nicht mehr fassbar ist. Eine mutmaßlich dazugehörige Bestattung ist aufgrund der fehlenden Maueranschlüsse oder Bezüge nicht mehr genau auszumachen.

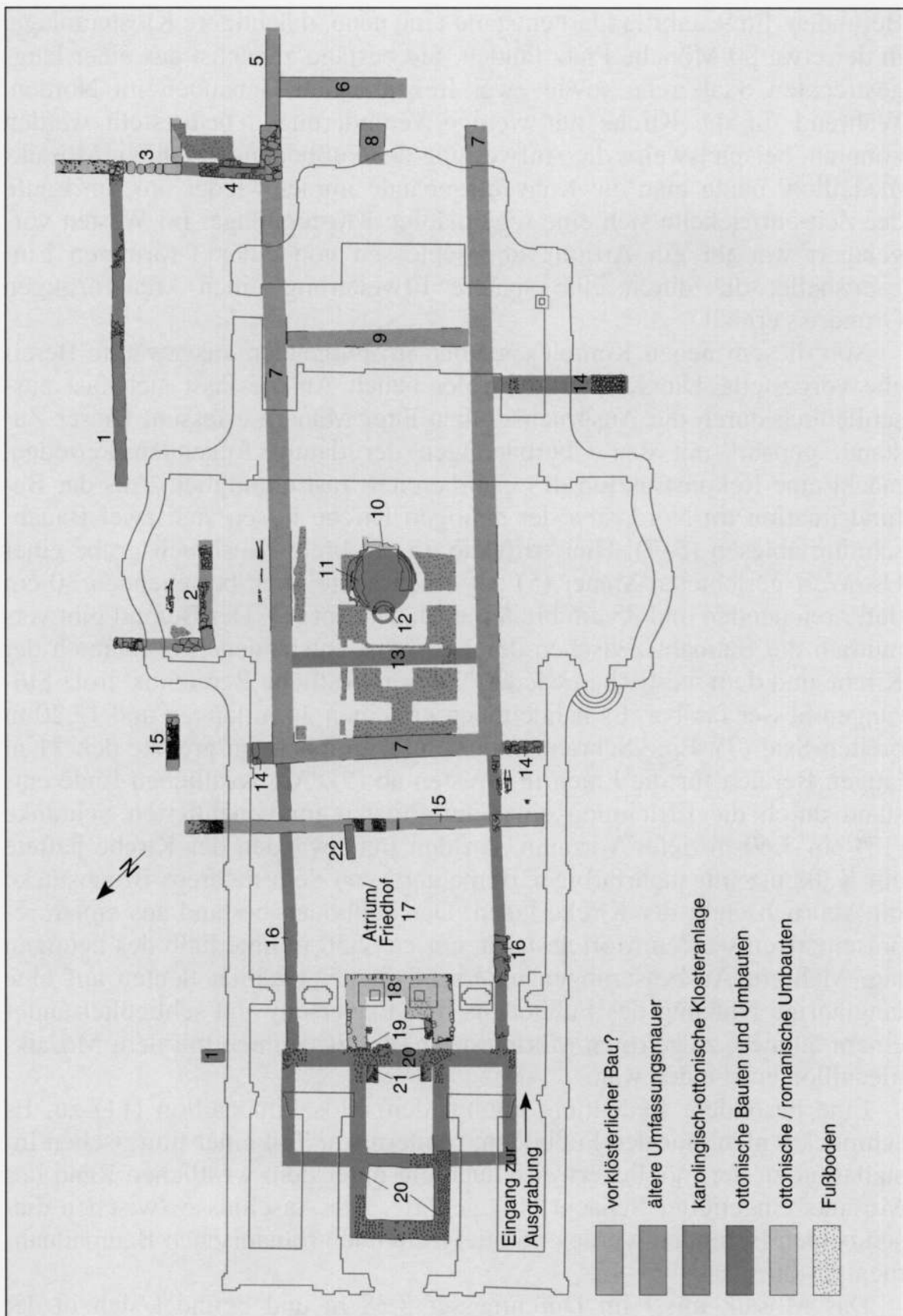
Nach einer längeren Nutzungszeit umfasste eine steinerne Mauer (8), auf einer Rollierung errichtet, die Klosterkirche und trennte sie somit vom Friedhofsareal.

Die Datierung dieser von Anfang an ansehnlichen Klosteranlage erweist sich als schwierig. Aus archäologischer Sicht ist die genaue Festlegung ihrer Entstehungszeit aufgrund fehlender Nutzungshorizonte nicht möglich. Die vom Fundmaterial gelieferte Datierung umfasst einen Zeitraum, der sich vom 4./5. Jahrhundert bis vor das 9. Jahrhundert erstreckt. Die Datierungen ergeben sich aus den ältesten nachrömischen Keramikscherben vom Friedhofsareal sowie aus der Keramik aus dem Fußboden der zweitältesten Kirche. Das Ergebnis, eine Gründung, die sich in einer Zeitspanne von vier- bis fünfhundert Jahren abgespielt haben soll, kann man nicht als befriedigend bezeichnen. Auch die existierenden Urkunden grenzen zwar die Entstehungszeit etwas ein, liefern aber kein gesichertes Datum. Die propagierte Gründung des Klosters im Jahr 603 durch einen irischen oder angelsächsischen König Offa stammt aus einer im 16. Jahrhundert aufgezeichneten Klosterchronik. Selbst die angeblich älteste Urkunde, die König Dagobert im Jahr 705 ausgestellt haben soll, ist längst von der Forschung als Fälschung erkannt worden. Erst die Pirminsvita aus dem Ende des 9. Jahrhunderts kann als frühester Beleg für die Existenz des Klosters gewertet werden. Demnach wurde Schuttern zusammen mit den Klöstern Gengenbach und Schwarzach zwischen 746 und 753 von Pirmin nach der Benediktinerregel eingerichtet.⁴ Der durch die letztgenannte Quelle gelieferte Terminus ante quem kann durch archäologisch und historisch fundierte Daten, die die Christianisierung und die Missionierung des Hoch- und Oberrheins betreffen, ergänzt werden. Das entworfene Bild zeigt im 5. Jahrhundert das Erliegen der bereits existierenden Kirchenorganisation als Folge des Zusammenbruchs des römischen Reiches; im 6. und 7. Jahrhundert das Weiterleben des Heidentums in großen Teilen Alamanniens bzw. das nebeneinander Praktizieren beider Glaubensvorstellungen. Erst der fränkische König Dagobert I. (623–639) trieb die kirchliche Reorgani-

sation auf beiden Seiten des Rheins wieder voran und unterstützte die Missionierungsarbeit der „irofränkischen Mönche“. Das Wirken dieser Wandermönche ist kaum fassbar, denn die Überlieferungen aus dieser frühen Zeit sind dürftig und viele der von ihnen gegründeten Kirchen oder Zellen verschwanden, ohne jegliche Spuren zu hinterlassen.⁵ Mit den Überlieferungslegenden hat sich der Historiker Alfons Zettler in seiner Studie über das Kloster Säcking und über die Zeit der Missionierung in Südwestdeutschland auseinandergesetzt.⁶ Bei den drei von ihm untersuchten Gründungslegenden der Klöster St. Fridolin in Säcking, St. Gallen im gleichnamigen Ort und St. Trudpert im Münstertal bei Freiburg stellte er die gleichen Grundmuster fest. Alle drei haben einen in grauer Vorzeit lebenden und wirkenden Gründungsvater gemeinsam. Der Heilige Trudpert kann sogar historisch nicht näher bestimmt werden. Die überlieferten Vitae der jeweiligen Gründungsväter entstanden erst später auf der Grundlage von Traditionssplittern. Es handelt sich um Beobachtungen, die auch auf die Geschichte des Klosters Schuttern übertragbar sind. Wahrscheinlich galt es mit diesen Gründungslegenden neben der Verehrung der Gründungsväter auch wirtschaftliche Interessen zu legitimieren, die als angestammt gelten sollten. Historisch fundierte Überlieferungen von Klostergründungen stellt Zettler erst ab dem frühen 8. Jahrhundert fest, bis zu diesem Zeitpunkt scheint das Herzogtum Alamannien klosterleer gewesen zu sein. Grund dafür war unter anderem das Desinteresse des Herzogtums daran eine eigenständige Kirchenpolitik zu betreiben. Erst ab 746, mit der Auflösung des alamannischen Herzogtums, entstanden günstigere Voraussetzungen, um die Institutionalisierung des Christentums voranzutreiben. In diesem Zeitraum dürften in der Ortenau, bei einer bereits christianisierten Bevölkerung, fast zeitgleich die Klöster Schuttern, Gengenbach und Schwarzach gegründet worden sein. Die Impulse für die Klostergründungen kamen aus der elsässischen Diözese Straßburg, die dadurch die Grenze ihres Sprengels erweitern wollte. Durch die Gründung mehrerer Klöster, d. h. durch eine Zusammenballung auf engstem Raum, sicherte sich meines Erachtens der Straßburger Bischof den alleinigen Zugriff auf die Ortenau.

Die karolingisch-ottonische Klosteranlage

Die Bedeutung des Klosters Schuttern, sein Reichtum sowie die Anzahl seiner Mitglieder wuchsen sehr rapide. Dies zeigt das Kapitular über das Heeresaufgebot des Klosters aus dem Jahr 817 von Ludwig dem Frommen. Darin wird Schuttern zu den vermögendsten Reichsklöstern gezählt. Auch die Verbrüderungen mit den Klöstern Reichenau, Gengenbach und Michelsberg in Bayern lassen die Bedeutung der Abtei Schuttern erkennen und deuten gleichzeitig auf einen geistigen Austausch auf führendem Niveau hin. Die historische Überlieferung deckt sich mit den archäologischen



Gesamtplan der karolingisch-ottonischen Klosteranlage, die Nummern entsprechen den im Text behandelten Befunden

Befunden. Im 9. Jahrhundert entstand eine neue, mächtigere Klosteranlage, in der etwa 80 Mönche Platz fanden. Sie bestand zunächst aus einer langgestreckten Saalkirche sowie zwei freistehenden Gebäuden im Norden. Während für die Kirche nur wenige Veränderungen festgestellt werden konnten, beispielsweise die Aufwertung des Fußbodens durch ein Mosaikmedaillon, baute man die Konventsgebäude immer wieder um. Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine regelmäßige Klosteranlage. Im Westen vorgelagert war ihr ein Atrium, abgeschlossen von einer T-förmigen Eingangshalle, die durch eine spätere Erweiterung einen kreuzförmigen Grundriss erhielt.

Von diesem neuen Komplex werden im Folgenden ausgewählte Bereiche vorgestellt. Die Klosterkirche der neuen Anlage lässt sich fast ausschließlich durch die Ausbruchgruben ihrer Mauern erfassen. Dieser Zustand, gepaart mit den Überbauungen der darauf folgenden Perioden, macht eine Rekonstruktion des Chorbereichs fast unmöglich. Aus der Befundsituation im Nordosten der heutigen Kirche lassen sich zwei Bauabschnitte ablesen (5–7). Hier trifft die 75 cm breite Ausbruchgrube einer Ost-West gerichteten Mauer (5) auf einen heute noch bestehenden 30 cm tiefer reichenden und 35 cm breiteren Mauerkopf (7). Der Befund gibt vermutlich die Baunaht zwischen dem zunächst entstandenen Ostbereich der Kirche und dem westlichen wieder.⁷ Dieser westliche Bereich ist trotz Störungen besser fassbar. Es handelt sich um einen 34 m langen und 12,20 m breiten Saal (7). Eine Schranke oder ein Triumphbogen grenzte den 21 m langen Bereich für die Laien im Westen ab (9). Am westlichen Ende entstand durch die Errichtung einer auf Pfosten fundierten Schranke (13) ein 3,60 m tiefer Vorraum. An den Innenwänden der Kirche haftete ein Kalkputz mit mehrfarbiger Bemalung, von dem mehrere Bruchstücke im Abbruchschutt der Kirche lagen. Der Fußboden bestand aus einem repräsentativen weißen Mörtelstrich, der ca. 2,50 m unterhalb des heutigen lag. Mehrere Ausbesserungen unterschiedlicher Qualität deuten auf eine langjährige Nutzung des Fußbodens hin. Er verschwand schließlich unter einem dünnen, ziegelroten Mörtelstrich, der zusammen mit dem Mosaikmedaillon entstanden war.

Eine besondere Bedeutung kommt dem Mosaikmedaillon (11) zu. Es schmückte nicht nur den Fußboden, sondern war Teil einer liturgischen Installation zu der möglicherweise auch ein unter dem westlichen Rand des Mosaiks eingetiefter Schacht (12) gehörte. Die Anschlüsse zwischen diesen beiden Befunden wurden von tiefgreifenden romanischen Baumaßnahmen gestört.

Das Mosaik misst im Durchmesser 3,38 m und befindet sich in der Längsachse im Laienbereich der Klosterkirche, östlich des Vorraums. Die im deutschen Raum seltene und kostenaufwändige Bodenverzierung besteht aus einem Mittelfeld umgeben von zwei konzentrisch verlaufenden

Schriftbändern. Zwischen den Bändern sind zwei Episoden aus der Geschichte von Kain und Abel wiedergegeben: die Opferszene und die Mordszene. Die Inschriften, die nur partiell erhalten waren, wurden von Frau Dr. Neumüllers-Klauser ergänzt bzw. rekonstruiert.⁸ Die Außeninschrift unterstreicht die Interpretation der Szene, sie lautet: MUNERA ABEL EXTENDIT [DEUS ACCIPIT ILLA] HIC IRATUS CHAIN OC[CIDIT FRATREM IN AGRO] Abel bringt eine Opfergabe dar [Gott nimmt sie entgegen], Chain erzürnt darüber tötet [den Bruder auf dem Feld]. Die Rekonstruktion der fehlenden Inneninschrift lautet: LOCUS V[O]CI NOSTRAE IN [C]ELO GRATIA SIT EXELSI MISERATIONI DEI. Der Ort für unser Gebet ist im Himmel, Dank sei der Barmherzigkeit des höchsten Gottes. Vom Innenfeld konnte eine stehende Person mit einem langen Gewand, vermutlich ein hoher Geistlicher oder eine biblische Gestalt, partiell zusammengesetzt werden. Das Mosaik lässt sich aufgrund von stilistischen Merkmalen und der Schriftform in die Zeitspanne zwischen dem 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts datieren.⁹

Der Schacht unterhalb des westlichen Randes misst einen Innendurchmesser von 80 cm und ist mit gemauerten und verputzten Wänden versehen. In seiner lehmigen Sohle steckte ein kleiner Eibenpfosten. Angenommen beide Befunde, Mosaikmedaillon und Schacht, gehörten zu derselben Installation, dann ließe ihre Lage, im Westen der Klosterkirche, eine Interpretation als Taufanlage zu. Das Mosaikmedaillon schmückte den oberirdischen Teil der Installation, während der Schacht als Brunnenfassung bzw. als *piscina sacra* diente. Dort wurde das „lebendige Wasser“ nach dem Taufritual hineingegossen, damit es in die geweihte Erde versickerte.

Die Konventgebäude wurden im Laufe der Zeit immer regelmäßiger um- bzw. neugebaut und gruppierten sich U-förmig um die Klosterkirche (1,3,4,14). Unter diesen Bauten befand sich das Skriptorium, aus dem das Evangeliar aus Schuttern hervorgegangen ist, das heute in der British Library in London aufbewahrt wird.

Das westliche Areal vor der Klosterkirche, der Platz des alten Friedhofes, wurde als 12 x 15,60 m großes Atrium, d. h. als nicht überdeckter Hof gestaltet (17). Im Norden und im Süden begrenzten Mauern das Areal, das weiterhin als Bestattungsplatz genutzt wurde (16). Eine torartige Anlage bildete den Westabschluss (20). Die aus rechteckigen Zellen bestehende Toranlage oder Vorhalle war auf besondere Weise fundamementiert. Sie saß auf einem Rost aus Holzpfosten, von dem nur noch der Abdruck erhalten ist. Von außen wirkte der vermutlich zweistöckige Bau wie ein quereckiger Riegel mit einer hervorspringenden turmartigen Westfassade. Die obere Etage konnte durch Treppen erreicht werden, die möglicherweise in dem Nord- und Südarml untergebracht waren. In der Ostmauer öffnete sich zum Atrium hin ein ca. 2,20 m breites Tor, das im Innenraum durch eine baldachinartige Konstruktion flankiert wurde (21). Erst später fand eine

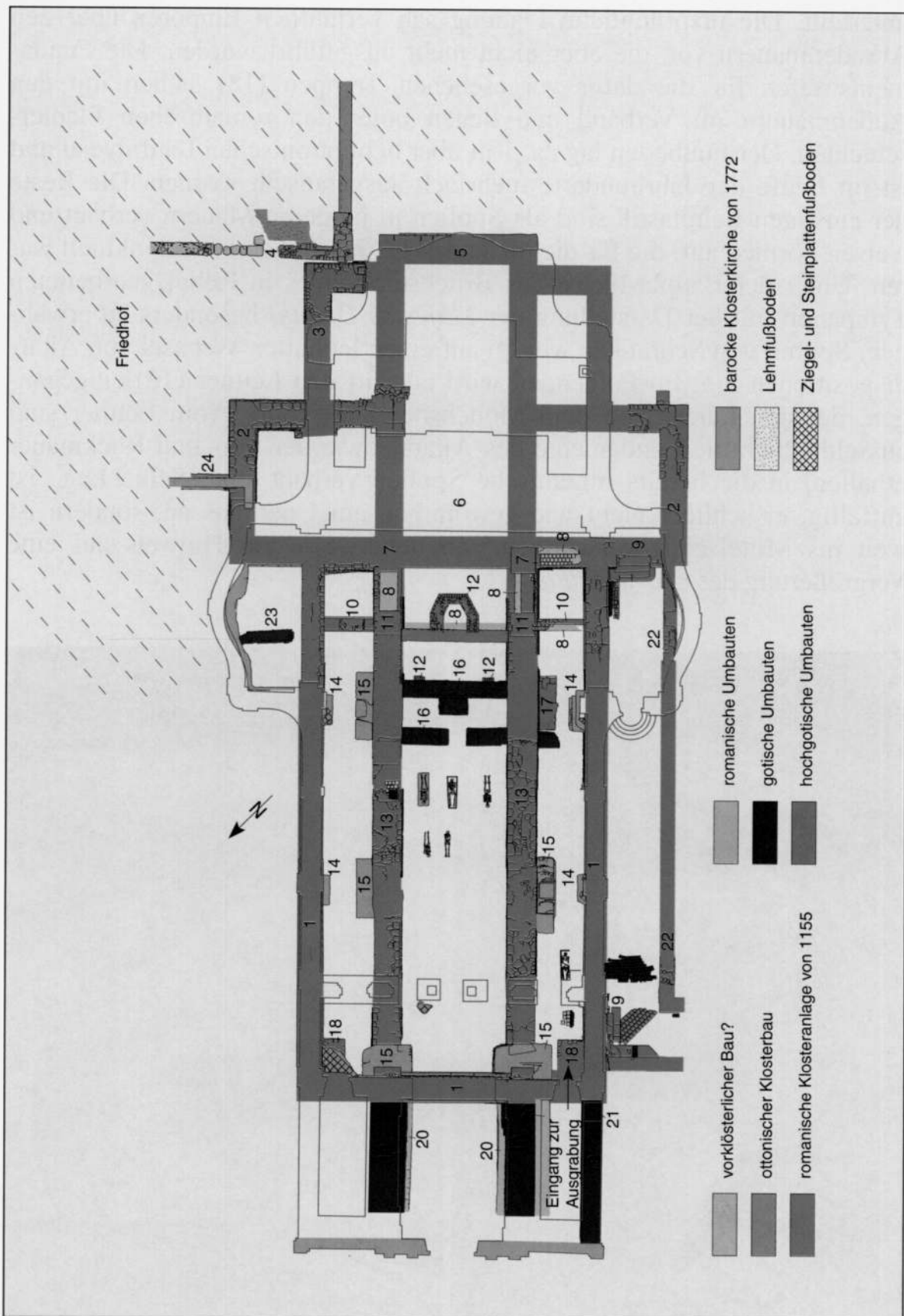
Erweiterung des Gebäudes durch einen U-förmigen Anbau im Osten statt (18), der auffälligerweise nur an den Ecken die oben genannte Holzpfostenunterlage aufwies. Vermutlich öffnete sich in seiner Mitte, in der Flucht des bereits bestehenden Tores eine zweite Türöffnung.

Die romanische Klosteranlage

In der Mitte des 12. Jahrhunderts fiel die karolingisch-ottonische Klosteranlage einem Brand zum Opfer. Das Kloster wurde, wie bereits erwähnt, größtenteils abgerissen und neu erbaut. Die neue Klosterkirche, eine Säulenbasilika mit Westturm, dehnte sich auf die Fläche aus, die ehemals vom alten Langhaus, dem Atrium und der Toranlage eingenommen worden war. 1155 fand die Weihe des neuen Gotteshauses durch Bischof Burkhard von Straßburg statt. Südlich der Klosterkirche befand sich der Kreuzgang und wahrscheinlich auch die übrigen Klosterbauten, nördlich und östlich von ihr erstreckte sich der Friedhof.

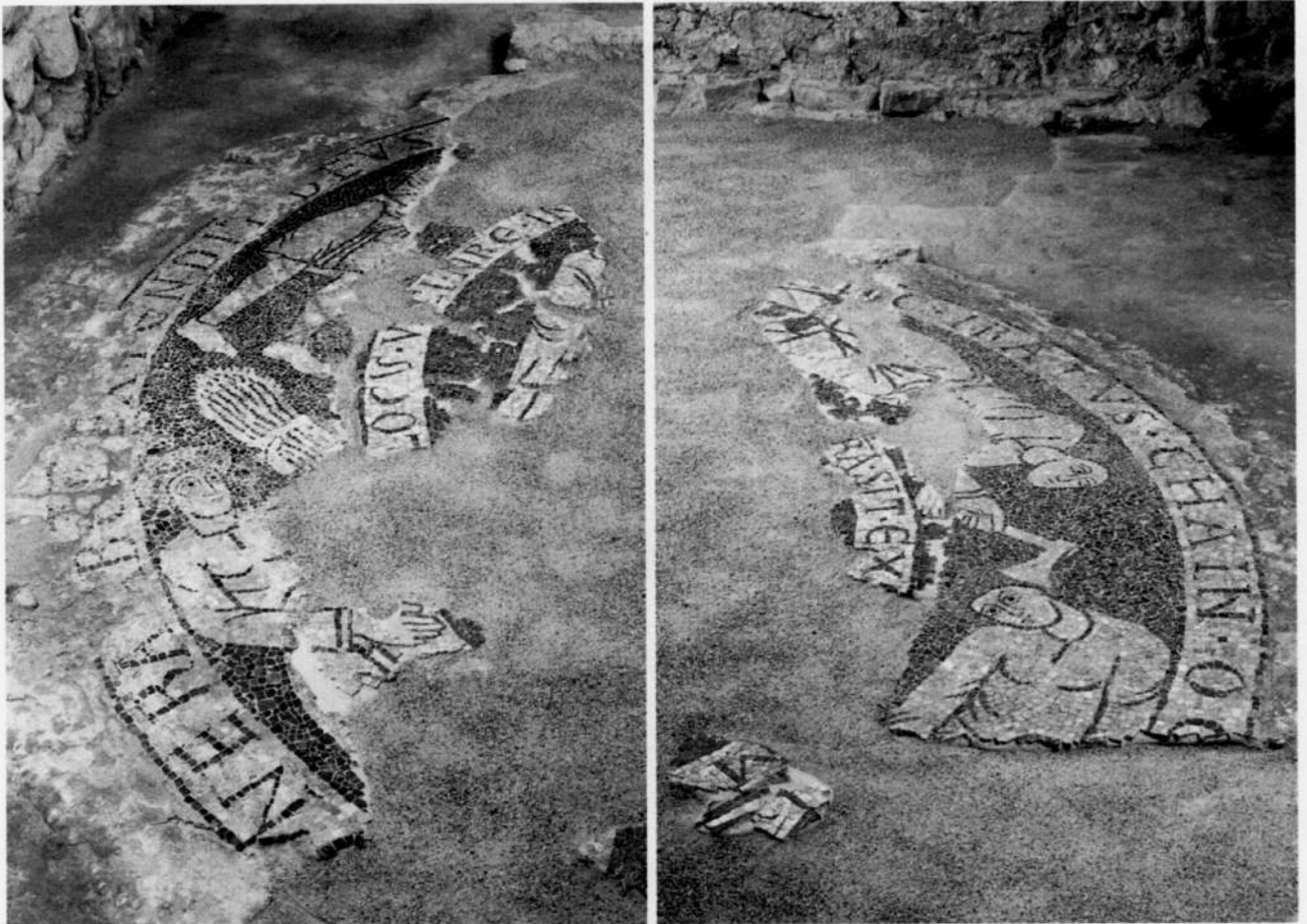
Der romanische Kirchenbau ist im Jahr 1767 bis knapp oberhalb des Fundamentes abgerissen worden. Nur die 2 m tiefen und 1,50 bis 2 m breiten Fundamentmauern sind von ihm übrig geblieben. Sie erfüllten auch für die darauf folgenden Kirchenbauten diese Funktion. Die erhaltenen Kirchenfundamente ergeben den kreuzförmigen Grundriss einer 56,50 x 18,50 m großen dreischiffigen Säulenbasilika mit Querschiff und dreischiffigem, gerade abgeschlossenem Staffelchor (1,13,2,3,5). Das äußere Erscheinungsbild der romanischen Kirche ist dank zweier Radierungen von Franz Xaver Schönbachl aus der Mitte des 18. Jahrhunderts größtenteils rekonstruierbar. Die Darstellung zeigt eine romanische Kirche, bereits durch einen barocken Westturm ergänzt, umgeben von einer barocken Klosteranlage. Das Langhaus ist mit einem einfachen Rundbogenfries geschmückt, die Südfassade des Querhauses wird durch profilierte Gesimse in zwei Ebenen gegliedert. Kleine Rundbogenfenster öffnen sich in den Mauern des Langhauses, größere im Querhaus und Chor. Zum ursprünglichen Bestand gehörte ein mächtiger Turm, der die Westfront der Kirche beherrschte.

Aus dem archäologischen Befund ist ablesbar, dass die Außenmauern der Klosterkirche aus regelmäßigen Quadern bestanden, deren Sichtflächen randparallele geregelte Glattflechenhiebe aufweisen. Der Innenraum der Klosterkirche, bis auf den Chor, lässt sich größtenteils durch die Befunde rekonstruieren. Der Chor ist durch die heutige Choranlage zerstört bzw. überbaut worden. Aufgrund der bautypologischen Verwandtschaft mit der Klosterkirche in Murbach kann eine ähnliche Chorlösung mit Chorseiten-schiffen und eine mögliche Überbauung der Querarme oder der Vierung mit Türmen angenommen werden. Die Architektur der Vierung (6) wurde von kreuzförmigen Pfeilern getragen, deren Unterlagen sich noch erhalten haben (7). Das Langhaus war durch achtjochige Arkaden in drei Schiffe



Gesamtplan der romanischen und barocken Klosteranlage, die Nummern entsprechen den im Text behandelten Befunden

unterteilt. Die ursprüngliche Planung sah vermutlich Emporen über den Arkadenmauern vor, die aber nicht mehr ausgeführt wurden. Die Fundamentstreifen für die dafür vorgesehenen Treppen (18) stehen mit den Außenmauern im Verband und liegen unter den romanischen Planierschichten. Der Fußboden lag ca. 1 m über dem ottonischen Laufniveau und ist im Laufe der Jahrhunderte mehrfach ausgetauscht worden. Die Reste der einstigen Bauplastik sind als Spolien in jüngeren Mauern verbaut und weisen Formen auf, die für die Mitte des 12. Jahrhunderts hoch aktuell waren. Unter der Bauplastik ist das Bruchstück eines in Relief gearbeiteten Tympanon mit der Darstellung der *Majestas Domini* besonders zu erwähnen. Spuren von Schranken weisen auf einen lebhaften Wechsel von Altardispositionen hin. Im Folgenden wird nur auf den Lettner (16) eingegangen, der den Laien- von dem Mönchsereich trennte. Vom Lettner sind ausschließlich die Fundamente des Altars sowie der Vor- und Rückmauer erhalten, in die bereits romanische Spolien verbaut sind. Seine Lage ist auffällig, er schließt nicht wie gewöhnlich am Querhaus an, sondern ist weit ins Mittelschiff verschoben, möglicherweise ein Hinweis auf eine Vergrößerung des *chorus minor*.



Mosaikmedaillon, links die Opferszene, rechts die Mordszene

Eine bedeutende Veränderung der gotischen Zeit ist der Abbruch des Westturmes und die Errichtung einer dreischiffigen, zweijochigen Halle (19). Ihre wahrscheinlich geblendeten Außenarkaden wurden im Spätmittelalter mit romanischen Spolien zugemauert.

Die Konventgebäude entwickelten sich ab der romanischen Zeit im Süden der Klosterkirche, davon ist nur der nördliche Kreuzgangarm freigelegt worden (22). Zu den zahlreichen Bauten zählte auch ein Spital, das urkundlich erwähnt wird.

Zusammengefasst: Die Abtei Schuttern entstand annähernd in der Mitte des 8. Jahrhunderts in einer bereits christianisierten Altsiedellandschaft. Missionierende Mönche hatten ab dem zweiten Viertel des 7. Jahrhunderts die Weichen für diese religiöse Entwicklung gestellt. Das Kloster Schuttern wurde annähernd zeitgleich mit den Klöstern Gengenbach und Schwarzach von der Straßburger Kirche gegründet, somit an wichtigen Grenzstellen der Ortenau, um den Sprengel der Straßburger Diözese bis in dieses Gebiet zu erweitern. Schuttern kann zusammen mit den benachbarten Klöstern als eine Art „Stützpunkt“ der Straßburger Diözese für die monastische Durchdringung der Ortenau gesehen werden. Die Präsenz und die Wirkung dieser Klöster war wahrscheinlich in der ganzen Ortenau zu verspüren und verhalf dazu, das Christentum noch besser zu verankern und zu institutionalisieren. Entsprechend der zu erfüllenden Funktion hatte das älteste Kloster in Schuttern bereits eine ansehnliche Größe und dürfte von Anfang an sehr leistungsfähig gewesen sein. Denn schon im 9. Jahrhundert entstand eine neue größere Anlage, die die beachtliche Anzahl von 80 Mönchen beherbergte. Die archäologischen Befunde sowie die historischen Quellen zeigen ein Kloster, das sowohl wirtschaftlich als auch kulturell auf dem Höhepunkt stand. Schuttern wird als eine der 14 vermögendsten Abteien bezeichnet, sie unterhält ein Skriptorium und besitzt folglich eine Bibliothek. Die Abtei Schuttern scheint sogar nicht nur eine rezeptive, sondern eine aktive Rolle in der Kultur dieser Zeit gehabt zu haben, wie der Historiker Volkhard Huth in einem Vortrag sehr überzeugend dargelegt hat,¹⁰ ein Ansatz, der durchaus verdient weiter ausgearbeitet zu werden. Die wachsende Bedeutung des Klosters findet auch in der Architektur ihren Niederschlag. Die karolingisch-ottonische Klosterkirche bereicherte ihren Fußboden mit einem kostspieligen Mosaikmedaillon und die Klosteranlage wuchs zu einem repräsentativen Ensemble mit regelmäßigen, um die Kirche gruppierten Klostergebäuden. Der Wunsch nach Repräsentation äußerte sich in dem Bau eines Atriums mit vorgelagerter Tor- oder Vorhalle.

Auch die nachfolgende romanische Kirche kann trotz relativ schlichter äußerer Erscheinung den Anspruch auf Repräsentation nicht verleugnen. Der massive Westturm, der später durch eine zweijochige Vorhalle ersetzt wird, und Bruchstücke von fein ausgeführter Bauplastik deuten darauf hin.

Selbst die barocke Anlage, bekannt durch die Stiche von Schönbachl, bezeugt, obwohl das Kloster bis dahin mehrfach politische und wirtschaftliche Niedergänge erfahren hatte, den Anspruch auf Repräsentation niemals abgelegt zu haben.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text wurde als Festvortrag für den Historischen Verein für Mittelbaden am 19.10.2003 gehalten und für den Druck nur geringfügig überarbeitet.
- 2 Das römische Fundmaterial stammte aus der Planierschicht des Innenraumes und war mit Funden aus dem 8. bis 14. Jahrhundert vermischt. Da der Nutzungshorizont dieses Raumes fehlte und der Bau in karolingisch-ottonischer Zeit mit Sicherheit Teil der Klosteranlage war, muss offen bleiben, ob das römische Fundmaterial aus der Nutzungszeit des Gebäudes stammte oder durch die spätere Aufplanierung in den Boden gelangte.
- 3 Mansi, G.D.: *Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio*. Bd. IX, Florenz 1763 (Reprint: Paris 1902) 779, 913.
- 4 Für die hier aufgeführten historischen Daten vgl. *Germania Benedictina V* 1975, 562–563.
- 5 Einen Überblick über die Entwicklung des Christentums und seiner Institutionalisierung in Südwestdeutschland bieten: Lorenz, S.: Die Christianisierung von der Spätantike bis in karolingische Zeit, in: *Die Alamannen*. Ausstellungskatalog Stuttgart 1997, 441–446; Scholkmann, B.: Die frühen Kirchen, in: *Die Alamannen*. Ausstellungskatalog Stuttgart 1997, 455–464; Zettler, A.: Kultur durch die Klöster, in: *Die Alamannen*. Ausstellungskatalog Stuttgart 1997, 481–490.
- 6 Zettler, A.: Frage zur älteren Geschichte von Kloster Säckingen, in: Berschin, W./Geuenich, D./Steuer, H. (Hrsg.): *Mission und Christianisierung am Hoch- und Oberrhein (6.–8. Jahrhundert)*. Archäologie und Geschichte 10, Stuttgart 2000, 35–44.
- 7 Diese Abfolge entspricht dem gebräuchlichen Bauablauf und ermöglichte gleichzeitig die Weiternutzung der alten Klosterkirche. Sobald der östliche Teil fertig gestellt und für die Liturgie nutzbar war, konnte man mit dem Abbruch des älteren Gotteshauses beginnen.
- 8 Neumüllers-Klauser, R./Scholkmann, B.: Das Mosaik von Schuttern, in: Petersohn, J. (Hrsg.): *Überlieferung, Frömmigkeit, Bildung als Leitthemen der Geschichtsforschung*, Wiesbaden 1987, 17–21.
- 9 Neumüllers-Klauser, R./Scholkmann, B.: wie Anm. 8, 21–23; Ulrich, A.: *Kain und Abel in der Kunst*, Bamberg 1981.
- 10 Huth, V.: *Iren am Oberrhein. Das Kloster Schuttern in den Beziehungsnetzen karolingerzeitlichen Kulturtransfers*. Vortrag gehalten am 26.11.2002 beim Landesgeschichtlichen Kolloquium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Die Beziehungen zwischen der Abtei Schwarzach und der Gemeinde Dangolsheim im Elsass (758–1791)

Louis Schlaefli

Heute mag es uns sonderbar vorkommen, dass Beziehungen bestanden haben zwischen badischen Abteien, wie Gengenbach oder Schwarzach, und elsässischen Dörfern. Jedoch war es der Fall. So zum Beispiel besaß die Abtei Schwarzach mehrere Eigenkirchen im Elsass: Dangolsheim, Dossenheim, Drusenheim, Schwindratzheim (mit Annexe Mommenheim) und Stutzheim.¹ Über tausend Jahre stand die Abtei mit Dangolsheim in Verbindung. So kommt es, dass die Geschichte dieses Dorfes, auf religiöser und wirtschaftlicher Ebene, vom achten Jahrhundert bis zur Revolution mit jener der Abtei eng verbunden war.

I. Wirtschaftliche Beziehungen

Alles hätte im Jahr 758 begonnen: am 14. Oktober dieses Jahres soll der kinderlose Graf Ruthard und dessen Ehefrau Hyrmensida der Abtei Schwarzach ihre Besitzungen *in Dankrazheim* geschenkt haben.² Es handelt sich hier um die älteste – eher legendäre – Erwähnung der Dorfes Dangolsheim. Im Jahr 1154 bestätigt jedoch Bischof Burchard von Straßburg der Abtei den Besitz eines Dinghofes mit Feldern und Reben, wie auch der Kirche: *curiam et basilicam*³. Ritter Dietrich Ziedeler waltet als Vogt der Abtei über diese Güter im Jahr 1172.⁴

Im November 1333 unterschreibt die Abtei eine Verabredung mit dem Reuerinnenkloster Sankt-Magdalena in Straßburg wegen eines Weinzinses, der in diesen Dinghof zu bezahlen war.⁵

Dieser erscheint im Urbar des Bischofs Berthold (1351–1353): *curia dominorum de Swarttzahe*⁶, wie auch diejenige der Abtei Gengenbach und der Frauenabtei Hohenburg. Im Jahr 1360 wird Ulric Loeselin durch den Magistrat von Straßburg wegen einer Klage gegen den Abt von Schwarzach abgewiesen und er erlaubt dem Abt, einige verkaufte Güter wieder zurückzuerwerben.⁷ Johann von Hohenstein verkauft im Jahr 1367 dem Abt das Vogteirecht über die Dinghöfe in Dangolsheim, Traenheim und Kutolsheim.⁸

Mehrere Weistümer dieses Dinghofes, welcher nicht weit von der Kirche lag, sind erhalten: das älteste, unedierte, stammt aus dem Jahr 1375⁹; andere sind aus den Jahren 1458 (unedierte¹⁰), 1464 (unedierte¹¹), 1495 (unedierte¹²), 1524 (unedierte¹³), 1663¹⁴, andere mehr aus dem 17. und 18. Jahrhundert¹⁵.

Jenes aus dem Jahr 1663 ist im Druck erschienen¹⁶ und wird als Anhang abgedruckt. Die Verhandlungen, welche von 1661 bis 1754 vor dieser Instanz stattgefunden haben, sowie Rechnungsauszüge, sind aufbewahrt.¹⁷

Auch einige Gütererneuerungen, aus den Jahren 1407¹⁸, 1538¹⁹, 1656²⁰, 1667²¹, 1684²², 1697²³ und 1724²⁴, sowie etliche Verpachtungen²⁵ zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert²⁶, wie auch Streitsachen²⁷ zwischen der Abtei und der Gemeinde (1451–1724) sind aufbewahrt.

Ein Vergleich wegen dem Dinghof wurde im Jahr 1451 durch den Landvogt Johann, Wildgraf von Thüne, zwischen der Abtei und der Gemeinde getroffen.²⁸ Im Jahr 1492 wurde ein Streit zwischen der Abtei und dem Sakristan, den Zehnten betreffend, gütlich abgeschlossen.²⁹ Ein anderer Vergleich mit der Abtei Gengenbach, auch wegen des Zehnten, wurde im Jahr 1494 geschlossen.³⁰ Georg Haffner von Wasslenheim, Vogt in Westhoffen, bestätigt im Jahr 1498, dass der Zwist zwischen der Abtei und der Gemeinde Dangolsheim einerseits und einem Bürger von Traenheim andererseits, geregelt ist.³¹

Während des Bauernkrieges (1525/26) hatte sich der Abt hierher geflüchtet.³² Im Jahr 1535 muss die finanzielle Lage der Abtei sehr heruntergefallen sein, so dass Abt Johann einen Drittel des Zehnten für zehn Jahre gegen einen Zins von 10 Gulden verpfändet hat.³³ Ein anderer Vertrag, welcher sich auf die Kompetenz des Pfarrers, die Instandsetzung der Kirche, den vom Meyer geschuldeten Zins bezog, wurde am 15.9.1559 zwischen Abt Martin und der Gemeinde geschlossen.³⁴

Am 17. Juli 1549 verkauft Johann Christoph von Limmern, Dekan des Hohen Stifts Straßburg, demselben Abt gewisse Einkünfte im Dorf.³⁵ Philipp, Margraf von Baden, sendet am 20. Juli 1577 eine Bittschrift an die Landvogtei Hagenau, zu Gunsten Ruprecht von Lützelburg, Pächter des Meyerhofs von Dangolsheim, den der Abt entlassen wollte.³⁶ Dieser wurde jedoch durch Anton Schü(r)lin ersetzt.³⁷ Am 21.9.1595 tauscht die Abtei ein Rebstück um.³⁸ Noch im selben Jahr scheint die Abtei einen Teil seines Zehnten gegen 1.000 Gulden bei Gregor Streitt, Lizentiat der Rechten, verpfändet zu haben.³⁹

Im Juni 1599 sendet die Zaberger Regierung einen Brief an die Landvogtei Hagenau zwecks Vorladung vor die Offizialität in Molsheim des Schultheißen von Dangolsheim, des Meyers der Abtei und noch anderer Einwohner, welche versucht hatten, eine Zitation derselben Instanz nicht anschlagen zu lassen.⁴⁰ Am 20. Dezember 1606 schreibt auch die Regierung von Ensisheim nach Hagenau, um die Beschlagnahme des Zehnten der Abtei in Dangolsheim, Kuttolsheim, Mommenheim und Minwersheim zu Gunsten der Stadt Villingen zu erlangen, welcher die Abtei 2522 Livres schuldete.⁴¹

Schon gleich am Anfang des Dreißigjährigen Krieges, vor dem 9. Oktober 1619, ist die Abtei gezwungen, Güter in Dangolsheim zu verkaufen,

weil sie wegen des Krieges – durch Soldaten aus Baden – viel zu leiden hatte: *uti videris dictum Monasterium tunc temporis per milites Baadenses valde gravatum fuisse*⁴² Die Lage verbessert sich nicht: im April 1620 ist der Abt gezwungen, eine Bittschrift nach Hagenau zu senden, in welcher er bittet, man möge den Arrest nicht auf seine Einkünfte legen, da er einem gewissen Oberlin und Konsorten die Schulden nicht bezahlt hat.⁴³ Wahrscheinlich hat der Brief vom 16. Mai 1621, in welchem er demselben Landvogt dankt, ihn zu rechter Zeit benachrichtigt zu haben, mit derselben Affäre zu tun: der Abt gibt seinem Straßburger Einnehmer den Befehl, Getreide zu verkaufen, um seine Gläubiger zu befriedigen.⁴⁴ Wieder am 28.7.1624 sendet der Abt eine Bittschrift wegen des Zehnten in Dangolsheim nicht nur an den Landvogt, sondern auch an den Bischof, Erzherzog Leopold⁴⁵.

Am 9. Januar 1630 findet ein Vergleich, in welchem der Landvogt als Schiedsmann dient, zwischen der Abtei und der Gemeinde Dangolsheim in Hagenau statt: von nun an sollen als Weinzehnten zwei Maß pro Ohmen geliefert werden.⁴⁶ Bald hatte die Abtei nichts mehr von Dangolsheim zu hoffen: im August 1634 wurde die Ortschaft dem unter Horn dienenden Oberst Anton de Battily übergeben.⁴⁷

Nach dem Krieg ist wieder die Rede von Schwarzach: im Jahr 1650 erhält die Gemeinde die Erlaubnis, einen Weg durch das Abteigut zu ziehen; die Rechte der Abtei werden neu festgelegt, da nun das Elsass unter französischer Herrschaft steht.⁴⁸ Ein Streit entsteht im Jahr 1658 zwischen der Abtei und dem Frauenwerk (Oeuvre Notre-Dame) in Straßburg wegen des Zehnten in Dangolsheim und in Schwindratzheim: noch in den Jahren 1666/67 dauert er an.⁴⁹

Im Jahr 1669 wird der Meyerhof dem J. Schwaebel verpachtet⁵⁰ und im Jahr 1686 an Johann Jakob Jost, aus Bergbieten⁵¹. Von 1708 bis 1748 war Jakob Goerger Meyer: sein Grabstein wird noch aufbewahrt: *Anno 1748 den 10. Mai ist in Gott selig entschlafen der ehrbar und bescheidene Jakob Goerger, gewesener Schwarzachischer Mayer in Dangolsheim und dessen Ehefrau Anna Magdalena Köpferle. Der Seele Gott Gnade.*

Es wird nicht unnutz sein, hier zu vermelden, dass im Jahr 1734 die Abtei 315 Ohmen Weißwein und 24 Rotwein einbrachte, hingegen nur 291 und 19 im Jahr 1735.⁵²

Im Jahr 1778 wird der Gemeinde erlaubt, einen Prozess gegen die Abtei wegen des kleinen Zehnten einzuleiten.⁵³ Ab 1779 verlangt die Abtei den Zehnten vom Klee⁵⁴ und Anno 1783 auch von den Erbsen⁵⁵. Im Jahr 1786 beklagt sich die Abtei wegen widerrechtlicher Besitzname von Boden.⁵⁶ Zur Zeit der Revolution verlor die Abtei alle Rechte und Güter im Elsass.

II. Religiöse Beziehungen

Wie oben schon gemeldet, bestätigte Bischof Burchard im Jahr 1154 der Abtei den Besitz eines Dinghofes mit Feldern und Reben, wie auch der Kirche. Diese hatte, wie die Abtei, zuerst den Hl. Petrus als Patron, aber seit etwa 1490 St. Pankraz.⁵⁷ Bischof Konrad III. von Lichtenberg inkorporierte am 25.2.1296 diese Kirche der Abtei⁵⁸ für den Fall, da der jetzige Rektor, Konrad von Arnsberg, stirbt. Dann sollen sie einen geeigneten *vicarium perpetuum* dem Archidiakon des Ortes präsentieren und ihm einen angemessenen Teil der Kircheneinkünfte zuweisen.⁵⁹ Dieser letzte Rektor schien dem Kloster gegenüber gut gesonnen gewesen zu sein, denn im Jahr 1298 vergab er der Abtei alle seine Güter.⁶⁰ Vielleicht wurde auch eine Ablassurkunde auf sein Antreiben im Jahr 1300 für die *ecclesia S. Petri in Dancrozheim* ausgestellt.⁶¹

Die Abtei ließ im Jahr 1522 ein neues Chor errichten: davon zeugt eine heute noch über der Pforte der Sakristei bestehende Inschrift:

*ANNO DNI VICESIMO SECUNDO SUPRA MILLESIMUM
QUINGENTESIMU(M) AD MENSE(M) APRILEM CONSTRUCTA
EST HEC PARS QUAM CHORUM NOMINANT FUNDAMENTO
CURA ET IMPENSIS R. IN CHRISTO PATRIS ET DNI IOANNIS
COGNOMENTO GUOTBROTH ABBATIS IN SWARTZACH HUIUS
ECCLESIE RECTOR. 1522.*

Wie man weiß, kann man den dort im selben Jahr, vermutlich durch den Bildschnitzer Hans Widiz⁶² errichteten Flügelaltar am Choraufgang des Straßburger Münsters betrachten: darauf befinden sich die Statuen des hl. Pankraz, des Kirchenpatrons, zwischen St. Nikolaus und St. Katharina.⁶³

Öfter in der Geschichte sandte die Abtei als *vicarius perpetuus* einen ihrer Mönche nach Dangolsheim: wir konnten einige Beispiele davon für die älteren Zeiten finden: nach 1655 wird es, wahrscheinlich aus ökonomischen Gründen, fast systematisch der Fall sein: die Abtei sicherte so den Unterhalt eines ihrer Mönche, was nach dem Dreißigjährigen Krieg von Wichtigkeit war: sie ersparte sich auch den Lohn eines Welpriesters und hatte einen treuen Aufseher für die der Abtei zustehenden Einkünfte.

Leider verfügen wir nicht über ein vollständiges Repertorium der Mönche aus Schwarzach, welches uns erlaubt hätte, unsere Notizen zu ergänzen und vielleicht auch unsere Liste zu erweitern. So zum Beispiel wissen wir nicht, ob Eberhard Gremlich, *Lutpriester zu Danckartzheim* im Jahr 1419⁶⁴ oder Heinrich Nogel, welcher um 1420 starb⁶⁵, aus der Abtei kamen.

1420–1428 ...: Conradus Schoenenberger

Der oben genannte Heinrich Nogel wurde um 1420 durch Schoenenberger, welcher als Mönch von Schwarzach bezeugt ist, ersetzt. Im Jahr 1425 wird er beschuldigt, das Primissariat illegal zu verwalten.⁶⁶ Noch im Jahr 1428 ist er hier tätig.⁶⁷

... 1509 ...: Johann N., *curatus*

fr. Joh., O.S.B. in Schwarzach, curatus in Dankratzheim erhält im Jahr 1509 die Erlaubnis Beicht zu hören.⁶⁸

... 1573–1578 ...: Joannes Zaltenbach (Zaltenbach)

Als J. Zaltenbach am 4. Mai 1573, mit Einverständnis des Abts, etliche Rebstücke austauscht, wird er als Konventual von Schwarzach und Pfarrer von Dangolsheim angegeben.⁶⁹ Er dient als Zeuge bei einer Rentenverschreibung zu Gunsten des Primissariats im Jahr 1574 und wird nun Zaltenbach genannt.⁷⁰ Am 7. März wird er bei Wolfisheim durch Juncker Pancratz von Landsperg angegriffen und schwer verwundet: dieser hat ihm auf den Kopf geschlagen, *daß das Blut uff die erden gelauffen undt er endlich zu boden gesunken, halb thot, des pferdes forder fuss uff beyde seine Achseln gestellt.* Er hat ihm auch den Mantel genommen, den er dann weggeworfen hat, wie auch sein Pferd, das er später entgehen ließ. Dieser Juncker wurde im Jahr 1578 durch den Bischof wegen diesen Brutalitäten und auch anderen gegen einen Kaplan von Molsheim angeklagt.⁷¹

Zur selben Zeit hat der Pfarrer eine Witwe aus Dachstein, Anna Kraemer, als Magd. Leider dient sie ihm nicht nur als Magd, wie aus einem Bericht des Fiskals Tileman Nevel hervorgeht: *Der Pfarher zu Danckolsheim, her Johann Zaltenbach, ist des Schultheissen daselbsten und anderern anzeigen nach, fast unbescheiden und unpriesterlichen ärgerlichen wesenß, daß er Schultheiss besorgen tete, eß solte einmal ein schlegerey und unrat darauß erfolgen under der burgerschaft. Soll allerhand schandreden und unfletige geberd im ofnen bad under den frauwen und mit seiner küchin treiben. Hat auch unlang ein frauwe, wie er voll gewesen sein soll, mit einem ross uberrent, daß sie davon fast unvermögen worden.*

Hat zu Sulz im ofnen Zech einßmals von seiner Küchin geredt und letztlich wie sie kommen gesagt: Ey, dass seie sein seitenschwert, daß er alle nacht an seiner seiten hab.

Auch hat nun jüngstlich sein dienerin abwesens E.F.G. über inen empfangener etlicher streich und schlegerey halben suppliciert und blutige mal darab gezeigt. Hat seine mutter bissanher gar ungepürlich und misshalten. Natürlich verlangt der Fiskal eine angemessene Strafe: *Sol dem insigler ge-*

*scriben werden, den priester zu gepürlichen straf anzuhalten und dem fiscali die hand zu bieten.*⁷² Jedoch konnte er einstweilen in Dangolsheim bleiben und zur Zeit des Pastoralbesuchs von 1580 fällt das Urteil über seine Fähigkeiten ziemlich gut aus: *Parochus Johannes Zeltenbach, professus monasterii Schwarzach, ad docendum satis idoneus, in administratione sacrorum et sacramentorum tolerabilis. De vita domestica penitior inquisitio est de fiscalis officio.*⁷³

Am 23. Dezember desselben Jahres erhielt der Amtmann von Dachstein den Befehl, eine Untersuchung über das Verhalten des Pfarrers zu unternehmen: schon am 27. schickt er seinen Bericht zurück.⁷⁴ Dieser ist gewiss nicht gut ausgefallen, denn noch im selben Jahre (vielleicht schon vor dieser *inquisitio*) wird der Pfarrer festgenommen.⁷⁵ In einer Urfehde gibt er am 9. Februar 1581 die angeführten und noch andere Vergehen zu, so z. B., *daß er sich gegen eine Jüdin zu Dangolsheim höchst unzüchtig aufgeführt habe.*⁷⁶ Er wurde ins Schloss Hohbarr gebracht, von wo aus er einen missglückten Fluchtversuch machte. Nach seiner Entlassung aus der Haft verspricht er, seine Pfarrei und das Kloster Schwarzach, sowie das Stift Straßburg nie mehr zu betreten.⁷⁷ Erst im Jahr 1582 erhielt der Abt den Befehl, einen anderen Pfarrer zu bestellen.⁷⁸

Unter seiner Verwaltung wurde im Jahr 1579 – also vor diesen Erlebnissen – durch Georg Obman die große Glocke umgegossen.⁷⁹

Die Nachfolger dieses Pfarrers scheinen Weltpriester gewesen zu sein: so z. B. ergeht am 4. März 1588 der Befehl, 52 Gulden von dem Geld, das man aus dem Verkauf der *Schwarzachischen Früchte* in Molsheim erhalten wird, zu entheben, um den Dangolsheimer Pfarrer zu bezahlen.⁸⁰

Einer dieser Weltpriester, Joannes Georgius Gynther, stammte aus Ofenbourg: er wurde am 16. Oktober 1610 durch die Pest hinweggerafft: davon zeugt heute noch eine im Chor der Kirche angebrachte Inschrift.⁸¹ Einige unter diesen Weltpriestern werden auch als Pfarrer in der Ortenau, vor oder nach ihrer Tätigkeit in Dangolsheim, nachgewiesen.⁸²

Während des Dreißigjährigen Krieges und auch noch nachher, wurde die Pfarrei bald durch die Franziskaner von Hermolsheim,⁸³ bald durch die Molsheimer Jesuiten, ab 1645, mit Genehmigung des Abtes von Schwarzach,⁸⁴ verwaltet.

Die Gemeinde erhielt im Jahr 1650 eine Zusteuer, um die Kirche neu zu errichten.⁸⁵ Erst am 3. September 1654 ernannte die Abtei wieder einen Pfarrer, Blasius Grabmann, welcher jedoch bald nach Kappel versetzt wurde. Von nun an wird sie systematisch einen Mönch dorthin schicken.

1655–1656: Gallus Wagner, *Rhenoviensis, Helv., cellarius in Schwarzach*

tauft hier vom 4.8.1655 bis gegen den 12.11.1656.⁸⁶ Wahrscheinlich hat er der Gütererneuerung der Abtei Schwarzach im Jahr 1656 beigewohnt.

1656–1658 †: Joseph Harant (Harang)⁸⁷

wird am 12.11.1656 angenommen.⁸⁸ Er ist vor dem 27.3.1658 gestorben: an diesem Datum übersendet der Kämmerer des Ruralkapitels sein Testament dem Geistlichen Rat in Molsheim: nun erfahren wir, dass er auch Frühmesser (*primissarius*) in Molsheim war:⁸⁹ die Erbschaft wird seiner Abtei überlassen, jedoch *salvis juribus ordinarii et Capituli ruralis*⁹⁰. In Schwarzach ist man mit dieser Vorenthebung gar nicht einverstanden.⁹¹

1658–1663: Alexius Speyrer

tauft hier zum ersten Mal am 10.7.1658.⁹² Im Dezember 1660 beklagt er sich bei der Landvogtei Haguenau wegen des Arrests, welcher auf seine Kompetenz gelegt worden war.⁹³ Am 6.2.1663 wird er zur Pfarrei Stollhoffen praesentiert.⁹⁴ Im Jahr 1664 wird er Pfarrer in Biesheim.⁹⁵

1663–1671: Leonardus Pistorius (Beck, Becker?), *licencié en théologie*⁹⁶

Durch den Visitationsbericht des 9. Dezember 1666 erfahren wir, dass er 72 Gulden 1 sch. 1 d., 62 Ohmen Wein und 54 Viertel Getreide als jährliche Kompetenz hatte. Es wird ihm befohlen, den Taufstein reparieren zu lassen, eine Monstranz und ein Ciborium zu erwerben und das Altarbild des hl. Pankraz wieder über seinen Alter zu hängen.⁹⁷ Wahrscheinlich hat er der Gütererneuerung der Abtei Schwarzach im Jahr 1667 beigewohnt.

1671–1674: Paulus Czepan

welcher vom 8.5.1671 bis zum 1.4.1674 hier tauft.⁹⁸ Er erhielt am 13. Mai 1671 nur eine *commissio ad annum* vom Geistlichen Rat.⁹⁹ Es ist anzunehmen, dass er des Krieges wegen fliehen musste: viele seiner Pfarrkinder haben im nahen Molsheim Zuflucht gefunden.

Aus einem uns nicht bekannten Grund wurde er durch Georges Hoffmann, einen Weltpriester, ersetzt.

1692–1725 †: Anselmus Huber

hatte seit 1688 Drusenheim verwaltet bevor er nach Dangolsheim versetzt wurde. Obschon er die Pfarrei nur bis 1716 verwaltete, blieb er hier bis zu seinem Tod am 10.2.1725.¹⁰⁰ Seine Pfarrei zählt im Jahr 1693 103 Familien: 309 Kommunikanten und 189 Kinder. Außer seiner Kompetenz verfügt er über 4 Feldacker.¹⁰¹ Gegen 1700 wurde ihm, wie allen Persönlichkeiten, ein Wappen – natürlich gegen Geld – aufgetragen: *d'azur à une co-*

*lombe d'argent*¹⁰². Noch zu seiner Zeit war der Friedhof, mit der Kirche in der Mitte, befestigt: davon zeugt eine Beschreibung aus dem Jahr 1702.¹⁰³

Am 2. April 1715 wohnt er der Grundsteinlegung der neuen Gebäude in der Benediktinerabtei Altorf bei.¹⁰⁴ Es könnte sein, dass er krank wurde, denn ab dem 30.6.1716 wurde ihm P. Romanus Sutter als Vikar beigesetzt.¹⁰⁵

1725–1749 †: Romanus Sutter

wurde Pfarrer nach dem Absterben seines Konfraters Huber und blieb es bis zu seinem Tod.¹⁰⁶ Unter seiner Verwaltung wurde ein neuer Altar ohne die Einwilligung der Gemeinde errichtet: darum verlangte diese im Mai 1726, dass die Abtei die Kosten auf sich nehme. Im September wurde die Affäre vor den Conseil Souverain d'Alsace gebracht, welcher den Streit zu Gunsten der Abtei schlichtete.¹⁰⁷ Scheinbar ließ er im Jahr 1729 einen anderen Altar sowie eine Kanzel errichten. Diese wurde leider von Pfarrer Paul Rudolf (1958–1986), im Zuge der Modernisation (!) der Kirche, in Brennholz verwandelt: zum Glück hatte er ein datiertes Fragment aufbewahrt, welches wir ins Molsheimer Museum flüchten konnten. Darauf kann man lesen: *Disse Canzel und Altar hab ich Thomas Ostermejer*¹⁰⁸ *von Taufkhürchen auß Freÿsinger Bistumb geburdig den Iten September Anno 1729 gemacht in Danckholsheim und wonhafft in Drenheim*¹⁰⁹, *zu vor in Dambach in seiner Eigenen wohnung.*

Am 10.12.1726 erhielt der Pfarrer ein *indultum testandi*¹¹⁰. Nochmals im Jahr 1744 findet wenigstens ein Teil der Bevölkerung wegen des Krieges in Molsheim Zuflucht, vielleicht auch der Pfarrer, der sich in den Altorffer Hof einlogieren konnte: dort wohnten gewöhnlich alle Studenten der Straßburger Benediktinerkongregation, also auch jene von Schwarzach, welche an der Molsheimer Akademie ihren Studien oblagen.

Ab dem 2.10.1748 wirkt P. Bernardus Schaeffer hier als Vikar. P. Romanus ist am 2.8.1749 in Dangolsheim gestorben.

1749–1762 †: Bernardus Schaeffer

wird ab dem 19.8.1749 seinem Konfrater nachfolgen und wird hier Pfarrer bleiben auch bis zu seinem Tod, am 29.10.1762, im Alter von nur 44 Jahren.¹¹¹ Im Jahr 1758 gewann er einen Prozess vor dem Conseil Souverain d'Alsace gegen Joseph Diedo, Vikar im nahen Soultz-les-Bains, welcher behauptete, die Pfarrstelle in Dangolsheim sei ihm durch päpstlichen Erlass verliehen worden.¹¹²

Im Jahr 1754¹¹³ wird er in die Sodalität des *Pactum Marianum* in Molsheim aufgenommen, was gewiss bedeutet, dass er dort studiert hat.

Seine Pfarrei zählt um 1760 immer noch 105 Familien: dazu kommen die Katholiken der Annexe von Irmstett.¹¹⁴

1762–1767 †: Columbanus Liechtlin

verwaltet die Pfarrei ab Weihnachten 1762 bis zu seinem Tod am 13.4.1767 im Alter von 39 Jahren.¹¹⁵ Es hat den Anschein, als wäre das Pfarrhaus im Jahr 1766 neu erbaut worden.¹¹⁶ Im folgenden Jahr wurde ein Kreuz im Dorf errichtet, dessen Unterteil heute noch folgende Inschrift trägt: *Dises creutz hat / lassen machen die / ehrsame Gemeind / Dangolsheim Gott / zu ehren in der / zeit Ignatius / Penner Schultz / heiss alhier und / Claus Jacob Burgermeister.*

Nach dem Absterben des Pfarrers wurde Dangolsheim durch einen gewissen P. Norbert administriert.¹¹⁷

1768–1772 †: Amandus Trens aus Straßburg

war vielleicht Profess in Altorf und nicht in Schwarzach. Im Jahr 1739 war er Pfarrer von Altorf, und führte dort die Skapulierbruderschaft ein.¹¹⁸ Im Jahr 1748 verfasste er eine Geschichte der Abtei Altorf, unter dem Titel: *Ephemeris Altorfensis seu relation omnium quae a prima huius monasterii ad S. Cyriacum in Altorf fundatione sub quovis illius Praesule memorabilia, calculo P. Amando Trens Argentinensis ac huius monasterii Presbyteri professi.*¹¹⁹ Jedoch wurde er als Mönch von Schwarzach in dem Register des Ruralkapitels Biblenheim angegeben, und auch als er am 22.3.1772 gestorben ist:¹²⁰ er war auch dort Prior.¹²¹ Hier hat er am 7.12.1771 eine Marienbruderschaft eingeführt.¹²² Am Ende desselben Jahres wurde ihm ein Weltpriester, François-Xavier Klein, als Vikar zur Seite gestellt, welcher bis März 1785 hier blieb.¹²³

1772–1788 †: Edmundus Huck

wurde am 8. April 1772 installiert.¹²⁴ Er verwaltete die Pfarrei bis zu seinem Tod am 4.12.1788 im Alter von 60 Jahren.¹²⁵ Im Jahr 1785 wurde François-Joseph Schwebel hier Vikar; doch schon am 28.7.1786 starb er im Alter von 30 Jahren.¹²⁶ Er wurde von 1786 bis 1788 durch Ignace Holder¹²⁷, aus Bergbieten, ersetzt, dann durch André Veith¹²⁸ aus Drusenheim, der bis zur Revolution hier blieb.

1788–1791: Petrus Schmaltz

verwaltete die Pfarrei vom 16.2.1789 bis zum 18.2.1791. Da er zur Zeit der Revolution den konstitutionellen Eid nicht schwören wollte, deklarierte er,

er wolle sich in seine Abtei zurückziehen, was er wahrscheinlich tat, da er auf der *Liste des émigrés* figuriert.¹²⁹ Noch im Jahr 1789 ließ er sich in den *Pactum Marianum* in Molsheim aufnehmen.¹³⁰ Nach seinem Rückzug verwaltete sein ehemaliger Vikar Veith die Pfarrei, bis er im Jahre 1793 deportiert wurde.¹³¹

An einem uns unbekanntem Datum wurde in Dangolsheim eine Frühmesspfünde gegründet, welche schon vor dem Jahr 1371 existierte: an diesem Datum war sie dem Plebanat inkorporiert.¹³² Das Präsentationsrecht gehörte auch der Abtei Schwarzach. So präsentierte im Dezember 1477 Abt Jacobus den Johannes Bosselin (?) an Stelle des verstorbenen Johannes Kün.¹³³ Im Jahr 1528 wurde sie wieder, nach dem Absterben von M(agiste)r Lux Schütz, durch Bischof Wilhelm dem Plebanat inkorporiert.¹³⁴

Es gab zwar in Dangolsheim geistliche Berufe: Welpriester, Franziskaner, Kapuziner, Jesuiten, ... in diesen alten Zeiten; doch unseres Wissens wurde keiner Benediktiner: das mag schon seltsam erscheinen, da doch die Schwarzacher Mönche über 150 Jahre dort walteten. Scheinbar trieben sie kein Proselytismus.

Übrigens sind wir nicht sicher, ob es in Dangolsheim noch Leute gibt, welche von diesen uralten Beziehungen mit Schwarzach wissen. Vielleicht ist auch niemand in Schwarzach davon unterrichtet.

Anhang

Weistum des Dinghofes

1663

Das seind die rechte, die do haben die dinkhöfe zu Dankelsheim und Trehnheim, dann sie beide gleich ein recht haben und zugehoren h. apt und convent des gotteshauses Schwarzach.

§ 1. *Erstlichen, wenn ein meier will ding halten, darf er dann eines vogts, der dazumalen vogt ist der vorgehen. beider höfe, so soll ein meier nach ihme schicken, und soll dann der vogt dar kommen mit siebenhalf rossen, und soll ihme der meier seine rosze behalten in einen beschlossenen stall, das sie ihme nit verstohlen werden.*

§ 2. *Also ferner, wer do dem vogt ein pferd verstothen vornen usz, so ist der meier schuldig dem Vogt das pferd zu gelten. ist es aber, das dem Vogt ein pferd wurd verstohlen hinden usz, damit hat der meier nichts zu schaffen und ist er auch nicht schuldig ufzurichten dem Vogt.*

§ 3. *Mehr, so soll auch ein meier des vorgehen. hofes haben sitzen einen ochsner, und der ochsner soll braten sinen braten. und auch der meier soll*

do haben stehen ein ohmenzuber mit wein, und sollen darein liegen zween weisze schenkbecher, das des vogts gesinde darus gedrink. ist es auch, das dem vogt fugt dann dazumalen uber nacht uf dem vorgen. hofe zu bleiben, so solle der meier, der dann dozumalen meier ist des hofs, dem vogt lechen beschunderer bette, und ander nit, und seinem gesinde, das sie darauf liegen.

§ 4. Mehr, der vogt, der dann dazumalen vogt ist, der soll alle die hubere, dene uf den tag dar wird geboten, shirmen und geleiten drei meilen dar und dannen für allerlei sachen, ohn allein fir todtengefecht, oder er hette es dann mit der hand gelobt.

§ 5. Ist es auch, das etlicher ist, der zinsbar güter hett vor dem vorgen. hofe und den zins niht engibt noch geben will, verbeutet dann ein meier von des vogts wegen demselben das gut, und geht dann einer uf das gut arbeiten, als manche hauenshleg er dann daruf thut, als mannich 30 β d. ist er verfallen einem vogt.

§ 6. Umb dise vorgen. sache, ob es ein vogt thut, als dann davor geschrieben steht, so soll man geben einem vogt, ob er shirmet und shürmener ist unser höfe zu Dankelsheim vorgen. und unser höfe zu Trenheim von allerlei gewalt, und für andere vögte, jahres von den zween höfen 2# d., dann die zwei höfen Dankelsheim und Trenheim ein gedüng und ein recht gleich haben.

§ 7. Mehr, wann ein meier düng will halten in dem obgen. hofe, als des hofes recht ist, so hat der meier macht, er oder ein büttel des hofs, zu gebieten allen hubern, die do hören in dem vorgen. hofe, und den tag da zu sein: und welcher huber des hofs nit enthete, der bessert einem meier mit 2 s. d. welcher auch uf den tag, so man düng(t) hat des hofs oder botshaften, seine zins nit geben hat als er solt, der bessert dem meier als dick 2 β d.

§ 8. Weiters sol man wissen, wie dick man in dem jahre in den vorgen. höfen düng oder botshaften haben soll. zu dem ersten soll er haben düng zu Dankelsheim an dem zinstag nach dem zwölften tag, und morgents an dem mittewochen zu trenheim (und darnach zu mittelmeien und zu mittel aust): uf die ehegenanten tage und nach iedem gedüng ein botshaft uber 14 tage, ein gut zu erkoberen.

§ 9. Es ist auch zu wissn, wann ein meier ding halt, so soll er den schöffen essen und trinken geben: und fürbasser, hat er mit den hubern noch mit niemand nit mehr zu schaffen. ein jeglicher huber soll auch empfahen von einem meier was er zinsbares guts hat des vorgen. hofes, und soll auch der huber den hubern geben vor der empfahung ein masz weins, und darumb so mögen die huber wohl pfänden einem jeglichen meier des hofs umb ihr recht.

§ 10. Es sol auch ein ieglicher huber, so er zum huber gesetzt wird, vorabe dem hofe shweren, dem meier und dem hofe gehorsam zu sein, den hofe zu suchen und den zu handhaben und behalten bei seinen rechten, wie er ihn findet, auch zins und zehendenrecht zu geben, alles ungeverlich.

§ 11. Weiter ist auch recht in den obgen. dinkhofen, was der zinsbare güter darinnen hat und findet, und zinsbar sind, und geben ein masz, 2, 3, 4 und 4 1/2 maszen weins, die geben heinen vall: welche aber mehr und über 4 1/2 maszen, als 5, 6, 7 und 8, oder wieviel man über 4 1/2 maasen mehr gibt, die geben alle nach ihrem tode ein vall: darumb soll ein ieglich gut einen huber dem hofe geben zu dünge und zu rüinge gan und zu shwernen, als des hofs recht ist.

§ 12. Ferner ist auch mit recht erkant, das der meier einen ieglichen, als oft ein gut verändert würde, zu (= sol) gebieten, das gut zu empfangen, und die satzmasz von ihm empfangen: aber das huptrecht solle stehen bisz zum nechsten dünge, wiewol es uf dieselbige zeit, so das gut verändert wird, verfallen ist, so soll man ihn doch nicht dengen, bisz zum nechsten dünge.

§ 13. Es ist auch recht, das die shöffen des vorgeh. hofs sollen gezogen werden ausz den geschwornen hubern des hofs, doch nit anders dann von geheisz und befelch des meiers, wann es noth ist.

§ 14. Es ist ouch recht des obgen. hofs, wann die schöffel die urthel unter ihnen selber nit finden könten, so sollen sie es weiszen gen Kittelsheim in des closters hofe und do ihre urthel holen, doch allzeit mit des meiers erlaubnus und wissen. und welche partei denn unrecht gewinnet, soll dem meier den costen geben, den die shöffel verzehren die das urthel sollen holen.

§ 15. Were es aber, das beide parteien von dem vergeshriebenen hofe von ihnen selbs zuges begehrt und forderten, soll von den shöffen auch dahin gen Küttelsheim gewiesen werden, dem mögen und sollen sie von selbs nachgen und daselbst gegen einander recht geben und nehmen. damit hat der meier noch die shöffel mehr nit zu schaffen.¹³⁵

Anmerkungen

- 1 Barth, Médard: Beiträge zur Geschichte elsässischer Kirchenorte und ihrer Patrozinien, in: Archives de l'Eglise d'Alsace (Abk.: A.E.A.), XXVI (1959), 97.
- 2 Jan, H.L. von: Das Elsass zur Karolingerzeit, Freiburg 1892, 14; Bruckner, Albert: Regesta Alsaciae aevi Merovingici et Karolini, 496–918, Straßburg 1949, I, 110, Nr. 185.
- 3 Barth, Médard: Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, Brüssel 1980, col. 256.
- 4 Dubled, H.: L'avouerie des monastères, in: A.E.A., XXX (1964), 81.
- 5 Archives Départementales du Bas-Rhin (Abk.: ABR), H 2990.
- 6 Barth, Médard: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Pfarreien des Bistums Straßburg im Mittelalter, in: A.E.A (1947/48), 127.
- 7 ABR H 481/5.
- 8 ABR H 492.
- 9 Aufbewahrt im Landesarchiv Karlsruhe (Kollnig, 180).
- 10 Aufbewahrt im Landesarchiv Karlsruhe (Kollnig, 180).
- 11 ABR H 497.
- 12 Aufbewahrt im Landesarchiv Karlsruhe (Kollnig, 180).

- 13 ABR H 527.
- 14 ABR H 528.
- 15 ABR H 494; Barth, M.: Beiträge ..., 100.
- 16 Hanauer: Weisthümer des Elsass, 1866, 430–432.
- 17 ABR H 499.
- 18 ABR G 2664, 13.
- 19 Ibid., 68.
- 20 ABR H 491.
- 21 ABR H 486/3.
- 22 ABR H 497.
- 23 ABR 18 J 12.
- 24 ABR, Archives paroissiales de Dangolsheim, 19.
- 25 ABR H 493.
- 26 ABR H 495.
- 27 ABR H 497.
- 28 ABR H 481 und H 497.
- 29 ABR H 482/9.
- 30 ABR H 482/11.
- 31 ABR H 481/12.
- 32 Das Reichsland Elsass-Lothringen, III, 200; Barth, M.: Beiträge ..., 99.
- 33 ABR H 483/11.
- 34 ABR H 483/17 und H 492e.
- 35 ABR H 483/16.
- 36 ABR C 71/9 und C 52/50.
- 37 ABR H 493; am 9.11.1580 wurde ihm die Meyerei für weitere neun Jahr verpachtet (ABR H 483/24). Zwischen 1617 und 1621 wird sie durch Georg Reinold und seine Ehefrau Sara verwaltet.
- 38 ABR H 483/25.
- 39 ABR 8 E 84/5.
- 40 ABR C 64/30.
- 41 ABR C 71/10.
- 42 ABR G 6305, f. 191.
- 43 ABR C 52/52.
- 44 ABR C 52/53.
- 45 ABR C 71/12.
- 46 ABR C 52/54.
- 47 ABR E 1395; E 4380; AMS (Archives Municipales de Strasbourg) AA 1879.
- 48 ABR H 492.
- 49 AMS II, 47a (64) Nr. 12, ff. 206–228.
- 50 ABR H 495.
- 51 ebd.
- 52 Boehler, Jean-Michel: La paysannerie de la plaine d'Alsace (1648–1789), Straßburg 1994, I, 704.
- 53 ABR C 155/38.
- 54 Archives Communales Haguenau (ACH) FF 288.
- 55 ACH FF 296.
- 56 ACH FF 300.
- 57 Barth, M.: Beiträge ..., 97.
- 58 ABR H 494; Barth, M.: Beiträge ..., 98.

- 59 Regesten der Bischöfe von Straßburg, II, 382, Nr. 2395.
- 60 Barth, M.: Handbuch ..., col. 257.
- 61 ABR H 480/7; Barth, M.: Beiträge ..., 98.
- 62 Sommer, C.: Beiträge zum Werk des Bildschnitzers Hans Wydyz, in: *Oberrheinische Kunst*, 3 (1928), 94–104.
- 63 Barth, M.: Beiträge ..., 99.
- 64 Kaiser, H.: König Sigmunds Einkünfte von 1419, in: *Z.G.O.R.* 55 (1901) m 204.
- 65 Barth, M.: Beiträge ..., 99.
- 66 Rapp, Francis: *Réformes et Réformation à Strasbourg. Eglise et société dans le diocèse de Strasbourg (1450–1525)*, Straßburg 1974, 101, note 158.
- 67 Barth, M.: Beiträge ..., 99.
- 68 ABR G 1434/7.
- 69 ABR H 483/23. War er schon hier im Juli 1572 tätig, so bezieht sich folgende Angabe des Fiskals auf ihn: Her Johan, pfarherr zu Danckelsheim, hat concubinam, die jetzt Schwanger, ist mehr schuldich, als er hab, das durch gedachten amptmann und ertzpriester zu Molsheim dargetän kann werden (Hahn, K.: *Visitationen im Bistum Straßburg*, in: *Z.G.O.R.* 65 (1911), 513).
- 70 ABR 2 G 84/1.
- 71 ABR 3 B 1141/3, 4 und 6.
- 72 Hahn, K.: *Visitationen ...*, 524; ABR G 1413 und 1 G 172/94.
- 73 Hahn, K.: *Visitationen ...*, in: *Z.G.O.R.* 65 (1911), 542; ABR G 2675, 65.
- 74 ABR 1 G 87/4.
- 75 ABR 1 G 65/36.
- 76 ABR G 1413 und 1 G 172/94; Hahn, K.: *Visitationen ...*, in: *Z.G.O.R.* 65 (1911), 542.
- 77 Hahn, K.: *Visitationen ...*, in: *Z.G.O.R.* 65 (1911), 542.
- 78 A BR G 1655.
- 79 ABR A G 202/41a.
- 80 ABR 1 G 87/9.
- 81 Straub, A.: *Anthologie épigraphique*, in: *Revue Catholique d'Alsace*, 1864, 309.
- 82 Es seien hier nur zwei Beispiele erwähnt:
 Drexel(ius) Zacharius, presb. Argentin. dioc., welcher vorher in Onzhurst (Unzhurst) gewirkt hat, wird am 4.9.1613 zur Pfarrei Dangolsheim (Elsass) vom Abt von Schwarzach praesentiert (G 6303, 61 vo). Doch schon am 25. desselben Monats wird er dort ersetzt, um nach Sasbach zu kommen (Ibid., 67: G 6304, 26 vo). Am 4. April 1618 erwirbt er ein indultum testandi (G 6303,386). Am 28.7.1620 erhält er die Investitur ad primissariam in Dingsheim prope Griesheim (Elsass), wahrscheinlich als Zeichen des Wohlwollens ihm gegenüber (Ibid., 256).
 Falckenfuss Johann, Presbyter Spirens. (Speyer) dioc., erhält am 20.7.1612 eine commissio regendi ad annum für eine Kaplanei in Ottersweier (G 6303, 14). Am 25.9.1613 wird er vom Abt von Schwarzach zur Pfarrei Dangolsheim praesentiert (Ibid., f. 67) und angenommen. Dort wird er bis 1615 walten. Er ist vor dem 9. September desselben Jahres gestorben (Ibid., 193).
- 83 ABR G 6308, 200 vo.
- 84 Barth, M.: Die Seelsorgetätigkeit der Molsheimer Jesuiten, in: *Archiv für Els. Kirchengeschichte* (Abk.: A.E.K.G.), 6 (1931), 332.
- 85 ABR H 492 f.
- 86 Kammerer, Louis: *Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime 1648–1792*, Straßburg 1983, Nr. 5293.
- 87 Kammerer, L.: *Répertoire ...*, Nr. 2066.

- 88 ABR G 6310, 47 vo.
- 89 ebd., 110 vo.
- 90 ebd., 111 vo.
- 91 ebd., 116 und 119.
- 92 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 4872.
- 93 ABR G 6310, 328 vo.
- 94 ABR G 1420, 313.
- 95 ABR 7 J 260.
- 96 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 3914.
- 97 Barth, M.: Visitationsberichte des Bistums Straßburg ..., in: A.E.K.G. 16 (1943), 228–229.
- 98 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 932.
- 99 ABR G 6313, 211.
- 100 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 2363.
- 101 Schillinger: Status dioecesis Argentinensis, in: A.E.A. 22 (1955), 121.
- 102 (Barthelemy, A. de) Armorial de la généralité d'Alsace, Straßburg 1861, 155.
- 103 Paris, Bibliothèque Mazarine, Ms 3236, 162 (Encyclopédie d'Alsace, 2230).
- 104 Sieffert, Archangelus: Altdorf. Geschichte von Abtei und Dorf, Straßburg 1950, 44.
- 105 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 5043.
- 106 ebd.
- 107 ABR H 485/6 und 6a.
- 108 Besten Dank an Herrn Professor Hermann Brommer, der sich bemüht hat, Weiteres über diesen Künstler zu erfahren.
- 109 Traenheim.
- 110 ABR H 485/5.
- 111 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 4387.
- 112 ABR H 174/25 und H 485/16.
- 113 Er figuriert auf dem Placard von 1762 (Bibl. Grand Séminaire de Strasbourg).
- 114 ABR G 6288.
- 115 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 3048.
- 116 ABR H 529 bis /8.
- 117 Visitationsbericht 1911/1912.
- 118 Sieffert, A.: Altdorf ..., 177.
- 119 ebd., 36–37.
- 120 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 5104.
- 121 Encyclopédie d'Alsace, 7420.
- 122 Visitationsbericht 1893.
- 123 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 2707.
- 124 Ms 2063 (Papiers M. Schickelé) Grand Séminaire de Strasbourg.
- 125 Kammerer, L.: Répertoire ..., Nr. 2374.
- 126 ebd., Nr. 4691.
- 127 ebd., Nr. 2335.
- 128 ebd., Nr. 5190.
- 129 ebd., Nr. 4502.
- 130 Placard de 1790.
- 131 Ms 2063 (Papiers M. Schickelé) Grand Séminaire de Strasbourg.
- 132 Barth, M.: Quellen und Untersuchungen ..., in: A.E.A. 1947/48, 87.
- 133 Archives Municipales de Strasbourg, Archives du Grand Chapitre, Reg. investit. Nr. 2, 16.

- 134 Klage des Heinricus Berlinger, Leutpriesters, Fritags post Mathei Apli 1528: „Nach dem diser Zeit die gefell unnd pfarlichen gerechtigkeit ... der mossen allethalben in abgang kommen, das sich gar wenig pfarer one zuthun der Collatorn fürtter stattlicher wie sich priesterlicher weiß gezimpt erhalten mogen unnd dan verschiner Zeitt die fruemesserÿ zu Danckoltzheim durch absterben Meister Luxen Schützen verledigt, so bin ich verursacht worden, den ... Apt Johansen von Schwartzach als Collatoren unnd die gemeind zu D. als fundatores gemelter fruemesserÿ bittlichen zu ersuchen domit die selb fruemeß der pfarre annectiert unnd uncorporirt würt. (1424, ff. 4–5); s. auch: Barth, M.: Quellen und Untersuchungen ..., in: A.E.A 1947/48, 153.
- 135 ABR G 5903, nach: Hanauer: Weisthümer des Elsass, 1866, 430–432.

Pater Augustin Dornblüth als Sprachkritiker

Hans-Jochen Schuck

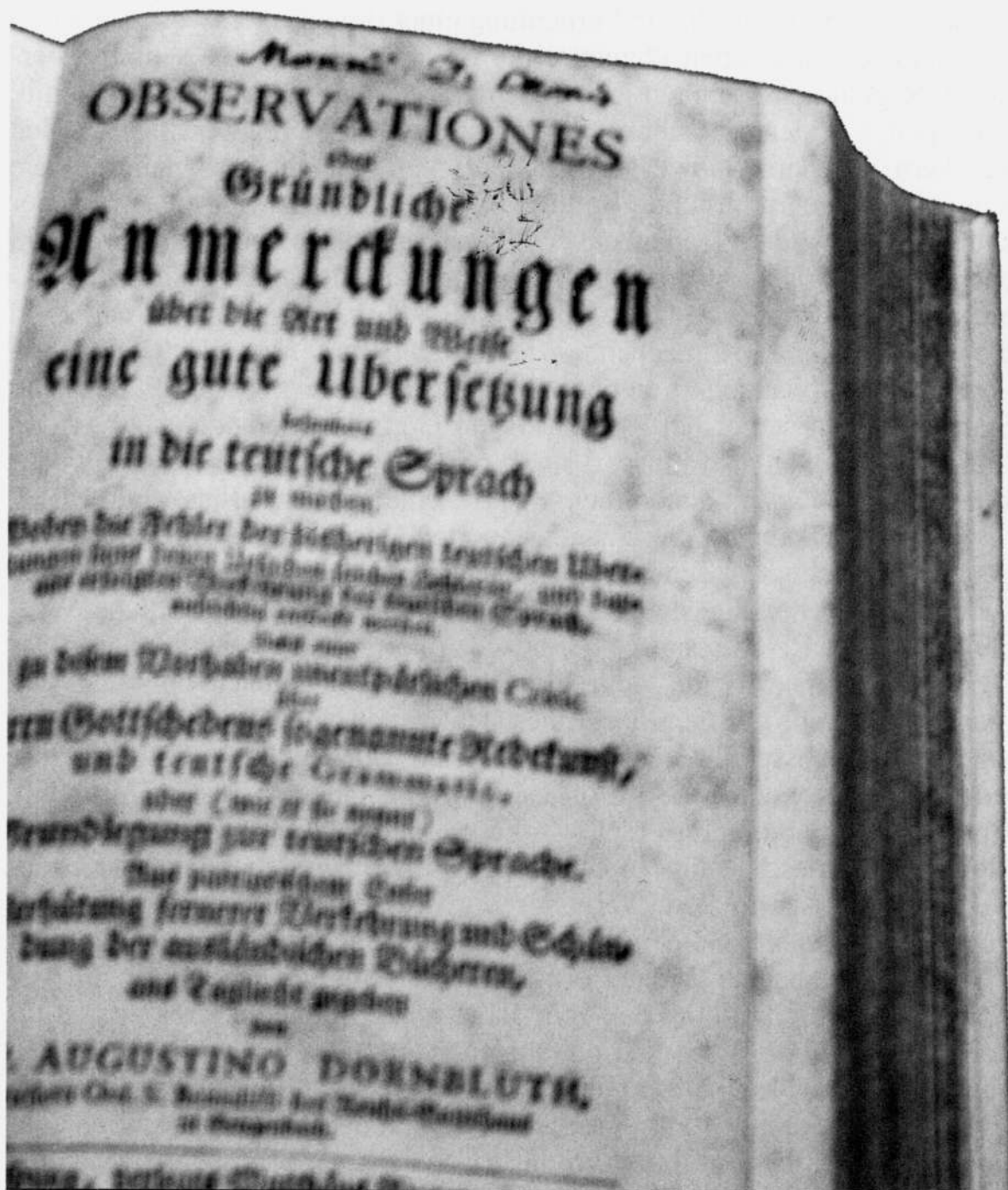
Die Anfänge einer neuhochdeutschen Schriftsprache gehen zurück auf eine Kanzleisprache, die ab Mitte des 14. Jahrhunderts durch Einflussnahme der Kaiser Karl IV., Sigismund und Maximilian Eingang in die Schreibstuben der Reichstage, Kammergerichte, Reichsstädte und Fürstenhöfe fand und die mundartlichen Besonderheiten allmählich zurücktreten ließ. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte sich, dieser Entwicklung folgend, auch die Verwaltungs- und Beamtensprache des kurfürstlich-sächsischen Hofes, im Gebiet des Mitteldeutschen gelegen, der kaiserlichen Kanzleisprache angenähert. Das war die Situation, als Luther 1521 mit der Übersetzung der Bibel begann. Im Verlauf dieser bis zu seinem Lebensende dauernden Arbeit schuf er auf der Grundlage der obersächsischen Kanzleisprache und durch Verwendung des Meißener Wortschatzes – gepaart mit der ihm eigenen, großen, künstlerischen Gestaltungskraft – eine farbige, volkstümliche, ausdrucksvolle Sprache, die bestimmt sein sollte, die Dialektgrenzen zu überwinden. Dabei stellte sich als glückliche Fügung heraus, dass das Mitteldeutsch dazu ausersehen war, das niederdeutsche und das oberdeutsche Sprachgebiet miteinander zu verbinden. Luthers Sprache verbreitete sich dank der neuen Buchdruckkunst mit enormer Schnelligkeit über ganz Deutschland; ihre Bedeutung als wichtigste Grundlage der hochdeutschen Schriftsprache steht außer Zweifel.

Luthers Deutsch wurde dort am ehesten angenommen, wo auch seine Lehre auf fruchtbaren Boden fiel, also vor allem in Nord- und Mitteldeutschland. Schwieriger war es dagegen, den Süden zum Gebrauch der dialektübergreifenden „Gemein- oder Einheitssprache“ zu bewegen. Es fehlte nicht an Widerstand, der bis zum Vorwurf der Textfälschung reichte, und noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts fand die neuhochdeutsche Sprache im alemannischen Sprachraum hartnäckige Gegner.¹ Zum Streit trugen nicht unerheblich einige der zahlreichen, meist im Norden beheimateten Sprachgesellschaften bei, die ein geschlossenes, sprachliches Lehrgebäude und Regelwerk errichten wollten. Einer ihrer dogmatischen Vertreter war der Leipziger Gelehrte und Universitätsrektor Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Seine Bemühungen, das deutsche Theater durch klassische französische Stücke, die seine Frau Luise („die Gottschedin“) kenntnisreich übersetzte, zu reformieren und zu bereichern, sowie seine maßgebenden sprachphilosophischen Arbeiten, darunter „Ausführliche Redekunst“ (1728) und „Grundlegung der deutschen Sprachkunst“ (1748), die in Teilen auch auf Übersetzungen beruhen, haben ihm einen Platz in der Literaturgeschichte gesichert. Sein Festhalten am Sächsischen

als dem idealen Deutsch, die Verneinung einer organischen Weiterentwicklung und schöpferischen Phantasie der Sprache sowie seine schulmeisterlichen Regeln überspannten jedoch den Bogen und riefen – neben Polemik und Spott – Widerspruch hervor, nicht zuletzt von Seiten Lessings. Zu den Kritikern aus dem Südwesten des deutschen Sprachraums gehörten die Schweizer Gelehrtenfreunde Bodmer und Breitinger sowie – weniger oder kaum bekannt – der Gengenbacher Benediktinerpater Augustin Dornblüth, der 1755 in Augsburg drucken ließ „Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise, eine gute Übersetzung, besonders in die teutsche Sprach zu machen“. Wie der langatmige, barocke Titel² schon vermuten lässt, handelt es sich um ein weitschweifiges Werk von über 400 Seiten, das mit seiner heftigen Kritik an Gottsched seinerzeit auf großes Interesse gestoßen sein muss, denn 1768 – die Autorität des „Regelpoetikers“ war ins Wanken gekommen – wurde eine zweite Auflage gedruckt.

Die um 1630 aus Freiburg zugewanderten Dornblüths gelangten in Gengenbach zu hohem Ansehen und spielten drei Generationen hindurch eine bedeutende Rolle. Sie stellten fürstenbergische Beamte, geistliche Würdenträger und Reichsschultheiße, bevor Anfang des 19. Jahrhunderts das Geschlecht ausstarb. Auf dem Friedhof von Gengenbach befinden sich mehrere Epitaphe der Familie.³ Eines steht in der Nähe der Kapelle und erinnert an Reichsschultheiß Georg Friedrich Dornblüth (1672–1718) und Anna Maria Geppert (1680–1738), Eltern von Pater Augustin Dornblüth, Abt von Ettenheimmünster (1740–1774), und Maria Euphrosyne Dornblüth, Priorin des Klosters Lichtental, gestorben 1776.⁴ Der Abt von Ettenheimmünster ist mit dem Verfasser der „Observationes“ trotz Namensgleichheit und vieler Gemeinsamkeiten nicht identisch.⁵

Der Gengenbacher Mönch Augustin Dornblüth wurde 1719 mit der schwierigen Aufarbeitung des über Jahre angesammelten Archivmaterials und der Fortführung der Klosterannalen (*Chronicon Gengenbacense*) beauftragt.⁶ Er gehörte seit Gründung im Jahre 1752 der „Societas litteraria Germano-Benedictina“ an, einer Gelehrtenvereinigung oder Art Benediktinerakademie, die Anschluss an die europäische Wissenschaftsbewegung mit universaler Zielsetzung im Zeitalter der Aufklärung suchte, aber nur wenige Jahre Bestand hatte. Weitere Lebensdaten sind nicht bekannt.⁷ In der Wissenschaftsgeschichte der Benediktinerklöster in Baden nimmt er als Gelehrter und produktiver Schriftsteller eine würdige Stellung ein.⁸ Sein Werk umfasst an die 25 Schriften, etwa zur Hälfte Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen, und behandelt theologische Betrachtungen, Auslegungen von Ordensregeln, Philosophie, Anleitungen zum christlichen Leben und Predigttexte. Die Übertragungen aus dem Französischen betreffen überwiegend Schriften von und über Armand-Joannes de Rancé (1626–1700), Begründer des Trappistenordens. Mehr als ein Dutzend seiner Arbeiten wurden zwischen 1739 und 1768 gedruckt.



Titelseite der Buchausgabe von 1755

Die Namensgleichheit des Gengenbacher Paters mit dem Abt von Ettenheimmünster scheint schon früh dazu geführt zu haben, dass er mit diesem verwechselt und eine stattliche Anzahl seiner Werke dem bekannteren Namensbruder zugeschrieben wurde.⁹ Pater Pirmin Lindner hat 1889 diesen Irrtum aufgeklärt und darauf hingewiesen, dass „*der Abt nichts dem Drucke übergeben hat*“ und die an anderer Stelle „*ihm beigelegten Werke dem*

P. Aug. Dornblüth in Gengenbach zugehören“¹⁰. Trotzdem kommt es auch später noch zu falschen Zuschreibungen.¹¹

Aufgrund der zahlreichen, aus dem Französischen übertragenen Schriften kann man davon ausgehen, dass Pater Augustin in Theorie und Praxis der Übersetzung jahrelange Erfahrung hatte, die er in die „Observationes“ einbringen konnte.

In einer „Vorrede“¹² weist der Verfasser auf die besondere Tradition und stete Bereitschaft der Deutschen hin, eine „gute teutsche Übersetzung zu machen, die man aus ihrer Clarheit und Natürlichkeit ihrer Sprach am besten für eine solche erkennen kan“. Gleichzeitig fließt eine gehörige Portion Kritik am sich ausbreitenden Hochdeutsch ein: „Wan ein Wort nur neu, fremdb und nicht gemein ist, sie selbiges gleich für schön, für gelehrt und für ein sogenanntes Hochdeutsch ansehen“. In den nachfolgenden 44 „Gründlichen Anmerckungen“ werden Übersetzungsprinzipien aufgestellt, die auch heute noch gültig sind; so sollen z. B. nicht Wörter, sondern Inhalte transferiert werden. Es schließen sich dann über tausend *Exempel* „aufrichtig“ kommentierter Übersetzungsfehler, Stilwidrigkeiten oder philologischer Ungenauigkeiten an, die allesamt „der greulichen Verkehrung der teutschen Sprach durch Gottschedens Regula“ anzulasten sind, „zumahl die mehreste und wichtigste Fehler der heutigen gemeinen Schreibart sowohl, als auch der falschen Dolmetschungen, fürnemlichen daher rühren, weilen alle, sonderbar die Ordens-Geistliche insgeheim, dem Hr. Gottsched und denen heutigen Sachsen durchaus nachahmen“.

Die über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren gesammelten Belege stammen aus Übersetzungen von theologischen Auslegungen, sprach- und geschichtsphilosophischen Betrachtungen und Predigtwerken aus dem Französischen und Lateinischen ins Deutsche. Außer Gottsched sind die Verfasser bzw. Übersetzer (meist Ordensgeistliche) der aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden Werke kaum mehr bekannt. Im Folgenden sind einige typische Beispiele lexikalischer, semantischer und stilistischer Art wiedergegeben, die Pater Augustin „aus patriotischem Eyfer“ den Scribenten ankreidet – zu Recht, möchte man meinen:

„plus d'une fois: mehr als einmahl. Besser: öffters
 dieu jaloux: eyfersüchtiger Gott. Besser: eyferender Gott
 administrer des sacrements: Sacramenten andienen.
 Besser: Sacramenten spenden
 en effet: in der Sache selbstens. Besser: fürwahr
 grands raisonneurs: große Vernunfftsmeister.
 Besser: Schwätzer, Nörgler
 du sang froid: mit frostigem Gemüt (die Zähren der Armen ansehen).
 Besser: ohne Mitleyden
 libertins: die welche aus der Ruchlosigkeit ein Handwerck treiben.

Besser: glaublose Freygeister
solitaire: Waldbruder. Besser: Einsidler
être persuadé: beredt sein. Besser: überzeugt sein
idées vaines: eytle Begriffe. Besser: leere Einbildungen
Les apôtres étaient des gens grossiers: Die Apostel waren grob.
NB. Hier hat Gottsched grob gefehlt.
Richtig: Die Apostel waren ungelehrt.“

Die häufig eingeschobenen Zwischentexte, bestehend aus kurzen oder längeren Begründungen und Kommentaren („NB“ genannt), sind im Ton recht unfreundlich, respektlos und besserwisserisch und zeugen von einem ausgeprägten Selbstbewusstsein des Kritikers, der im Ereifern Gottsched nicht nachsteht. Die Fülle der sich typmäßig wiederholenden Beispiele ermüdet, nicht immer ist – aus heutigem Sprachverständnis – eine Rüge gerechtfertigt. Von Zeit zu Zeit wird die lange Liste der „errores“ jedweder Art („Böck“ genannt) durch die resignierende Feststellung unterbrochen: „*Ich verlasse hier, teils wegen hefftigem Ekel, teils wegen Abgang der Zeit, die Redekunst Gottschedens. Dan wan ich alle seine Böck ausziehen und erläutern wollte, würde es wol ein größeres Buch als das seinige ist, abgeben. Die hier angeführten aber werden den Leser schon klug machen, daß er auch die übrige erkennen und verabscheuen kan.*“ Aber von einem Ende des Sündenregisters kann nicht die Rede sein; schon fährt der Autor über die nächsten hundert Seiten in seiner Suada fort, wobei er auch auf den richtigen Gebrauch der Zeiten, Präpositionen und den Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv in extenso eingeht:

„nachdem ich sahe. Richtig: nachdem ich gesehen hatte
nachdem ich vernamb. Richtig: nachdem ich vernommen hatte
dem ungeachtet. Richtig: dessen ungeachtet
NB. Dis ist ein Bock. Genetivum Hr. Gottsched.

damahls versus alsdan
NB. Diser Bock der Verkehrung ist allen Übersetzern gemein,
*da doch **damahls** nur in senso historico de re praeterita;*
*in determinatione futuri aber **alsdan** muß gebraucht werden.*

comme en passant: es muß im Vorbeigehen geschehen.
Besser: ohne sich damit aufzuhalten
NB. Einfältiger Gallicismus

douceur: Mildsüßigkeit. Besser: Sanfftmüt

Proconsul: Vorbürgermeister, Unterbürgermeister
NB. Terminus historiae romanae. Bleibt unübersetzt.



Johann Christoph Gottsched

Körper Jesu Christi. Besser: Leib Jesu Christi

*NB. **Körper** ist ein von **corpus** entlehntes unteutsches Wort, und wann es könnte geduldet werden, müßte es seinem Grundwort nach mit „c“ geschrieben werden.*

c'est-à-dire: das ist zu sagen. Besser: das will sagen

NB. Unteutscher Gallicismus

fondre en larmes: in Thränen zerschmelzen.

Besser: in Thränen zerfließen

procès verbal: mündlicher Proceß. Richtig: Protocoll

Nous aurons bientôt l'enemi sur le bras: Wir werden den Feind bald aufm Arm haben. Richtig: aufm Halß haben.

NB. Modi loquendi sind nicht jeder Sprach gemein, Hr. Gottsched.“

Auch diesen Korrekturen kann man sich vorbehaltlos anschließen. Sprachgeschichtlich interessant ist Dornblüths Ablehnung bestimmter Wörter der „Sachsen und deren Anbetern“ aus sprachlogischer oder herkunftsgemäßer Sicht:

*„**Ausrotten** ist hier ein wahrer Bock und ein Barbarismus, dan rotten heißt sua natura **sich versameln, einander zugesellen**; mithin kan **ausrotten** nur Platz haben, wo es **auflösen** oder **verjagen** heißen soll. **Ausreuten** hingegen ist eine gute und gebräuchliche Methaphora vom Feldbau: das Unkraut ausreuten.*

Bekomen heißt gut teutsch **wol gedeyen**, und wird nur vom gemeinen Volck für **erwerben** oder **erlangen** mißbraucht.

Erlauchten Meisters anstatt **erleuchteten** Meisters

NB. Dises lächerliche **erlaucht**, **durchlauchtig**, **Durchlaucht** muß man nicht nur für einen Barbarismus, sondern für einen terminum non significativum ansehen; oder sie sollen zeigen, woher sie es dan vernünfftiglich deriviren. Es komt von **Liecht** her, so muß man dan sagen **durchleuchtig**, **Durchleucht**.

Ich **schmäuche** mir keineswegs anstatt ich **schmeiche** mir

NB. Dises **schmäuche** derivirt Gottscheden von **schmauchen**. In meiner oberteutschen Region aber heißt man **Tabak rauchen** gemeiniglich **schmauchen**.“

Fremdwörter sind erlaubt, „wan teutsch nicht seiner wahren Bedeutung nach kan gegeben werden“. Also: *probieren, regieren, Fundament, Testament, Autorität, Provinz, Orient, Occident, disputieren, Geometry, Scribent, Creatur* u. a. m. Fremdwörter sind nicht erlaubt in der Weise, wie Gottsched sie verwendet: *Credit* (für schlechten Ruf), *Naturell*, *allegorisch*, *pathetisch*, *Subject* (für Person), *Lection*, *Client*, *Satire* u. a. m.

„NB. O wie werden die Weiber, Bauren und Handwercks-Leut die Ohren spitzen und Mäuler aufsperrern, wan sie dergleichen unbekandte Wort vernehmen. Sie werden vermeynen, Gottsched wolle sie nicht Teutsch, sondern wol gar Chinesisch lehren.“

Pater Augustinus ist bemüht, alte oberdeutsche Formen für die Schriftsprache zu retten: *ich gib, lis, nimm, sihe, brinne, verwirf* (ich gebe, lese, nehme, sehe, brenne, verwerfe). Mit diesem archaisierenden Wortgebrauch befindet er sich in guter Gesellschaft der Schweizer Bodmer und Breitinger (*Röslein rot; Jungfrau zart; Leiden groß*) und späteren Bemühungen Lessings und Herders, alte Wörter wie *bieder, Ger, Gau, Hort, Brunst, Hain, Fehde* zu neuem Leben zu erwecken.¹³

Zwei Eigentümlichkeiten der Luthersprache, von vielen Gelehrten übernommen, werden kritisch gesehen, da – so Dornblüth – dem Oberdeutschen fremd. Zum einen das Schluss-„e“ bei Substantiven im Singular, wie *Gebrauche, Blute, Kopffe, Glücke, Geschicke* – ja sogar – *Christe*, und das vor „t“ beibehaltene „e“, z. B. in der dritten Person Singular, wie *stehet, lobet, glaubet, dünket*, oder auch im Partizip Perfekt, wie *gelobet, geweinet, gesaget*. Dieses gekünstelte, sogenannte „*protestantische e*“¹⁴ wird getadelt. Heute sind wir glücklich darüber, diese Wortformen in der gehobenen, poetischen Sprache noch zu haben. Zum anderen ist ihm die im deutschen Satzbau unnatürliche Stellung des Verbs, übernommen aus dem Lateinischen *qui es in coelhis*, ein Stein des Anstoßes:

„*der du bist im Himmerl anstatt der du im Himmerl bist*
daß du eingehest unter mein Tach anstatt daß du unter mein Tach
eingehest
so wird gesund mein Knecht anstatt so wird mein Knecht gesund.
 NB. *Auf die gleiche Weis ist die gantze teutsche Bibl contra*
naturalem verborum ordinem verkehrt und wol keine eintzige
Construction zu finden, die nicht solchen Fehler mit sich führt.“

Diese Aussage ist in ihrer Allgemeingültigkeit schwer nachzuvollziehen und maßlos übertrieben, wie überhaupt der Verfasser an vielen Stellen das Kind mit dem Bade ausschüttet. Und trotzdem: Seine Sensibilität im Umgang mit Sprache bleibt stets spürbar. Es ist erstaunlich und hochinteressant, von Dornblüth trotz 250 Jahren Sprachentwicklung und Sprachwandel auf Stil- und Übersetzungsschnitzer (nicht unbedingt „Böck“) hingewiesen zu werden, die heute noch durchaus lebendig sind und vorkommen. Zur Aktualität trägt auch der Versuch bei, semantisch verwandte Wortpaare zu differenzieren und im Kontext richtig zu gebrauchen: *unleserlich* versus *unlesbar*; *Widerwärtigkeit* versus *Widrigkeit*; *Schwierigkeit* versus *Beschwerlichkeit*; *fehlen* versus *mangeln*; *dulden* versus *erdulden*; *geistreich* versus *sinnreich* u. a. m. Manch „Gründliche Anmerckung“ könnte ohne viele Bedenken in ein Stilwörterbuch übernommen werden. Eine späte Ehre für einen als Sprachkritiker und Sprachförderer kaum bekannten Gengenbacher Mönch, der in seiner Auseinandersetzung mit Gottsched den Spracheinigern und Sprachvollendern der Weimarer Klassik¹⁵ schon ein Stück vorausgegangen war.

Anmerkungen

- 1 Wilke, Edwin: *Schriftdeutsch und Volkssprache in entwicklungsgeschichtlicher Darstellung*, Leipzig 1910, 166.
- 2 *Observationes oder Gründliche Anmerckungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen, wobey die Fehler der bisherigen teutschen Übersetzungen samt denen Ursachen solcher Fehleren und daraus erfolgten Verkehrung der teutschen Sprach, aufrichtig entdeckt werden. Nebst einer zu disem Vorhaben unentpährlichen Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatic, oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache. Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren ans Tageslicht gegeben von R. P. Augustino Dornblüth, Priestern Ord. S. Benedicti des Reichs-Gotteshauses in Gengenbach. Verlegts Matthäus Rieger, Augspurg 1755.*
- 3 Roschach, Julius: *Die Dornblüth'schen Epitaphe auf dem Friedhof zu Gengenbach*, in: *Die Ortenau* 69, 1989, 345–347.

- 4 Lederle, Alfred: Fürstenbergische Beamte aus Ortenauer Geschlechtern, in: Die Ortenau 32, 1952, 177–185.
- 5 Ich danke Archivar Alexander Bächle, der mich vor einem Trugschluss bewahrt hat, dem anscheinend schon andere erlegen sind.
- 6 Volk, Paulus: Die Generalkapitels-Rezesse der Straßburger Benediktiner-Kongregation, in: Archiv für Elsässische Kirchengeschichte 9, 1934, 256, Fußnote 3.
- 7 Selbst Julius Roschach, ausgezeichneter Kenner der Gengenbacher Geschlechter, konnte Pater Augustin OSB, dessen Taufname unbekannt ist, nicht einordnen.
- 8 Lindner, Pirmin: Die Schriftsteller und Gelehrten der ehemaligen Benediktiner-Abteien im jetzigen Großherzogthum Baden vom Jahre 1750 bis zur Säcularisation, in: Freiburger Diöcesan-Archiv (FDA) 20, 1889, 137–138.
- 9 Kürzel, Albert: Beiträge zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster, in: Freiburger Diöcesan-Archiv (FDA) 15, 1882, 218.
- 10 Lindner, a.a.O., 137, Fußnote 1.
- 11 Heizmann, Ludwig: Das Benediktiner-Kloster Ettenheimmünster, Lahr 1932, 165; Heizmann verweist auf: Mone, F.J.: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Karlsruhe 1845. Möglicherweise ist hier der Ursprung der falschen Zuschreibungen zu suchen.
- 12 Alle Zitate sind der Druckausgabe von 1755 entnommen.
- 13 Wilke, a.a.O., 169.
- 14 ebd., 167.
- 15 Störig, Hans-Joachim: Abenteuer Sprache, Berlin 1991, 197.

Placidus III., letzter Abt von Schuttern, seine „Geschichts-Erzählung“ von 1799 und die Meinung des Ignaz Speckle, letzter Abt von St. Peter, über seinen Amtsbruder

Martin Ruch

Schutterns letzter Abt, Placidus III., entstammte dem Renchtal. Am 1. Mai 1745 wurde er in Oberkirch mit dem Taufnamen Philippus Jakobus geboren, die Eltern waren Franz Heinrich Bacheberle, Bürger und Kaufmann in Oberkirch, und Maria Eva Curtin.

Philippus besuchte das Gymnasium des Klosters Schuttern, trat dort als Novize ein und erhielt am 17. März 1768 die Priesterweihe. Viele klösterliche Aufgaben wurden ihm übertragen, er war Professor der Sprachen und der Geschichte, Subprior, dann Prior bis zu seiner Wahl zum Abt, und Propst in Wippertskirch, einer dem Kloster gehörenden Propstei am Kaiserstuhl. Mit dem Benediktiner und Historiker Gallus Metzler vom Stift St. Gallen war er befreundet.

Am 27. Juni 1786 trat der bisherige Abt Schutterns, Carolus Vogel, der seit 1751 regiert hatte, von seinem Amt zurück. Ihm folgte Placidus III. Bacheberle, einstimmig vom gesamten Konvent zum neuen Klostervorsteher gewählt. Sein sprechendes Wappen zeigt einen kleinen Eber in einem



Placidus III. Bacheberle, letzter Abt von Schuttern. Ölbild von Franz Josef Zoll (1770–1833)



Blick auf die Klosterkirche Schuttern und das von Abt Placidus III. renovierte Refektorium (heute Pfarrhaus)



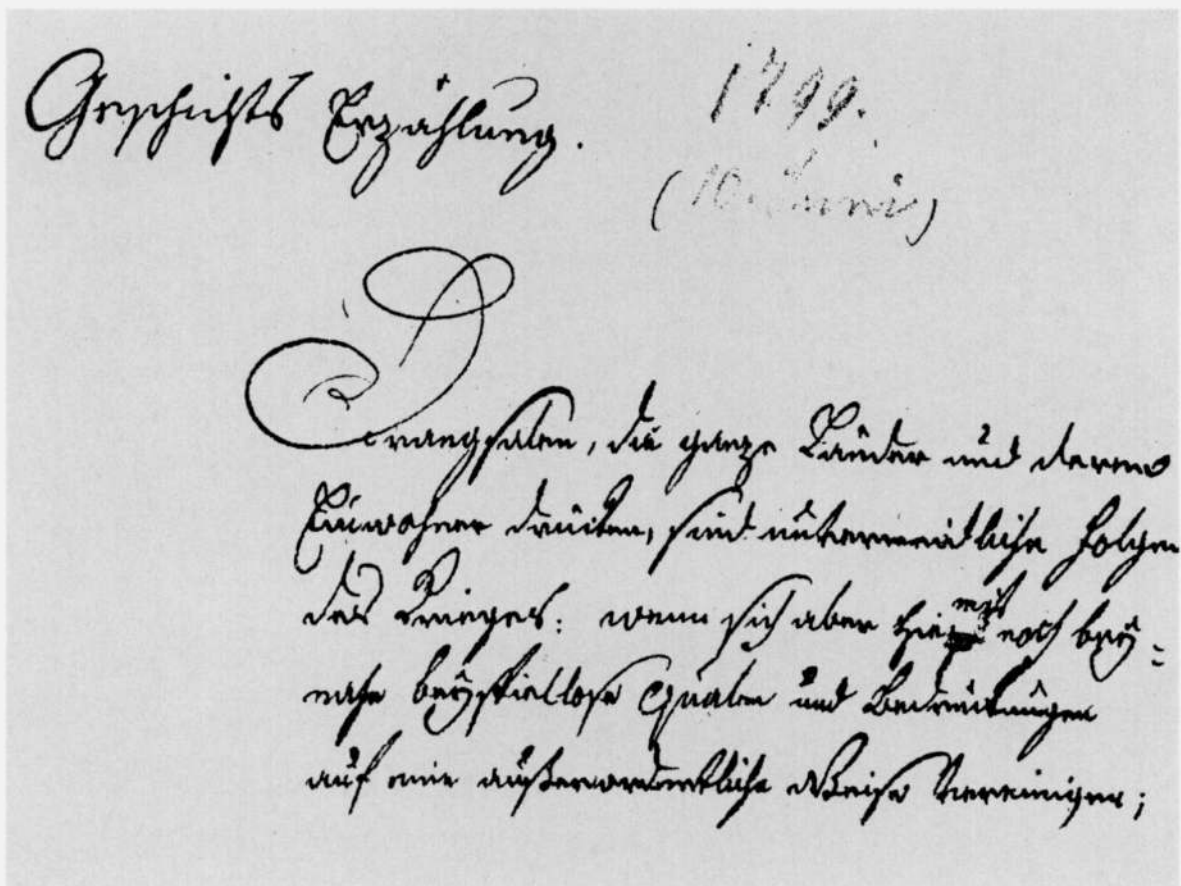
Schutterner Klosterwappen (li.) und Abtswappen Placidus III. „Bacheberle“ über dem Heiligenzeller Schlossportal

Bach, ein „Bacheberle“ eben. Über dem Portal des Heiligenzeller Schloßle, dem früheren Sommersitz der Schutterner Äbte, das von Placidus erweitert und renoviert wurde, ist das witzige Bild heute noch zu sehen: barocke Ikonographie.

In den Klosterorten Weingarten bei Offenburg, Heimbach und Lauf gründete Placidus im Jahr 1787 Pfarreien, setzte Klostergeistliche als Priester ein, baute Pfarrhäuser und sorgte für eine intensive Pastoration. Er entfaltete eine rege Bautätigkeit und wurde zum Förderer der Wissenschaft, besonders der Geschichtsforschung.

Doch blieben ihm nicht viele friedliche Jahre, bis 1789 im nahe benachbarten Frankreich drüben über dem Rhein (keine zehn Kilometer entfernt) die Revolution ausbrach. In den anschließenden Jahren der „Franzosenkriege“ wurde das Kloster schwer drangsaliert, die Mönche mussten mehrmals fliehen.

Ein wertvolles Dokument über diese Zeit ist das Tagebuch des Abtes aus dem Jahr 1794, das Hermann Schmid 1985 ediert hat.¹ Nur für dieses Jahr allerdings ist der Text erhalten, auch wenn Placidus III. sicher mehr



Beginn der „Geschichts-Erzählung“ von 1799

geschrieben hat, wie es schließlich fast alle Äbte seiner Zeit taten. Sein Fazit zu Ende jenes Jahres ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Gott schenke uns doch wieder den lieben Frieden, bessere Zeiten und vorzüglich mehr Geist und Trieb zu der Heiligen Religion! Das Ende dieses Jahres lässt uns gar nichts Gutes versprechen; geht es so fort, so ist der Umsturz aller Monarchien zu befürchten, und von uns allen die Flucht, Verlust an allen Habschaften und vielleicht gar am Leben zu besorgen.“

Im Pfarrarchiv der katholischen Kirchengemeinde Schuttern konnte ich ein Dokument finden, das aus der Sicht des Abtes das Geschehen der Jahre 1796–1799 wiedergibt. Der von Placidus verfasste Text trägt den Titel „Geschichts-Erzählung“, und versteht sich als historische Arbeit zur jüngsten Klosters Vergangenheit. Aus dem ehrfürchtigen Ton der Schlussätze lässt sich möglicherweise ableiten, dass der Bericht an das österreichische Herrscherhaus in Wien adressiert war, um dort die akute Notlage des Klosters zu demonstrieren. Dass dorthin Kontakte des Abtes bestanden, ist bekannt. Weshalb das Schreiben nach der Aufhebung 1806 in Schuttern verblieben ist und nicht mit dem Klosterarchiv und der Bibliothek nach Karlsruhe wanderte (wo heute im Generallandesarchiv die Schutterner Bestände

29 und 119 lagern), lässt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Denkbar aber ist, dass einige wichtige Texte, Bilder und Objekte in Schuttern beim ersten Pfarrer nach der Klostersaufhebung verblieben, bei dem Erzpriester Josef Kohler (1775–1862) nämlich, ehemals selbst Mönch in Schuttern und ein Verehrer des Abtes Placidus III.²

Seine Erzählung hat der Abt 1799 in Freiburg (wo heute noch der Schutterner Hof in der Herrenstraße von der einstigen Bedeutung des Klosters Schuttern zeugt) geschrieben. Der Text ist als Quelle von hoher Bedeutung, erinnert er doch an die Alltagsorgen, an die „beynahe beispiellosen Qualen und Bedrückungen“ eines Ortenauer Abtes in stürmischen Zeiten:

„Geschichts Erzählung“³

Drangsale, die gantze Länder und deren Einwohner drücken, sind unvermeidliche Folgen des Krieges: wenn sich aber hiermit noch beynahe beispiellose Qualen und Bedrückungen auf eine außerordentliche Weise vereinigen, wenn auf Plünderungen, Erpressungen, Raub und Verheerungen persönliche Misshandlungen jeder Art Schlag auf Schlag folgen; wenn der Leidende nicht bloß seines Eigenthums beraubt wird, sondern sein Leben in Todesgefahr schwebet, weil er außer dem nichts mehr zu geben und zu verlieren hat, so ist sein Wehklagen vor Gott und Menschen gerecht, und er verdient wenigst das Beyleid gefühlvoller Herzen. In diesem alle befindet sich die K.K. vorderösterreichische Abtey Schuttern.

Nach der geographischen Lage Schutterns an dem äußersten nördlichen Ende Breisgaus war es den ersten feindlichen Anfällen von Seiten Straßburgs her, die sich bereits im Juny 1796 ereigneten, blos gestellt. Sein Standpunkt mußte damals umso gefährlicher seyn, weil die ersten Gefechte sich um die Mauern des Klosters zutrugen. Kaum zogen sich die K.K.Truppen zurück, so stürmten die feindlichen auf die Abtey los, verjagten unter Todesgefahr ihre Ordensgeistlichen, plünderten, raubten, vertilgten und verheerten alle vorrätigen Lebensmittel ohne Ausnahmen; alle Hausgeräthschaften, Meubel, Fütterungen samt Viehe; alle Utensilien bis auf die Schlösser der Kästen und Truhen, kurz, alles bis auf die leeren Mauern des Klostergebäudes, wobey die Abtey einen Schaden von mehr als 300.000 fl erlitten, nachdem sie von Anfang des Krieges bis auf diesen leidigen Überfall des Feinds schon über 200.000 fl auf freywillige Beyträge und auf das in der Abtey unaufhörlich einquartierte zahlreiche K.K.Militair verwendet hatte.

Nach den siegreichen Fortschritten s. Königl. Hoheit unsers theuersten Erzherzog Karls, wodurch der Feind über den Rhein zurückgeschlagen wurde, versammelten sich die Individuen der Abtey wieder; sorgten, so viel es ihre traurige Lage zuließ, für das Unentbehrlichste des Unterhaltes und

der Wohnung, setzten ihre Berufsgeschäfte fort und lebten der Hoffnung, dass Zeit und Sparsamkeit die tief geschlagenen Wunden des Klosters nach und nach heilen würden.

Kaum ermunterten sie sich durch diese Hoffnung, als die französischen Truppen unterm 24.4.1797 die Abtey abermals überfielen. Durch 9 Monate legten sich 32 französische Officiere in das Kloster mit 42 Pferden, welche sämmtlich durch diese ganze Zeit nicht auf eine gewöhnliche, sondern bis zum Muthwillen getriebene Art mussten unterhalten werden. Diese Officiere luden öfters noch andere zu sich ein, so dass sich die Zahl manchmal auf 40, 70, 80, ja 100 belief, die geradehin vorschrieben, was für Speisen, welche Weine und Getränke man herschaffen soll. Über dies schrieben sie der Abtey eine Requisition an Geld von 30.000 Louis vor. Da die Summe nicht bezahlt werden konnte, so wurde der Prior der Abtey als Geisel weggeführt und über 2 Monate auf Kosten des Klosters als solche zurückbehalten. (...) Endlich zogen die französischen Truppen über den Rhein zurück. Das Friedensgeschäft wurde in Rastatt betrieben. Bekanntermaßen brach das Direktorium auf die treulosste Art alle bereits zuvor eingegangenen Verträge und setzte ebenso unvermuthet als wortbrüchig über den Rhein, wodurch die Abtey neuen Drangsalen preisgegeben war. Jourdan, nachdem er durch wiederholte Siege unseres glorreichen Erzherzogs bis an den Fuß des Schwarzwaldes zurückgejagt und endlich genöthigt wurde, seine Stellungen auf dem Schwarzwald zu verlassen, zog sich mit seinen übrigen Truppen bis in die Gegenden Schutterns.

Am 6.März d.J. wurde das Amt Schuttern requiriert. 50 Ztr. Waizen, 30 Ztr. Korn, 1.000 Sester Haber, 250 Ztr. Heu und 500 Ztr. Stroh eine Requisition, die im Verhältnisse benachbarter schon an sich weit übertrieben war. (...) In dem nämlichen Monat wurden unter dem 31. requiriert 200 Portionen Brod, die Portion zu 58 Loth. So drückend diese übertriebenen Lieferungen für die Abtey waren, so waren sie doch nur die Vorspiele von weit größeren Bedrängnissen, die nachfolgten. Kaum verschwand General Klein, so rückte am 4. dies ein Artillerie Train ein, wozu die Abtey 360 Portionen Haber liefern musste. (...) Während der Abwesenheit des P. Priors hatte Vandame durch den nämlichen Officier von der Abtey 100 Louis d'or unter dem Vorwand abfordern lassen, dass er der Abtey eine Sauvegarde zugeschiedt und sie durch einige Tage her vor Bedrückungen geschützt habe. Bloßer Vorwand ohne Wirklichkeit(...) Kannibalen sätigen sich an dem verschlungenen Raube und beruhigen sich damit wenigstens so lange, bis sie das dringende Bedürfnis zu neuem antreibt; nicht aber ein Volk, dem Treue, Glaube, Redlichkeit nur leerer Schall sind; das auf Raub und blutdürstende Unterdrückungen auszieht.

Es war Abends 9 Uhr, da sich P. Prior von Sorgen und erlittenem Unge-
mäche zu Ruhe begeben wollte, als man ihm die Botschaft brachte, dass ein
französischer Husarenofficier mit ihm allein sprechen wolle. Dieser wies

ihm einen schriftlichen Befehl von Vadame vor, dass man ihm unverzüglich 5 Wagen von bestem Wein beladen zuschicken soll; die Anstalten müssten sogleich hierzu gemacht werden. Dann forderte er alle vorhandenen Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine usw., das Kloster ward mit Husaren umstellt, die Thüren im Hof zerschlagen, das Vieh ausgetrieben, alle Thore bewacht, der Wein aus dem Keller getragen, etwa 20 Husaren zu Pferd tranken übermäßig. Die Zerstörung im ganzen Kloster, das Gebrüll des ausgetriebenen Viehs zur Nachtzeit war entsetzlich; da die Pferde abwesend waren, so sollten sie mit baarem Geld gelöst, oder der Prior nach Straßburg abgeführt werden.

Durch dies wortbrüchige gefühllose Betragen aufgebracht, erwiderte P. Prior mit männlichem Muthe, dass er vollkommen bereit sey, nach Straßburg abgeführt zu werden, ohne weiteren Zwang würde er sich aus eigenem Antriebe dahin verfügen und das widerrechtliche Betragen und eigenmächtige Erpressen des Generals an Mann zu bringen wisse, und so machte er sich reisefertig und war im Begriffe abzugehen. Die Officiere, die sahen, dass es Ernst gelte, mussten sich wirklich nichts Gutes hiervon versprechen, denn sie änderten nun die Strafe auf einmal, und machten den Antrag, daß sie alles Requirierte samt dem Prior unberührt lassen wollten, wenn man zu dem gegebenen noch 30 Louis d'or zulegen wollte. (...) Es wurde dem schon ausgestellten Wechsel noch 10 Louis für ihn beygesetzt; so zog die Horde Räuber ab.

Die Abtey hatte ein paar Tage Ruhe, dann, den 7., kamen etwa 24 österreichische Husaren vom Regimente Kaiser mit einem Officier nach Friesenheim, $\frac{1}{2}$ Stunde vor der Abtey, die sich aber nach einem kurzen Aufenthalte wieder entfernten. Tags darauf erschien eine Horde französischer Chasseurs, die sogleich das Kloster umstellte, das Thor bewachen ließen und die Pferde der Abtey forderten. Man antwortete ihnen, dass sie im Felde seyen, um Holz herbey zu führen. Mittlerweile erblickte die ausgestellte Wache 3 österreichische Husaren, die am Berge zu Friesenheim standen. Schnell verschwanden die Pferdepresser. Allein diese Flucht rächte der damals eilends verschwundene Officier ein par Tage darauf an der Abtey auf eine kannibalische und unter gesitteten Völkern, worunter nun freylich das unter ihre Würde herabgesunkene Patrioten-Frankreich nicht mehr gehört, beyspiellose Art.

Es war der 11., als etwa 50 französische Chasseurs zu Pferd und beyläufig 60 Mann Fußvolk nach Schuttern kamen, der nämliche Officier, der 3 Tage zuvor beym Raub der Klosterpferde gestört und flüchtig wurde, war der erste, der mit einem Korporal, welcher Deutsch sprach, und noch etwelchen Officieren in die Abtey drang, und wieder da anfing, wo er es jüngst ließ, nämlich mit Requirierung der Pferde. Man antwortete ihm, wie zuvor, dass sie im Wald seyn und so täglich ins Gebirge fahren müssten. Dies war gleichsam die erwartete Loosung zu einem barbarischen Auftritt,

der vorbereitet zu sein schien. Er gerieth in Wuth, oder stellte sich wenigstens wütend und forderte unter entsetzlichem /Gebrüll muß ich es nennen/ allen Haber und alles Heu, so im Kloster vorhanden wäre. Da der Haber ohnehin durch vorhergeschehene Requisitionen ganz aufgezehrt: folglich keiner mehr vorhanden war, so gab der Prior Befehl, dass das noch vorhandene Heu gebunden und ausgeliefert werden solle. Der Officier verlangte mit dem Prior in einem besonderen Zimmer allein zu sprechen: da forderte er 200 Louis d'or. Keine Entschuldigung wurde angenommen. Ist das Heu gebunden, schrie er mit grässlicher Stimme. Ich habe es befohlen, antwortete der Prior und will sehen, ob es geschehen sey. Hier zog er den Säbel, schlug mit der flachen Klinge derb auf ihn los, und verfolgte ihn so bis an die Stiege. Mittlerweile wurde das Kloster und Dorf mit Kavallerie und Infanterie umrungen, man drohte mit Plündern, man befahl für 5 Officiere ein Frühstück zu bereiten, jeder forderte besondere Speisen; von den Ordensgeistlichen, die sich nach und nach versammelten, wurden Hemder, Halstücher, Schnupftücher abgefordert, man gab sie; es kam zum Frühstück. Der Prior musste im Tafelzimmer wie ein zum Tode Verurteilter vor ihm stehen, er wurde auf die pöbelhafteste und widerwärtigste Art von den Fünfen, die den Namen Officier führten und schändeten, verlacht, verspottet, verhöhnt. Der Auftritt dauerte eine Stunde lang, endlich erhob sich der obbesagte Officier, rufte den Korporal herbey, befahl mit einem schauderndem Gebrüll, dass Prior ihnen zweyen in ein besonderes Zimmer folgen sollte. Sofern nicht die 200 Louis d'or unverzüglich auf den Tisch gelegt werden, schrie der Officier, so werde er ihm Prior einen Strick um den Hals machen, an den Schweif seines Pferdes binden und fortführen. Auf Priors Entschuldigung mit der Unmöglichkeit / wie es wirklich war/ zogen beede ihre Säbel: Man drohte ihm anfänglich mit 200 Prügel a la Österreich, wie sich der Korporal ausdrückte, dann ergriff dieser die Pistole, und setzte sie dem Prior mit gespanntem Hahn auf die Brust. Der Tobende war bereits besoffen. Prior schwebte also zwischen Leben und Tod, der ihm jede Minute bevorstand. Ich will sehen, sagte Prior in der Angst, ob Pater Großkeller noch Geld hat. Dieser schickte einen Sack, worinn etwa 60 L. in Silber enthalten waren. Gold müsste es seyn, schrie der Officier, und stieß den Sack weg, lief rasend zur Thür hinaus und stellte sich, als wollte er plündern lassen. Prior erinnerte sich, dass in einer Schublade des Schreibtisches eine nicht unbedeutende Summe von Münzen vorhanden war. Man bot auch diese an. Der Officier stieß auch die Schublade mit dem Fuß mit solcher Wuth, dass alles, was auf dem Tisch stand, herunterfiel. Die Geistlichen des Klosters liefen herbey, stellten vor, bathen, der Officier mit dem Stock, der Korporal mit dem Säbel schlugen auf sie los, jagten sie wie eine Herde Vieh umher, keiner kam ohne die schimpflichsten Mishandlung erduldet zu haben, von Händen dieser Rasenden los. Jeder entflo; so suchte sich auch Prior zu verbergen; der bey 1 1/2 Stunde in

Angst, Furcht und Schrecken für sein Kloster, sich und seine Mitbrüder in dem Holzschopf hinter das Holz verkroch. Man schrie immer, der Prior solle sich stellen. (...) Nachdem dieses Mordbrennen bis 12 Uhr Mittags, also durch 4 Stunden lang fortgesetzt wurde, begab sich endlich der Unmensch mit noch einem anderen Officier und dem Korporal in das Zimmer, wo er zuvor das Geld von sich stieß; So viel beide Officiere bey sich tragen konnten, steckten sie zu sich; das übrige bis auf die kleinste Münzsorte musste der Korporal in den Habersack geben und fortschleppen.

Das sind nun die Thaten eines Volkes, das den Thron Frankreichs usurpiert hat; durch 5 aus seinem Mittel beherrscht wird, die schamlos in die weite Welt ihre Generosite, Loyante, betrügerisch ausposaunen; Sicherheit des Eigenthums und der Personen in öffentlichen Proklamationen lügen; jeder Raub, jede Gewalt, die durch ihren Militärstand begangen wurde, scharf zu ahnden versprochen, und weder Großmuth noch Redlichkeit besitzen; übrigens von den im Stillen gebilligten Gewaltthaten und Räubereyen sich mästen.

Mit Ende des Jänners laufenden Jahrs (1799) bekam die Abtey einen stillen Wink durch einige seyner Freunde aus Strasbourg, dass es wahrscheinlich zwischen dem Erzhaus Österreich und der französischen Nation zu einem neuen Bruch komme, somit die Abtey zum dritten Mal vom Feinde überfallen werden dürfte. Die Abtey benützte diesen freundschaftlichen Wink, sie flüchtete ihre seit einiger Zeit wieder beigeschafte bessere Geräthschaften, verkaufte die vorhandene entbehrlichen Naturalien, sie suchte, wie immer, eine Baarschaft, von der sie ganz entblößt war, zuhanden zu bringen und sich im Nothfall damit aushelfen zu können. Sie ergriff überhaupt alle Mittel, die ihr Vorsicht und Klugheit einrieth, die zur Vorbereitung eines wüthenden und alles verheerenden Feindes erfordert werden. Alles dies konnte, wie leicht zu ermessen, ohne sehr beträchtlichen Nachtheil der Abtey nicht bewirkt werden. Mit Grunde der Wahrheit darf man behaupten, dass der hierdurch erlittene Schaden samt dem, was nun in Zeit beyläufig 8 Tagen Generale, Officiere und Gemeine der französischen Truppen auf die schändlichste zügelloseste Art in der Abtey Schuttern zu Grunde gerichtet, erpresst, hinterlistig und gewaltsam entwendet und geraubt haben, sich im geringsten Umschlag auf 50.000 fl beläuft.

Wie es denen zur Abtey Schuttern gehörigen Pfarreyen Weingarten und Saspach in dem bischöflich Strasburgischen bey diesen ebenfalls dritten feindlichen Überfall ergangen, kann man aus der Ursache dermalen noch nicht anführen, weil diese Gegenden noch immer in feindlichen Händen sind und man daher die sicheren Nachrichten in dem Einzelnen noch nicht einzuziehen vermag. So viel indessen ist bereits bekannt, dass diese Seelsorger, um den Mißhandlungen auszuweichen schon einige Monate hindurch die Pfarrhäuser verlassen, ihre Unterkunft bey den Pfarrkindern suchen somit all das ihrige der Willkür einer raubsüchtigen und muthwilligen

Horde aussetzen mussten. Ebenso wenig lässt sich bestimmen, welches Unglück der Abtey noch bevorsteht, indem selbe sich noch immer zwischen den kaysrerlich- und französischen Vorposten befindet und von einem Tage in den andern in Furcht und Sorgen stehen muß, wieder vom Feinde überfallen zu werden.

Aus dieser ins Kurze gezogenen und auf erforderlichen Fall mit überzeugenden Beweisgründen zu belegenden Geschichtserzählung der erlittenen schrecklichen Schicksale der Abtey Schuttern muß jedem einleuchten, wie sehr sie in ihrem ehemaligen Wohlstande zurückgesetzt sey und dass viele Jahre erfordert werden, sich von ihrem Zerfall wieder zu erholen. Beynahe würde sie Hoffnung und Muth verlieren, wenn sie nicht unter dem sanften Zepter eines der besten, mildreichsten und gerechtesten Monarchen stünde. Von allerhöchstdessen Landesväterlicher Vorsorge für das Wohl seiner getreuen Unterthanen sie mit Zuversicht hoffen darf, dass sie unter seinem gedeihenden Schutze einst wieder aufleben werde.

Freyburg, d. 10ten Junij 1799“

Doch diese Hoffnung des Abtes (der nach Freiburg geflohen war) auf einen guten Ausgang für die Klöster trog. Die Zeit war für die Orden nicht günstig. Ihre Leidensgeschichte ging weiter bis zum bitteren Ende in der Säkularisation. Die süddeutschen Fürsten traten ihre Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Napoleon ab und erhielten dafür das Recht, sich die in ihren Ländern gelegenen Reichsstädte, Stifte und Klöster anzueignen. Schuttern fiel, zusammen mit den anderen alten Benediktinerklöstern Gengenbach, Ettenheimmünster, Schwarzach (und einer Vielzahl anderer Konvente und Orden) an den Markgraf von Baden. Der hatte sich in einem Geheimvertrag⁴ bereits 1796 von Napoleon umfangreiche Besitztümer zusichern lassen (obwohl offiziell noch der Kriegszustand der Deutschen Nation gegen Napoleon herrschte und der badische Markgraf streng genommen Hochverrat am Reich beging) – natürlich gegen ebenso umfangreiche Zusagen an Frankreich. Das alte Kloster Schuttern jedenfalls war ein wehrloser Spielball in diesem Geschacher. Die Kosten dieser neuen europäischen Ordnung wurden mit dem Besitz der Kirche bezahlt.

Die Folge: das abrupte Ende der Klöster und Bistümer. Mittel- und langfristig erwies sich dies als ein weitreichender Verlust an Bildung, Kunst und Caritas. Die kirchlichen und klösterlichen Ländereien wurden aufgeteilt unter dem badischen Markgrafen und dem württembergischen König oder den Reichsgrafen, die damit entschädigt wurden für den Verlust ihres kaiserunmittelbaren Standes. Die neuen Besitzer kassierten aber nicht bloß die Herrschaft, sie ließen vor allem die Klöster und Schlösser der kirchlichen Fürsten ausräumen. 200 Klöster, 19 Reichsabteien und sechs Hochstifte waren im Gebiet des späteren Baden-Württemberg Opfer dieses Zugriffs. Bibliotheken, Archive, liturgisches Gerät, Mobiliar, Ge-

mälde, Naturaliensammlungen – alles wurde taxiert, eingelagert, verkauft, in die eigenen höfischen Sammlungen getan oder sonst wie verwertet. Das Tafelsilber des württembergischen Königs wurde aus eingeschmolzenem Kirchengut hergestellt! Oder die badische Krone: in ihr wurden Edelsteine aus Kirchenschätzen verarbeitet, darunter die Smaragd-Rose aus einem Pectorale (Schmuckkreuz) des Bruchsaler Fürstbischofs.

Im Sommer 1806 erfolgte die Vermögensaufnahme durch den badischen Staat: Schuttern hatte an Aktiva 1.562.720 Gulden, an Passiva dagegen 365.238 Gulden. Jährlichen Einnahmen von etwa 60.000 Gulden standen feste Ausgaben von 12.000 Gulden gegenüber. Eine solide Basis. Und ein Geschäft für den neuen Besitzer, der nun bestimmte, die Abtei, Nebengebäude und Werkstätten seien zu räumen und dann zu vermieten. In einen Flügel der Abtei sollte die Oberforstmeisterei verlegt werden, bislang befand sie sich in Ettenheim. Das Amtshaus sollte den Pfarrer aufnehmen, die Abteikirche wurde zur Pfarrkirche erklärt. Das „Schlösschen“, die aus dem 18. Jahrhundert stammende Sommerresidenz in Heiligenzell, wurde versteigert. Franz Meister aus Lahr erwarb es 1807, um eine Zichorienfabrik dort einzurichten. Der „Schutterner Hof“ in der Herrengasse zu Freiburg, dicht hinter dem Münster und nahe beim Sitz des Erzbischofs gelegen (es unterstreicht die Bedeutung des Klosters), wurde dem Abt als Wohnsitz angewiesen. Placidus III. und sein gesamter Konvent wurden auf Pension gesetzt bzw. in neue Anstellungen eingewiesen. Die Wirtschaft des Klosters endete offiziell zum 31. August 1806. Bei der Aufhebung des Klosters 1806 waren außer dem Abt Placidus Bacheberle (62 Jahre) noch 28 Mönche im Kloster. Auch die weltlichen Angestellten waren nun zu entlassen und die tägliche Speisung von Armen hatte ein Ende. Schuttern erhielt eine eigene Pfarrei und als Pfarrer wurde der bisherige Konventuale Josef Kohler (31 Jahre alt) eingesetzt. Er sollte noch Jahrzehnte hier tätig sein.

Abt Placidus erhielt eine jährliche Pension von 5.000 Gulden – ein fürstliches Ruhegehalt. Andere Prälaten bezogen weit weniger. Die Abtsinsignien (Brustkreuz, Stab und Ring) und das Geschenk der Erzherzogin Maria Antonia (ein reich mit Diamanten besetztes Abtskreuz mit Ring im Wert von 4.000 Gulden) wurden ihm abgenommen. Doch bat der Abt, ihm diese Pretiosen zu belassen, damit er wenigstens Pontifikalgottesdienst halten könne. So geschah es, allerdings mit der Auflage, dass die Gegenstände nach seinem Tod dem Staat zurückzugeben seien.

Im „Historisch-Statistisch-Topographischen Lexicon von dem Großherzogtum Baden“ schrieb dessen Herausgeber und Zeitgenosse Johann Baptist von Kolb⁵ über den Abt: „Placidus schloß die Reihe der Äbte von Schuttern und begab sich nach Auflösung des Stiftes nach Freyburg, wo er noch jetzt seine angewohnte Gastfreundschaft ausübt, und als Mann von liberalen und wohlwollenden Gesinnungen, voll Eifer für Kunst und Gesel-

ligkeit allgemein verehrt wird.“ Noch fast zwei Jahrzehnte konnte Placidus vom reichlichen Pensionsgeld leben – er „kostete den badischen Staat ein Vermögen“ (Hermann Schmid).⁶

Eine „liberale Gesinnung“ erwähnte Kolb. Könnte dies der Grund dafür gewesen sein, dass ein anderer „letzter Abt“, jener von St. Peter im Schwarzwald, Ignaz Speckle⁷, in seinem ausführlichen Tagebuch⁸ an vielen Stellen über Placidus sprach und das meistens nicht gerade positiv?

Die Äbte der ortenauischen und breisgauischen Klöster verhielten sich zu den drohenden Auflösungen der napoleonischen Zeit unterschiedlich. Während Speckle mit allen diplomatischen Mitteln für den Erhalt seines Stiftes kämpfte, scheint der Abt von Schuttern schon bald resigniert und die veränderten Zeitumstände als nicht mehr umkehrbar eingeschätzt zu haben. Er resignierte übrigens auch im übertragenen Wortsinn, d.h. er trat im Dezember 1804 aus bislang unbekanntem Gründen als Abt zurück, nahm gleichwohl, scheinbar mit Zustimmung des Konventes, weiterhin die öffentlichen Aufgaben als Prälat wahr. Speckle zeigte sich über den „Herrn Prälaten von Schuttern“ des öfteren irritiert. Schon am 15. April 1803 kulminierten die Differenzen in der Notiz: *„In der Folge verbarg er (der Abt von Schuttern) die Sehnsucht nach der Säkularisation nicht sehr und ward ungehalten, so oft man seinen Affektionen, daß die Klöster hin seien, nicht glauben wollte.“* Und 1806, beim Übergang des Breisgaus an Baden, meinte Speckle gar: *„Die Reden im Münster wurden alle französisch gehalten. Herr Prälat von Schuttern hielt das Te Deum und Herr Prälat von St. Märgen soll dabei assistiert haben. Gerade 2 Prälaten, von denen bekannt ist, daß sie die Auflösung der Stifte wünschen.“*

Warum Bacheberle schon so bald resigniert hatte, was die Zukunft der Klöster anging? Hermann Schmid meinte, es habe den Abt wohl sehr getroffen, dass, obwohl Schuttern immer fest zum Hause Habsburg gestanden habe, der Kaiser Franz II., *„ein nicht eben gradliniger Charakter, im Frieden von Campo Formio vom Oktober 1797 nicht nur durch die Zustimmung zur Abtretung aller linksrheinischer Reichslande an die Franzosen den selbst feierlich beschworenen Grundsatz der Reichsintegrität aufgab, sondern auch noch die von protestantischer Seite erhobene Forderung nach Säkularisationen sich zu eigen machte und dadurch der Beseitigung des geistlichen Staatentums und der Klöster Vorschub leistete.“*⁹

Die Wege der beiden Äbte Bacheberle und Speckle haben sich in Freiburg später wieder gekreuzt. In den Klosterhöfen Petershof bzw. Schutterhof lebten sie als Pensionäre des badischen Staates nicht weit voneinander entfernt. Und es gab auch Gelegenheit zu gemeinsamen Aktionen, vor allem gegen die „Umtriebe der wessenbergischen Partei“, also der Aufklärungsfraktion in der katholischen Kirche, deren erklärte Gegner Speckle und Bacheberle waren. So scheinen sich die beiden später wieder freundschaftlich gefunden zu haben.

Es gibt nicht viele biographische Spuren des letzten Abtes von Schuttern, und so können die folgenden ausgewählten Passagen aus dem Tagebuch von Ignaz Speckle doch wenigstens einen Eindruck von ihm geben.

13.12.1796: Gestern hatte ich Nachricht erhalten, Herr Prälat von Schuttern sei in Freiburg angekommen. Ich fuhr also heute dahin, um denselben zu besuchen, wozu ich bisher noch nie Gelegenheit gehabt. Derselbe war beim Überfall der Franzosen entflohen und bis nach Wien gekommen. Von seinen Negotiationen in Wien ward viel geredet, viel vermutet; man weiß bisher noch nichts, als daß er zum geheimen Rat ernannt worden und nun gleich seinem Vorfahren Exzellenz ist.

Am 14.12: Vormittags besuchte ich Herrn Prälaten im Schutternhof. Auf Mittag speiste derselbe bei mir im Petershof. Was er von Wien erzählte bestand in folgendem: In Wien seien alle die Machinationen auf Republik und Frieden von Freiburg bekannt geworden. (...) Der Kaiser sei überhaupt dem Prälatenstand nicht ungeneigt, namentlich mit den Gymnasialanstalten sehr zufrieden.

10.5.1797: Mittags speiste Herr Prälat von Schuttern mit uns im Petershofe. Während dem Speisen kam Pater Prior von Schuttern mit der Anzeige, daß dem Stift eine Kontribution von 30.000 fl an 3 zehntägigen Terminen angesetzt worden. Es war sehr auffallend, daß nach schon geschlossenem Frieden noch Kontributionen exigiert, woraus zu schließen, daß sich die Truppen noch nicht zurückziehen würden. Pater Prior erzählte ferner, die Franzosen betragen sich zwar, wenn ihnen alles im Überfluß gereicht werde, ziemlich ruhig; aber beim ersten Einfall hatten sie nicht weniger geplündert und Unheil angestiftet als fernd.

9.12.1797: Ein französischer General sagte in Schuttern, welches Kloster seit dem April im Besitz der Franzosen ist und unaussprechlich hergenommen wird, die Herren sollten sich versehen und sich totschießen, die Klöster werden aufgehoben und zur Entschädigung verwendet werden. Traurige Aussichten!

28.12.1797: Abends kam Herr Prälat von Schuttern in Petershof. Noch immer ist das Stift Schuttern in Händen der Franzosen. General Dommartin ist darin einquartiert, fordert täglich 60 Pfund Tafelgelder und läßt sich nichtsdestoweniger von dem Stifte die Kost geben, ohne einen Kreuzer dafür zu bezahlen. Alle Bemühungen und Vorstellungen, daß die Franzosen das Stift Schuttern verlassen sollen, werden von diesen gar nicht geachtet.

2.1.1798: Vormittag prälatenständische Konferenz. Darin wird abgeschlossen, eine Deputation nach Rastatt zu schicken, und zwar in der Person des Herrn Prälaten Placidus von Schuttern und des fürstlichen sanblasischen Geheimrates Herrn von Schlichtinsfeld (...) Heute kam doch endlich die gewisse Nachricht, daß die Franzosen endlich die Abtei Schuttern und die Ortenau geräumt hätten.

14.2.1798: Herr Prälat von Schuttern war von Rastatt angekommen. Er speiste abends im Petershof. Das Ganze der Operation, welche freilich nur honoris gratia hätte sein und in wenigen Tagen können absolviert werden, war, was man erwarten konnte, wenig oder gar nichts. Derlei Privatangelegenheiten werden kaum geachtet. Nach Erzählung des Herrn Prälaten gleicht der Kongreß mehr einem Carneval d'Europe als einem Kongreß zu der wichtigsten Angelegenheit vieler Millionen von Menschen, fast der ganzen bewohnten Erde.

13.3.1798: Heute verbreitet sich die Nachricht, auch wird selbe mir vom Herrn Prälaten von Schuttern, der nun wieder in seinem Stift ist, zugeschrieben, daß nun in die gänzliche Abtretung des linken Rheinufers eingewilliget worden sei.

10.2.1802: Zu Freiburg kam Herr Prälat von Schuttern gleich nach meiner Ankunft in Petershof, um zu unterreden, was wegen den bestehenden Umständen zu tun sei. 1. Wegen der geforderten Religionssteuer, 2. wegen der Verleumdung zu Wien, 3. wegen den neuerlichen Nachrichten, daß Badens Separatfrieden gelten soll und folglich unsere badischen Gefälle in Gefahr seien. Über alles ließ sich beinahe nichts tun.

23.2.1803: Nach Berichten aus Wien handelt es sich mehr um Übernahme der Schulden beider Bischöfe von Lüttich und Basel. Der Erzherzog ließ sich durch einen Dritten erkundigen, ob und was die Klöster leisten wollten und könnten. Es gab Debatten. Schuttern äußerte sich von Anfang an sehr ungeneigt zu allem und St. Märgen wollte zu allem unvermögend sein. Beide Herren bestätigen das Gerücht, das von ihnen geht je länger je mehr, daß sie die Auflösung erwarten. Auf meine Erklärung, daß ich entschlossen sei, jedes Opfer zu tun, das mit Existenz und Halbexistenz des Klosters verträglich wäre, akzedierte Schuttern und erklärte, daß er dieses als Pflicht erkenne. St. Märgen zuckte noch immer und wollte gar mit der Sprache nicht heraus. (...) So war man endlich mit der Unart der zween Herren doch noch einig. Und so ging man auseinander. Es ist bald unerträglich, mit den zwei Herren Prälaten von Schuttern und St. Märgen umzugehen.

15. April kamen die Prälaten im Petershof wieder zusammen, wenigstens die erhaltenen Nachrichten einander mitzuteilen, da sich nun doch nichts Weiteres vorkehren läßt. Aber Herr Prälat von Schuttern erscheint nicht mehr, seitdem der Herr Fürst von St. Blasien hier war. Er zeigt sich schon degoutiert, seit der Obligation des Duttlingers und Syndikus Engelsbergers nach Regensburg, weil er selbst gern gereist wäre. In der Folge verbarg er die Sehnsucht nach der Säkularisation nicht sehr und ward ungehalten, so oft man seinen Affektionen, daß die Klöster hin seien, nicht glauben wollte.

25.1.1806 fuhr ich nach Freiburg. Herr Prälat von Schuttern war eben heute auch mit Herrn Landrat und Syndikus Fehrenbach von Karlsruhe, wo

diese mit Herrn von Baden und Rink als ständische Deputierte ihre Kompliment machten, zurückgekommen. Ich besuchte denselben. Er wußte nichts von den Verrichtungen der Kommissionen zu erzählen als ein paar Sottisen. Bonaparte oder den großen Napoleon hätten sie gesehen, an der kurfürstlichen Tafel gespeist. Bei Kaiser Napoleon, als dieser fragte, wessen Ordens Herr Prälat wäre, antwortete Herr von Baden: Benediktiner. Auf des Kaisers Frage, ob man in Schuttern Erziehung der Jugend hätte, war die Antwort: Nein. Was tun sie denn, fragte der Kaiser. Herr von Baden, der Chef der Deputation, antwortete: Sie beten, und der Kaiser wandte sich weg. Zum Besten der Klöster ward gar nichts gesprochen. Wohl suchte man eine gute Pension vorzubereiten. Man gab selbst zu verstehen, daß man nichts als Aufhebung erwarte, aber gute Versorgung hoffte.

11.2.1806: Auch der Prälatenstand hängt nicht sehr zusammen. Schuttern wartet auf Auflösung, St. Trudpert ist sorgenlos, St. Märgen untätig und nicht weniger nach Auflösung begierig.

15.4.1806 (Kirchliche Feierlichkeiten beim Übergang an Baden; Ruch): Die Reden im Münster wurden alle französisch gehalten. Herr Prälat von Schuttern hielt das *Te Deum* und Herr Prälat von St. Märgen soll dabei assistiert haben. Gerade 2 Prälaten, von denen bekannt ist, daß sie die Auflösung der Stifte wünschen.

6.5.1808: Es sind sehr viele Geistliche aufgehobener Klöster in Freiburg. Mir allein sind bekannt von Schuttern Herr Prälat und noch ein Kapitular und ein Professor. (...) Auffallend ist es, daß die meisten Religiösen, auch ohne Zwang, unter diesen auch die Senioren, ihre Klöster verlassen haben. Jeder fängt eine eigene Haushaltung an und hält sich eine Köchin, anstatt daß es schicklicher gewesen wäre, in ihren Klöstern zu bleiben und dort zusammen zu leben. Freilich haben sie die Ausrede, sie wollten die Zerstörung nicht ansehen.

26.3.1810: Nachmittag machte mir S. Exz. Herr Prälat von Schuttern einen Besuch, was wirklich eine besondere Sache war. Seit fast 2 Jahren hatten wir einander nicht gesehen. Herr Prälat kam in Weltpriesterkleidern, i.e. im Überrock mit rundem Hut, jedoch mit Pektorale unter dem Überrock. Ganz ohne Absicht mag der Besuch nicht gewesen sein, doch bleibt die wahre Ursache mir unbekannt.

Januar 1814 (der österreichische Kaiser Franz weilt in Freiburg; Ruch): Nachdem die Abreise seiner Majestät des Kaisers von Österreich auf den 12. festgesetzt war, so wurde noch, auf wessen Antrag weiß ich nicht, um eine Abschiedsaudienz angesucht und diese gnädigst verwilligt. Es erschienen dabei Prälat von Schuttern und Prälat von St. Peter.(...) Die Stunde war um $1/2$ 11 Uhr. Der Kaiser war in der besten Laune, sprach mit froher Miene vom glücklichen Fortgang, vom bald zu hoffenden Frieden. (...) Der Kaiser versprach, bald wieder nach Freiburg zu kommen. So wurden die Herren entlassen. Prälat von Schuttern hatte mit dem Prälat von St. Peter



*Epitaphe von Placidus (li.)
und Siard Bacheberle vor der
Oberkircher Friedhofkapelle*

verabredet, nach der Audienz noch einen Augenblick zu warten, bis alle abgegangen wären, um dem Kaiser noch besonders die christlichen Angelegenheiten zu empfehlen. Alle wurden kurz entlassen. Am längsten blieben die zween Prälaten. Der Kaiser sagte diesen bestimmt: es ist noch nicht erwiesen, daß ich das Land wiederbekomme. Aber wenn ich es bekomme, so sind Ihnen meine Gesinnungen schon bekannt. Ich werde Sie schon wieder anspannen, Sie und Ihre Geistlichen für Religion und Wissenschaft. Prälat von Schuttern bat um Erlaubnis, die Hand zu küssen. Der Kaiser: Ja, itzt kann es schon geschehen, es ist alles weg, die anderen wissen es nicht. Und so gaben SM die Hand zu küssen.“

Placidus III. starb im Jahr 1824. Das Ordinariat erhielt damals Nachricht: „*Ich habe die Ehre, dem hochwürdigsten Generalvikariat die gehorsamste Anzeige zu machen, dass nach einer soeben erhaltenen Nachricht Hr. Placidus Bacheberle, ehemaliger Prälat von Schuttern, am 14.d. zu Oberkirch, wo er seinen Bruder H. Siard Bacheberle, ehemaliger Kapitulare von Allerheiligen besuchte, nach einer 3tägigen Krankheit in einem Alter von 80 Jahren mit Tod abgegangen ist.*“¹⁰



Weinender Engel neben
der Abtsmitra von Placidus III.

Das Oberkircher Totenbuch meldete: „Im Jahr Christi 1824 morgens einhalb acht Uhr starb in der katholischen Pfarrei Oberkirch und wurde nach vorausgegangener Leichenschau am 16. d. nämli. Monats vorm. nach 10 Uhr auf dem hiesigen Kirchhof im Oberndorf begraben S. Excellenz Herr Placidus gebor. Bacheberle, gew. Abt und Prälat des ehemaligen Benediktinerklosters Schuttern und Geheimer Rat S.K.Majestät von Österreich. Der Hochselige bekleidete seine Abtswürde 38 Jahre und wurde 79 Jahre, 5 Monate und 13 Tage alt. Zeugen des Todes und des Begräbnisses waren Oberbürgermeister Fischer und Joseph Ehret, hiesiger Bürger und Adlerwirt. Oberkirch, den 16. Oktober 1824, Johann Baptist Scheidet, Pfarrer.“

Auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Oberkirch hat Placidus die letzte Ruhestätte gefunden. Sein Bruder Siard¹¹ errichtete ihm den Grabstein: auf einem Kissen liegt die Mitra mit dem Stab, darunter das Abtskreuz mit Kette, daneben zwei weinende Engel. Die Inschrift lautet: „Hier ruht die Hülle Sr. Exzellenz des Herrn Placidus Bacheberle, letzten Abtes des aufgelösten Benediktiner Stiftes Schuttern. Er entschlief den 14. Oktober 1824 im 80. Lebensjahr. – Unvergesslich dem Freunde, von Dürftigen schmerz-

lich beweint, sankst du früh ins Grab, Mann der mitfreudigen Huld. Jedem die rettende Hand er bot, der gedrängt vom Schicksal Hülfe bedurfte von Dir, sei's nun Rat oder Tat. Du verdienst, was Bruderliebe dir setzt, ach, und ein schöneres noch ruhest Du in dankbarer Brust.“

Anmerkungen

- 1 Das Tagebuch Placidus Bacheberles aus dem Jahr 1794, hrsg. von Hermann Schmid, in: FDA 105, 1985, 297–338.
- 2 Es befinden sich im Pfarrarchiv Schuttern noch die folgenden Alt-Bestände: Gültbuch pro Martini 1760; Ceremoniale Monasticum pro Usu Monasterii BMV Assumptae ad Schutteram in Functionibus circa Altare obeundis Ad Romanum Ritum; Straßburger Hirtenbriefe, Feierlichkeiten, Fastengebote 1724–1827 (Cardinal Rohan bis Wessenberg); Pfarreinsetzung Josef Kohler 1806; Klostersgeschichte (Schrift 18. Jh.); Liste der in dem Benedictiner Stifte Schuttern befindl. Geistlichen mit Ende 1798 (27 incl. Kirchendiener); Bericht über den Zustand der Pfarrei Schuttern 1816 Kohler; Conventbuch Abt Jacob 1679; Lat. Gründungsgeschichte, 18. Jh., mit Abtsverzeichnis bis Placidus III. Bacheberlein 1786; Vertragsbriefe 1565–1630; Pfarr- und Ortschronik 1797–1800 (Intus: Handschrift „Geschichts-Erzählung“ von Placidus Bacheberle, 1799); Ritus Sacri Monasterii Schutterani.
- 3 Pfarrarchiv Schuttern, Pfarr- und Ortschronik Bd. V, 1797–1800.
- 4 abgedruckt bei Schmid, Hermann: Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980, 337 ff.
- 5 Karlsruhe 1816, 197.
- 6 Schmid, Hermann: Säkularisation und Schicksal des Stifts Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell 1806–1839, in: Die Ortenau 1981, 157.
- 7 Ignaz Speckle, der 56. in der langen Reihe der Äbte von St. Peter nach der Gründung durch Herzog Berthold I. von Zähringen im Jahr 1073, wurde am 7. November 1795 mit 41 Jahren von den 21 Kapitularen des Stiftes gewählt. Er war 1754 zu Hausach im Kinzigtal geboren (man erinnert dort an ihn derzeit zur 250-Jahrfeier seines Geburtstages), also im Nachbartal des Renchtals, aus dem sein Schutterner Abtskollege Bacheberle stammte. Mit dem 11. November 1795 begann Speckle mit der Niederschrift eines Tagebuches, das er bis Ende Dezember 1819 führte. Im November 1806 erlebte auch er die Zwangsaufhebung seines Klosters durch den badischen Staat, konnte aber mit einigen Patres dort bis 1813 wohnen bleiben. Dann übersiedelte er nach Freiburg, wo er am 15. April 1824 starb.
- 8 Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald. Bearbeitet von Ursmar Engelmann OSB. 1. Teil 1795–1802, 2. Teil 1803–1819. Stuttgart 1965/1966.
- 9 Das Tagebuch Placidus Bacheberle ..., 299.
- 10 Freiburger Diözesan Archiv, A 4/239: Klosteraufhebung; Schreiben vom 17. Oktober 1824.
- 11 Siard Bacheberle, früher Konventual im Kloster Allerheiligen und nach dessen Säkularisation Vikar, ab 1823 Pfarrer in Nußbach; starb 1837, sein Epitaph steht neben dem Grabstein des Bruders auf dem Oberkircher Friedhof vor dem Kapellenportal.

Der Ruster „Musikbaron“

Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau (1745–1813) und die Musik in der Ortenau¹

Christoph Schmider

Einleitung

Noch nie hat wohl ein Lobredner die Unverschämtheit gegen das Publikum weiter getrieben, als der Verf[asser] der beyden Biographien des H[er]rn v. Boeklins (...) Ich nehme hier feierlichst mein Wort (...) wieder zurück, als ob H[er]r Pf[arrer] Christmann eines solchen Gewäschtes fähig sey. Eher wollte ich es der Eitelkeit u.s.w. des Herrn von Boeklin zutrauen, sie selbst aufgesetzt zu haben. (...) Seine Noten-Produkte haben noch Niemandem der Mühe werth geschienen, ein Wort darüber zu verlieren. Auch ich würde mich gehütet haben, den Namen Boeklin hier noch einmal zu wiederholen, wäre es nicht geschehen, um wegen der prahlerhaften Lüge, aus welcher der ganze Artikel Boeklin im a[lten] Lex[ikon] besteht, die Leser um Verzeihung zu bitten.²

Nicht sehr schmeichelhaft ist es, was über den „Musikbaron“ Franz Friedrich Sigismund August Böcklin von Böcklinsau in der 1812 bis 1814 erschienenen zweiten Auflage von Franz Ludwig Gerbers „Lexikon der Tonkünstler“ steht. Umgekehrt hat „The New Grove“, eines der bedeutendsten Musiklexika unserer Zeit, dem Musikbaron einen in positivem Grundton gehaltenen Artikel von deutlich mehr als einer halben Spalte gewidmet – und somit den Schluss nahegelegt, dass er nicht ganz unbedeutend gewesen sein dürfte.

Nach 1814 hatte sich lange Zeit niemand mehr näher mit dem Musikbaron beschäftigt, was seinen Grund in Gerbers vernichtendem Urteil gehabt haben könnte. Eine eingehendere Würdigung, die sich näher mit dem musikalischen und musiktheoretischen Schaffen auseinandersetzt, gibt es erst aus dem 20. Jahrhundert. Titel, Zeitpunkt und Ort der Veröffentlichung lassen allerdings eine gewisse Vorsicht angeraten erscheinen: Die Rede ist von einem Aufsatz, den Josef Müller-Blattau unter dem Titel „*Ein alemannischer Musikfreund zu Goethes Zeit*“ im Jahr 1938 im Jahrbuch der Stadt Freiburg veröffentlichte. Der Band hieß „*Volkstum und Reich. Ein Buch vom Oberrhein*“ und enthielt Beiträge wie eine „*Hymne an die Jugend*“ von Baldur von Schirach oder eine Abhandlung über „*Schicksal des Erbes*“

– *Erbe als Schicksal der Alemannen*“ von Eugen Fischer.³ Müller-Blattaus Aufsatz enthält zwar erstaunlich wenig braunes Gewäsch, und was er über Böcklins musiktheoretische Werke zu sagen weiß, dürfte als fundiert betrachtet werden, da doch an seiner fachlichen Kompetenz keine Zweifel nötig sein sollten – gleichwohl ist die Darstellung alles andere als untendenziös.

Müller-Blattaus Urteil über Böcklins Kompositionen fällt knapp und wohlwollend aus: „*Die Liedersammlungen, die er drucken ließ, sind gute Hausmusik der Zeit, nicht besser und nicht schlechter als all das Mittelgut, das damals musiziert wurde.*“⁴ Ist das aber ein hinreichender Grund, sich näher mit diesem Mann und seinem Schaffen zu befassen? Vielleicht in Kombination mit dem eingangs zitierten Artikel aus Gerbers Lexikon. Wenn ein Musiker wie Böcklin von einem einflussreichen Zeitgenossen einer derart vehementen Attacke für wert erachtet wird, dann muss doch etwas dahinterstecken. Vor allem dann, wenn die Bewertung zwei Jahrzehnte zuvor noch rundum positiv ausgefallen war – dazu später noch mehr.

Bleibt schließlich ein letzter Grund: Jeder, der sich mit der Musikgeschichte der südlichen Oberrheinregion im 18. Jahrhundert auseinandersetzen will, wird über kurz oder lang auf den Musikbaron, speziell auf seine „*Beyträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland; nebst freymüthigen Anmerkungen über die Kunst*“ stoßen, die er im Jahr 1790 in Freiburg drucken ließ.⁵ Sie bieten gewissermaßen eine Momentaufnahme des Musiklebens zwischen Straßburg und Freiburg in der Dämmerung des „Alten Reiches“ und sind daher eine bedeutsame Quelle für die Musikgeschichtsschreibung.

Noch aber will ich nicht zum eigentlichen Thema übergehen, sondern Sie mit weiteren Vorbemerkungen belästigen. Gerne wäre ich zu definitiven Erkenntnissen über den Musikbaron gelangt – und würde sie Ihnen liebend gerne vortragen –, doch je länger ich mich mit dem Mann beschäftigt habe, desto unerreichbarer schien mir dieses Ziel. Anfangs dachte ich, mit ihm und seinem Leben ein in jeder Hinsicht überschaubares Thema zu haben. Die möglichen Stolperfallen glaubte ich zu kennen, ebenso wie ich davon überzeugt war, sie vermeiden zu können: Müller-Blattaus Aufsatz bräuchte ich nur zu „entnazifizieren“ und hätte dann ein verlässliches Urteil aus berufenem Munde, an dem ich mich orientieren könnte. Bei Gerbers Lexikon würde ich die Wahrheit irgendwo zwischen den Lobeshymnen der ersten und dem Verdammungsurteil der zweiten Auflage finden. Gesicherte Fakten würde ich darüber hinaus einem von Alfred Graf von Kageneck – einem Verwandten des Musikbarons – verfassten Lebensbild sowie dem Artikel im „New Grove“ entnehmen können.⁶

So weit, so gut – nur: Woher stammen diese Fakten? Letztlich weitgehend von Böcklin selbst. An und für sich brauchte das nichts Schlechtes zu bedeuten, sondern könnte im Gegenteil sogar ein besonders hohes Maß an

Authentizität gewährleisten – wenn es da nicht die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit gäbe. Nicht dass ich zu der Ansicht gekommen wäre, der Musikbaron müsse eigentlich „Lügenbaron“ genannt werden – dieses Prädikat ist ja ohnehin schon vergeben –, aber ich habe inzwischen doch Zweifel, ob er wirklich in allem beim Wort genommen werden darf. Um noch einmal mit Gerber zu sprechen:

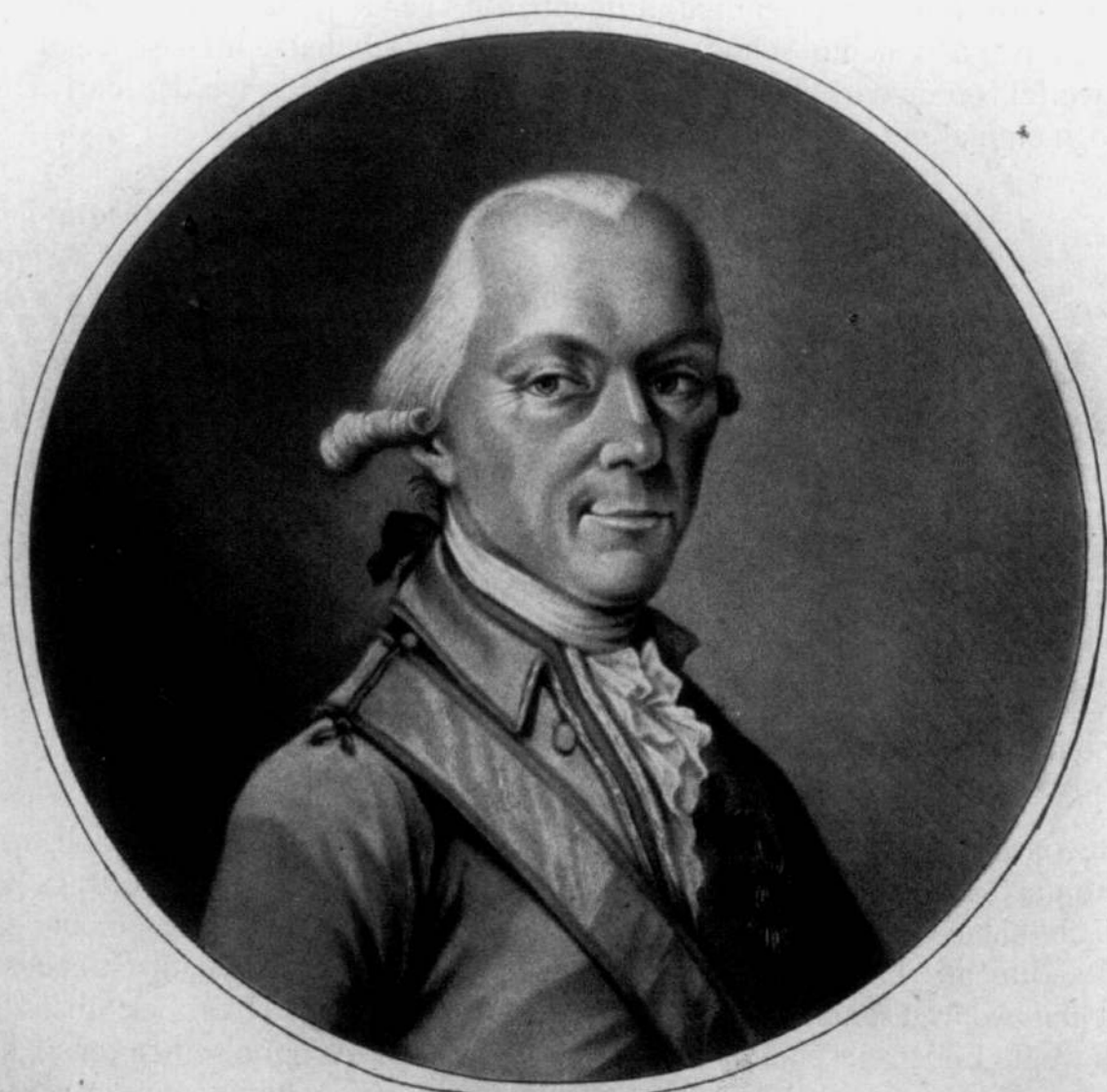
„Als ich nach der Zeit seine Arbeit näher kennen lernte, wurde ich, nach allen dem Posaunen-Getöse von seinen musikalischen Kenntnissen, ungewiß, ob selbiges bloße Persiflage wäre, womit er das Publikum zum Besten haben sollte, oder baare Unwissenheit?“⁷

Was ich Ihnen bieten kann, ist also nichts weniger als ein abschließendes Ergebnis. Schon gar nicht ist es „die Wahrheit über Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau“, sondern ein Forschungsbericht, der vielleicht mehr Fragen aufwirft, als er beantworten kann. Darunter auch die Frage, ob ich im Laufe meiner Beschäftigung mit dem Musikbaron nicht vielleicht mehr über manche Mechanismen der Musikgeschichtsschreibung erfahren habe als über seine Person und sein Schaffen?

Zur Biographie

Bevor ich Sie nun mit dem Protagonisten näher bekannt machen kann, will ich noch sagen, wie ich mir die inhaltliche Gliederung meines Vortrags gedacht habe. Gleich werde ich ein paar Angaben zur Familiengeschichte der Böcklins anschließen und einige wichtige Vertreter dieses badisch-elsässischen Adelsgeschlechts kurz vorstellen. Nach einem Überblick über die bewegte Lebensgeschichte des Musikbarons will ich dann seinen musikalischen Bildungsgang schildern. Anschließend werde ich kurz auf einige seiner Kompositionen eingehen, oder vielmehr auf die Schwierigkeiten, die es dabei gibt. Etwas ausführlicher werde ich mich sodann dem Musikhistoriker und Musiktheoretiker Böcklin von Böcklinsau zuwenden, ehe ich ein paar Worte über die Musik im Hause Böcklin zu Rust sagen und dann kurz referieren werde, was er über die Musik in unserer Region – und speziell in und um Ettenheim – in der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu berichten weiß. Und schließlich will ich mich noch an einer Wertung seiner Bedeutung versuchen.

Das Geschlecht der Böcklin lässt sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Straßburg und Umgebung urkundlich nachweisen.⁸ Die Versuche erfindungsreicher Familienhistoriker früherer Zeiten, sie bis auf einen „Triboker“ genannten keltischen Stamm zurückzuführen, erinnern zwar an ähnliche Bemühungen anderer adliger Familien – die Habsburger etwa haben ja keine Kosten und Mühen gescheut, um ihre direkte Abstam-



F. Elias Haid fecit.

*F. F. S. A. Reichsfreiherr Boecklin
von und zu Boecklins - Au, Herr zu Rust &c.
Oberster, Geh. Rath und Kämmerer; verschied. Akade-
mien und gelehrten Gesellsch. Mitglied; des rothen Adler,
Ordens Großkreutz. &c.*

Porträt „Musikbaron“ Böcklin von Böcklinsau. Quelle: Staatsarchiv Freiburg, U 101/1-57

mung von den Trojanern beweisen zu lassen –, sind jedoch von vergleichbar geringem Wahrheitsgehalt. Auch der Ritter Rupprecht Bock, der angeblich um 1200 auf der Rupprechtsau nahe Straßburg saß und mit seiner Frau Duchildis von Königshofen 20 Kinder hatte, von denen nur der jüngste Sohn die Eltern überlebte und 1242 auf einer Wallfahrt nach Jerusalem verstorben sei, ist als Sagengestalt anzusehen. Stammvater der Böcklins ist also wohl jener Straßburger Grundbesitzer und Ratsherr Ulrich Bock, der ab 1266 in schriftlichen Quellen auftaucht. Er und seine Nachfahren stellten sich beim Vermehren des Familienbesitzes recht geschickt an, so dass sich die Güter rasch weit über die Grenzen der Stadt Straßburg hinaus erstreckten.

Bald teilte sich die Familie in mehrere Linien. Eine behielt den Namen Bock bei und erlosch 1791 im Mannesstamm, eine jüngere begann ab etwa 1400 damit, sich Böcklin zu nennen – diese existiert meines Wissens bis heute. Aus diesem Zweig stammt jener Bernhard Böcklin, der ab 1411 das Dorf Bischheim im Elsass, die Herrschaft Mörburg bei Schuttern und das gleichfalls im Elsass gelegene Dorf Obenheim in seinen Besitz bringen konnte. 1442 schließlich erwarb er Dorf und Herrschaft Rust – wo ja bis heute das Böcklinsche Schloss steht. Zugleich behielten die Böcklins aber immer auch einen Sitz in Straßburg bei, und regelmäßig nahmen Familienmitglieder Plätze in Rat und Regierung sowie in Gremien der reichsunmittelbaren Ritterschaft ein. Hingegen taten sich im Lauf der Jahrhunderte nur recht wenige der Böcklins durch besondere Gelehrsamkeit hervor, und auch zum geistlichen Stand fühlten sich nicht viele von ihnen hingezogen.

Eine der wenigen Ausnahmen machte der einem weiteren Familienzweig entstammende Wilhelm von Böcklin, der nach langjähriger Tätigkeit als Gesandter und zuletzt Hofmarschall Kaiser Karls V. in vorgerücktem Alter als Witwer noch Kleriker wurde, es bis zum Dompropst von Magdeburg brachte und 1584 eine bedeutende Stiftung zugunsten des Freiburger Münsters machte. Die „Böcklinkapelle“, in der sein recht bombastisches Grabmal steht, erinnert bis heute an ihn, und dort hängt auch das romanische „Böcklinkreuz“, eines der künstlerisch bedeutendsten Ausstattungsstücke des Münsters. Dessen Entstehungsgeschichte steht freilich, soviel ich weiß, nicht in Zusammenhang mit den Böcklins – es wird auf die Zeit um 1200 datiert und wäre demnach ein gutes Stück älter als die Familie.

Eher schon als durch besondere geistige Leistungen fielen so manche der Böcklins in Straßburg und Umgebung durch „Gewalttat und Frevel“ unangenehm auf, während andere die offenbar als Familienerbe von Generation zu Generation weitergegebene Streitlust im Militärdienst auslebten. Mehrmals im Lauf der Jahrhunderte war die Familie durch unglückliche Geschehnisse im Kriegseinsatz stark dezimiert, und kurz nach dem Jahr 1740 scheint sie sogar akut vom Aussterben bedroht gewesen zu sein. Die gan-

zen Hoffnungen auf den Fortbestand der Familie konzentrierten sich zu diesem Zeitpunkt, nachdem seine drei Brüder allesamt im Krieg gefallen waren, in der Person des 1704 geborenen Franz Jacob Christian Böcklin von Böcklinsau – dieser freilich war mit seinen fast vierzig Jahren noch ledig. Am 15. November 1744 jedoch heiratete er in Lahr Charlotte von Dungen. Diese Ehe stand allerdings unter keinem guten Stern, denn Franz Jacob Christian war ein rechter Sonderling, die rund 16 Jahre jüngere Charlotte hingegen scheint, vorsichtig ausgedrückt, etwas leichtfertig gewesen zu sein.

Franz Friedrich Sigismund August Freiherr Böcklin von Böcklinsau – den ich der Einfachheit halber fortan kurz „Musikbaron“ oder „Böcklin“ nennen will – wurde am 28. September 1745 in Straßburg geboren. Bald darauf, im Jahr 1750, wurden seine Eltern geschieden, das Sorgerecht dem Vater zugesprochen. Nach dessen Tod im Jahr 1762 wurde Philipp Reinhard Freiherr von Berstett zu seinem Vormund ernannt, was eine kluge Wahl gewesen zu sein scheint. Allerdings reichte sein Einfluss offenbar nicht weit genug, um den Musikbaron zuverlässig und auf Dauer vor Dummheiten zu bewahren.

Franz Friedrich, der ein aufgeweckter Junge gewesen sein muss, begann bereits im Alter von 15 Jahren mit dem Studium an der Straßburger Universität. Staatsrecht, Geschichte, Philosophie und diverse Naturwissenschaften waren seine Fächer. Mit knapp zwanzig Jahren erhielt er den Posten eines adeligen Beisitzers im Kleinen Rat zu Straßburg, um auf diesem Wege praktische Erfahrung für eine spätere Tätigkeit im Staatsdienst zu sammeln. Eine Italienreise, wohl in den frühen 1760er Jahren, diente der Erweiterung des kulturellen Horizonts. Einem ersten Abschluss – in Botanik – sollte die juristische Promotion folgen, doch nun nahm das Leben des Musikbarons eine Wende ins Romanhafte: Anlässlich eines Besuchs bei seiner Mutter hatte er sich in Caroline Freiin Roeder von Diersburg verliebt, und es gelang ihm, sie zur Eheschließung zu bewegen. Ihr Vater hatte, wie sich später herausstellte, kräftig nachgeholfen, indem er seiner Tochter versprach, sie totzuschlagen, sollte sie nicht dazu bereit sein. Die Hochzeit fand am 31. August 1765 statt, heimlich, überstürzt und formal mangelhaft, aber dennoch gültig.

Die Ehe war wohl nicht sehr glücklich, die Eheleute hatten sich wenig zu sagen und besaßen kaum gemeinsame Interessen. Dennoch bekamen sie mit schöner Regelmäßigkeit beinahe Jahr für Jahr ein Kind, insgesamt elf an der Zahl. Mehrere von ihnen überlebten das Kindesalter nicht, zwei Söhne starben ledig und kinderlos, und nur einer, der älteste Sohn, trug durch seine Kinder und Kindeskinde den – mittlerweile mit „oe“ geschriebenen – Namen weiter bis in unsere Zeit.

Im Jahr 1784 trennten sich der Musikbaron und seine Frau – Caroline ließ sich in Straßburg nieder, Franz Friedrich nahm seinen Hauptwohnsitz

im Familienschloss zu Rust. Hier lebte er ziemlich zurückgezogen, befasste sich mit der Verwaltung seines durch ererbte wie eigene Schulden sehr belasteten Vermögens und frönte ansonsten seinen Hobbies. Zu seiner zunehmenden gesellschaftlichen Isolierung trugen mehrere Faktoren bei: Sein weitgehendes Desinteresse an standesgemäßen Vergnügungen wie der Jagd oder dem geselligen Genuss geistiger Getränke, seine mit zunehmendem Alter immer stärker ausgeprägte Angewohnheit, Besucher, ob sie wollten oder nicht, in tiefeschürfende Gespräche über Gott und die Welt zu verwickeln, und schließlich wohl auch eine wenig standesgemäße, von der Umwelt als skandalös empfundene Liaison.

Der Musikbaron starb am 3. Januar 1813 plötzlich und überraschend – Todesursache war angeblich, wie man bei der Obduktion festgestellt haben will, ein in die Luftröhre geratener Gallenstein.⁹

Musikalischer Bildungsgang

Böcklins musikalischer Werdegang ist nicht außergewöhnlich und durchaus seinem Stand entsprechend. Der Vater scheint sein musikalisches Talent früh erkannt und gefördert zu haben. Klavierstunden erteilte ihm in Straßburg der nur rund zehn Jahre ältere Johann (Jean) Schobert (um 1735–1767). Daneben lernte der junge Musikbaron Geige, Viola d’amore, Bratsche, Flöte und Klarinette und erhielt auch Gesangsunterricht. Im Jahr 1772 hielt er sich geraume Zeit als „Wirklicher diensttuender Kammerherr“ am württembergischen Hof auf. Für seine musikalische Entwicklung wesentlich war die Bekanntschaft, die er mit dem Stuttgarter Hofkapellmeister Niccolo Jomelli (1714–1774) machte, und der Unterricht, den er bei ihm genoss. Jomelli sei, so wird berichtet, sehr von seinem Talent angetan gewesen und habe zu ihm gesagt: „Ewig schade, daß nicht ein anderer Ihre Talente besitzt, der sich bloß allein mit der Musik abgeben könnte oder müßte.“¹⁰ Anschließend setzte der Musikbaron seine Ausbildung bei Franz Xaver Richter (1709–1789) fort, ehemals Mitglied der Mannheimer Hofkapelle und seit 1769 Kapellmeister am Straßburger Münster. Auch dieser habe große Stücke auf sein Talent gehalten und ihm geraten, zumindest einen Teil seiner Zeit ganz der Musik zu widmen.¹¹

Durchaus renommierte und auch heute (wieder) anerkannte Lehrer hätte Böcklin also gehabt, doch damit nicht genug. Um 1782 war er für rund ein Jahr als Gesandter des Fürsten August-Friedrich von Anhalt-Zerbst in Wien. Dort machte er nähere Bekanntschaft mit zahlreichen Musikern. Darunter war auch Christoph Willibald Gluck (1714–1787), der ihn, wie Kageneck zu berichten weiß, „beeinflusste und bei dem er viel über musikalische Theorie gelernt hat. Zeitlebens haben die Stunden zu seinen schönsten Erinnerungen gehört, in denen der große Mann ihm aus eigenen Werken am Klavier vorspielte.“¹² Von Wien aus unternahm der Musikba-

ron Reisen nach Böhmen und Ungarn, nach Salzburg, Passau oder Regensburg. Überall galt sein Interesse der Musik, von überall brachte er musikalische Anregungen und Erkenntnisse mit.¹³

Seine ersten eigenen Kompositionen datieren wohl aus den 1770er Jahren, und bis etwa 1790 soll er eine ganze Reihe von Werken geschrieben haben. Der Artikel im „New Grove“ nennt allein sieben Opern, mehrere Liedersammlungen, Klavierstücke, dazu Sinfonien, Oden und Kirchenmusik. Erhalten sind davon meines Wissens nur noch die 1775 in Freiburg erschienenen „24 Lieder für Junggesellen“, sowie einige wenige einzelne Lieder sowie die um 1806 in Braunschweig erschienenen „Trios für Flöte, Viola und Gitarre“ op. 30. Die von ihm herausgegebene „Sammlung neuer Klavierstücke mit Gesang fuer das deutsche Frauenzimmer“ aus dem Jahr 1784 enthält, soweit ich sehe, keine eigenen Werke Böcklins. Die Existenz seiner Lieder dürfte die Musikgeschichte nicht wesentlich bereichern, sondern für sie könnte vielleicht gelten, was der Musikbaron selbst in seinen „Beyträgen“ schreibt:

„Die Welt ist mit Musikalien (gleichwie mit Büchern) so häufig angefüllt, daß man wenigstens zwey Drittel davon ausmustern könnte. – Man findet darinn meistens so viel nachgemachtes und entlehntes, daß die Anzahl der Urkompositionen sehr dünn gesäet ist. – Ueber den vielen neuen Kompositionen vergißt man öfters der ältern, und zuweilen doch bessern.“¹⁴

Wesentlich interessanter als die Lieder wären beispielsweise die Opern – die offensichtlich verloren sind. Der sich aufdrängende Verdacht, diese Werke hätten gar nie existiert, sondern seien vom Musikbaron oder einem seiner Biographen schlicht erfunden, ist jedoch nicht unbedingt stichhaltig: Derlei Werke wurden in aller Regel für den Tagesbedarf geschrieben, einmal oder allenfalls wenige Male aufgeführt und anschließend „entsorgt“ – sie waren Gebrauchsmusik, die regelrecht verbraucht wurde.

Kompositionen

Zu einem fundierten Urteil über Böcklins Fähigkeiten als Komponist zu kommen, ist also ein schwieriges, wenn nicht aussichtsloses Unterfangen. Die Lieder, soweit ich sie kenne, sind allesamt als „Dutzendware“ anzusehen, mit teils schlicht gebauten, teils recht erkünstelten, aber zumeist nicht unsanglichen Melodien. Der Ambitus, der erforderliche Stimmumfang, ist allerdings mitunter enorm. Harmonisch sind die meisten Stücke recht einfach, bisweilen sogar primitiv, dabei sind sie jedoch nicht frei von handwerklichen Fehlern. Christian Friedrich Daniel Schubart beurteilte die „Lieder für Junggesellen“ freundlich, doch zugleich recht kritisch:

ron Reisen nach Böhmen und Ungarn, nach Salzburg, Passau oder Regensburg. Überall galt sein Interesse der Musik, von überall brachte er musikalische Anregungen und Erkenntnisse mit.¹³

Seine ersten eigenen Kompositionen datieren wohl aus den 1770er Jahren, und bis etwa 1790 soll er eine ganze Reihe von Werken geschrieben haben. Der Artikel im „New Grove“ nennt allein sieben Opern, mehrere Liedersammlungen, Klavierstücke, dazu Sinfonien, Oden und Kirchenmusik. Erhalten sind davon meines Wissens nur noch die 1775 in Freiburg erschienenen „24 Lieder für Junggesellen“, sowie einige wenige einzelne Lieder sowie die um 1806 in Braunschweig erschienenen „Trios für Flöte, Viola und Gitarre“ op. 30. Die von ihm herausgegebene „Sammlung neuer Klavierstücke mit Gesang fuer das deutsche Frauenzimmer“ aus dem Jahr 1784 enthält, soweit ich sehe, keine eigenen Werke Böcklins. Die Existenz seiner Lieder dürfte die Musikgeschichte nicht wesentlich bereichern, sondern für sie könnte vielleicht gelten, was der Musikbaron selbst in seinen „Beyträgen“ schreibt:

„Die Welt ist mit Musikalien (gleichwie mit Büchern) so häufig angefüllt, daß man wenigstens zwey Drittel davon ausmustern könnte. – Man findet darinn meistens so viel nachgemachtes und entlehntes, daß die Anzahl der Urkompositionen sehr dünn gesäet ist. – Ueber den vielen neuen Kompositionen vergißt man öfters der ältern, und zuweilen doch bessern.“¹⁴

Wesentlich interessanter als die Lieder wären beispielsweise die Opern – die offensichtlich verloren sind. Der sich aufdrängende Verdacht, diese Werke hätten gar nie existiert, sondern seien vom Musikbaron oder einem seiner Biographen schlicht erfunden, ist jedoch nicht unbedingt stichhaltig: Derlei Werke wurden in aller Regel für den Tagesbedarf geschrieben, einmal oder allenfalls wenige Male aufgeführt und anschließend „entsorgt“ – sie waren Gebrauchsmusik, die regelrecht verbraucht wurde.

Kompositionen

Zu einem fundierten Urteil über Böcklins Fähigkeiten als Komponist zu kommen, ist also ein schwieriges, wenn nicht aussichtsloses Unterfangen. Die Lieder, soweit ich sie kenne, sind allesamt als „Dutzendware“ anzusehen, mit teils schlicht gebauten, teils recht erkünstelten, aber zumeist nicht unsanglichen Melodien. Der Ambitus, der erforderliche Stimmumfang, ist allerdings mitunter enorm. Harmonisch sind die meisten Stücke recht einfach, bisweilen sogar primitiv, dabei sind sie jedoch nicht frei von handwerklichen Fehlern. Christian Friedrich Daniel Schubart beurteilte die „Lieder für Junggesellen“ freundlich, doch zugleich recht kritisch:

„Der Verfasser muß viel gute Musik, besonders welsche, gehört, sich aber nicht sonderlich um die Grundsätze der Harmonie gekümmert haben. Einige Melodien sind sehr gefällig, aber nicht selten unharmonisch und unrhythmisch ...“.¹⁵

Sehr viel unfreundlicher urteilte zu Anfang des 20. Jahrhunderts der Musikwissenschaftler Max Friedlaender. Die „*Lieder für Junggesellen*“ seien Werke „eines überaus schwächlichen Dilettanten, der weder eine Melodie zu erfinden noch den Text zu declamieren weiß.“¹⁶

Müller-Blattau schließlich, der offensichtlich daran interessiert war, den Musikbaron in möglichst hellem Licht erscheinen zu lassen, tut sich schwer damit, Bedeutsames an seinen Kompositionen zu entdecken. Das Beispiel, das er seinem Aufsatz beifügt, ist nicht dazu angetan, einen gleich in Begeisterung ob dieses großen Künstlers ausbrechen zu lassen. Eher schon könnte man sich wundern über die mitunter eigenwillige – um nicht zu sagen fehlerhafte – Harmonisierung: Schubart und Friedlaender lagen anscheinend mit ihrem Urteil nicht sehr daneben. Zwar drückt sich Müller-Blattau sehr freundlich aus, aber bei näherem Hinsehen zeigt sich doch, dass er den Musikbaron keineswegs für einen bedeutenden Komponisten hält: Wichtig war er ihm wohl vor allem als „Alemanne“.

Damit Sie sich selbst ein Bild davon machen können, wie diese Lieder klingen, werden wir nun ein paar Beispiele zu hören bekommen.¹⁷ Ich will die Stücke nicht weiter kommentieren, nur eines noch als Hinweis vorausschicken: So, wie der Musikbaron sich die Lieder vorgestellt hat, werden wir Sie heute nicht präsentieren können, denn es dürfte kaum möglich sein, Künstler zu finden, die sie in den Originaltonarten darbieten könnten. Außergewöhnlich gute Knabenstimmen wären vielleicht geeignet, Koloratursopranen, oder Countertenören. Um sie für einen „normalen“ Mann singbar zu machen, musste ich sie zum Teil erheblich nach unten transponieren – mit dem Nebeneffekt, dass die Klavierbegleitung bisweilen sehr „abgründig“ klingt.

Der Musikschriftsteller

„Beyträge ...“

Im Jahr 1790 ließ der Musikbaron bei Nikolaus Augustin Zehnder zu Freiburg seine „*Beyträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland; nebst freymüthigen Anmerkungen über die Kunst*“ drucken. In einem „Vorbericht“ verliert der Verfasser ein paar Worte über die Form, das Zustandekommen und die Absicht des Werkes. Dieses Vorwort, eigentlich nichts anderes als eine einzige *captatio benevolentiae*, lässt gleichwohl ein sehr gesundes Selbstbewusstsein erkennen:

An die Nachtigall

Aus dem Leipziger Musen-Almanach

Originaltonart a-Moll

F.F.S.A. Böcklin
von Böcklinsau

1. Du klagst, ver - lieb - te Phi - lo - me - - le, ach un - ge -
 2. Wie thö - richt ist ein Wunsch auf Er - den, der ge - gen
 3. Ach a - ber, ach! du Gott der Her - zen, für so viel
 4. Nun leid ich, oh - ne Trost zu hof - fen, ein Spott des
 5. Drum laß' uns mit ein - an - der kla - gen! die gan - ze
 6. Viel - leicht, daß bald, o Phi - lo - me - le, mein Jam - mer
 7. Dann trag' ein Blüm - chen, lie - be Klei - ne! auf mei - nes

1. paar - te, ar - me Sie! Auch Lie - be klagt
 2. Lie - be sich em - pört! Der selt - ne Dich -
 3. Lie - der wel - - cher Dank! Ich füh - le lei -
 4. Mäd - chens, un - - be - lohnt! Was hilft's daß A -
 5. Ge - gend kla - - get auch! Sieh! blei - cher fährt
 6. mich in Wel - - ten führt, wo je - der Un -
 7. Stau - bes stil - - le Ruh! Aus Mit - leid, nicht

1. aus mei - ner See - le, und die ich lie - be liebt mich nie!
 2. -ter wollt' ich wer - den, der nim - mer liebt, und Lie - be lehrt.
 3. -der dei - ne Schmer - zen, so - bald ich dei - ne Freu - den sang!
 4. -mor mich ge - trof - fen, und Eid - lis sprö - des Herz ver - schont?
 5. Di - a - nens Wa - gen, und Seuf - zer wis - pert je - der Strauch!
 6. ge - stüm der See - le in lei - sen Frie - den sich ver - liert:
 7. aus Miß - gunst wei - ne: Daß Thy - sis frü - her starb als du!

Notenbeispiel: An die Nachtigall

„Gegenwärtige blos freundschaftliche Briefe (...) hatte ich nicht zum Drucke bestimmt: allein, weil uns von der edeln Tonkunst, besonders von der, durch so viele Revolutionen und Verbesserungen so hochgestiegenen neuern – eine Geschichte mangelt; – und vielleicht noch lange Zeit über mangeln wird, (...) in diesen meinen Briefen aber sich einige kleine Beyträge dazu vorfinden; – so ward ich (...) von einigen meiner Korrespondenten in Wien und Berlin, Kennern dieses Fachs, (ohnwiederstehlichst) ersucht: sie dem Publiko bekannt zu machen. Möchten doch diese meine Skizzen, und Bruchstücke der Tonkunstgeschichte nur einigen Beyfall erhalten! Werde ich mich so glücklich schätzen dürfen, dann sollen noch weit mehrere Briefe solcher Art, und zwar ausführlichere nachfolgen.“¹⁸

Skizzen und Bruchstücke sind es tatsächlich, was sich hinter diesen „Beyträgen“ verbirgt. Die Adressaten der insgesamt 20 Briefe, Gräfinnen, Grafen, Hofräte und dergleichen, sind nie mit vollem Namen genannt, und es ist nicht ohne weiteres erkennbar, ob es sich bei ihnen um real existierende oder fiktive Personen handelt. Immerhin dürfte als gesichert gelten, dass Gräfin Maria Franziska von Kageneck geb. Freiin von Sturmfeder Adressatin der Briefe Nr. 4 und 6 war.¹⁹ In manchen der Briefe schildert Böcklin das Musikleben einer Stadt oder einer Region, in anderen entwickelt er seine eigenen Vorstellungen von „richtiger“ oder „ächter“ Musik. Manche dieser Ideen sind so sonderbar, dass mich hin und wieder das schon angesprochene unguete Gefühl beschlich, es könne mit seinen Kenntnissen vielleicht doch nicht ganz so weit her gewesen sein. Hätte Franz Ludwig Gerber mit seinem – nicht wörtlich ausgesprochenen, aber deutlich implizierten – Scharlatanerie-Vorwurf am Ende gar recht gehabt?

Gleich den ersten Brief an einen „H[er]rn Graf v. M.“ beginnt Böcklin mit einer vehementen Verteidigung der Musik, der ich uneingeschränkt zustimmen möchte:

„Ohnmöglich kann ich's begreifen, wie es Menschen geben kann, welche nicht nur gar kein musikalisches Gehör, sondern auch wirklich die größte Gleichgiltigkeit für ein harmonievolles Konzert besitzen; ja wohl gar die feinste Musik einen vergeblichen Lärm, und die größten Tonkünstler ganz unnütze Glieder des Staates nennen! (...) Ehemals wurde die Tonkunst unter vornehmen und gesitteten Leuten, für eine nöthige Kunst gehalten, und im Gegentheile für ein Kennzeichen schlechter Erziehung angesehen, wenn man darinn unwissend war; wer nichts von Musik verstand, wurde gleich denen betrachtet, welche weder schreiben noch lesen können.“²⁰

Etwas eigenartiger werden Böcklins Ideen ein paar Sätze später. Er berichtet von einem kürzlich gehörten Konzert, bei dem ihm klar geworden sei, dass offenbar nicht jeder Komponist in jeder Gattung der Musik gleichermaßen bewandert sei: „*Ein großer Saitenbändiger*“, so meint er, sei „*selten ein vorzüglicher Komponist für lauter Blas-Instrumenten*“. Mit dieser Behauptung mag der Musikbaron durchaus recht haben. Auch mit dem nächsten Satz könnte ich mich noch einverstanden erklären, in dem er fragt, ob „*es nicht am vortheilhaftesten [wäre], wenn jeder Künstler nur solche Gattungen von Stücken aus einem Fache der Tonkunst lieferte, worinn er sich am erhabensten fühlet*“ – ein gewissenhafter Komponist, der auf sich hält, wird genau dies tun, ohne freilich darauf zu achten, ob er dafür „*vom Publikum fürnämlich bewundert wird*“.²¹

Dann aber wird's absonderlich: „*Sollt' es nicht verboten seyn, mehr; dann ein Fach zu bearbeiten? – Welches Glück wäre es für die Tonkunst, wenn ein solches Verbot überall existirete!*“²² Hier muss ich dem Musikbaron entschieden widersprechen: Ein solches Verbot, dessen bin ich gewiss, wäre kein Glück für die Musik, sondern eher der Anfang vom Ende.

Ein paar Absätze weiter ist Böcklin bei einem anderen Thema, wenn er sich aus angeblich aktuellem Anlass über Menschen ereifert, die ein Konzert besuchen, nicht um die Musik zu hören, sondern um andere zu treffen und sich mit ihnen zu unterhalten: „*Welche Unanständigkeit, andere zu stören, zu ärgern! Nicht zu gedenken, daß es eine Gleichgiltigkeit, eine Art von Verachtung – von Undank gegen die Bemühung der spielenden Tonkünstler war.*“²³ Hierin stimme ich ihm gerne wieder zu, ebenso wie in jenen Bemerkungen, die er gegen Ende dieses ersten Briefes über den Sinn wirklicher Musik und die Bestimmung wahrer musikalischer Kunst und ihrer Schöpfer macht:

*„Ein wahrer Tonkünstler muß bey seinem Tonsetzen vergessen, wer er ist – er muß aus sich selbst herausgehen und sich mitten unter die Dinge begeben, die er vorstellen will. Dies beweißt von neuem, daß wer in der Tonkunst nicht etwas ganz neues, unerwartetes – und der Natur recht ähnliches liefern kann, sich mit der Tonsetzkunst niemals beschäftigen, oder wenigstens seine Geburten der Welt nicht gleichsam zur Schau darstellen sollte.“*²⁴

Könnte diese Einsicht der Grund dafür sein, dass Böcklin nach 1790 anscheinend kaum noch komponiert hat?

Keine Sorge, ich werde nun nicht in ähnlicher Ausführlichkeit auf die restlichen 19 Briefe der „Beyträge“ eingehen. Ich will Ihnen aber zumindest eine Ahnung davon vermitteln, wie breit das Spektrum der Themen ist, die der Musikbaron in seinem Werk abhandelt. Im zweiten Brief etwa fasst er seine Eindrücke vom Wiener Musikleben zusammen, wie er sie

während seines rund einjährigen Aufenthalts als anhaltischer Gesandter im Jahr 1782/83 gewinnen konnte. Dies gibt ihm Gelegenheit, über Leben und Werke einiger Wiener Musiker zu berichten – Christoph Willibald Gluck und Karl Ditters von Dittersdorf (1739-1799) insbesondere –, und nebenbei noch seines „geweßten Lehrers in der Setzkunst“, des Stuttgarter Hofkapellmeister Niccolo Jomelli, eingehend zu gedenken. Interessant und bezeichnend ist dabei seine Perspektive, wenn er sagt: „*Gluck wurde ungefähr für Wien – was Jomelli für Stuttgart gewesen war*“ – eine eigentümliche Umkehrung der Maßstäbe, trotz aller Wertschätzung, die Jomelli seit einigen Jahren wieder zuteil wird.²⁵

Überhaupt ist es immer wieder interessant zu sehen, wie sehr sich die Einschätzung eines Zeitgenossen von der späteren, historisch gewordenen unterscheiden kann. So benennt der Musikbaron in einem kurzen Satz das aus seiner Sicht überragende Dreigestirn der Wiener Komponisten: „*Gluck, Salieri, Mozard, welche fürtreffliche Künstler sind das nicht?*“ Für Mozart und Salieri hat Böcklin in diesem Brief noch einen weiteren Satz übrig – „*Salieri und Mozard sind glücklicher im Ausdruck der sanften – als der starken Leidenschaften*“ – und dann wendet er sich Gluck und Jomelli zu.²⁶

Weiterhin entwickelt der Musikbaron in diesem zweiten Brief eigene Ansätze zu einer musikalischen Völkerkunde:

„Die Blaßinstrumente werden hier gröstantheils und bestens von den Böhmen producirt; (ein Land, das fast ganz musikalisch ist, so, wie ungefähr jener Theil von Franken und Schwaben, wo man fast auf jedem Dorfe an Sonn- und Feyertägen ein Chor voll Bauern bey der Orgel in der Kirche, eine Messe absingen, und mit allerhand Blaß- und Saiteninstrumenten begleiten sieht) unter welchen Böhmen hingegen die mehresten aus dem Riesengebürge kommen, allwo es in diesem Fache sehr geschickte Leute giebt. Es wollen einige behaupten, als seyen die böheimische Landsingschulen besser, dann die in Mähren und Oesterreich. Ich will wohl glauben in größerer Anzahl, allein nicht besser.“²⁷

Im weiteren Verlauf der „Beyträge“ behält der Musikbaron diese bunte Themenmischung bei, springt von der „musikalischen Landesbeschreibung“ zur mathematisch-physikalisch untermauerten Musiktheorie, von der Beurteilung einzelner Komponisten und Interpreten zum Instrumentenbau. Ein paar Beispiele will ich im weiteren Verlauf meines Referats noch anführen, ansonsten aber die Behandlung der „Beyträge“ hiermit kurzerhand abbrechen.

„Fragmente ...“

Sein zweites musiktheoretisches Werk veröffentlichte Böcklin im Jahr 1811 im Verlag Herder zu Freiburg unter dem Titel *„Fragmente zur höhern Musik, und für ästhetische Tonliebhaber“*.²⁸ Im vorangestellten Motto – das von ihm selbst stammen könnte – schreibt er seinen Anspruch fest: *„Wenn sich das Schöne nicht auf Grundsätze bezieht, so gleicht die Theorie dem Geschwätze, und die Praktik einer Willkühr.“*²⁹ Gerecht wird er diesem Anspruch meines Erachtens höchstens zum Teil. Allerdings nimmt er ihn gleich im Vorwort teilweise wieder zurück, wenn er sagt, die „Fragmente“ richteten sich vor allem an *„ästhetische Tonliebhaber (...) von wenigen Kenntnissen“*. Schließlich gibt er auch noch an, für wen das Werk auf keinen Fall gedacht ist: *„An die Berauschten, die alles, was nicht nach dem Opium ihrer Absolutheit schmeckt, gemein finden müssen, wende man sich nie.“*³⁰

Fragmente sind es in der Tat, die er in diesem Band versammelt hat, Fragmente von teils aphoristischer Kürze. Zusammengehalten werden sie zwar nicht nur durch die Buchdeckel, sondern auch dadurch, dass sie sich allesamt reflektierend mit der Tonkunst befassen, aber von einer regelrechten Musiktheorie, wie man sie nach den Präliminarien vielleicht erwarten könnte, sind sie weit entfernt. Ein bisschen wirkt es, als habe Böcklin im Alter das Bedürfnis gehabt, seine Gedanken über Musik aufzuschreiben und der Nachwelt zu erhalten, inklusive aller Brüche und Widersprüche. Interessant könnte sein, zu untersuchen, inwieweit er auf die zeitgenössische Musiktheorie und die Entwicklung der praktischen Musik eingegangen ist, und so zu prüfen, ob und wie sich sein eigenes musikalisches Weltbild verändert hat. Wenn er sich auf den letzten Seiten der „Fragmente“ ausführlich mit Hasse und Jomelli befasst und diese beiden als die in seinen Augen wesentlichsten Komponisten seiner Zeit darstellt, dann scheint es freilich, als habe er den Anschluss an die aktuelle Entwicklung verpasst. Abgeschlossen hat er die „Fragmente“ mit dem Wunsch, was sie bewirken möchten: *„Daß es immerhin leichter falle: die Harmonie mit der Philosophie und Aesthetik, Moral und Musik – in engere Verwandtschaft zu bringen.“*³¹

Musik bei Familie Böcklin von Böcklinsau in Rust

Einen Eindruck davon, in welcher Art und Weise bei den Böcklins in Rust musiziert wurde, vermag jener Bericht zu vermitteln, den Alfred Graf von Kageneck über die *„feierliche Volljährigkeitserklärung“* des Musikbarons am 29. September 1770 erstattet. Ich will ihn – leicht gekürzt, aber immer noch ausführlich – zitieren:

„Die normale Böcklinsche Militärmacht von 24 Mann mit einem Tambour, einem Fähnrich und einem Hauptmann wurde auf die doppelte Zahl verstärkt und neu eingekleidet. (...) Die Musik war durch eine grüne Uniform ausgezeichnet und bestand aus je zwei Horn- und Klarinettebläsern, einem Fagottisten und zahlreichen Pauken, Trommeln, sowie einem Schellenbaum. Sobald sich Mutter und Schwiegereltern am Festmorgen dem Schloßhof nahten, trat die Wache unter das Gewehr und Musik ertönte. Dann erfolgte die Gratulationscour, der sich der Kirchgang anschloß. Dabei hatte die Jugend ‚Es lebe unsere gnädige Herrschaft‘ zu rufen, während die Bürgerschaft entblößten Hauptes salutierte. Ohrenbetäubender Lärm war für den Einzug in die Kirche selbst vorgesehen, denn dabei mußte abwechselnd georgelt, Horn und Trompete geblasen und die Pauken geschlagen werden. Nach dem feierlichen Hochamt und dem Te Deum, während dessen die ‚Soldateska‘ zu präsentieren hatte, kam ein langsamer Rückmarsch in das Schloß, der durch Musikbegleitung und blumenstreuende Kinder verschönt wurde. Im Schloßhof gab es dann eine Parade, der sich für die Familienmitglieder das Mittagessen anschloß. Dabei ‚werden die Symphonisten und Vocalisten die auserlesensten Musicalia virtuose zu exequieren sich angelegen sein lassen‘.“³²

Kagenecks etwas ironisch-distanzierte Schilderung dieses Staatsaktes vermittelt uns weder ein besonders genaues, noch ein unbedingt repräsentatives Bild von den musikalischen Gepflogenheiten am Ruster Rittersitz. Ein bisschen mehr und besseres als „ohrenbetäubenden Lärm“ werden die Herren Musici jedoch sicherlich zustandegebracht haben. Trompeten, Pauken, Trommeln und Schellenbaum repräsentieren gewissermaßen die „Militärmusik“ – was die Spieler mit diesen Instrumenten produzierten, dürfte den von einem heutigen Fanfarenzug verursachten Geräuschen nicht unähnlich gewesen sein. Darüber hinaus ist von zwei Klarinetten, zwei Hörnern und einem Fagott die Rede. Damit hätten die Böcklins eine veritable „Harmoniemusik“ aufzubieten gehabt.³³ Zur Zeit der „Wiener Klassik“ waren derartige Bläserensembles in unterschiedlichsten Besetzungen sehr beliebt, wie nicht zuletzt die Fülle von Bläserwerken Haydns, Mozarts, aber auch zahlreicher anderer Komponisten, beweist. Jeder Hof hatte sein Bläserensemble, jede Adelsfamilie, die auf sich hielt, ihre „Harmoniemusik“.

Was bei des Musikbarons Volljährigkeitsfeier tatsächlich musiziert wurde, wissen wir nicht, und über die Fähigkeiten der ausführenden Musiker überliefert uns Kageneck so wenig wie darüber, ob sie zum festen Personal auf Schloss Rust gehörten, oder eigens zu diesem Anlass engagiert worden waren. Dass sie den Auftrag hatten, „die auserlesensten Musicalia virtuose zu exequieren“³⁴ verheißt jedenfalls Gutes. Ein im Familienarchiv erhalte-

nes Inventarverzeichnis aus dem Jahr 1772 passt übrigens recht genau zu Kagenecks Schilderung, führt es doch all die erwähnten Instrumente an – und darüber hinaus noch einige mehr.³⁵

Auch aus den letzten Lebensjahren des Musikbarons liefert uns Kageneck eine Schilderung der Musizierpraxis im Schloss Rust. Böcklin hatte sich in den Jahren nach der definitiven Trennung von seiner Frau zusammen mit der offiziell als seine Haushälterin fungierenden Anna Maria Herr und der gemeinsamen Tochter Katharina Dankwohl – die als Findelkind ausgegeben wurde, was aber niemand glaubte – ein fast biedermeierliches Familienidyll aufgebaut, in dem die Musik eine wichtige Rolle spielte.³⁶ Lassen wir auch hierzu wieder Kageneck sprechen:

„Mademoiselle Nanette [i.e. Anna Maria Herr] (...) muß eine relativ gebildete und recht kluge Person gewesen sein. Vor allem war sie musikalisch, was sicher für Friedrich ein besonders wichtiger Anziehungspunkt war; sie spielte Klavier und beherrschte Geige und Gitarre. Für die musikalische Ausbildung der Tochter wurde umgehend gesorgt, und Lehrer für Gesang und Klavier erschienen regelmäßig im Schloß. Erstaunliche Miniaturen spätem häuslichen Glücks werden von Haubert³⁷ [einem Angestellten der Familie] gezeichnet; so etwa wenn er zu geschäftlichen Besprechungen nach Rust kam und nachher zusammen mit Friedrich, Mlle. Nanette und der Jungfer Dankwohl Arien aus der Mozartschen Entführung singen oder den Fortschritten des Mädchens auf dem Klavier lauschen mußte, während die stolzen Eltern dazu mit Geige und Gitarre begleiteten.“³⁸

Ähnlich wie der „Staatsakt“ anlässlich der Volljährigkeitsfeier des Musikbarons, bietet auch diese Schilderung kaum ein repräsentatives Bild von der Musik bei den Böcklins. Dazu ist beides auf je eigene Art zu besonders – wengleich gerade die zuletzt geschilderte Hausmusikszene nachgerade „gewöhnlich“ ist und in ähnlicher Form in zahlreichen „besseren“ Häusern hätte stattfinden können. Im neunten Brief seiner „Beyträge“ berichtet der Musikbaron von einem Besuch bei seinem „gewesten alten Nachbarn, woselbst wir ein Liebhaber-Concert formirten, und von den neuesten Trios, Quartetten und Quintetten spielten“ – ein Hausmusiknachmittag der Art, wie sie in jener Zeit in höheren gesellschaftlichen Kreisen nicht unüblich waren:

„Man hatte mich zwar zur ersten Violin angestellt; allein diese, und auch die Flötenpartie nachher verließ ich bald; um mich an das holde Klavier, mein Favoritinstrument, das so reizend, als vollstimmig ist, zu setzen, und damit den Baß mehr zu ergänzen (...) Ich konnte mir nie vorstellen, daß es in einer solchen kleinen Stadt [i.e. Zabern

im Elsass] so viele Kenner, und Liebhaber der Tonkunst gäbe. – Doch, wo eine Residenz eines großen Herrns, da sucht meistens sich alles auszubilden, und seine Talente zu zeigen. – So sollte es aber in gewissem Maaße jedoch allerorten seyn: – wiewohl bey großem Licht auch starker Schatten.“³⁹

Musik in der Oberrheingegend zwischen Freiburg und Straßburg

Mit diesem Zitat bin ich nun bei der Frage angelangt, was der Musikbaron über die Musikpraxis im Elsass, im Breisgau und in der Ortenau weiß. Ich könnte es mir nun einfach machen und kurzerhand die entsprechenden Passagen aus seinen „Beyträgen ...“ vorlesen. Doch abgesehen davon, dass dies viel zu lange dauerte, habe ich meine Zweifel, ob Ihnen mit des Musikbarons seitenlangem „name dropping“ und dem 200 Jahre alten Gesellschaftsklatsch gedient wäre. Aber eine Zusammenfassung seiner Angaben, angereichert mit dem einen oder anderen Zitat, sei zumindest versucht.

Auf die Musikalität der Menschen, gleich ob Bauern, Bürger oder Adelige, in unserer Region hält der Musikbaron recht große Stücke: „Von Breisgau und der Ortenau wird überhaupt beobachtet, daß solche Nationen zur Musik vielleicht mehr, als gar viele andere aufgelegt seyen. Kaum wird ein Dorf in diesen Ländern angetroffen, wo nicht ein paar Musikanten zum wenigsten wohnen, und Musikalien zu finden. Ueberall fast ist Anlage und Lust zur Musik zu erblicken. – In allen Ständen der breisgauischen und ortenauischen Gegenden giebt es ein, oder das andere unvergleichliche Talent, – auch selbst Virtuosen.“⁴⁰

Nach diesem allgemeinen Lob und einer Erklärung dafür, warum es trotz dieser auffälligen Musikalität so wenige wirklich große Musiker in der Gegend gibt – Hauptursache ist in seinen Augen die Kleinstaaterei – kommt Böcklin auf Einzelheiten zu sprechen. Zunächst freilich setzt er noch einen kleinen Seitenhieb auf die zeitgenössischen liturgischen Entwicklungen: „In den katholischen Ortschaften von Ortenau und Breisgau ist die Musik besser, als in den protestantischen. Sie scheint aber, seitdem da das Choralgesang in mehresten katholischen Kirchen Platz gewonnen hat, abnehmen zu wollen.“⁴¹ Anders ausgedrückt: Der damals im Zuge der „katholischen Aufklärung“ auch bei den Katholiken aktuelle Trend, im Gottesdienst den „allgemeinen Volksgesang“ einzuführen – der bei den Protestanten schon lange verbreitet war – wird, so befürchtet Böcklin, der Musik insgesamt schaden. Oder will er einfach nur ein paar antiprottestantische Ressentiments anbringen? Immerhin war er einige Jahre zuvor mit fast seiner ganzen Familie zur katholischen Kirche konvertiert, nur der älteste Sohn war evangelisch geblieben – also ausgerechnet jener, der letztlich für den Fortbestand der Familie sorgte.

Doch nun wieder zurück zu Böcklins Beschreibung des Musiklebens. „*Es hat zwar*“, fährt er fort, „*in den ortenauischen Städten Offenburg, Zell, Gengenbach, Lahr, Kehl, Kippenheim, Ettenheim etc. gleichwie in den breisgauischen Städten Kenzingen, Endingen, Emmendingen und Altbreysach etc. verschiedene gute Musiker. Aber ob man solche weltliche Tonsetzer und Tonkünstler alle, wirklich unter den Benennungen öffentlich bekannt zu machen zureichenden Grund habe, dieß laß ich noch dahin gestellt.*“⁴² Auf deutsch heißt dies wohl, der Musikbaron habe die Musik und die Musiker in den genannten Kleinstädten für nicht weiter erwähnenswert gehalten – oder nichts Genaueres über sie gewusst. Hätte freilich zu dem Zeitpunkt, als der Musikbaron sein Buch schrieb, Kardinal Rohan bereits in Ettenheim residiert, dann hätte Böcklin höchstwahrscheinlich erheblich ausführlicher über die hiesige Musikszene berichtet.

Teilweise sehr detailliert beschreibt Böcklin die Musik in Freiburg und Straßburg sowie in den größeren Abteien. Zunächst bespricht er recht eingehend die Männerklöster St. Trudpert, St. Blasien, Tennenbach, St. Märgen und St. Peter im Breisgau. Danach erwähnt er in einem Satz die Frauenklöster in Freiburg, Breisach und „*bey Kenzingen*“ – gemeint ist wohl Wonnental –, wo es „*einige Orgelspielerinnen mit fürtrefflichen Anlagen*“ gebe, „*allein ohne Kultivirung und Gelegenheit sich vollkommener zu bilden*“.⁴³ In den Klöstern der Ortenau, auf die er anschließend zu sprechen kommt, sei die Musik „*unstreitig weit besser*“ als im Breisgau, und entsprechend viel weiß Böcklin über manche davon zu erzählen. Den Anfang macht er mit Gengenbach und fährt dann mit Allerheiligen und Schuttern fort. Seine Beurteilungen einzelner Patres klingen für unsere Ohren allerdings recht eigenartig: Was etwa soll es bedeuten, wenn er von einem Pater sagt, er sei „*ein zeitmaaffester (...) und dickstimmiger Bassist*“⁴⁴ – dass dieser in der Regel gut den Takt halten kann und im Übrigen brüllt wie ein Stier?

Schließlich beschreibt der Musikbaron noch sehr gründlich und ausführlich die Musikpraxis im Kloster Ettenheimmünster. Und wenn ich Ihnen schon nichts über Ettenheim zu erzählen weiß, dann will ich wenigstens über Ettenheimmünster ein bisschen eingehender berichten:⁴⁵

„Nun vom bischöflich Straßburgischen Benedictiner Kloster Ettenheimmünster. – Hier ist die Musik immer im Zunehmen; – und so bald ein Tonmeister durch's Land reiset, oder sich darinn aufhält, so eilet fast ein jeder vor allen Dingen solcher Abbtey zu, um zu hören, – oder um sich hören zu lassen; weil man ihm sagt, – und das mit Wahrheit versichert; daß er da vorzüglichst im Lande gut accompanirt werde. – Denn in der That ist hier die Musik in die erste Klasse der Klostermusiken zu setzen; – welches wohl kein Kenner abläugnen dürfte. – Mit Rührung und Vergnügen hörte ich hier öf-

ters – und jedesmal die, der Tonkunst zur Ehre Gottes, zur Erbauung, und zur Erquickung geweihte Stücke so harmonisch, so sanft melodisch, so schön concertirend, – und in reinem angenehmen Ausdruck – spielen und absingen, – auf welche Weise mir deshalb weder Herz noch Ohren irgendwo in einem andern schwäbischen Gottes-hause jemals befriedigt worden sind.“⁴⁶

Abgesehen davon, dass sich die Ettenheimer vermutlich nicht gern als Schwaben bezeichnen lassen, werden die meisten von ihnen – nehme ich an – ein solches Lob sicherlich auch heute noch gerne hören. Aus der anschließenden Aufzählung der Komponisten, deren Werke zum Repertoire des Klosters gehörten, wird ersichtlich, dass die Patres sich musikalisch voll auf der Höhe der Zeit befanden. Immerhin verzeichnet der Musikbaron nicht nur die Namen von seinerzeit weit verbreiteten, heute aber zumeist vergessenen „Kleinmeistern“, sondern auch Christoph Willibald Gluck, Joseph Haydn und Giovanni Battista Pergolesi. Seine seitenlange Aufzählung von Namen beendet Böcklin recht unbescheiden, indem er angibt, auch von seiner „Wenigkeit“ seien einige Werke vorhanden. Freilich wurde nicht nur im Gottesdienst musiziert, Musik diente auch der Unterhaltung von Gästen und der „Freizeitgestaltung“ der Konventualen. Wie anders wäre zu erklären, dass sich in der Notensammlung des Klosters nicht nur Messen, Oratorien und sonstige Kirchenwerke befanden, sondern auch Sinfonien, Solokonzerte für Violine, Klarinette, Horn, Flöte oder Fagott und Kammermusikwerke.⁴⁷

Böcklin nennt rund ein Dutzend Patres, die sich als Musiker betätigen, namentlich, beschreibt ihre Kenntnisse und Fertigkeiten und beurteilt sie durchweg sehr positiv. Da die meisten von ihnen offenkundig mehrere Instrumente spielten und auch singen konnten, dürfte in der Tat ein sehr breites Repertoire an Musik – in jeweils wechselnder Besetzung – aufführbar gewesen sein. Unter den von Böcklin genannten Instrumenten war jedenfalls fast alles vertreten, was in der zeitgenössischen Musik gebraucht wurde.

Der wichtigste und bedeutendste Musiker der Klosters Ettenheimmünster war, nicht nur aus Böcklins Sicht, P. Ildefons Haas:⁴⁸

„Der jetzige Bibliothekar daselbst“, schreibt der Musikbaron, „Hr. Pater Ildefons Haas setzt so eindringende – so feine Kirchenmusik, die fast der allerbesten Komposition in diesem Fache zur Seite stehet. Dies ist keine Schmeicheley, sondern eine Gerechtigkeit, – die seinen Kirchenstücken von jedermann zufließt. Besonders fällt auch darinn das Leichte – das Ungezwungene – nebst dem pathetischen Ausdruck – bey wohlgeähltem Stimmenverhältnis zu bewundern. Niedlich – und ganz passend – sind übrigens nicht weniger in seinen

schönen Stücken die Abwechslungen der vorkommenden Solos, – die Tonarten, die Modulationen und Zeitmaße. – Ich weiß fürwahr nicht, ob ich solchen Meister in der Kunst, in der Melodie, oder in der Harmonie vorziehen soll. ([In der Vorlage der folgende Absatz als Fußnote!] Ildefonns kennt die Harmonie nicht blos aus Berechnungen, – wie die mehresten unsrer jetzigen Harmoniker; – sonder sein hohes Gefühl hat auch Theil immer daran. Hierinn achte ich ihn dem Händel, dem unsterblichen Händel ganz gleich. – Und da sehe man nun die Ursache, warum die Ildefonsische Harmonien, gleich den Händelischen auch tief in's Herz dringen. –) Er mag sich bey nahe darinn gleich seyn. Ewig Schade, daß dieser Geistliche, dieser anneben eben so fromm und liebenswürdige, als gelehrt, und mit edler Demuth einhergehende Mann sich nun gar wenig mehr mit der Tonkunst abgiebt, wiewohl er manchmal seine Violin nichts destoweniger ergreift (auf welcher er ein Virtuos), um seine Mitberufene zu unterstützen.“⁴⁹*

Um einen weiteren Beleg für die herausragende Stellung Haas' zu liefern – falls es dessen überhaupt noch bedurfte – erwähnt der Musikbaron zunächst einen weiteren hoch begabten Musiker des Klosters Ettenheimmünster, ehe er dann P. Ildefons selbst zu Wort kommen lässt:

Der Herr Pater Sebastian Mäder allda, ein Virtuos auf dem Secondhorn, der anneben alle Saiteninstrumente streicht, gut Klavier und Orgel spielt, und sowohl die Oboe, gleichwie die Klarinett und Trompet artig bläßt etc. hat zwar ein vorzügliches Talent zur Setzkunst, worinn er sehr fertig, harmonisch und schmeichelnd arbeitet: – ist aber noch lange nicht ein zweyter Ildefons Haas. –

Weil ich seit ein paar Jahren nicht nach Ettenheimmünster gekommen bin, sich inzwischen aber die Musik alldort noch mehr erhöht hat; –so bat ich deswegen gedachten Hrn. P. Ildefons um Nachrichten. Er gab mir solche, und schrieb mir dazu nachstehenden Brief. Diesen hier einzurücken, glaub ich wohl zu thun, indem (hierinn auch ganz einstimmig mit mir –) solcher fürnämlich die Hindernisse zeigt, welche der Zunahme der Tonkunst den Weeg in Klöster versagen? Ueberdas hingegen enthält er einige lesenswerte Bemerkungen. –

„Ew. Gnaden (schrieb er mir) wissen von selbst, – daß man in Klöstern von der Tonkunst kein Hauptwerk machet – nicht machen kann, – und man sich folglich schon begnügt, eine minder sakrilegisch Kirchenmusik, und etwan eine nicht Ohr und Seel-quälende Kammermusik für Ehrengäste aufführen zu können. Klostermusiken gebricht es an den zwoen Hauptschwingen, sich etwas über die gemeine

Atmosphäre zu erheben; an Erfahrung und Brodmangel. Meistens kommen wir ungereift und sehr jung in die Klöster, – und selten heraus, – niemals zu Theatern, zu Höfen; keine Meister, keine Jomelli zu uns; da gebricht es uns dann am Hören, Sehen und Erfahren. – Im Kloster selbst aber isset Pan mit Orpheus aus einer Schüssel, genießt eben denselben Rang, eben dieselbe Besoldung; da exiliert denn auch Nothdurft, Brodmangel, Bauch- und Geldsorge; – sehr mächtige Triebe Hayde, Pleyel, Vanhalle und Reicharde zu bilden. –⁵⁰

Damit das Ganze nicht zu katholisch wird, will ich jene beiden protestantischen Geistlichen nicht übergehen, die Böcklin für besonders merkwürdig hält: *„Einer ist der evangelisch lutherische Pfarrer von Friesenheim, Hr. Müller, der ein lieblicher Sänger, gefühlvoller Klavier-Spieler, und artiger Setzer genannt zu werden verdient. – Der andere ist der evangel. lutherische Pastor in Schmieheim, welcher sein Piano forte mit besonderer Geschwindigkeit bey vieler Anmuth tractirt, und damit auch sich allgemeinen Beyfall erworben hat.“⁵¹* Seiner Neigung, zu belehren und zu moralisieren, die schon den Zeitgenossen den Umgang mit dem Musikbaron nicht immer leicht gemacht hat, geht er auch an dieser Stelle nach, wenn er weiter schreibt: *„Unstreitig auch sind derley so unschuldige, so sanfte, so gefühlvoll als angenehme, und für andere zugleich – erquickende Musik Freuden – einem Seelsorger weit vortheilhafter und anständiger, – dann das viele Spielen mit Karten oder Würffel, – oder ein fast tägliches Jagen, – oder ein allzuscharfes Fahren, – oder zu wildes Reiten.“⁵²*

Über die Musik im Elsass schreibt der Musikbaron nicht viel. Ausgenommen sind natürlich die Stadt Straßburg, wo das Musikleben noch reichhaltiger und qualitativ hochwertiger sei als in Freiburg, und außerdem Zabern – darüber hatte ich ihn ja schon berichten lassen. Wenig, aber auch wenig Gutes weiß er über die Kirchenmusik in den elsässischen Klöstern, weshalb ich dazu auch nicht mehr zu sagen brauche. Bleiben zuletzt noch seine Standesgenossen, die übrigen in der Region ansässigen Adligen:

„Unter der hiesigen so zahlreich als geschmackvollen Noblesse – giebt es viele Herren und Damen, welche keine kleine Kenner und Kennerinnen der schönen Künste sind. – Unter solchen zeichnen sich die Frau von Schmaus, die Frau Gräfinn von Kageneck von Munzingen, der Reichsfreyherr von Brandenstein zu Orschweyer, und dessen Fräulein Tochter Catharina von Brandenstein, (welche überaus angenehm singt – und bey vieler Fertigkeit mit allem Geschmack das Klavier spielt) auch kleine Stücke sehr artig komponirt, – rühmlichst und vorzüglich aus. Die Fräuleins von Schach und Kamuzzi singen so lieblich als stark. Fürchtete ich nicht ihre Bescheidenheit zu beleidigen, so würde ich (...) noch mehrere derselben, als

Virtuosen unter den Liebhabern und Kennerinnen nennen und anrühmen. Welcher Schimmer wird nicht durch Tugend und Wissenschaften über den Adel verbreitet – der erst liebenswürdig wird, – wann er sich durch Verdienst und Rechtschaffenheit seines äußerlichen Vorzugs – würdig gemacht hat.“⁵³

Fazit

Ich hatte meine Ausführungen mit Gerbers vernichtendem Urteil über den Musikbaron begonnen. Dieses Urteil war natürlich jedem anderen, der sich mit Böcklin näher befasst hat, bekannt, doch ernstgenommen hat es offenbar niemand. Auch ich hatte mich zunächst mit der Erklärung zufriedengegeben, die man für diesen Ausfall gefunden zu haben glaubte: Der Musikbaron hatte im fünften Brief seiner „Beyträge“ beklagt, dass es in Deutschland kein „vollständiges Künstlerlexicon“ gebe und damit gezeigt, dass er nichts von Gerbers Lexikon wusste.⁵⁴ Gerber sei darüber so erbost gewesen, dass er, gewissermaßen als Retourkutsche, in der Neuauflage den Musikbaron nach allen Regeln der Kunst in die Pfanne gehauen habe. Den Beweis, dass dem wirklich so gewesen sei, hat jedoch keiner geführt – und die Konsequenz dieser Deutung hat offenbar auch noch niemanden gestört: Dass man, um die Ehre des Musikbarons zu retten, Franz Ludwig Gerber als überaus rachsüchtigen und nachtragenden Menschen hinstellen musste.

Diese gängige Erklärung krankt aber viel mehr an einem ganz anderen Punkt: Konnte Böcklin das Gerbersche Lexikon überhaupt kennen? Dieses erschien in mehreren Lieferungen in den Jahren 1790 bis 1792 in Leipzig. Böcklin hatte sein Manuskript im Jahr 1789 abgeschlossen und das Vorwort auf den 19. Dezember 1789 datiert. Und das sollte Gerber nicht aufgefallen sein? Die Rachetheorie ist damit, meine ich, fürs erste erledigt. Das hieße dann aber, Gerbers Kritik wäre so drastisch und ätzend ausgefallen, weil er die ihm bekannten Böcklinschen Werke tatsächlich für so schlecht hielt? Des Musikbarons Kompositionen taugten also wirklich nichts? Und zu alledem seien auch noch die Schriften unzuverlässig? Das hätte weitreichende Konsequenzen: Nicht, dass die südwestdeutsche Musikgeschichte umgeschrieben werden müsste, wenn sich der Musikbaron wirklich als eher eingebildeter denn gebildeter Musikkenner erwiese, aber in Frage gestellt werden müsste doch so manches von dem, was sich maßgeblich auf seine Angaben stützt.

Noch eine andere Beobachtung hat mich daran zweifeln lassen, ob die geläufige positive Einschätzung des Musikbarons wirklich in allem angemessen ist: Er habe, so vermeldet der Artikel im „New Grove“, die Idee des „Gesamtkunstwerks“ vorausgenommen. Dies allein sicherte ihm bereits einen dauerhaften Ehrenplatz in der Musikgeschichte, hätte er damit doch diese Idee schon zu einem frühen Zeitpunkt angesprochen, Jahrzehn-

Lied eines Vogelstellers

Aus dem Leipziger Almanach der deutschen Musen de anno 1773

F. F. S. A. Böcklin
von Böcklinsau

Originaltonart



1. Die Lie - be und der Vo - gel - sang ist würk - lich ei - ner - ley. Es
2. Sie ach - ten die Ge - fah - ren nicht, denn ih - re Her - zen sind in
3. Bey sei - nem er - sten Aus - flug ist das Vö - gel - chen ver - zagt, es
4. Doch hüpf t es, nach dem er - sten Flug, mit fröh - li - chem Ge - schwätz von



1. lockt der männ - li - che Ge - sang er lockt, er lockt Vö - gel und Mäd - chen her - bei.
2. an - ge - neh - mer Zu - ver sicht be - täub t, be - täub t, lie - be - voll, si - cher und blind.
3. scheut der Men - schen Hin - ter - list, wo - hin, wo - hin es sei - ne Flü - gel - chen wagt.
4. Baum zu Baum, und dünkt sich klug, und hüpf t, und hüpf t dem Vo - gel - stel - ler ins Netz.

te bevor der Begriff im Gefolge von Richard Wagners Schriften und Bühnenwerken entwickelt wurde. Das wäre in der Tat bemerkenswert.

Tatsächlich äußert der Musikbaron in seinen „Fragmenten ...“ einige Gedanken über das Zusammenspiel mehrerer Künste. „Niemals“, so sagt er etwa, „haben Musik, Poesie, und Tanzkunst mehr Reiz, – als wenn sie vereinigt werden.“⁵⁵ In den nächsten Absätzen legt er dar, wie diese drei Künste unter welchen Umständen zusammenwirken können. Stets müsse eine einzige der Künste regieren, während die anderen dienende Funktionen zu übernehmen haben. Eine feste Rangfolge gebe es nicht, sondern je nach der Art und Form des auszuführenden Kunstwerks sei einmal die Musik, ein andermal die Poesie, und ein drittes Mal schließlich der Tanz am wichtigsten.⁵⁶

Das freilich ist nun nicht sehr originell, sondern entspricht ziemlich genau dem Stand, den die uralte Diskussion über Zusammenwirken und Rangfolge der Künste zu Beginn des 19. Jahrhunderts erreicht hatte. Dafür den Ausdruck „Gesamtkunstwerk“ zu verwenden ist anachronistisch – Böcklin kennt und gebraucht ihn nicht. Wie also kommt es dazu, dass ein maßgebliches Nachschlagewerk den Musikbaron und das „Gesamtkunstwerk“ in einem Atemzug nennt? Nun, wenn ich recht sehe, hat Müller-Blattau diese Verbindung hergestellt. Ihn könnte dabei der im Jahr 1938 naheliegende Wunsch geleitet haben, seinem „alemannischen Musikfreund“ zu einer Bedeutung zu verhelfen, die ihm allein aufgrund seiner musikalischen Verdienste kaum zugeschrieben werden konnte. Und hierfür war der Begriff des „Gesamtkunstwerks“ in der Tat recht gut geeignet. Der Gerechtigkeit halber sei allerdings gesagt, dass Müller-Blattau nicht plump behauptete, Böcklin habe sich ausdrücklich zum „Gesamtkunstwerk“ geäußert, sondern nur einige Zitate aus den „Fragmenten“ anführt, die seiner Meinung nach zur „*Idee des Gesamtkunstwerks*“ gehören.

Eine Beurteilung des Musikbarons könnte nach meinem derzeitigen Kenntnisstand etwa folgendermaßen aussehen: Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau war ein vielseitig interessierter und umfassend gebildeter Mann, in dessen breitgefächertem Interessenspektrum der Musik eine zentrale Rolle zukam. Wie sein Leben recht außergewöhnlich verlief, so waren seine Ansichten nicht unoriginell, zugleich aber nicht selten ein wenig verschoben. Als praktischer Musiker und als Komponist war er ein „Dilettant“ im ursprünglichen, seinerzeit keineswegs negativ besetzten Sinn des Wortes. Seine Grenzen und Beschränkungen waren ihm an und für sich bekannt, was ihn freilich nicht davon abhielt, seine eigenen Werke aufführen und zum Teil sogar drucken zu lassen – die Nachwelt ist dadurch immerhin in der Lage, sich ein Urteil über seine Fähigkeiten zu bilden.

Erheblich bedeutsamer als seine Kompositionen sind seine musiktheoretischen Werke. In den „Fragmenten“ findet sich Originelles neben Unausgegorenem, stehen interessante Aspekte der zeitgenössischen Musiktheorie und Musikgeschichtsschreibung neben den recht eigentümlichen Ideen eines Freiherrn vom Lande, der sich in seinen Mußestunden zudem wissenschaftlich-theoretisch mit der Landwirtschaft, aber auch mit den großen ontologischen Fragen beschäftigte. Wesentlicher in meinen Augen sind die „Beyträge“. Weniger wegen Böcklins Vorstellungen zur Musikgeschichte und -theorie oder seiner Einschätzung des zeitgenössischen Musiklebens in den ihm bekannten Großstädten, als vor allem wegen seiner sehr aufschlussreichen Beobachtungen zur Musikpraxis in den Städten, Klöstern und an Adelssitzen des Breisgaus, des Elsass' und der Ortenau.

In seinen Ansichten zur zeitgenössischen Musik ist Böcklin von Böcklinsau nicht sehr fortschrittlich, sondern hält sich lieber an Bekanntes und Bewährtes. Seine Favoriten unter den Komponisten sind, wenn ich recht

sehe, Christoph Willibald Gluck (1714–1787), Johann Adolf Hasse (1699–1783) und Niccolo Jomelli (1714–1774), die um das Jahr 1790 kaum noch aktuell waren. Die aus heutiger Sicht wichtigeren und deutlich jüngeren Joseph Haydn (1732–1809) und Wolfgang Amadé Mozart (1756–1791) erwähnt er in seinen „Beyträgen“ mehrfach lobend, doch scheinen sie ihm weniger bedeutend.

Hoch anzurechnen hingegen ist dem Musikbaron die Haltung, die er gegenüber dem zu seiner Zeit noch florierenden Kastraten(un)wesen einnimmt:

„Es wollen einige die Stimme eines Kastraten allen anderen Stimmen vorziehen. – Dies fällt mir ganz unbegreiflich. (...) Es ist wohl wahr, daß Niemand so hoch hinauf singen könne, wie ein Kastrat. (...) Meinem Gefühl nach ziehe ich eine gute weibliche Stimme dem Gesang eines Kastraten weit vor. – Als einst eine gewisse Dame gefragt wurde: was sie von des gedachten Guarrieri seinem Singen denn wohl hielte? so ertheilte selbige sehr witzig in Antwort: ‚C’est une voix, à la quelle manque quelque chose‘.“⁵⁷

Dann jedoch lässt Böcklin die musikalisch-ästhetischen Argumente beiseite und fährt fort:

„Daß man vor Zeiten Kastraten machte, dies wundert mich! – von Menschen! daß man aber annoch heutiges Tages kastrirt, hierüber schaudere ich!! – Was ist europäische – so gepriesene Menschenliebe? Eine Fabel. Lasset uns unsre Herzen jedem leidenden, jedem gekränkten in der Nähe und in der Ferne öffnen, – um soviel an uns ist, – derley Schande unsers Geschlechts, gleich jenem Schicksaal der Neger in allen Kolonien der Europäer, – durch Wohlthun wieder zu tilgen!“⁵⁸

Bemerkenswert ist der Musikbaron schließlich nicht zuletzt deswegen, weil sich seine Interessen so sehr von denen mancher seiner Standesgenossen unterschieden, deren Hauptbeschäftigung Alfred Graf von Kageneck zufolge in der Jagd, im Kartenspiel und im Konsum geistiger Getränke bestand. Wie gut für die Musikgeschichtsschreibung, dass es daneben auch einen Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau gab, der sich nicht nur Gedanken zur Musik machte, sondern diese festhielt und so der Nachwelt überlieferte.

Franz Friedrich Sigismund August Freiherr Böcklin von Böcklinsau war in Sachen Musik ein ambitionierter Laie – mehr konnte er nicht sein, da er als Oberhaupt einer adeligen Familie und Besitzer eines Rittergutes andere Schwerpunkte in seinem Leben setzen musste. Mehr als ein Liebhaber der

Musik hätte er aber vielleicht auch nie sein wollen, wie man aus dem Gedicht schließen kann, das er ans Ende seiner „Beyträge“ gesetzt hat:

*Schlecht ist der Virtuosen Glück
In unsrer Tage Lauf,
s'thät Noth, sie nehmen einen Strick,
Und hängen all sich auf.
Pfeift einer auch wie le Brun pfeift,
Geigt einer Lolli nach,
Greift's Klavicord wie Ekkard greift,
Und komponiert wie Bach:
Doch hört man lieber Schellenklang
Gebell und Katzenschrey,
Und Gänsigag und Eselsang,
Als Sphären-Melodey.
Das Ohr der meisten Menschen ist, –
Wie Eselsohr, gar groß;
Darum bedenk's, mein frommer Christ,
Und werd kein – Virtuos.⁵⁹*

Anmerkungen

- 1 Geringfügig überarbeiteter und um Anmerkungen ergänzter Text eines am 23. Oktober 2003 im Rahmen des „Ettenheimer Kulturherbstes“ in Ettenheim gehaltenen Vortrags. In deutlich kürzerer Form und mit abweichender Schwerpunktsetzung bereits publiziert in Andermann, K. (Hrsg.): Rittersitze. Facetten adligen Lebens im Alten Reich, Tübingen 2002 (= Kraichtaler Kolloquien, Band 3).
- 2 Gerber, F.L.: Neues Historisch-Biographisches Lexikon der Tonkünstler, 1. Bd., Leipzig 1812, Spalte 447–448.
- 3 Müller-Blattau, J.: Ein alemannischer Musikfreund zu Goethes Zeit, in: Kerber, F. (Hrsg.): Volkstum und Reich. Ein Buch vom Oberrhein (Jahrbuch der Stadt Freiburg im Breisgau 2), Stuttgart 1938, 156–172.
- 4 Müller-Blattau, J.: Ein alemannischer Musikfreund ..., 161.
- 5 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland; nebst freymüthigen Anmerkungen über die Kunst, Freiburg 1790.
- 6 Davis, S.: Böcklin von Böcklinsau, Franz Friedrich Siegmund August von, in: Sadie, S. (Hrsg.): The New Grove. Dictionary of Music and Musicians, London 1980 (ND 1995), 2, 833–834.
- 7 Gerber, F.L.: Neues Historisch-Biographisches Lexikon ..., Spalte 448.
- 8 Die folgenden Ausführungen zur Familiengeschichte der Böcklins wie zur Biographie des Musikbarons beruhen im Wesentlichen auf dem 1994 postum veröffentlichten Aufsatz seines Nachfahren, Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte des Musikbarons Franz Friedrich Sigismund August Freiherrn Böcklin von Böcklinsau (1745–1813), in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ 113 (1994), 107–148.

- 9 Vgl. Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 147. Wenn diese Diagnose stimmte – was freilich aus anatomischen Gründen nur schwer vorstellbar ist – hätte der Musikbaron noch in seinem letzten Stündchen – darin sich selbst treu bleibend – Erstaunliches vollbracht.
- 10 Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 123.
- 11 ebd.
- 12 ebd.
- 13 ebd.
- 14 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., 40 (Fußnote). Zitate im Wesentlichen buchstäblich, wenngleich unter stillschweigender Korrektur sinnentstellender Druckfehler.
- 15 Zitiert nach Müller-Blattau, J.: Ein alemannischer Musikfreund ..., 161.
- 16 Friedlaender, M.: Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Quellen und Studien. Stuttgart und Berlin 1902, Band I,1, 222.
- 17 Im Rahmen des Vortrags sang Martin Obergföll, begleitet von Mathias Burg am Klavier, eine kleine Auswahl aus den „Liedern für Jungesellen“.
- 18 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., Vorbericht.
- 19 Vgl. Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 124.
- 20 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., 9, 10.
- 21 ebd., 13.
- 22 ebd.
- 23 ebd., 15.
- 24 ebd., 16.
- 25 ebd., 19–20.
- 26 ebd., 19.
- 27 ebd., 20–21.
- 28 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Fragmente zur höhern Musik, und für ästhetische Tonliebhaber, Freiburg und Konstanz 1811.
- 29 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Fragmente ..., Titelblatt.
- 30 ebd., Vorbericht und anschließendes Motto.
- 31 ebd., 83.
- 32 Vgl. Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 117.
- 33 Beispielsweise hat das W.A. Mozart zugeschriebene Divertimento KV Anhang 227 mit 2 Klarinetten, 2 Hörnern und 2 Fagotten fast exakt die gleiche Besetzung wie das Böcklinsche Hausorchester von 1770 und dürfte auch etwa um diese Zeit entstanden sein.
- 34 Zitiert nach Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 117.
- 35 Vgl. StAF, U 101/1, Nr. 2628.
- 36 Vgl. Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 134, 142–143.
- 37 Zur Person Hauberts vgl. Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 142.
- 38 Vgl. Kageneck, A. von: Die Lebensgeschichte ..., 143.
- 39 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., 64–65.
- 40 ebd., 102–103.
- 41 ebd., 103.
- 42 ebd., 103–104.
- 43 ebd., 118.
- 44 ebd., 119.
- 45 Vgl. auch Schmider, Ch.: Klöster und Musik – das Beispiel Ettenheimmünster, in: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hrsg.), Kirchengut in Fürsten-

- hand. 1803: Säkularisation in Baden und Württemberg, Revolution von oben. Ubstadt-Weiher 2003, 134–139.
- 46 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., 123–124.
- 47 ebd., 124–125.
- 48 Zu Haas siehe Klär, B.: Pater Ildefons Haas (1735–1791) aus Ettenheimmünster. Ein Beitrag zur Musikgeschichte eines süddeutschen Benediktinerklosters im 18. Jahrhundert. Heidelberg (Diss.) 1972.
- 49 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., 125–126.
- 50 ebd., 126–128.
- 51 ebd., 131.
- 52 ebd., 131–132.
- 53 ebd., 109–110.
- 54 ebd., 42–43. Wörtlich schreibt er: *„Sie vermessen in unserm Vaterland ein vollständiges Künstlerlexicon? Ich auch. – Bleiben aber je große Genien, edle Geister schöner Wissenschaften oft unbekannt, oder unangezeigt, so geschiehet es fürnämlich bey der Tonkunst. – Ich kenne viele gute, ja recht gute Komponisten, die bloß in dem kleinen Zirkel ihrer benachbarten Freunde bekannt sind, – und auswärts nicht einmal dem Namen nach angedeutet werden. Vom Mangel der Tonsetzer-Biographien will ich nicht einmal reden, solange noch die Geschichte anderer nützlicherer Männer so unvollkommen heißt.“*
- 55 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Fragmente ..., 27.
- 56 ebd., 27–29.
- 57 Böcklin von Böcklinsau, F.F.S.A.: Beyträge ..., 78.
- 58 ebd., 78–79. In der zugehörigen Fußnote ergänzt er noch einen Stoßseufzer: *„O traurigste Fragmente zur Geschichte der Menschheit. Ließt man noch hinzu les Voyages du chevalier de saint Pierre aux isles de France & de Bourbon. Paris 1773. Dann frägt sich's, welche sind mitleidiger, Christen oder Heyden?“*
- 59 ebd., 149–150.

Der Bühler Friedhof und seine Geschichte

Suso Gartner und Egon Schempp

Die Grabdenkmäler auf dem im Jahre 1572 auf Kappler Gemarkung neu angelegten Bühler Friedhof sind nicht nur Zeugnisse frommen Gedenkens für die Verstorbenen, sondern haben auch seit langem als wertvolle steinerne Urkunden das Interesse der Historiker und Kunstgeschichtler geweckt. Im Jahre 1900 ließ der Mooser Pfarrer und Bühler Historiker Karl Reinfried im Acher- und Bühler Boten eine Artikelserie unter dem Titel „Der Bühler Friedhof und die Friedhofkapelle“ in den Nummern 248–253 erscheinen.¹ Fast ein Jahrhundert später im Jahre 1995 verfasste Sascha Falk im Auftrag des Stadtgeschichtlichen Instituts eine umfangreiche Bestandsaufnahme der kunsthistorisch bedeutsamen Zeugnisse: „Grab- und Gedenksteine des Bühler Friedhofs“.² Eine Dokumentation der Grabinschriften bis zum Jahr 1650 wird zur Zeit von der Inschriftenkommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften erstellt.

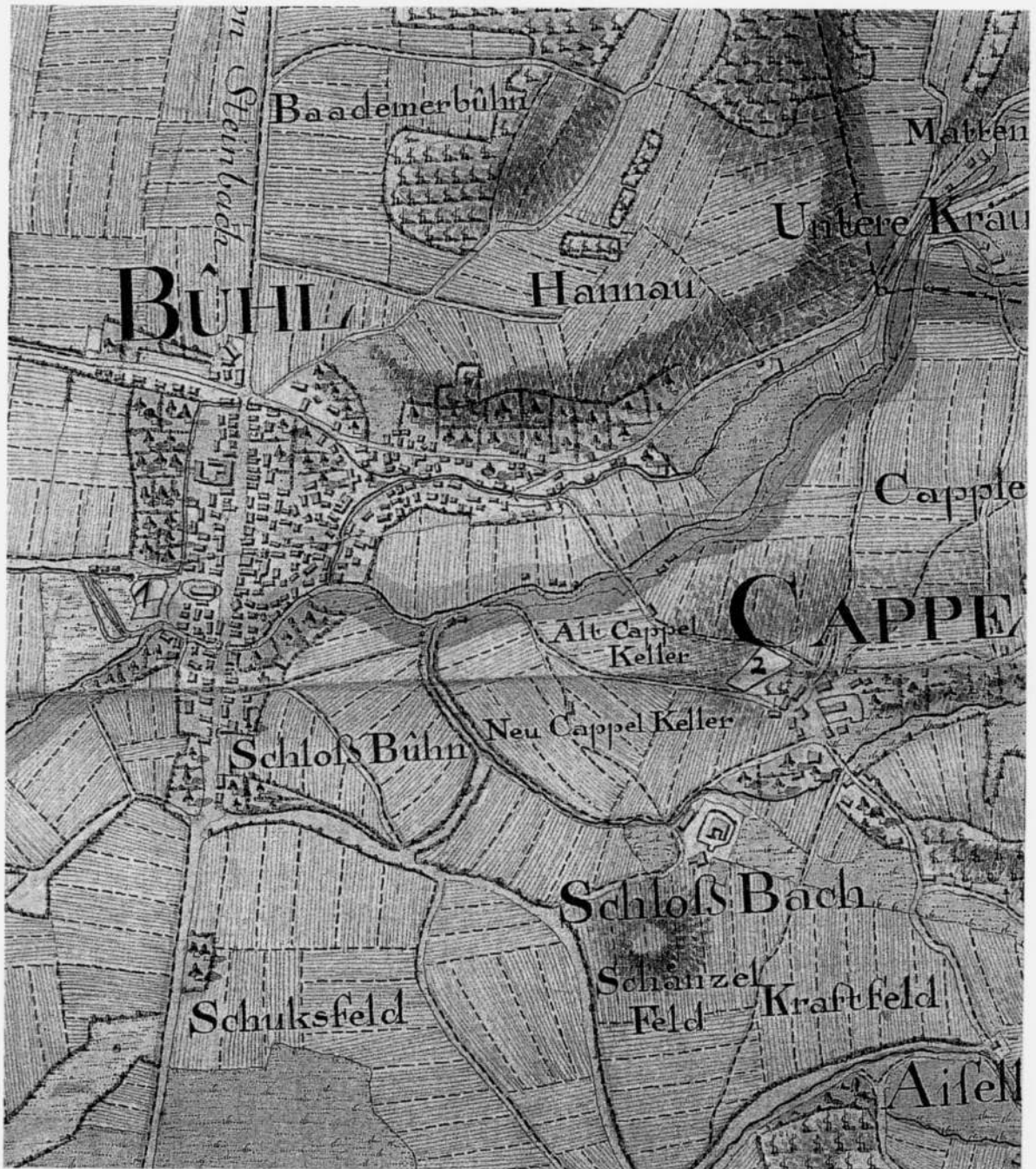
Der neue Friedhof auf dem Kappelrain

Die beiden Pfarreien Kappelwindeck und Bühl, zu denen früher auch Bühlertal und Altschweier gehörten, waren im Mittelalter durch die Bühlot, den mitten durch die heutige Stadt Bühl fließenden Bach, voneinander geschieden. Ursprünglich gehörten zum Bühler Kirchspiel also auch die Teile nördlich der Bühlot von Altschweier, Bühlertal und zeitweise auch der Zinken Rittersbach sowie Hatzenweier.

Als im 16. Jahrhundert der alte Bühler Kirchhof (beim heutigen Rathaus) „übergraben“ war, schuf man 1572 den heutigen Gottesacker auf Kappler Gemarkung für die Pfarreien Bühl und Kappel aus den Strafgefällen der Gerichtsherren.³ Laut Inschrift auf dem alten Friedhofskreuz wurde er am 17. April 1572 geweiht. Auch die Bühlertäler mussten 1607 zum Gottesacker beisteuern.⁴

Einwohner, die über die notwendigen Mittel verfügten, konnten auch danach noch für 4 Gulden in der Bühler Kirche oder für 1 Gulden auf dem alten Kirchhof ihre letzte Ruhe finden. Doch ab 1782/83 wurden „gewöhnliche Bühler Sterbliche“ auf dem neu geschaffenen Gottesacker auf dem Kappelrain bestattet. Das letzte Begräbnis in der alten Bühler Kirche war nach Reinfried das des Pfarrers Johann Baptist Ge(e)nen († 30. April 1799).

Das Kappler Kirchspiel hatte offenbar, wie es in einer Eingabe von 1796 heißt, sein Begräbnis danach wiederum bei der Kappler Kirche.⁵



Bühl 1784

- 1 Amtsgarten westl. der Pfarrkirche mit Kirchhofmauer
- 2 Friedhof. Im Osten Kappler Kirche mit Kirchhofmauer

GLA Karlsruhe H Bühl Amt 1

Durch die „fast täglich dahier mit Tod abgehenden kayserlichen Blessierte“ war er in kurzen Tagen so ausgefüllt worden, dass schon nur halb Verwesende schon wieder ausgegraben wurden, weshalb die Gemeinde einen neuen Platz zu erwerben suchte. Der Kaufschilling für das neue Gelände belief sich auf 1.041 fl. 31¹/₂ Kr. Der Betrag wurde umgelegt nach Köpfen,

*Bühler Friedhof**Alte Aufnahme*

so dass auf die in Kappel wohnenden Kirchspielangehörigen $137\frac{1}{2}$, auf die in Altschweier 78 und die zu Bühl $56\frac{1}{2}$ Teile, zusammen also 272 entfielen.⁶ Den Bühlern wiederum war ihr Friedhof auf Kappler Gemarkung zu weit entfernt. Die Gemeinde wollte deshalb einen Gottesacker in der Nähe anlegen, weshalb man 1782 den Amtsgarten in der Kirchgasse für 400 fl. erwarb. Die badische Herrschaft ließ jedoch ein Gutachten von Dr. Glyckher aus Baden (-Baden) erstellen, aus dem dann hervorging, dass der Platz wegen des Südwindes und dem daneben fließenden Bach (Bühlot) für einen Begräbnisplatz nicht tauglich war. Die Kappler erhielten 1835 einen eigenen neuen Friedhof.⁷

Erweiterungen, Kosten, Neueinteilung

Aus dem Jahr 1857 ist ein Geländekauf von Mathias Krechtler aus Kappel von $1\frac{1}{2}$ Viertel Acker für 400 fl. bekannt. Anfang November 1858 wurde der neue Teil des erweiterten Gottesackers eingeweiht. Um diese Zeit reichte der Friedhof etwa bis zur Südostseite der heutigen Friedhofkapelle (Alban-Stolz-Kapelle). Bald genügte auch dieser Platz nicht mehr, so dass man im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrere Äcker an der Nordwestgrenze



Epitaph des Georg Kentner 1602

hinzukaufte. Im Jahre 1878 kamen einige lange Geländestücke, auf denen jetzt die Friedhofskapelle steht, mit ca. 29,5 Ar und 1904 der ehemals Schuh'sche Acker mit 9 Ar 63 qm dazu.⁸ Eine Aufstellung von 1882 gibt als Größe des christlichen Friedhofs 82 Ar 16 Meter, für den israelischen auf der Honau bei Bühl 13 Ar 87 Meter an.⁹ Im Jahre 1911 brauchte die Stadt 50–60 neue Plätze. Sie erwarb deshalb zwei Jahre später Gelände von 12 Ar 73 qm und ca. 24 Ar Acker und Rain vom Hofbräuhaus Hatz und von Max Kuen. 1930 schloss man einen Pachtvertrag mit der Löwenbrauerei Freiburg wegen des Eis- und Bierkellers unter dem Friedhof. Erweiterungen und Geländezukäufe sind auch aus den Jahren 1946 (nach Norden), 1964–70 und aus jüngster Zeit 1994/95 bekannt. Durch Bodengutachten ließ man dabei die Beschaffenheit des Untergrunds prüfen. Der alte Teil umfasst heute (2003) 180,43 Ar, der neue 89,04 Ar.

Ein Rabattengrab kostete im Jahre 1919 70 Mark, ein Grab an den Wegen 50. 1938 musste man für ein einfaches Grab 40, ein Doppelgrab 80 Reichsmark ausgeben. Heute (2003) sind für ein Einzelerdgrab 1.080 Euro, ein Doppelgrab 2.010, eine Urne 153 Euro, ein Familiengrab für bis zu vier Urnen 480 Euro zu bezahlen.

Ein Leichenschauregister aus den Jahren 1902–1907 listet die Namen von Verstorbenen und deren Todesursache auf. Aus dem Jahr 1921 stammt



Grabstein des Hans Acker

ein Verzeichnis der umzugrabenden Gräber mit Namen und Jahr der Beerdigung.¹⁰

In den Jahren 1913 und 1926 sah man sich, angesichts der bisher herrschenden ungeordneten Lage- und Markierungsverhältnisse, zu einer Neueinteilung der Grabplätze veranlasst.¹¹

Verordnungen

Nach einer Anordnung des badischen Amtmanns Häfelin aus dem Jahre 1837 sollten die Gräber statt der bisherigen 3–4 Schuh 6 Schuh tief gegraben werden. Sie konnten (1882) bei verstorbenen Erwachsenen nach 25 Jahren, bei Kindern nach 15 Jahren wieder geöffnet werden. Der Totengräber musste das Begräbnisbuch führen. Bei großen Beerdigungen sollte auch ein Polizeidiener anwesend sein, um gaffende Kinder und Erwachsene in die Schranken zu weisen.

Aus dem Jahr 1862 stammt eine Leichenordnung der Stadt Bühl. Ihre Einhaltung sollte durch eine Kommission überwacht werden, an deren Spitze der Ortsgeistliche, der großherzogliche Amtsarzt, der Bürgermeister, ein Mitglied des Gemeinderates und ein Mitglied des Stiftungsvorstandes standen. Dazu kamen das Leichenpersonal: der Leichenprokurator, der



Grabstein mit Schusterbeil

Leichenmann, die Leichenfrau, die Leichenträger, Totengräber und der Leichenschauer (bzw. Amtsarzt).

Jeder in der hiesigen Gemeinde musste auf dem Friedhof beerdigt werden. Die Leicheneröffnung durfte erst 24 Stunden nach dem Tod, die Beerdigung 48 Stunden nach dem Hinscheiden erfolgen. Die Särge mussten aus leichtem Holz geschreinert sein. Eine Ausnahme wurde nur für Bestattungen in den Familiengräbern gewährt.

Die Toten durften nicht vom Sterbehaus getragen, sondern mussten mit dem Leichenwagen gefahren werden. Der Geistliche übernahm sie am Sterbehaus, dann ging es über die Hauptstraße zum Gottesacker. Leichen von Hatzenweier wurden ab der Einmündung der Bühlertalstraße begleitet.

Genau geregelt war, was man dem Geistlichen, Messner, den Ministranten, dem Leichenmann bzw. der Leichenfrau etc. zu geben hatte. Für die Totengräber war ein nüchterner und sittsamer Lebenswandel vorgeschrieben. Die Eröffnung eines geschlossenen Grabes durfte nur nach schriftlicher Genehmigung erfolgen, ausgenommen, wenn ein „wahrgenommenes Gepolter im Grabe auf das Leben des Versenkten schließen lässt.“

Die Ummauerung und Absperrung der Kirch- und Friedhöfe sollte eine Störung der Totenruhe verhindern. Um 1445 war, um ein Beispiel zu nennen, die Kirchhofmauer der Kappelwindecker Kirche eingestürzt. Das Vieh gelangte in den Kirchhof und zerstörte die Gräber.¹² Vermutlich wurde auch der Bühler Friedhof bald nach seiner Errichtung mit einer Mauer versehen. Um 1787 musste die Mauer am Gottesacker repariert werden, da sie an der oberen Seite der Gasse einzufallen drohte. Sie hatte damals eine Länge von 150 Schuh, war 8 Schuh hoch und 1 1/2 Schuh dick.¹³ Um 1882 war der Friedhof von Süden, Osten und Westen von einer Mauer, im Norden von einem Hag umgeben.

Die Friedhofsordnungen des 19.–20. Jahrhunderts sorgten für geordnete Verhältnisse und spiegeln im Einzelnen die Lebensumstände der jeweiligen Zeit wider. Bei ihrer Abfassung orientierten sich die Verantwortlichen um die Jahrhundertwende wohl auch an dem Vorbild anderer Städte.¹⁴ Unter anderem war schon damals etwa das Mitnehmen von Hunden und das Tabakrauchen verboten.

Bein- und Knochenhaus verschwunden

Ein altes steinernes Beinhäuschen stand nach Reinfried neben dem Gottesackerkreuz und trug die Jahrzahl 1607 mit den Buchstaben CS sowie ein Wappenschild mit einem Pferdekopf, „in dessen Maul drei Löffel staken“. Es war, als Reinfried seinen Artikel schrieb, allerdings „längst verschwunden.“ Im Jahre 1926 wird ein so genanntes Knochenhäuschen erwähnt.¹⁵ 1949 befand sich der Leichenraum beim Städtischen Krankenhaus.¹⁶

Alte Grabplatten leiden unter der Witterung

Nur wenige Grabsteine und Grabplatten aus dem 17. und 18. Jahrhundert finden sich noch auf dem Friedhof.¹⁷ So gelangten beim Abbruch des Chors der Bühler alten Kirche wohl einige alte Grabplatten von Geistlichen, die üblicherweise in oder bei den Kirchen bestattet wurden, wie die des 1789 gestorbenen Jesuiten Carl von Molitor, auf den neuen Friedhof. Heute ist die Inschrift auf seiner Grabplatte aus grauem Sandstein beim nördlichen Eingang nur noch teilweise zu entziffern und der darunter befindliche Kelch kaum mehr zu erahnen.

Schon im Jahre 1900 stellte der Mooser Pfarrer und Bühler Historiker Karl Reinfried in seinem grundlegenden Artikel „Der Bühler Friedhof und die Friedhofkapelle“ fest, dass der vor 40 Jahren noch vorhandene Grabstein des Pfarrers Georg Kroll († um 1610), verschwunden war.¹⁸

1923 fand eine Versteigerung von Grabsteinen statt.¹⁹ Als man 1931 einen neuen Friedhofseingang ins Auge fasste, sollten die wertvollen alten Grabsteine in ordnungsmäßiger Weise konserviert werden. In der Ausschreibung vom 9. Oktober 1933 wurde bestimmt, dass die beiden alten Grabplatten, welche links des Haupteingangs auf dem Friedhof lagerten, entsprechend einzumauern und nachher zu reinigen waren.²⁰

Rettungsversuche

Im Jahre 1928 wandte sich ein Nachkomme der alten Bühler Familie Lichtenauer an den Bürgermeister und wies auf das Fehlen des Grabsteins seiner Urgroßtante Marianne Brückner, geb. Lichtenauer, hin. Sie war, wie er in seinem Brief anfügte, die Witwe des badischen Generals Ludwig Brückner (geb. 1766 in Bühl), der sich in Spanien und vor Straßburg 1814 besonders ausgezeichnet hatte.

Nachdem im Jahre 1931 Prof. A. Stolz, ein Verwandter des berühmten Bühler Bürgersohns Alban Stolz, auf die Beseitigung des Grabmals von dessen Bruder, des Apothekers Ludwig Stolz, hingewiesen hatte, wurde das Grabmal nach Intervention des Historischen Vereins wieder an der Umfassungsmauer aufgestellt. Seine Frau war übrigens eine geborene Scheffel, eine Tante des Dichters.

Am 5. Januar 1933 wandte sich der Vorsitzende der Bühler Ortsgruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden Peter an das Bürgermeisteramt Bühl und bat um die Erhaltung der alten Grabsteine. Bei einer Begehung habe man festgestellt, dass „ein schöner und kulturhistorisch bedeutsamer Grabstein auf dem Abfallhaufen des Friedhofes geworfen worden war. Es handelt sich um das Grabmal eines Bäckermeisters Edelmann aus dem Jahr 1804“. Er wies darauf hin, dass es um ein „Gedenkzeichen für einen Angehörigen eines alten Bühler Geschlechtes und der gesamten Bäckerzunft“

gehe und dass an ihm als einzigem auf dem Bühler Friedhof Zunftszeichen angebracht seien. Außerdem hätten durch den Umbau des Haupteingangs die Bühler Geistlichen Joh. Bap. Genen und Karl Molitor ihren Platz verloren und würden umgestürzt auf einem Grab liegen. Schließlich regte er an, das „schöne Renaissancegrabmal des Kannenwirts“ beim heutigen Haupteingang, das schon manchen Fremden erfreut habe, gegen die stark fortschreitende Verwitterung zu schützen.²¹

Was die Zunftszeichen anbelangt, so sind inzwischen zwei weitere alte Exemplare auf Grabsteinen gefunden worden. Das Grab des Schneiders Hans Acker mit der Schere und ein schon längst bekanntes Grabmal aus rötlichem Sandstein mit einem beilartigen Handwerkszeug. Dabei handelt es sich nicht, wie früher vermutet, um ein Henkersbeil, sondern nach Angaben der Heidelberger Inschriftenkommission um einen so genannten „Halbmond“, wie ihn Schuhmacher zum Schaben und Löcherstanzen benutzten.²²

Sascha Falk hat in einem Register die kunstgeschichtlich und historisch wertvollen Gedenksteine aufgelistet. Er weist darauf hin, dass sich viele von ihnen in einem bedauernswerten Zustand befinden und dringend der Konservierung bedürfen.

Der oben erwähnte A. Stolz schlug 1927 vor, die ältesten Grabsteine in einem Lapidarium aufzustellen und so vor dem endgültigen Untergang zu bewahren. Bei einer Führung der Bühler Mitgliedergruppe des Historischen Vereins im Oktober 2003 erneuerte der Vorsitzende diesen Appell.

Die Kapelle Maria zum Trost, genannt Alban-Stolz-Kapelle

Der Bühler Friedhof wird Anfang der achtziger Jahre im neunzehnten Jahrhundert nach Westen erweitert. Die Pfarrei unter Pfarrverweser Ferdinand Hund und die Gemeinde unter Bürgermeister Eduard Knörr beschließen 1880 den Bau einer Friedhofskapelle. Der Bühler Hofbäckermeister Karl Schuh stiftet den Bauplatz mit 360 qm. Sein Grab befindet sich an der äußeren Chorwand. Die Grundsteinlegung fand an Christi Himmelfahrt am 26. Mai 1881 durch Pfarrer Manz aus Altschweier statt. An Mariä Himmelfahrt des folgenden Jahres weihte Pfarrverweser Hund die Kapelle ein. Der Bau wird zum bürgerschaftlichen Anliegen. 24.000 Mark spenden die Bürger, nach damaligem Geldwert eine erhebliche Summe.

Karl Hörth, ein Bühler Bürgersohn, Architekt des Erzbischöflichen Bauamtes in Freiburg, entwirft den Plan und übernimmt die Bauleitung „ehrenhalber“, d.h. er stellt hierfür keinen Pfennig in Rechnung. Sein Grabstein steht heute an der Chorwand der Kapelle.

Um Gotteslohn karren die Bühler die Bausteine zum Bauplatz mit ca. 500 Handfronen und ca. 280 Fuhren. Die Steine stammen vom Chor der



Bühler Friedhof, Alban-Stolz-Kapelle

ehemaligen Pfarrkirche, jetzt Rathaus 1, der 1879 dem Straßenverkehr weichen muss.

Architekt Hörth entwirft einen Kuppelbau mit Rundbogenfenstern und einer kleinen Vorhalle vor dem Eingang. Der Grundriss ist ein „griechisches Kreuz“ mit verkürzten Querarmen. Vorbilder sind die Sakralbauten der Romanik. Die Kuppel krönt ein graziöses Türmchen, in dem das Friedhofsglöckchen aufgehängt ist. Dieses, dem Erzengel Michael gewidmete Glöckchen, wird vom Bühler Bürgersohn Carl Alois Metz, Stadtpfarrer und Dekan von Bräunlingen, gestiftet. Stiftungsrat Flick malt die Kapelle aus. Kunstmaler A. Duchow aus Rastatt gestaltet die Chorwand in Fresko-Technik mit dem Motiv von Maria mit dem Gotteskind als Trösterin. Sie stellt die triumphierende, die streitende und die leidende Kirche dar. Die Kosten übernimmt eine unbekannte Wohltäterin.

August Vollmer, ein in München lebender Maler, übereignet der Heimatstadt sein Erstlingswerk „Der Tod des heiligen Josef“. Dieses Bild befindet sich heute im nördlichen Seitenschiff der Pfarrkirche. Die Mensa des Altars befand sich in der alten Pfarrkirche und ist der abgemeißelte Grabstein des letzten Herren von Windeck Junker Jörg, der 1588 in Bühl starb. Die Kreuzigungsgruppe stammt aus der alten Kirche. Heute befindet sie sich rechts des Nordausganges der Pfarrkirche.

1902 muss die Friedhofskapelle renoviert werden. Kunstmaler Flick malt die Kuppel mit den acht Seligkeiten aus. 1957/58 wird die Kapelle erneuert und neu gestaltet. Die Fenster werden komplett renoviert und mit hellen Farben versehen, so dass das Licht einfallen kann und die Streben und Rundbogen als schmückendes Beiwerk zur Geltung kommen. Nun entfaltet der Raum seine architektonische Wirkung und teilt sich mit einer vorher nicht empfundenen Harmonie mit. Als Dominante ist das Mosaik des Auferstandenen im Chor angebracht. Der Bühler Bildhauer, Grafiker und Maler Walter Fischer hat dieses Werk geschaffen, zusammen mit dem Mosaik in der Kuppel. Es stellt den Heiligen Geist in Form einer Taube dar. Das „schwülstige“ Grabmal von Alban Stolz wurde entfernt, sein Grab deckt nun eine schlichte Grabplatte. Seine Büste steht noch auf der rechten Seite des Chorraumes. Sie stammt von Bildhauer Sayer in München und wurde von seinen Verehrern und Schülern gestiftet, besonders von den am 2. August 1864 geweihten Priestern der Erzdiözese. 1998/99 wurde wieder eine Renovation durchgeführt, die den Charakter der Kapelle aber nicht veränderte. Bereits drei Jahre nach dem Bau der Kapelle wurden Probleme mit den Fundamenten und Feuchtigkeit in den Wänden festgestellt. Sie sind bis heute nicht ganz behoben.

Die Gräber in der Kapelle

Im Chor rechts des Altars befindet sich das Grab von Alban Stolz. Die entfernte Grabplatte besagte (in deutsch): Hier ruht Alban Stolz, der Heiligen Gottesgelehrtheit Doktor und Professor an der Universität Freiburg, geboren den 3. Februar 1808, fromm im Herrn entschlafen den 16. Oktober 1883. Er ruhe in Frieden. Heute heißt es ganz schlicht: Alban Stolz Professor der Theologie 1808–1883.

Im Chor links des Altars befindet sich das Grab von Pfarrer Ferdinand Brommer. Er wurde am 8. Oktober 1842 in Neusatz geboren. Er arbeitete in und für die Pfarrei sehr viel, war aber kein besonders guter Prediger. Am Karfreitag 1903 erlitt er in der Kirche einen Schlaganfall – laut Nachruf im Diözesanarchiv vermutlich wegen seines übertriebenen Fastens, an dem er am 21. August 1903 starb. Er spendete beträchtliche Summen für den Kirchen- und Kapellenfond. An der Ostseite des Kirchenschiffes befinden sich die Gräber von:

Dr. Julius Berberich, Stadtpfarrer, gestorben 1916 in Bühl. Er gründete 1907 den katholischen Arbeiterverein in Bühl.

Josef Fischer, Monsignore und Stadtpfarrer, gestorben 1958. Er hat sich vor allem bei Kriegsende und in den ersten Nachkriegsjahren für die Bevölkerung eingesetzt. Er erforschte und beschrieb die Heimatgeschichte.

Franz Xaver Knoblauch, Dekan und Stadtpfarrer sowie Ehrenbürger der Stadt Bühl, gestorben 1897. Er stiftete die Chorfenster, verwirklichte den

Neubau der Stadtkirche und machte sich um das Schul- und Armenwesen verdient.

An der Westseite des Kirchenschiffes befindet sich das Grab von Andreas Huhn, Stadtpfarrer, gestorben 1898. Er hat die Pfarrkirche mit einer neuen Orgel ausgestattet.

Anmerkungen

- 1 Der Teil des Artikels über die Friedhofkapelle stammt von E. Schempp und fußt auf der Arbeit von Erika Schappeler-Honnef: Kapellen zwischen Rhein und Schwarzwaldhochstraße, Bühl 1987. – Stadtgeschichtliches Institut Bühl (= StgI).
- 2 StgI – Siehe auch seinen Aufsatz: „Christliche Melancholie und antike Symbolik – romantisierende und klassizistische Grabmalkunst auf dem Bühler Stadtfriedhof, in: Bühler Heimatgeschichte 11/1997, 109–115.
- 3 GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 66/1437, 78, 88.
- 4 GLA 134/160.
- 5 Gartner, S./Hall, E.M.: Kappelwindeck, Bühl 1994, 48.
- 6 GLA 229/51468. StgI, Faksimilesammlung Bd XIV, 2039–2044.
- 7 GLA 346 Zugang 1981/42 Nr. 219.
- 8 StgI 1392.
- 9 GLA 346 Zugang 1981/42 Nr. 218.
- 10 StgI 1394.
- 11 StgI 582 N.
- 12 Gartner, S.: Kappelwindeck, 21.
- 13 GLA 346 Zugang 1981/42 Nr. 218.
- 14 StgI 1392.
- 15 StgI 582 N.
- 16 StgI 1405.
- 17 1923 fand eine Grabsteinversteigerung durch die Firma Kiederle, Wendelin Hirt und Adolf Schwab statt (StgI 1394).
- 18 Reinfried: Geschichte der Stadt Bühl, 90.
- 19 StgI 1394.
- 20 StgI 1407.
- 21 StgI 592 N. – Die beiden alten Grabsteinplatten wurden offenbar Ende 1933 in einen Teil der östlich neu aufgeführten Friedhofmauer wieder eingemauert. StgI 1407.
- 22 Für entsprechende Hinweise und Fotografien danke ich Herrn Ilas Bartusch, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Forschungsstelle Deutsche Inschriften.

Die Barockkirche St. Michael in Bühlertal

Ernst Gutmann

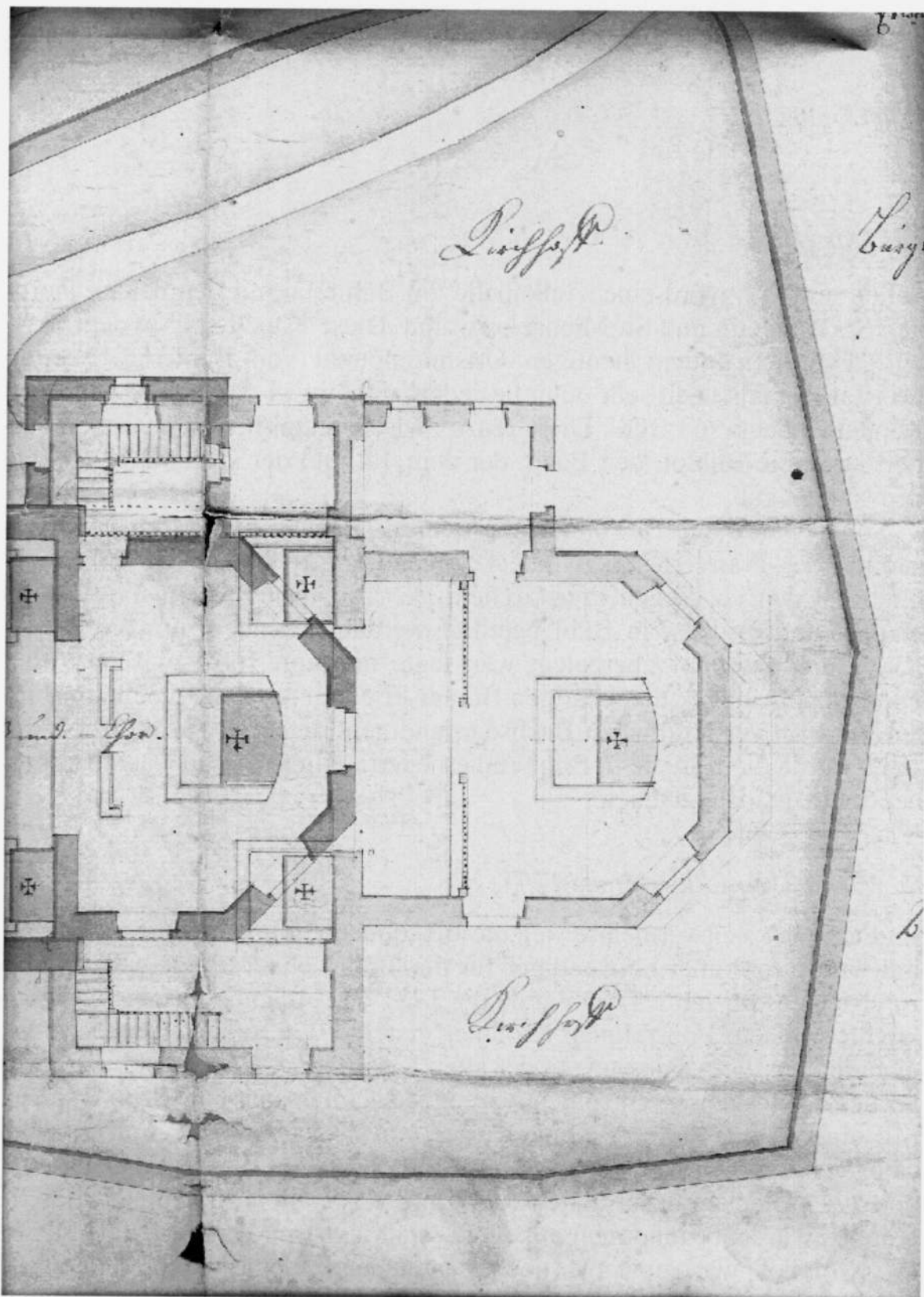
Die Talkapelle 1597

Schon um 1597 wird eine „Talkapelle“ in Bühlertal mit den beiden Patronen St. Wendelin und St. Michael erwähnt. Diese Kapelle lag in dem Ortsteil „Freihöfen“, dem heutigen Ortsmittelpunkt von Bühlertal-Untertal. Das Tal, damals noch sehr dünn besiedelt, gehörte zu den beiden Pfarreien Kappelwindeck und Bühl. Die Grenze zwischen den beiden Pfarreien verlief durch die Bühlot, den Bach, der dem Tal und der späteren Gemeinde den Namen gab.

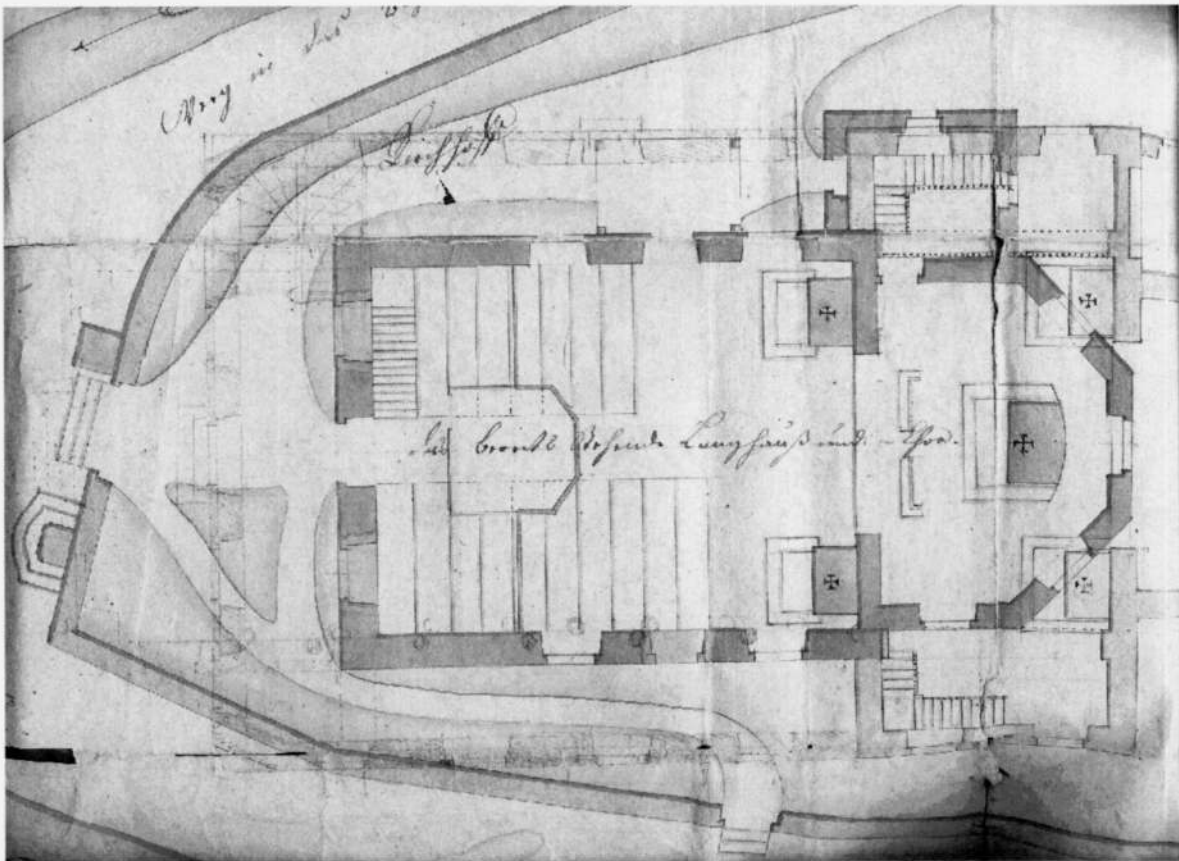
Somit waren alle Bewohner nördlich des Baches der Pfarrei Bühl und südlich der Pfarrei Kappelwindeck zugehörig. Auch das Begräbnisrecht blieb bei den jeweiligen Pfarrkirchen. Die Toten mussten im Friedhof in Kappelwindeck bzw. in Bühl beerdigt werden. Nachdem um die Bühler Kirche der Friedhof überbelegt war, legte man um 1605 zwischen Bühl und Kappelwindeck den heutigen Bühler Friedhof an. Die Kapelle in Bühlertal lag an der nördlichen Bachseite und gehörte somit zur Pfarrei Bühl. 1721 wurde die Kapelle in Bühlertal erneuert, üblicherweise war sie mit einer Schutzmauer versehen.

St. Michael wird Pfarrkirche 1763

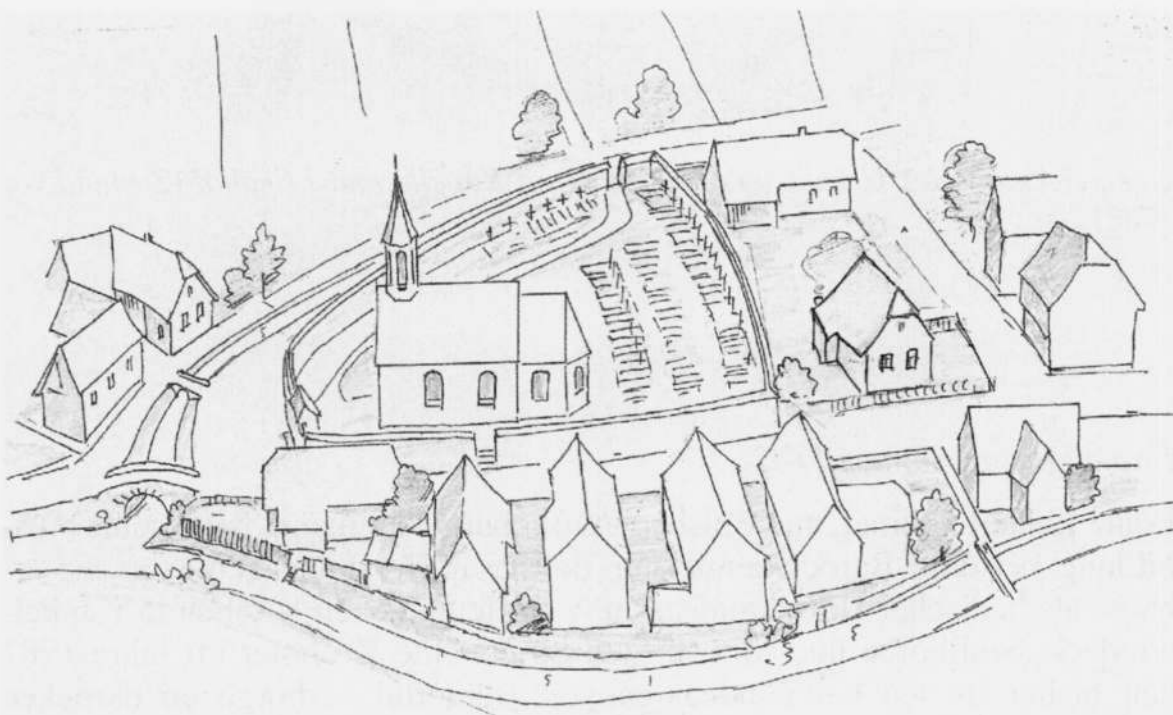
Im Laufe der Zeit vermehrte sich die Bewohnerzahl in dem großen Tal. Somit wurde es immer notwendiger für die Talbewohner eine eigene Pfarrei zu errichten. Im Jahre 1763 wurde die 1721 neu erbaute Kapelle zur Pfarrkirche erhoben. Franz Ignaz Krohmer erstellte 1782 einen Erweiterungsplan, in dem die Abmessungen der alten Kirche zu erkennen sind. Die Größe des Gotteshauses entsprach vorher tatsächlich nur der einer Kapelle. Mit einer Abmessung des Langhauses von 13,5 x 10,5 m und mit dem Chor von 7 x 9 m war sie trotzdem mit drei Altären, Sakristei, Dachreiter und zwei Glocken ausgestattet. Als nun die Kapelle 1763 zur Pfarrkirche erhoben wurde, begann man mit den Bestattungen im Kirchhof. Die Fläche im Kirchhof war zunächst noch ausreichend, doch durch das rasche Wachstum der Gemeinde (über 1.000 Seelen bis 1774) musste der Friedhof 1774 aus dem Kirchhof heraus verlegt werden.



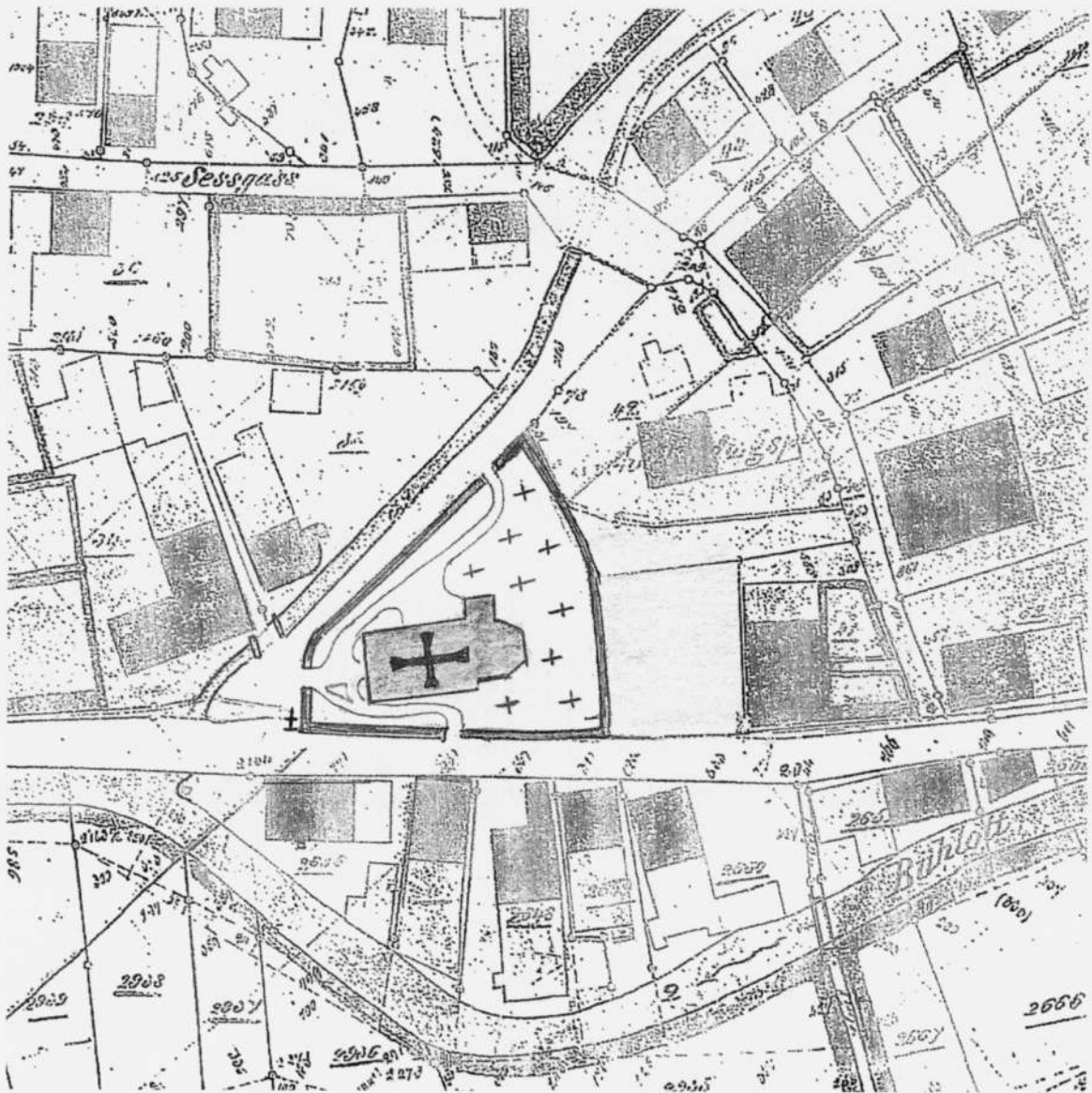
*Bauplan Krohmer 1782
 Grundriss der Kirche (östliche Seite)
 Erkennbar die Kapelle von 1721 mit den Veränderungen zur Erweiterung
 zur barocken Pfarrkirche*



Bauplan Krohmer 1782 (westliche Seite)
Erweiterung durch Querschiff und Chorbau nach Osten



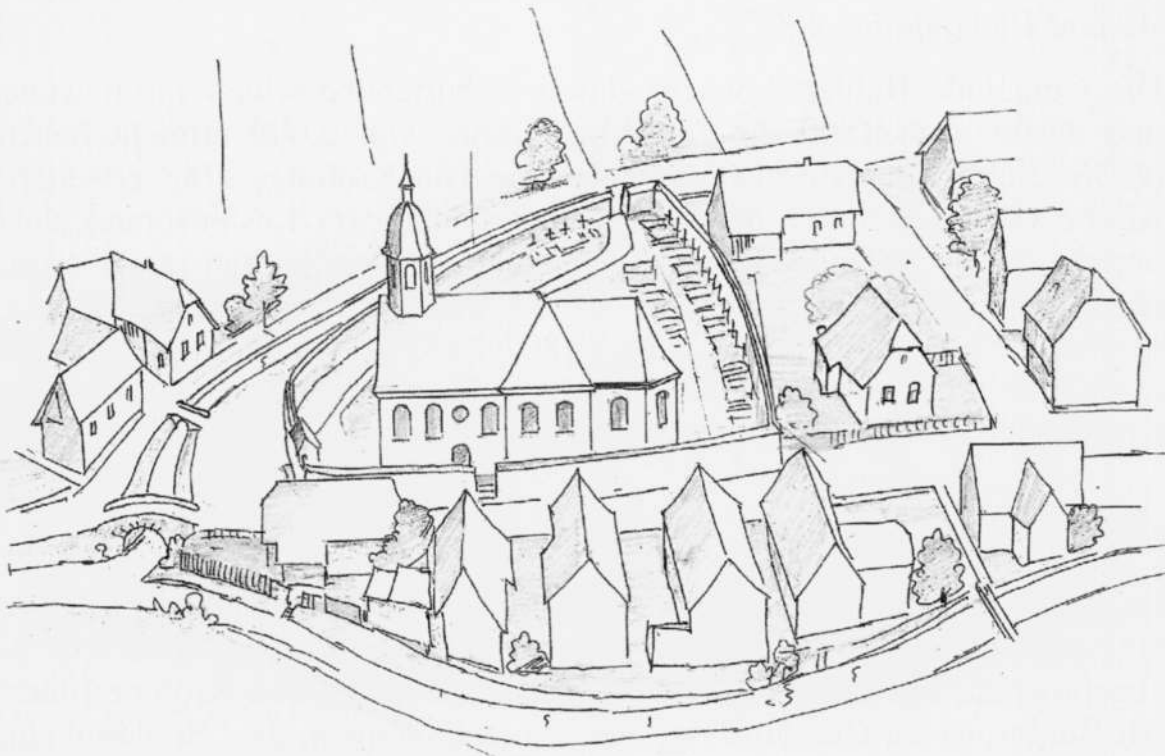
Rekonstruktion des Ortskernes Bühlertal-Untertal „Freihöfen“ vor 1782



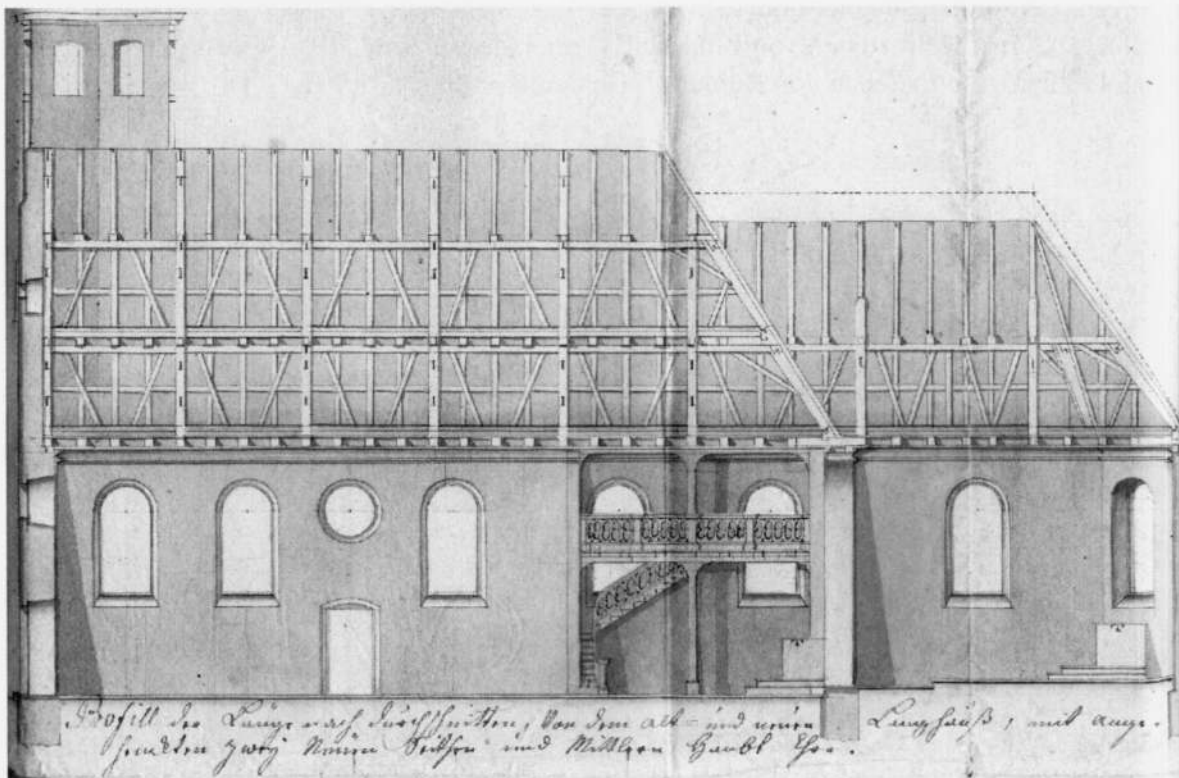
Überzeichnung des Urkatasters von 1866 mit Kapelle und Friedhof (Zustand vor 1782)

Franz Ignaz Krohmer 1782

Franz Ignaz Krohmer, aus Bolsbach/Offenburg stammend, hatte seine Ausbildung bei dem Barockbaumeister Balthasar Neumann genossen. Er erbaute als badischer Hofbaumeister u. v. a. die barocken Kirchen in Kappelwindeck, Stollhofen und Moosbronn. So erstellte Krohmer im Jahre 1782 den bisher in den Gemeindeakten von Bühlertal verborgenen barocken Bauplan zur Erweiterung der Kirche St. Michael. Der größte Teil des Kirchhofs wurde nun durch die Erweiterung der Kirche überbaut.



Rekonstruktion des Ortskernes Bühlertal-Untertal „Freihöfen“ nach 1782
Erweiterung der Kirche von Krohmer



Profil der Länge der Kirche, von dem alt- und neuen Langfuß, mit Auge-
grund der gew. neuen Stützen und Miltgen Gault 1782.

Seitenansicht der Barockkirche 1782 (Krohmer)

Weitere Umbaupläne 1807

Die Gemeinde Bühlertal wuchs durch Geburtenüberschuss rasch weiter und dürfte nach 1800 die Einwohnergrenze von 2.000 erreicht haben. (1836: 2.695 Einwohner). Damit war die von Krohmer 1782 erweiterte Kirche viel zu klein. In den Akten finden sich zwei Kostenvoranschläge und die dazu gehörenden Erweiterungspläne von den Baumeistern Vierorth und Wagner. Wagner berechnete am 14. Februar 1807 für sein Projekt 11.950,17 Gulden, Vierorth am 25.7.1807 7.889,19 Gulden. Damals sollte die Kirche endlich auch einen richtigen Turm erhalten. Die schwierige Kriegszeit hatte allerdings den Bau verhindert.

Neubau der heutigen Kirche St. Michael 1862

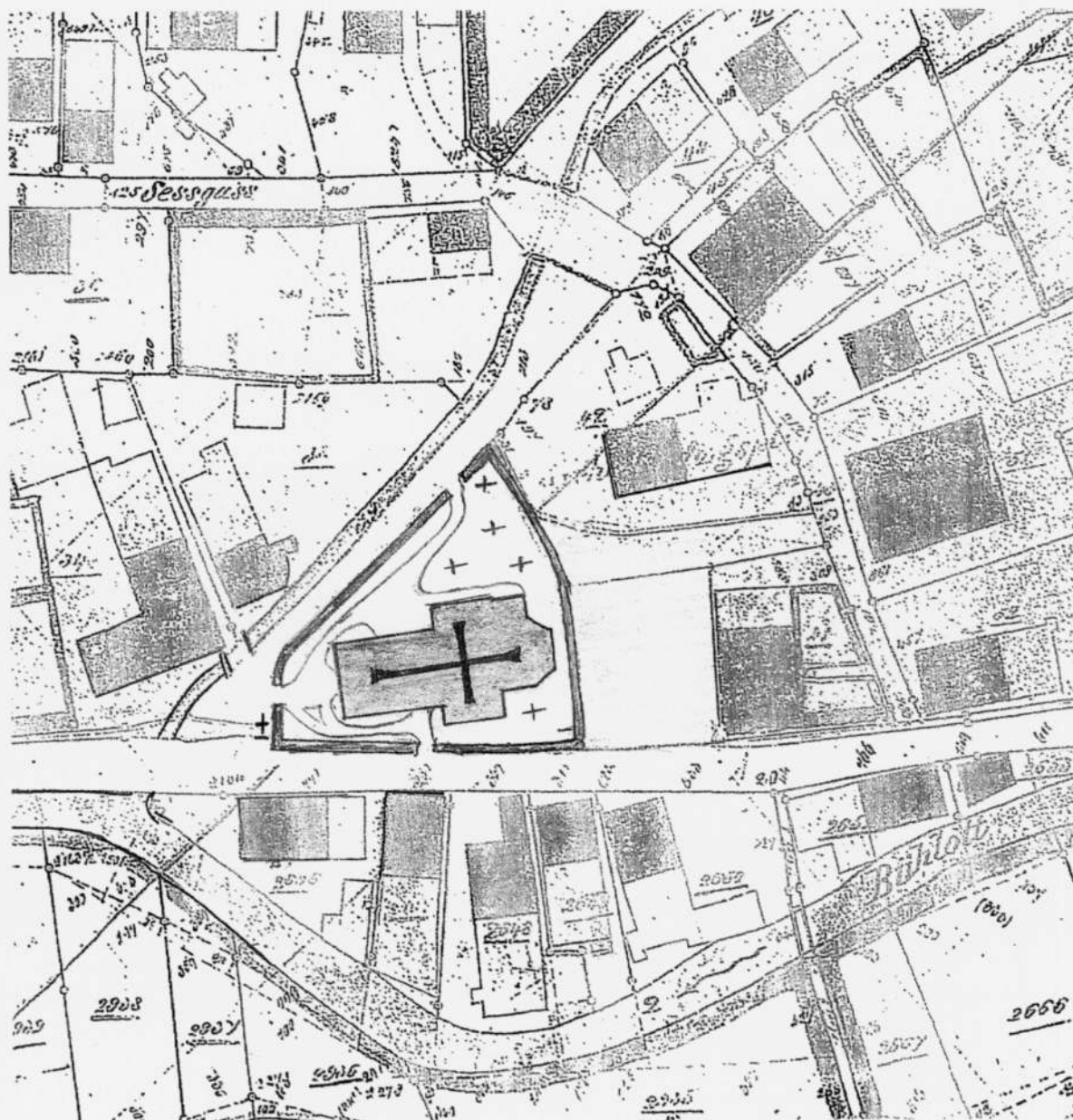
Im Jahre 1862 war es dann endlich soweit. Nach dem Ankauf von weiteren 500 qm Gelände, östlich der bisherigen Fläche, wurde die Barockkirche abgebrochen. Bis zum Auffinden der alten Baupläne von Krohmer durch Alt-Bürgermeister Gerhard Fritz wusste niemand mehr, dass Bühlertal eine von Franz Ignaz Krohmer erbaute Barockkirche besessen hatte.

Quellen

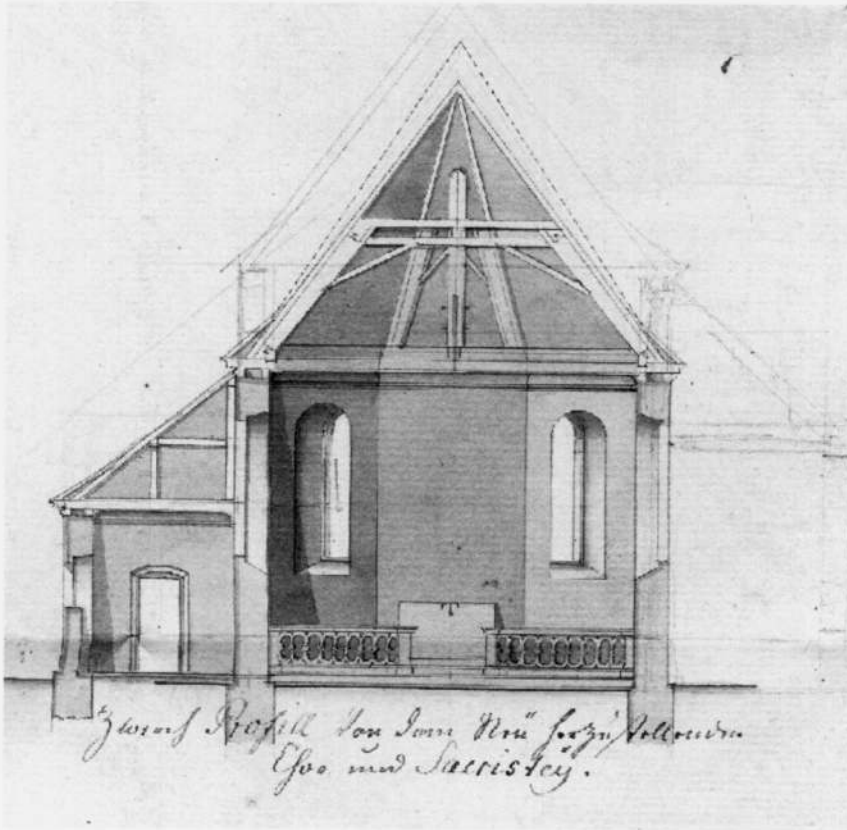
Baupläne und Bauakten im Gemeindearchiv Bühlertal A 362/3 von 1782–1861 von Franz Ignaz Krohmer, Wagner und Vierorth.

Duffner, Alfons: Heimatbuch von Bühlertal, Gemeinde Bühlertal 1954.

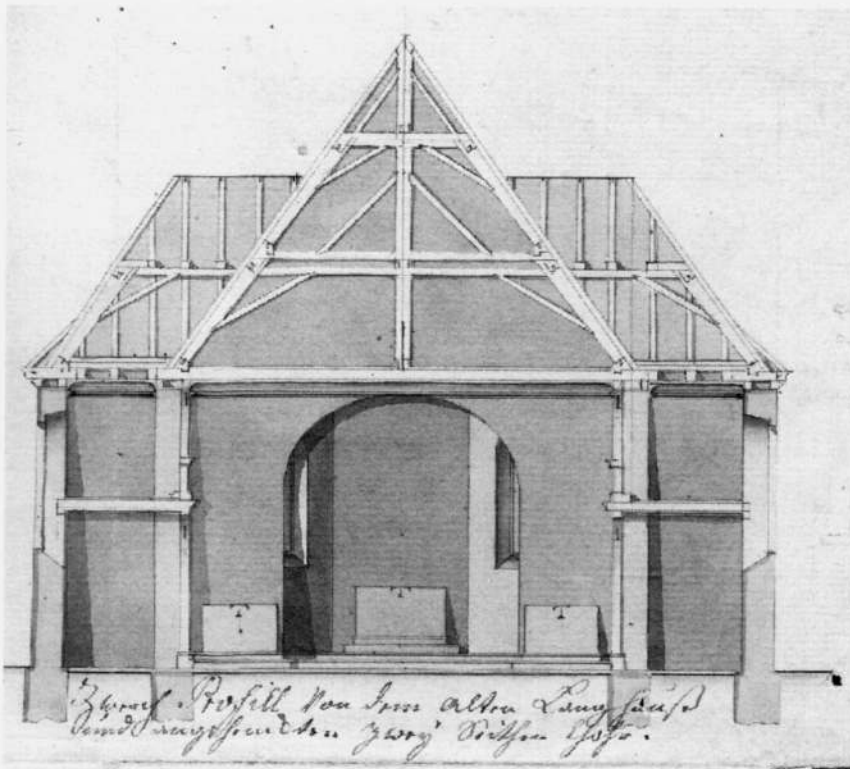
Fritz, Gerhard: Heimatbuch von Bühlertal, Gemeinde Bühlertal 1991.



Überzeichnung des Urkatasters von 1866 mit der barocken Pfarrkirche von Krohmer nach 1782



8. Chorbau 1782



9. Querschiff 1782

Der Friedrichsbau in Bühl und das Schießhaus in Weimar

Anmerkungen zur Festhallenarchitektur des 19. Jahrhunderts
in Deutschland

Ulrich Coenen

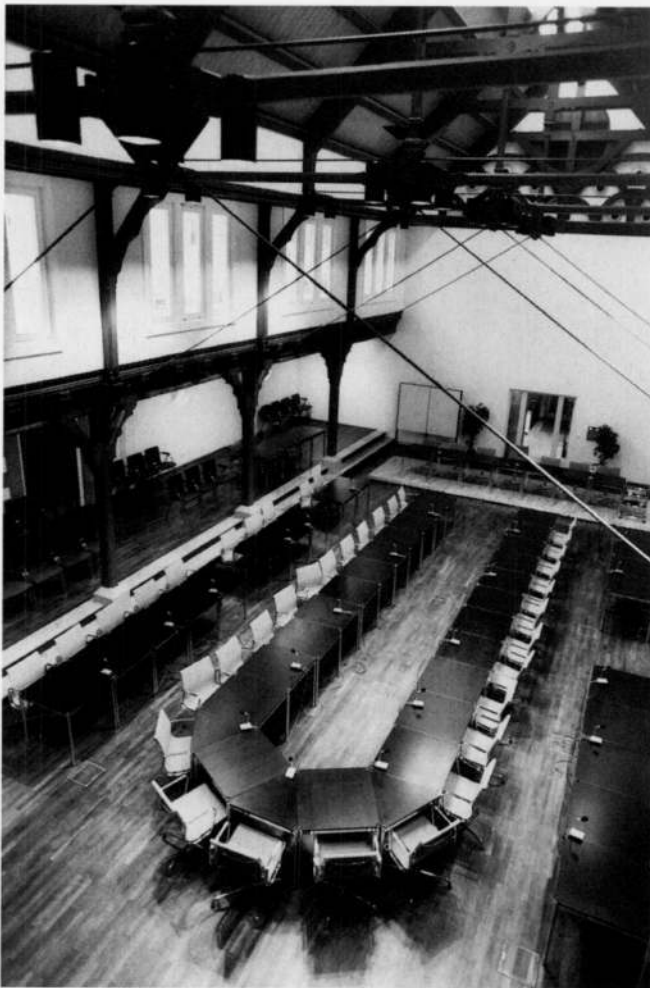
Zur Baugeschichte des Friedrichsbaus

An der Stelle des heutigen Gebäudes des Acher- und Bühler Boten in der Hauptstraße 55 in Bühl stand ursprünglich das renommierte Gasthaus „Zum Hirschen“. Die Schildgerechtigkeit wurde diesem Wirtshaus vermutlich bereits in der Zeit vor dem 30-jährigen Krieg verliehen. 1626 wird Georg Klai-ber als Wirt des „Hirschen“ urkundlich erwähnt. Damals hielt das Landkapi-tel Ottersweier in diesem Gasthaus regelmäßig seine Konferenzen ab.

Als Besitzer des „Hirschen“ werden Johannes Lichtenauer (1650), Hans Adam Klai-ber (1684), Christoph Klai-ber (1727) und Leopold Edelmann (1804) genannt. Sebastian Reinfried war von 1807 bis 1848 Eigentümer des „Hirschen“. Ihm folgten die Familien Moscherosch und Martini (1862 bis 1897). 1897 ging das Gasthaus durch Kauf in den Besitz der Gesell-schaft Unitas über. Diese entstand aus dem Zusammenschluss mehrerer ka-tholischer Vereine. Sie wollten sich durch den Kauf des „Hirschen“ einen Rahmen für ihre Veranstaltungen geben. Die Gesellschaft beschloss, auf dem großen Grundstück hinter der Gaststätte, das bis zur heutigen Frie-drichstraße reichte, ein geräumiges Vereinshaus zu bauen. 1898 wurde die-ser Neubau nach Plänen des Architekten Johannes Schroth vom Erzbi-schöflichen Bauamt Karlsruhe errichtet. Er erhielt zu Ehren Großherzog Friedrichs von Baden den Namen Friedrichsbau.

Das Haus ist ein zweigeschossiger neugotischer Putzbau mit Eckqua-dern. Das traufständige Gebäude aus Backstein trägt ein Satteldach mit Gauben. Die der Friedrichstraße zugewandte Fassade hat sechs Achsen. Ein kräftiges Sandsteingesims trennt die beiden Geschosse. Die vier rech-ten Achsen besitzen dreiteilige Kreuzstockfenster, die beiden linken Ach-sen sind als Risalit ausgebildet und werden von einem Schweifgiebel be-krönt. Haupteingang und Tordurchfahrt in Sandsteinfassung befinden sich im Seitenrisalit. Der Schlussstein über dem Tor trägt die Jahreszahl 1898. An die Rückseite des Hauses schließt eine dreischiffige Basilika mit drei-seitigem Abschluss an.

Der Friedrichsbau diente ursprünglich als katholisches Vereinshaus. Da-neben stand er für andere städtische Großveranstaltungen wie Konzerte,



Blick in den Festsaal des Friedrichsbaus in Bühl, der 1991/92 von Uwe Maier und Alfons Burkart vorbildlich restauriert wurde. Er dient seitdem als Sitzungssaal des Gemeinderates.

Foto: Coenen

Theateraufführungen, Fastnachtstreiben oder Ausstellungen zur Verfügung. Die Funktion des Hauses als katholisches Vereinsheim erklärt den aus dem Kirchenbau übernommenen Typus der Basilika. Dieses Gebäude besteht bis auf die Außenwände der Seitenschiffe aus Fachwerk und ist das bedeutendste erhaltene Beispiel für Zimmermannsbaukunst in Bühl. Die hölzernen Stützen des Mittelschiffs tragen einen offenen Dachstuhl. Holzverbindungen und Details sind mit Schnitzereien kunstvoll gestaltet. Die 1991/92 rekonstruierte Empore im rückwärtigen Teil der Basilika ist über ein rundes Treppentürmchen zugänglich. Nach einer entstellenden Sanierung in den 50-er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde das Gebäude 1991/92 mit großem Aufwand nach Plänen der Architekten Uwe Maier und Alfons Burkart wiederhergestellt und dient heute als Sitzungssaal des Gemeinderates. Im Hauptgebäude an der Friedrichstraße befinden sich Büroräume der Stadtverwaltung.

Zwischen dem Gasthaus „Zum Hirschen“ und dem neu entstandenen Friedrichsbau wurde 1899, unter Nutzung bestehender landwirtschaftlicher Gebäude, die heute noch vorhandene Druckerei des Acher- und Bühler Boten errichtet. Das ursprünglich von Pfarrer Wilhelm Röckel geleitete und in



Außenansicht des Friedrichsbaus in Bühl, von der Franz-Conrad-Straße gesehen: Die basilikale Querschnittform des Festsaals ist deutlich erkennbar.

Foto: Coenen

Achern verlegte Blatt wurde damals an die Unitas, Gesellschaft für Druck, Verlag und Vereinswesen verkauft.

Die Festsäle des Schlosses und Schießhauses in Weimar

Es ist verblüffend, wie sehr der Grundriss des Bühler Friedrichsbaus dem des Schießhauses der Weimarer Büchschützen-Gesellschaft ähnelt. Der Architekt Heinrich Gentz errichtete das Gebäude in den Jahren 1803 bis 1805. Gentz hatte zuvor im Auftrag von Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach den Ausbau des Residenzschlosses vollendet, das nach einem Brand 1774 nicht mehr bewohnbar war.

Das Schloss wurde 1789 bis 1803 unter Beteiligung Johann Wolfgang von Goethes wieder aufgebaut. Der Dichter war Minister im Dienst Karl Augusts und gewann nacheinander drei Architekten, die mit ihm die Vorliebe für die hochklassizistische Formensprache teilten: Johann August Arens aus Hamburg, Nikolaus Friedrich Thouret aus Stuttgart und eben

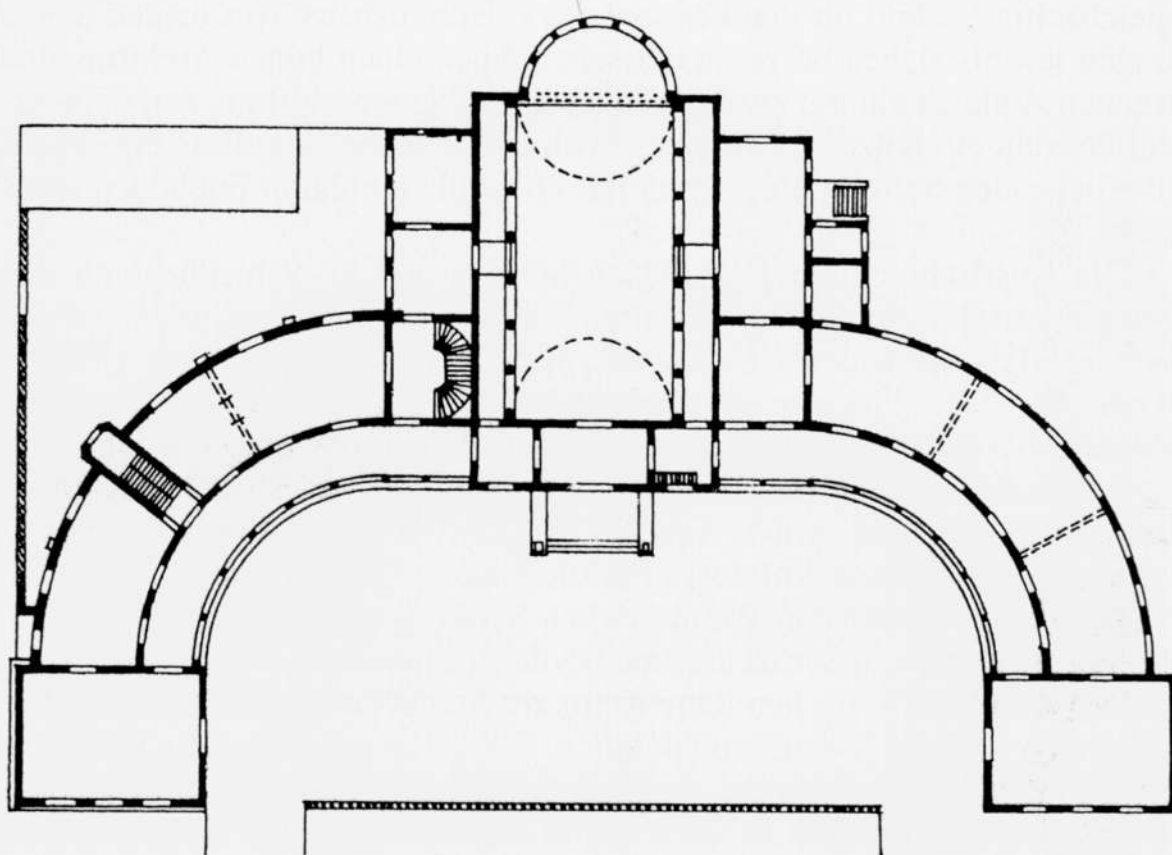


Fassade des Friedrichsbaus an der Friedrichsstraße

Foto: Coenen

Heinrich Gentz aus Berlin. Die Grundrissform dieses Saals legte bereits Arens fest, der die Apsiden des früheren Saals abtrennte und diesen dadurch erheblich verkürzte. Auf Thouret geht nicht allein – wie lange Zeit vermutet – die Gestaltung der Flachdecke mit Kassettengliederung zurück. Rolf Bothe entdeckte zwei Entwürfe Thourets für den Saal aus dem Jahr 1799 in den Kunstsammlungen Weimar. Diese zeigen den Grundriss und den Längsschnitt des Raums. Fertiggestellt wurde der Saal aber erst durch Gentz. Ein entscheidender Unterschied ist, dass Thouret korinthische Säulen vorsah, Gentz sich aber für Säulen ionischer Ordnung entschied. Der von einem Peristyl mit Säulen umgebene rechteckige Festsaal im Weimarer Schloss nimmt zwei Geschosse ein. Oberhalb des Architravs verläuft ringsum eine Galerie.

Das Schießhaus der Weimarer Büchenschützen-Gesellschaft wurde vom Schloss beeinflusst. Es entstand als Ersatz für ein älteres, längst nicht



Grundriss des Schießhauses in Weimar: Heinrich Gentz ist der Architekt des in den Jahren 1803 bis 1805 entstandenen Gebäudes (aus: Dolger/Jericke: Der Klassizismus in der Baugeschichte Weimars)

mehr existierendes Gebäude, das im Weimarer Park gestanden hatte und gärtnerischen Anlagen weichen musste. Der Herzog wählte als Bauplatz ein Grundstück am Anfang des Webichts auf der dem Schloss östlich gegenüberliegenden Höhe. Zum Architekten bestimmte er Baumeister Schlüter, der 1803 einen Vorentwurf präsentierte. Der missfiel Minister Goethe offensichtlich, denn nach einer Beratung mit allen am Bau Interessierten bestellte der einen neuen Plan bei Gentz. Dieser fand auch die Zustimmung des Fürsten.

Bis zum Tag seiner Abreise aus Weimar, dem 8. August 1803, beschäftigte sich Gentz mit dem Projekt, dessen Bauleitung anschließend Schlüter übernahm. Für den Grundriss wählte Gentz eine weitläufige Dreiflügelanlage, wie sie von den in freier Landschaft gelegenen Lustschlössern des Barock und Klassizismus bekannt ist. Die Anlage besteht aus einem erhöhten Mittelbau mit dem Festsaal und zwei sich anschließenden, in weitem Bogen geführten Flügeln, die in Pavillons enden. Der Saalbau im Zentrum des u-förmigen Baus ist dem Festsaal des Schlosses nachempfunden und

gleichzeitig Vorbild für den Festsaal des Friedrichsbaus. Auf beiden Seiten tragen jeweils sieben hölzerne dorische Säulen einen hohen Architrav und trennen zugleich ein um zwei Stufen erhöhtes Seitenschiff ab. Auf dem Architrav ruht ein hölzernes Tonnengewölbe, das an der dem Eingang gegenüberliegenden Seite in eine Apsis mit ebenfalls erhöhtem Fußboden überleitet.

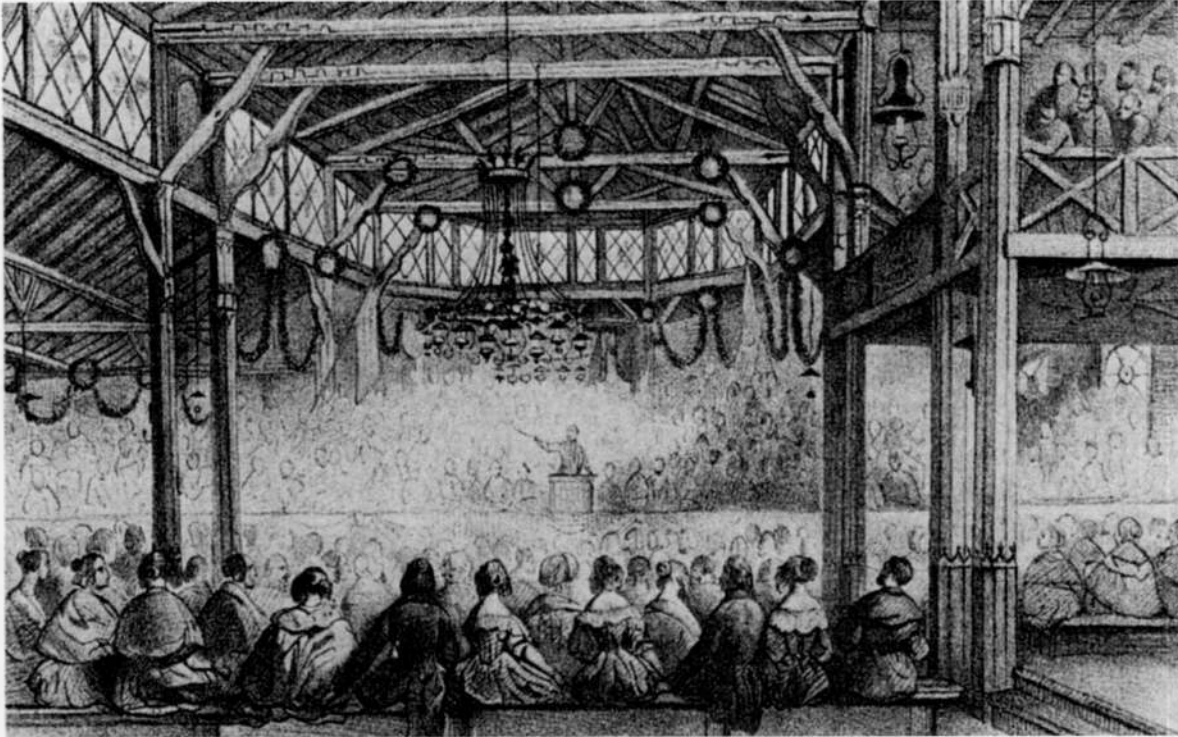
Die Ausstrahlung der Festsäle im Schloss und im Schießhaus auf die zeitgenössische Architektur war immens. Wichtigster Nachfolger ist der Festsaal des Wiesbadener Kurhauses, das Christian Zais 1808 bis 1810 erbaute. Es ist der Prototyp des Kurhauses im 19. Jahrhundert und hat auch Friedrich Weinbrenners Kurhaus in Baden-Baden, das über ein Jahrzehnt später entstand, beeinflusst. Goethe besichtigte das Wiesbadener Kurhaus und war beeindruckt. Am 1. August 1814 schrieb er aus Wiesbaden an seine Ehefrau Christiane Vulpius: „Für die Haasen (Hessen) aber ist hier ein Saal gebaut, welcher den Weimarischen Schloss- und Schießhaussaal vereint darstellt und grösser ist als jene beyde zusammen.“

Die Parallelen zwischen dem Weimarer Schießhaus-Saal und dem Saal des Bühler Friedrichsbaus sind deutlich. Beide Räume sind dreischiffig mit überhöhtem Mittelschiff, das Fußbodenniveau der Seitenschiffe ist höher als das des Mittelschiffs. Außerdem gibt es eine Bühne, die in Weimar und Bühl in einem Raum untergebracht ist, der an den Chor einer Kirche erinnert. In Weimar ist das eine Apsis, in Bühl ein dreiseitiges Polygon. Dieser Bühne liegt sowohl in Bühl als auch in Weimar an der anderen Schmalseite des Raumes eine Tribüne gegenüber.

Festhallenarchitektur im 19. Jahrhundert

Die Vorbilder des Bühler Friedrichsbaus finden sich nicht nur im Weimar der Goethezeit. Die Konzeption der dreischiffigen Schützenhalle mit offenem Dachstuhl über dem erhöhten Mittelschiff steht eindeutig in der Tradition des basilikalen Kirchenbaus. Verwandt sind diesen Festhallen außerdem die großen Markt- und Bahnhofshallen des 19. Jahrhunderts, die aber in Eisen und nicht in Holz erbaut wurden und deshalb wesentlich größere Dimensionen erreichten.

Festhallen in Holzbauweise waren in der Nachfolge des Weimarer Schießhauses im 19. Jahrhundert in Deutschland durchaus üblich. Allerdings sind nur noch sehr wenige Exemplare erhalten. Eines der wichtigsten war das 1845 erbaute Schützenhaus in Kleve, das trotz seiner großen kunsthistorischen Bedeutung wegen Baufälligkeit im Jahr 2001 abgerissen wurde. Das langgestreckte, eingeschossige Gebäude, dessen verputzte Langseiten in Backstein ausgeführt waren, während die Schmalseiten aus einer Holzkonstruktion mit Fachwerkfüllung bestanden, hatte die Abmessungen 39 x 18 Meter. Über den acht hohen, schmalen Fenstern der Front-



Innenansicht des Schützenhauses in Kleve von 1846 (aus: Denkmalpflege im Rheinland 1, 1993)

fassade, deren filigrane Sprossen einen Rundbogen markierten, erhob sich ein Walmdach, das von einem laternenartigen Aufbau bekrönt wurde. Auf diese Weise war die basilikale Querschnittform bereits am Außenbau ablesbar. Ein prächtiger, mittelrisalitartiger Vorbau mit dem Hauptportal, der vor eine der Langseiten trat, fügte sich wie ein Querhaus in die basilikale Struktur ein. Im Inneren wurden die durch acht achtseitige Holzstützen abgetrennten Seitenschiffe umgangsartig herumgeführt, wobei die östliche Schmalseite, in die eine Bühne eingesetzt war, ausgespart wurde. Über dem Mittelschiff erhob sich ein offener Dachstuhl. Der Name des Architekten des Schützenhauses ist nicht überliefert. Vermutlich handelt es sich um Anton Weinlagen, der auch das Friedrich-Wilhelms-Bad in Kleve errichtete.

Zu den wichtigsten Beispielen dieses Festhallentyps, die noch bestehen, gehört neben dem Friedrichsbau in Bühl das 1867 erbaute Schützenhaus auf dem Fürstenberg in Xanten, dessen Festsaal dem in Bühl weitgehend entspricht. Die dreischiffige Xantener Basilika in Holzbauweise erstreckt sich hinter einem vorgelagerten Wirtshaus. Die Gesamtanlage erinnert auch in ihrer Grundrisstruktur an den Friedrichsbau. In Bühl ist dem Festsaal ebenfalls ein querrrechteckiges Gebäude an der Friedrichstraße vorgelagert. Wie der Festsaal im Kleve besitzt auch der in Xanten im Bereich des Obergadens ein durchlaufendes Fensterband. Im Gegensatz dazu hat

der Friedrichsbau einen deutlich höheren Obergaden mit einzelnen hochrechteckigen Fenstern.

Eine weitere Schützenhalle dieser Art aus dem Jahr 1888 steht in Warburg bei Paderborn. Abgerissen wurde hingegen das 1854 fertiggestellte Musikgebäude in Rotterdam, das nach einem Entwurf von W.N. Rose zum 25-jährigen Jubiläum der niederländischen Gesellschaft für Tonkunst am Ufer der Maas entstand. Das holländische Beispiel zeigt, dass diese Art des FestsaaIs seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur in Schützenkreisen verbreitet war. Die Grund- und Aufrissstruktur dieses Typs wurde zunächst durch Heinrich Gentz in Weimar vorgegeben, ebenso das Baumaterial Holz. Die streng klassizistischen Formen des dortigen FestsaaIs übertrugen die Nachfolger nach dem Ende dieser Stilrichtung in eine wesentlich schlichtere Architektursprache, die an Kirchen erinnert.

Für die Unitas bot sich der im 19. Jahrhundert hauptsächlich in Schützenkreisen weit verbreitete Typus des FestsaaIs an. Den katholischen Vereinen als Bauherren gefiel die Nähe zum Sakralbau. Ob ihnen bewusst war, dass der Festsaal des Weimarer Schießhauses für diesen Typus Pate stand, darf nicht unbedingt vorausgesetzt werden. Beim Architekten Johannes Schroth, der in Diensten der Erzdiözese Freiburg stand und über mehrere Jahrzehnte einer der führenden Kirchenbaumeister am Oberrhein war, verhält sich die Sache anders. Sein künstlerisches Schaffen lässt vermuten, dass er mit den Hauptwerken der Architektur des 19. Jahrhunderts bestens vertraut war.

In Bühl ergibt sich somit eine reizvolle Situation. Die Unitas gab mit dem Acher- und Bühler Boten eine Heimatzeitung heraus. Da ist die Verbindung zum Dichturfürsten Goethe zwar hoch gegriffen, aber nicht völlig aus der Luft. Der Acher- und Bühler Bote wurde übrigens Mitte der 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts als Lokalausgabe von den Badischen Neuesten Nachrichten in Karlsruhe übernommen. Nur der Titel erinnert heute noch an das einstmals selbstständige Blatt.

Literatur

- Bothe, Rolf: Der klassizistische Festsaal im Weimarer Schloss. In: Schüttler, Hermann u.a.: Bode und die Freimaurerei in Weimar, Drei Vorträge, Ettersburger Hefte 3, Weimar 1995, 31–61.
- Coenen, Ulrich: Die Baukunst der nördlichen Ortenau. Denkmäler in Bühl, Bühlertal, Ottersweier, Lichtenau, Rheinmünster und Sinzheim, Karlsruhe und Bühl 1993.
- Jericke, Alfred/Dolgner, Dieter: Der Klassizismus in der Baugeschichte Weimars, Weimar 1975.
- Kersting, Rita: Das Schützenhaus in Kleve. Festhallenarchitektur. In: Denkmalpflege im Rheinland, 10. Jg, Nr. 1 (1993), 1–7.
- Lienhard, Wilfried: 100 Jahre Unitas. In: Bühler Heimatgeschichte 12 (1998), 43–57.
- Rumpf, Michael: Zur Geschichte des Friedrichsbaus. In: Bühler Heimatgeschichte 7 (1993), 9–12.

„Bin imstande mein Schicksal zu tragen“

Ein unbekannter Bericht einer „Bühler Schwester“ über das KZ Ravensbrück und über ihren Weg hinein und hinaus

Johannes Werner

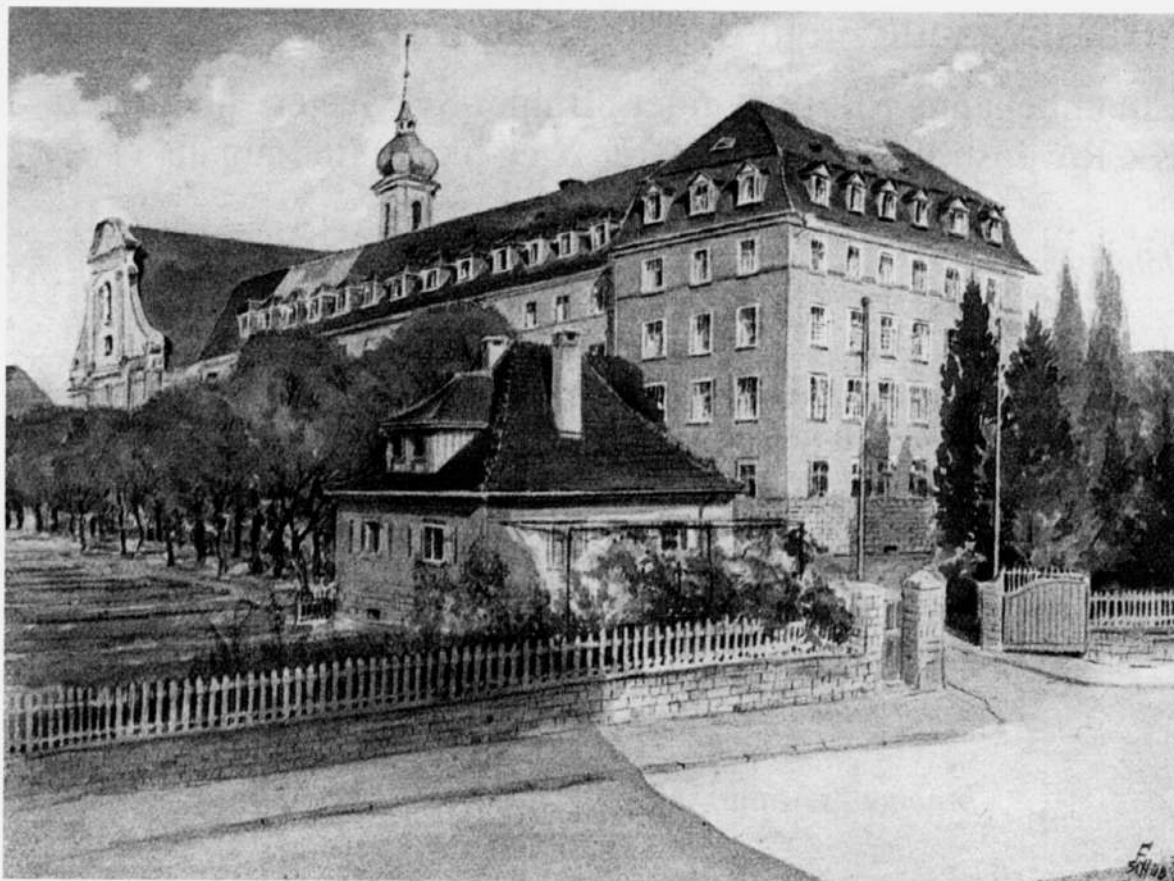
Kein Menschenherz ist je in eine so dunkle Nacht eingegangen wie der Gottmensch in Gethsemani und auf Golgotha. In das unergründliche Geheimnis der Gottverlassenheit des sterbenden Gottmenschen vermag kein forschender Menscheng Geist einzudringen. Aber Jesus kann auserwählten Seelen etwas von dieser äußersten Bitterkeit zu kosten geben. Es sind seine treuesten Freunde, denen er es als letzte Probe ihrer Liebe zumutet.

Edith Stein (Schwester Teresia Benedicta a Cruce), Kreuzeswissenschaft; infolge der Deportation nach Auschwitz abgebrochenes Manuskript

Man kann es kaum noch glauben, dass dies einmal möglich war: dass es damals, unter Hitler, jeden treffen konnte, jederzeit, und ohne jeden Grund. Und besonders schnell traf es die, die den Herrschenden ohnehin ein Dorn im Auge waren; nämlich die, die sich, statt dem neuen Staat, der Kirche widmen und weihen wollten. Niemand wird je wissen, wie viele von ihnen ihr Leben lassen mussten; ihre Zahl geht in die Tausende. Allein ins KZ Dachau wurden, allein aus der Erzdiözese Freiburg, 21 Priester eingewiesen, von denen 16 überlebten. Aber ihnen, den Geretteten, hatte es oft die Sprache verschlagen; zu sagen, was sie erlebt und erlitten hatten, war gewiss nicht leicht, und wer wollte es hören? So nahmen sie ihre Erinnerungen mit ins Grab. Um so wertvoller sind die, die sich erhalten haben – wie die einer im Kinzigtal geborenen, in Bühl eingetretenen und eingekleideten Ordensschwester, die als Schutzhäftling Nr. 25150 im KZ Ravensbrück gefangen saß; Erinnerungen, die in dieser Form bisher unbekannt waren und in ihr hier zum ersten Mal bekannt gemacht werden.

Das Leben davor

Margarete Armbruster wurde, als siebtes von zehn Kindern einer bäuerlichen Familie, am 27. Dezember 1914 in Kaltbrunn bei Schenkenzell geboren. Einem Menschen, der in dieser Zeit und in dieser Schicht aufwuchs, und vor allem einem Mädchen standen nur wenige Wege offen; das Ordensleben war einer von ihnen.¹ Irgendwann wurde Margarete Armbruster



Das Mutterhaus Maria-Hilf in Bühl (Aquarell 1948)



Schwester Felixina, aufgenommen am 17. Juni 1995

Am 10.8.43 wurde ich verhaftet. Der Grund, warum ich vorgeladen wurde, war ein Spaß, den ich ein viertel Jahr vorher gemacht hatte. Zwei Frauen sprachen mir von ihrer großen Angst vor den Russen, wenn sie in unser Land kämen. Um sie rasch zu beruhigen, sagte ich: "Ihr braucht vor den Russen keine Angst zu haben, Baden wird französisch. Meine Oberin begleitete mich auf die Gestapo, wo wir dann einzeln verhört wurden. Ich gab zu, was ich gesagt und in welchem Sinn. Man versuchte auch die Kapuziner, die die Pfarrei hatten, hineinzubringen, indem der Beamte mir das Geständnis abpressen wollte, ich hätte dies bei den Patres am Auslandsender gehört. Ein zweites Verhör folgte am nächsten Tage, dann keines mehr. An diesem Tage mußte ich das Ordenskleid mit dem Sträflingsanzug vertauschen. Die ersten 6 Wochen war ich in Einzelhaft, dann mußte ich 10 Wochen die Zelle leider mit einer Frau teilen. Hier schon begannen die qualvollen Tage der Entbehrung jedes religiösen Trostes, indem der Gefängnisgehilfliche mich nicht besuchen durfte, und es war mir nicht erlaubt, am Gefangenengottesdienst teilzunehmen. Eine Mitschwester durfte mich nicht besuchen, dagegen die Angehörigen. Hier und im KZ lernte ich das Psalmwort: "An den Flüssen Babels saßen wir und weinten, wenn wir dein gedachten, Sion," in seiner ganzen Tiefe und Schwere verstehen. Mein Bruder, der schon am dritten Tage vor meiner Gefängniszelle stand, erinnerte mich an

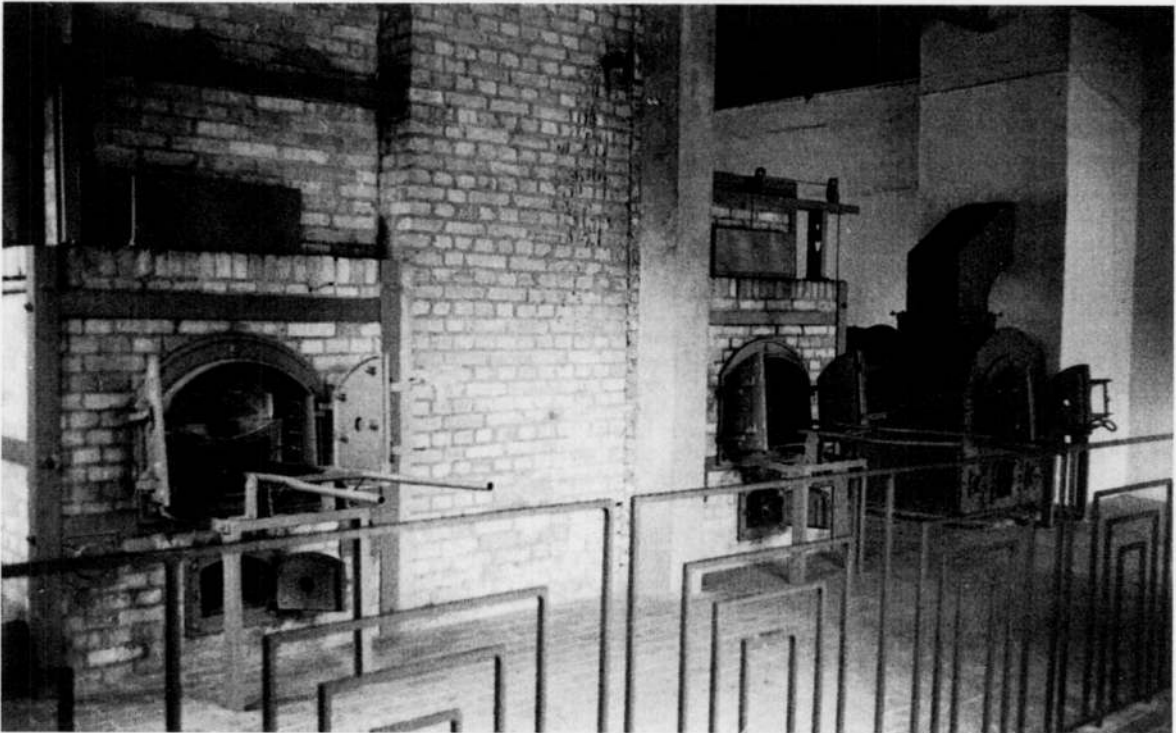
Das Original der Niederschrift, erste Seite

wohl aufmerksam auf die „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ (wie sie sich damals nannten). Diese 1849 in Niederbronn im Elsass gegründete Kongregation hatte inzwischen auch in Baden festen Fuß gefasst und von 1923 an in Bühl ein großes Kloster gebaut, das zugleich als Mutterhaus der neu errichteten badisch-hessischen Provinz fungierte.² Nachdem Margarete Armbruster am alten St.-Vincentius-Krankenhaus in Karlsruhe, das von solchen Schwestern geleitet wurde, zur Krankenpflegerin ausgebildet worden war, trat sie am 12. Oktober 1936 selber in deren Kloster ein; am 18. März 1937 erhielt sie das Ordenskleid, und am 19. März 1938 legte sie, jetzt als Schwester Felixina, als eine von 27 Novizinnen ihre ersten, zeitlichen Gelübde ab. In diesem Jahr umfasste die Provinz 1.670 Schwestern in 158 Häusern.

Dann kam sie nach Karlsruhe, in die Pfarrkuratie St. Franziskus im Stadtteil Dammerstock-Weiherfeld, die von Kapuzinern betreut wurde und in der eine kleine Niederlassung von vier Bühler Schwestern, Krankenpflegerinnen und Kindergärtnerinnen, bestand. Und dann geschah's.

Der Bericht

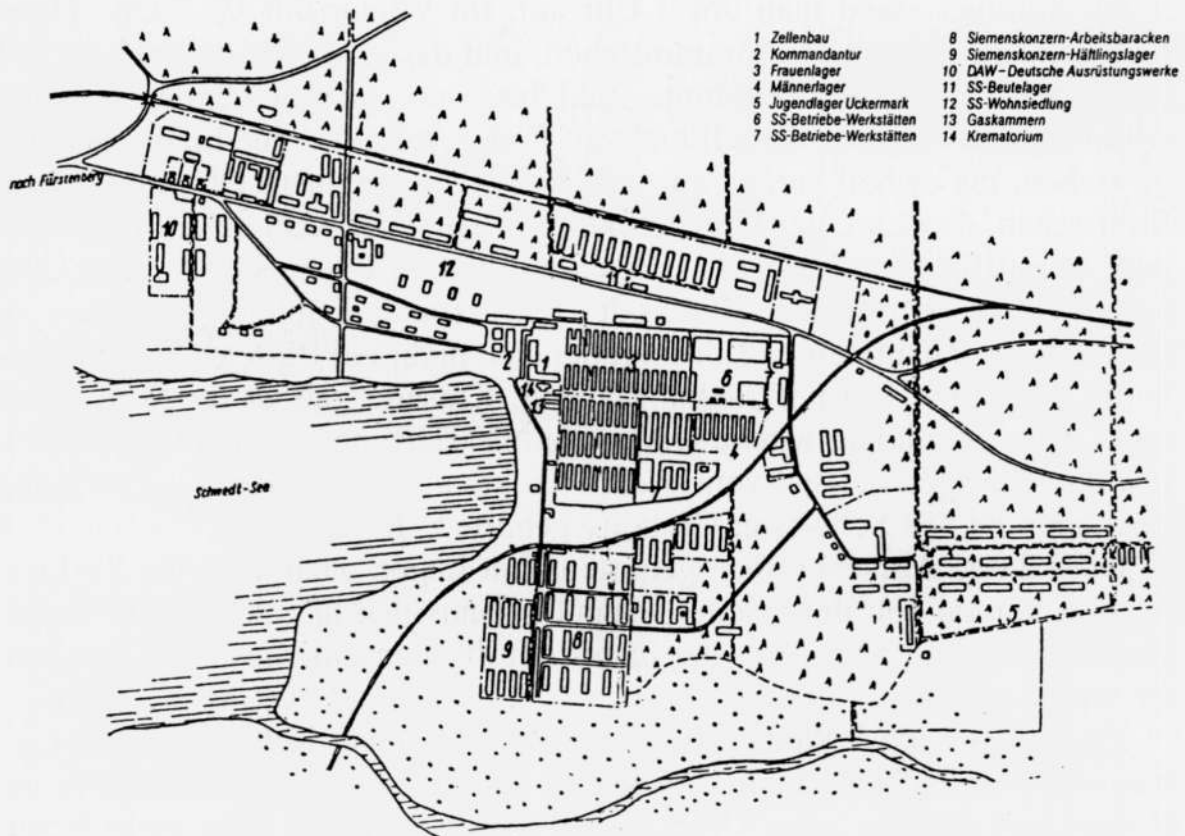
Am 10.8.43 wurde ich verhaftet. Der Grund, warum ich vorgeladen wurde, war ein Spaß, den ich ein Vierteljahr vorher gemacht hatte. Zwei Frauen sprachen mir von ihrer großen Angst vor den Russen, wenn sie in unser Land kämen. Um sie rasch zu beruhigen, sagte ich: „Ihr braucht vor den Russen keine Angst zu haben, Baden wird französisch.“ Meine Oberin begleitete mich auf die Gestapo, wo wir dann einzeln verhört wurden. Ich gab zu, was ich gesagt und in welchem Sinn. Man versuchte auch die



Das Krematorium im KZ Ravensbrück

Kapuziner, die die Pfarrei hatten, hineinzubringen, indem der Beamte mir das Geständnis abpressen wollte, ich hätte dies bei den Patres am Auslandssender gehört. Ein zweites Verhör folgte am nächsten Tage, dann keines mehr. An diesem Tage musste ich das Ordenskleid mit dem Sträflingsanzug vertauschen. Die ersten 6 Wochen war ich in Einzelhaft, dann musste ich 10 Wochen die Zelle leider mit einer Frau teilen. Hier schon begannen die qualvollen Tage der Entbehrung jedes religiösen Trostes, indem der Gefängnisgeistliche mich nicht besuchen durfte, und es war mir nicht erlaubt, am Gefangenengottesdienst teilzunehmen. Eine Mitschwester durfte mich nicht besuchen, dagegen die Angehörigen. Hier und im KZ lernte ich das Psalmwort: „An den Flüssen Babels saßen wir und weinten, wenn wir dein gedachten, Sion“, in seiner ganzen Tiefe und Schwere verstehen. Mein Bruder, der schon am dritten Tage vor meiner Gefängniszelle stand, erinnerte mich an das schöne Wort, das unsere Mutter gesprochen: „Wenn unser Herrgott ein Kreuz auflegt, legt er gleich seine Hand darunter, dass es nicht zu schwer wird!“ Gegen Ende der Karlsruher Haft setzte mir der Beamte sehr stark zu, ich solle das Ordenskleid ausziehen und zu den NS-Schwestern übertreten, dann würde ich frei – andernfalls stehe mir das KZ offen.

Von Karlsruhe aus wurden wir dann 14 Tage von einem Gefängnis zum andern geschleppt, bis wir dann am 30. November '43 unser Ziel, das Konzentrationslager Ravensbrück bei Berlin, erreichten. Es ist dies ein großes



KZ Ravensbrück, Lageplan

Frauenlager mit 30–35.000 Häftlingen, im Anfang für Frauen im Allgemeinen, seit November '44 nur noch Kranken- und Vernichtungslager. 108.000 sind durch das Lager gegangen, wie die laufenden Nummern erweisen.³

Zwei Krematorien brannten Tag und Nacht, die reichten aber oft nicht aus, dann wurden die Leichen auf Autos geladen, im Wald auf Haufen geschichtet, mit leicht brennbaren Stoffen übergossen und angezündet. Einen Begriff von diesem Vernichtungssystem bekommt man vielleicht, wenn man hört, dass im April '45 von einem Internationalen Komitee aus dem naheliegenden Männerlager 12.000 Juden angefordert wurden – es waren aber keine 200 mehr da. Oft nahmen die Häftlinge den Aufsehern diese Arbeit ab, indem sie den Tod am Stacheldraht suchten, der mit Starkstrom geladen war. Wenn ein neuer Transport angekommen war, mussten alle: Frauen, Männer und Kinder vollständig entkleidet sich aufstellen, um dann zur Untersuchung an den Ärzten vorüberzuziehen, an manchen Tagen waren es 2.000. Neben diesen Untersuchungen waren die langen Appelle ein Schreck des Lagerlebens. Die übrigen Strafen waren zu grausig, als dass ich davon sprechen möchte. Ich bekam nie eine.

Im Sommer stand man um 3 Uhr auf, im Winter um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr. Dann hieß es: Zum Appell mit Strammstehen, und das ging oft stundenlang. Jeder Block hatte seine bestimmte Zahl Insassen, und die Zahlen mussten stimmen, eher war der Appell nicht zu Ende. Auf alle Fälle hieß es so lange stehen, bis es hell genug war, zur Arbeit auszuziehen. Oft gab es auch Strafstehen, drei und vier Stunden lang. Es war z. B. einem Häftling gelungen, zu entfliehen, als er auf Außenarbeit war, das war Grund genug, alle Lagerinsassen bei größter Kälte oder Hitze stundenlang strammstehen zu lassen. Es gab kaum einen Häftling, der sich nicht ein Blasen- oder Nierenleiden oder eine Darmerkrankung zuzog. Klosette gab es für Strafstehen nicht. Eine besondere Klasse waren die NN-Häftlinge (Nacht und Nebel). Die Angehörigen durften von ihrem Aufenthalt nichts wissen – also keine Post hin oder her. Schwester Grégoire gehörte z. B. zu diesen.⁴

Über 2.000 Aufseherinnen gehörten zum Lager, dazu noch die SS-Leute. Die Anrede von ihrer Seite bestand nur aus den hässlichsten Schimpfworten. Nur eine NS-Schwester hatte sich ihr menschliches Herz erhalten, sie wurde deshalb strafversetzt.

Zuerst hatte ich 3 Wochen schweren Außendienst: Kohlen-, Sandschippen und dergleichen. Dann kam ich als ehemalige Krankenschwester ins Revier, und das war mein Glück, sonst würde ich wohl nicht mehr leben. Ich war im Wöchnerinnensaal, und das war gut, da konnte ich doch meinem Beruf entsprechend wirken.⁵ Oh, wenn die SS geahnt hätte, wie viele Kinder ich getauft habe! Die Taufen wurden immer sehr heimlich gemacht. Einmal wagte ich es aber doch öffentlich. Da waren lauter Zuverlässige im Saal. Es wurde ein Adventskränzchen gewunden, sogar ein Lied gesungen, und dann wurde getauft. Fünf Seelen wurden diesmal für den Himmel gewonnen. Im Ganzen habe ich mehr als 500 Kinder getauft, viele Polenkinder. Einmal musste ich bei einer Geburt auch die Hebamme spielen, und es ging alles so glatt und schön. Da hatte ich doch eine Freude, dass Mutter und Kind so gar keinen Schaden erlitten hatten. Nun meinte die Mutter: „Schwester, das Kind muss Ihren Namen haben, weil Sie sich so mitfreuen.“ Aber Klein-Margarethen teilte bald auch das Los der meisten Kinder. Sie mussten sterben, weil die Mütter ja nichts zu essen hatten. Wie bitter war es zu hören: „Schwester, schau, mein Kind ist krank“, und die Tränen fielen auf das Greisengesichtchen des halb verhungerten Säuglings. (Eine einzige von den vielen polnischen Frauen hatte ihr Kind nicht von ihrem Mann.)

Das Essen im Revier war doch etwas besser als sonst. Es gab da noch Suppe für die Patienten, für die Wöchnerinnen nach der Geburt allerdings nicht mehr. (War noch von der Suppe übriggeblieben, so nahmen die kommunistischen Pflegerinnen sie gewöhnlich für sich allein weg.)

Das Essen bestand sonst aus: Kaffee morgens, dazu die Tagesration an Brot, zuletzt vier dünne Scheibchen. Mittags gab es Gemüse: Dürrgemüse

oder Runkelrüben mit Kartoffeln in der Schale untermischt, nur in Wasser gekocht ($\frac{1}{2}$ Liter). Zuletzt gab es keine Kartoffeln mehr dazu. Abends nochmals Kaffee. Wer auf dieses Essen allein angewiesen war, konnte nicht durchhalten. Ich bekam jede Woche von zu Hause ein Paket, und die meisten kamen in meine Hände. Das half mir durch, und ich konnte auch meinen Sorgenkindern im Revier damit aufhelfen.

80–100 Häftlinge starben täglich an Hunger und Elend. Eine französische Röntgenschwester erkrankte durch die übliche Typhusimpfung an Typhus, so wenig Widerstandskraft hatte der Körper noch, und sie starb.⁶ Nur Arbeitsfähige durften leben! Und was sie sonst an den Menschen angerichtet! Bei allen deutschen Frauen, die von einem Ausländer schwanger waren, wurde abgetrieben, oft im 7. Monat noch. Das taten sie auch an einem jungen Mädchen aus gut katholischer Familie, das in einer Klosterschule aufgezogen worden war. Das Häftlingsleben war gar so schwer, so ließ sie sich dazu verleiten, sich in das Lusthaus eines Männerlagers zu melden, wo SS-Leute und auch Häftlinge verkehren. Den Häftlingen sind diese Freuden erlaubt, weil sie erfahrungsgemäß um 50 % leistungsfähiger würden nach solchen Nächten. Sie kam als Schwangere wieder zu uns zurück und es wurde im 7. Monat abgetrieben. Ich habe sie mit Mühe wieder hochgebracht, habe ihr ja von meinem Eigenen nachhelfen können. Ich habe ihr aber auch das Nötige gesagt.

Es wurden Versuche aller Art an den Häftlingen gemacht, vor allem Versuche der Sterilisation.⁷ Eine sehr gute Mitarbeiterin von mir, eine Caritasschwester, wurde im Herbst '44 entlassen,⁸ so hatte ich im letzten Halbjahr Gelegenheit, bei den Operierten und dadurch Zeuge dieser Schändlichkeiten zu sein. Hier wurde alles aufgewendet, sie nach der Operation durchzubringen; sie wurden richtig aufgepäppelt.

Vor allem wurden zu den Versuchen Idioten genommen und solche, die durch das Leben im KZ wahnsinnig geworden waren; es wurde aber auch bei den Gesunden nicht Halt gemacht, so wie auch Evakuierte aus Warschau ins Lager gebracht wurden und die gleiche Behandlung erfuhren wie jeder Häftling, darunter alle Kinder eines großen Waisenhauses und 71 Ordensschwestern.

Viele junge gesunde Polinnen vor allem haben sie zu Krüppeln operiert. Da wurden Knochen, Gelenke, Glieder abgetragen, alles nur zu Versuchen. Und die Methoden bei den Sterilisationsversuchen! Da wurden Einspritzungen in die Eileiter gemacht, jedenfalls mit einer stark ätzenden Säure, denn die Frauen bekamen einen sehr starken Ausfluss und so furchtbare Schmerzen, dass sie oft ohnmächtig wurden vor Schmerzen und auch starben. Ein Linderungsmittel wurde nicht gegeben. Einmal nur gelang es einer vornehmen Norwegerin, von einer NS-Schwester Tabletten zu erbetteln, die sie dann unter die Ärmsten verteilte. Man machte die Versuche auch an 10- und 12-jährigen Mädchen. Da es nicht gelang, in die Eileiter

hineinzukommen, wurden sie operativ sterilisiert und damit für ihre ganze Zukunft zu Idioten gemacht.⁹

Wir hatten auch manch schöne Stunde im Lager. Die Gleichgesinnten fanden sich rasch zusammen, und wenn Neue kamen, hatte man es rasch erspürt, wer in den Kreis aufgenommen werden konnte. Der Sonntagnachmittag war frei. Da gingen wir so manches Mal zu zweien oder dreien die Blockstraße entlang und beteten zusammen die Messe aus dem Schott. Den hatten wir uns organisiert, und er wurde als der kostbarste Schatz gehütet. Im Mai '45 machten wir sogar ein Maialtärenchen. Da waren die Russen aber schon im Lager.

Die ewigen Gelübde legte ich vor Schwester Grégoire, einer Oberin aus dem Elsass, ab, zwischen Stacheldraht und Baracke, gut und sicher hinter dem Block versteckt. Es war schwer, beinahe 2 Jahre keine hl. Messe, keine Sakramente. Ja, wenn man sein Gottvertrauen nicht gehabt hätte, man hätte wahnsinnig werden müssen. Ein Ideal musste man haben. Zu meinen persönlichen Schätzen gehörte eine gut gelungene Muttergottesmedaille, die ein Häftling mir aus einer Zahnbürste geschnitzt hatte (Nichte des Bischofs von Mainz). Solche Kostbarkeiten musste man freilich gut verstecken. Man wurde findig und schlau in solchen Dingen; denn immer wieder war gründliche Untersuchung vom Bettstroh bis zur Leibesuntersuchung.

Es kam die Zeit, wo von Westen die Amerikaner, von Osten die Russen Berlin zu nehmen suchten. Bei der Annäherung des Feindes wurden viele Häftlinge entlassen, um im Lager etwas aufzuräumen. Die Akten wurden alle verbrannt. Am 28.4.45 hieß es: „Das Lager wird in die Luft gesprengt, alles, was laufen kann, heraus, wir führen euch dem Amerikaner entgegen, damit wir nicht den Russen in die Hände fallen!“ Ich blieb freiwillig bei meinen Kranken zurück, und das war mein Glück. Wer sonst nicht gehen wollte, wurde aus dem Block herausgetrieben – mit Hunden und Schusswaffen. Verschiedene wurden dabei verletzt. Es ging dann der russischen Front entgegen. Die SS trieb die Häftlinge als Schutzwall vor sich her, suchte selbst Deckung hinter ihnen im feindlichen Feuer. Dann flohen sie und ließen die Frauen schutzlos vor dem Feind. Die nicht umkamen, wurden von den Russen vergewaltigt. Manche entkamen dann und suchten den Heimweg. Ich traf in Magdeburg eine von ihnen.

Im Lager waren wir noch 16.000 Häftlinge, jetzt zwei Tage ohne Aufsicht, aber auch ohne Licht und Wasser. Die aus dem Männerlager durchschnitten die Kabel, und so verlief alles ruhig, und alle blieben. Am 30.4. kamen die Russen ins Lager. Sie waren gut gegen uns, wirklich gut. Sie sorgten vor allem für Hygiene. Die Baracken waren bisher vollgepfropft gewesen. Die Betten dreistöckig übereinander, und mehrere zusammen lagen auf einem Strohsack. Das wurde jetzt anders. Wir saßen jetzt auch an den weißgedeckten Tischen, wo vorher die SS getafelt hatte, und das Essen war nun gut; Vorräte waren ja genug da. Die tschechische Ärztin, mit der

ich zusammengearbeitet hatte,¹⁰ stellte mich dem russischen Kommandanten vor als die einzige Deutsche, die gut gegen die Ausländer gewesen sei. Sie drang sehr in mich, ich sollte in ihre Heimat mitkommen, es solle mir dort gut gehen.

Die Angehörigen der andern Nationen wurden bald abgeholt, nur um die Deutschen bekümmerte sich niemand. Man hätte das Lager verlassen dürfen, doch es bestand keine Möglichkeit wegzukommen. Für uns im Revier gab es auch noch Arbeit. 800 Kranke vom Männerlager wurden zu uns verlegt. Es waren alle Ausländer. Ich pflegte in dieser Zeit eine Französin, die von einem russischen Chirurgen operiert worden war. Durch sie begann für mich nun die schöne Zeit – nach 1 1/2 Jahren bitterer Entbehrung am Dreifaltigkeitssonntag wieder eine hl. Messe und Kommunion. Das kam so: durch sie erfuhr ich, dass im Männerlager 5 französische Offiziere angekommen seien, darunter 2 Feldgeistliche. Von den beiden Geistlichen sprach keiner deutsch, so bekam ich die Generalabsolution. 3 Wochen konnte ich mich jetzt jeden Tag auf diese Stunde freuen. Die Russen durften es allerdings nicht wissen. Wenn ich einmal morgens nicht zur hl. Messe gehen konnte, durfte ich auch untermittags kommen, um die hl. Kommunion zu empfangen. Beim Abschied gab mir der eine französische Geistliche 300 M. für die Heimfahrt, das ich mit einer andern Ordensschwester teilte. Von Berlin aus fuhr ich mit einer Opersängerin in ihrem Auto nach Magdeburg. Dort hatte ich nicht gleich die Möglichkeit weiterzukommen. Bei Diakonissinnen machte ich Dauernachtwache und verdiente mir dabei noch Geld. Aber ich hatte hier nicht die Möglichkeit, eine Kirche zu besuchen, da hielt es mich nicht lange. Nach 16 Tagen ging die Reise weiter. Bei Meiningen kam ich an die Grenze des von den Russen besetzten Gebietes, und sie ließen niemand hinüber.

In einem christlichen Bauernhause in Wolfmannshausen fand ich Aufnahme und eine Heimat. Der Sohn war noch nicht aus der Gefangenschaft zurück, und er fehlte ihnen sehr bei der Feldarbeit. Da half ich nun tüchtig mit in Feld und Haus und gehörte ganz zur Familie, musste mich auch richtig herausfüttern lassen. Hier bin ich wieder Mensch geworden. 8 Wochen waren rasch vorüber. Da kam der Sohn heim, meine Hilfe war nun nicht mehr nötig, ich wollte nun den Versuch machen, heimlich über die Grenze zu gehen. Der Kaplan des Ortes erklärte sich bereit, mich zu führen. Der Abschied wurde uns allen schwer. Der Bauer segnete mich, wie es mein Vater immer getan, indem er mir mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirne machte. Dann ging er mitten in der Nacht mit mir auf den Friedhof an das Grab des gefallenen Sohnes, dass wir zusammen noch einmal ein Gebet für ihn verrichteten. Dann noch ein Gruß vor der Kirche, dem Helfer in jeder Not. Um Mitternacht klopfen wir im Pfarrhaus an – der gefährliche Gang sollte beginnen. Viele liegen erschossen der Grenze entlang.

Es glückte alles. Um 2 Uhr hatten wir das nächste Dorf erreicht, und ich war somit im Gebiet, wo ich ungehindert weiter konnte. Der Kaplan besorgte mir noch ein Auto, ehe wir uns trennten. Auf manchem Umweg, welche Richtung eben gerade das Auto hatte, auf dem ich mitfuhr, kam ich am 15.9. nach Eppelheim, wo meine Karlsruher Oberin jetzt stationiert war. Hier feierte ich wieder Einkleidung. Ich konnte mit reinem Gewissen mein Ordenskleid wieder anziehen. 2 Tage später konnte ich mich den Obern in Bühl vorstellen. Ein Soldat, der mit mir an der Grenze gewartet hatte, kam 8 Tage vor mir hinüber; er hatte mich schon im Provinzhaus angemeldet. Im neuen Vinzentiushaus in Karlsruhe war eine Schwester, deren Heimat in der Gegend war, wo ich damals festlag. Ihre Oberin fuhr nun gleich mit ihr weg, um mich über die Grenze zu holen. Sie kamen um einen Tag zu spät nach Wolfmannshausen.

Bald durfte ich in die Heimat, um die Eltern zu begrüßen.¹¹ Der Ortspfarrer stellte mich dem französischen Kommandanten vor. Zwei Tage später kam dieser selbst ins Elternhaus und forderte mich auf, der Nichte von de Gaulle, die ich im Lager gepflegt hatte,¹² einen Brief zu schreiben; er werde ihn weiterbesorgen. Da er hörte, dass einer meiner Brüder noch in französischer Gefangenschaft sei, hieß er uns ein Gesuch machen um seine baldige Freilassung und gab genau den Weg an, der einzuschlagen sei – dies Gesuch gehe sicher durch.

Bemerkungen über den Bericht

So also lautet der Bericht der Schwester Felixina, den sie, auf ausdrücklichen Wunsch des Erzbischöflichen Ordinariats, am 6. Oktober 1945 im Mutterhaus in Bühl niederschrieb oder niederschreiben ließ. Es ist, in Wortlaut und Satzbau, unverkennbar ihr eigener Bericht – ein Bericht, den der damalige Spiritual, Wilhelm Freischlag, dann aber überarbeitet, d. h. geordnet und geglättet, überformt und überhöht hat. In seiner Fassung und unter seinem Namen, wurde er dann vor allem den Mitschwestern bekannt gemacht;¹³ in der früheren, echteren erscheint er, wie gesagt, hier zum ersten Mal, mit allen seinen Brüchen und Schwächen. Korrigiert wurden nur Orthographie und Interpunktion, und auch sie nur an wenigen Stellen.

Mehr als auf die Form dieses Berichts, die freilich ein untrügliches Anzeichen seiner Authentizität ist, kommt es hier auf seinen Inhalt an. Zwar wird das, was er sagt, von vielen anderen, ähnlichen bestätigt; doch umgekehrt bestätigt er wieder sie. Und es wird – auch wenn es sich eigentlich verbietet, Vergleiche anzustellen – deutlich, dass unter allen entsetzlichen Orten im damaligen Deutschland das Revier in Ravensbrück einer der entsetzlichsten war; ein Ort, an dem gesunde Menschen krank gemacht, und an dem kranke nicht geheilt, sondern getötet wurden.

Deutlich wird auch, wie leicht es war, in diese Hölle zu kommen; eine hingeworfene Bemerkung genügte, und man hatte sein Leben verwirkt. Und wie schwer war es, ihr wieder zu entkommen, noch nachdem sich ihre Tore geöffnet hatten; und nach Hause zu kommen! Aber die Odyssee der Schwester Felixina endete zum Glück dort, wo sie begonnen hatte: bei ihren Mitschwestern und im Mutterhaus in Bühl.

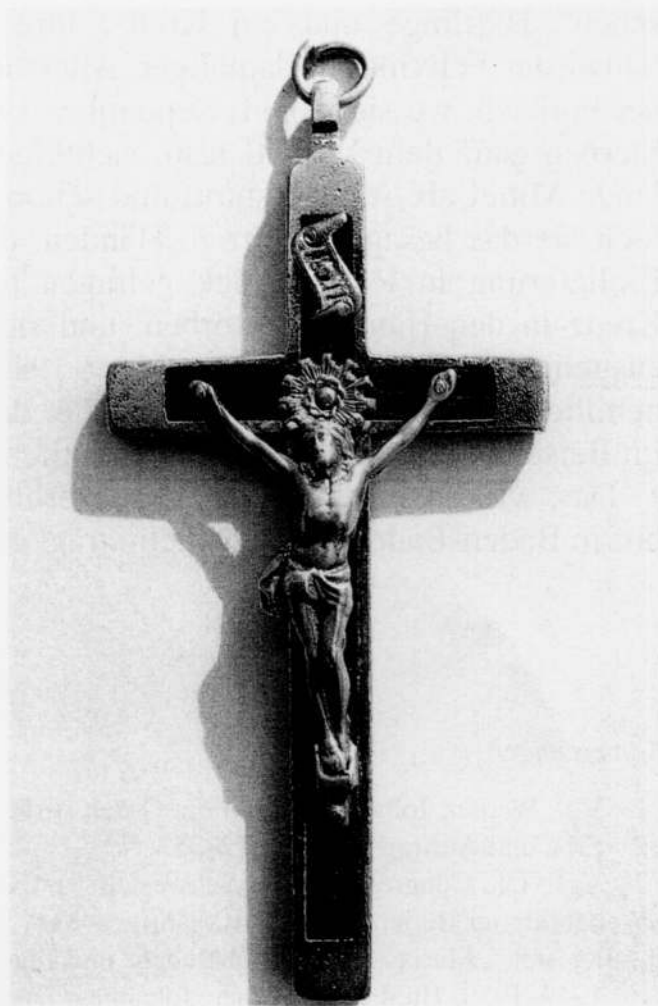
An Bühl hat Schwester Felixina unablässig gedacht – was auch aus den Briefen hervorgeht, die sie unter ihrem alten Namen, als Margarete Armbruster, nach Hause schreiben durfte.¹⁴ Sie durfte nicht viel und vor allem nichts Verhängliches schreiben, denn die „Postzensurstelle F.K.L. Ravensbrück“ schaute ihr, wie die entsprechenden Vermerke zeigen, gleichsam über die Schulter; und dennoch flocht sie zwischen die üblichen Floskeln manches ein, was nur der Adressat verstand. So schrieb sie im März 1944: „Der 18. wird wohl mein schwerster Tag, doch auch der gesegnetste werden. Da ist Versprechen gleich Tat. Es soll meinen Kursgenossen zugute kommen, ihnen herzliche Glückwünsche.“ (Am 18. März 1937 war sie eingekleidet worden.) Oder, im August desselben Jahres: „Schön, dass M. Gregoria und Felixina gemeinsam ihrem Beruf obliegen.“ (Von ihr selber ist die Rede, und von ihrer elsässischen Mitschwester, und verschlüsselt auch von deren Verbleib, von dem, da sie ein Nacht-und-Nebel-Häftling war, sonst ja niemand etwas wusste oder wissen durfte.) Oder, im März 1945: „Konnte mich so schwer entschließen, diesen Märzbrief zu schreiben. Ihr könnt es Euch denken warum. Muß also zum 2. Mal dies Opfer bringen. Kann mich aber trotzdem nicht von meinem hohen Ideal abbringen. Bin bei allem Wechsel und Wirren dieser Tage ruhig in Gott. Er weiß, was größer ist. Ob wir uns nochmals wiedersehen steht ebenso bei ihm. Fiat. Bitte nur um ein Gedenken am 18. März.“ Aber sie dachte durchaus nicht nur an sich; sie dankte für das, was man ihr, und offenbar reichlich, aus der Heimat zugeschickt hatte, und sie sorgte sich um die, von denen sie getrennt worden war. Und sie dachte an die Heimat selber, schöpfte Trost auch aus ihr und aus dem, was sie in ihr gelernt hatte; etwa wenn sie im November 1944 schrieb, es gehe ihr „wie einer Wettertanne an der Allmendhöhe, zerzaust, aber sie steht“; oder, in einem anderen Brief unter demselben Datum: „Wetterfest wird man nur im Sturm.“

Schwester Felixina hat sich von ihrem Ideal nicht abbringen lassen und hielt ihm, so gut sie konnte, auch in Ravensbrück die Treue – so wie viele andere Ordensfrauen, von denen sonst nur selten die Rede ist. Da war die erwähnte Schwester Marie-Grégoire aus derselben Kongregation; die ebenfalls erwähnte Schwester Marcelle, die sich unermüdlich um die Opfer der experimentierenden Mediziner kümmerte; eine russische Nonne, Mutter Marie, die mit ihren Leidensgenossinnen betete und „zur tiefsten Kontemplation gelangte“;¹⁵ Schwester Angela Maria vom Heiligsten Herzen Jesu, eine Trinitarierin, die 1940 nach Ravensbrück und 1942 nach Auschwitz



Stoffstreifen mit der Häftlingsnummer von Schwester Felixina

kam und 1944 in Auschwitz starb, nachdem sie sich da wie dort für die Kranken aufgeopfert hatte;¹⁶ Schwester Placida, eine Benediktinerin von der hl. Lioba aus dem Mutterhaus in Freiburg-Günterstal, die von 1943 bis 1945 in Ravensbrück inhaftiert war;¹⁷ Schwester Helena, eine Kreuzschwester aus Hegne, von 1942 bis 1943 in Ravensbrück;¹⁸ und Mutter Elisabeth von der Heiligen Eucharistie aus der Kongregation „Notre-Dame de la Compassion“, die im Juli 1944 nach Ravensbrück kam und noch am Karfreitag 1945 anstelle einer anderen Frau freiwillig in die Gaskammer ging.¹⁹ Da waren, ebenfalls in Ravensbrück, die Schwestern Tarsitia von den Ursulinen aus Schweidnitz; Eustochia von den Schwestern vom Hl. Geist in Koblenz; Ernestine, Fabiola und Epiphania von den Schulschwestern U.L. Frau; Leontia, Febronia und Theodora, Borromäerinnen aus Böhmen.²⁰ Da waren auch die französischen Nonnen, deren Kleider die Deutschen „unter Gelächter in den Schmutz“²¹ warfen; die 44 Franziskanerinnen und die 17 (oder mehr?) Magdalenerinnen aus Warschau, die im August 1944 ins Lager eingeliefert wurden,²² und diejenigen, oder vielleicht dieselben, die eine Augenzeugin im „fahlen Licht der Bogenlampen“²³ sah: „eine Gruppe dicht beieinander stehender Nonnen, die mit zögernden, unentschlossenen Bewegungen an ihren schwarzweißen Hauben zu nesteln begannen“²⁴. Ihre größte, wenn nicht sogar einzige Schuld lag darin, dass sie Ordensfrauen waren. (Dass die Orden „aufgelöst“²⁵ werden müssten, hatte Goebbels schon 1937 in seinem Tagebuch vermerkt.)



*Das Kreuz der
Schwester Marcelle*

Und Schwester Felixina? Sie war nur unvorsichtig, wollte nur helfen, beruhigen; die Frauen, die sich ihr anvertrauten, sollten nicht länger fürchten müssen, dass die Russen nach Baden kämen; und sie sollte recht behalten. Schwester Felixina überlebte, wie sie selber wusste, nur dank ihrer privilegierten Position²⁶ und dank der Lebensmittel, die sie aus der Heimat erhielt. Aber auch wenn ihr das physische Leiden weithin erspart blieb, dann doch nicht – ja um so weniger – das psychische; sie litt unter dem Leiden der anderen, das sie nicht lindern konnte.²⁷

Das Leben danach

Nach ihrer unverhofften Heimkehr arbeitete Schwester Felixina in Eppelheim bei Heidelberg, im hessischen Dieburg, wieder in Eppelheim, dann in Mannheim und in Jestetten im Landkreis Waldshut. Über ihre Erlebnisse in Ravensbrück sprach sie nur ungern, sagte aber, dass sie sie nicht missen wolle; und noch immer bewahrte sie den Stoffstreifen mit der Häftlingsnummer auf, den sie dort tragen musste, und den roten Winkel der „politi-

schen“ Häftlinge und ein Kreuz. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Schwester Felixina im damaligen Altersheim des Ordens, in Bermersbach bei Forbach, wo sie am 11. September 1995 starb. Weil sie noch in ihrem Sterben ganz dem Vorbild Jesu nachfolgen wollte, lehnte sie schmerzstillende Mittel ab. Als sie starb, und schon auf ihrem langen Krankenlager, hielt sie das besagte Kreuz in Händen, das Schwester Marcelle bei ihrer Einlieferung in Ravensbrück getragen hatte. Auch sie war mit diesem Kreuz in den Händen gestorben; und sie hatte es an Schwester Felixina ausgeliehen, als diese am 19. März 1944 vor Schwester Marie-Grégoire heimlich ihre ewigen Gelübde ablegte, die sie am 19. März 1946, wieder im Beisein von Marie-Grégoire, öffentlich erneuerte.²⁸

Das, was an Schwester Felixina sterblich war, liegt auf dem Stadtfriedhof in Baden-Baden. In Eppelheim trägt eine Straße ihren Namen.²⁹

Anmerkungen

- 1 Vgl. Werner, Johannes: Wenn ein Orden stirbt. Sozialgeschichtliche Anmerkungen, in: *Erbe und Auftrag* 5/1991, 352–357.
- 2 Vgl.: Die Congregation der Schwestern vom Allerheiligsten Heiland. 1849–1949. Ein bebildeter Bericht über ihr 100jähriges Werk, München o.J.; Freischlag, Wilhelm: Das Kloster „Maria Hilf“ Bühl-Baden und die Ordensprovinz Baden-Hessen. 1919. 1949–1959, Bühl o.J.; Werner, Johannes: Die „Bühler Schwestern“ im Lauf der Zeit, in: *Heimatbuch Landkreis Rastatt* 39 (2000), 86–96.
- 3 Vgl. insges.: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Bd. 6, Nürnberg 1947, 244–254 (Nachdr. München/Zürich 1984); Füllberg-Stolberg, Claus/Jung, Martina/Riebe, Renate/Scheitenberger, Martina (Hrsg.): *Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen, Ravensbrück, Bremen* 1994 (darin insbes.: Pawelke, Britta: Als Häftling geboren – Kinder in Ravensbrück, 157–165; Martin, Dunja: Menschenversuche im Krankenrevier des KZ Ravensbrück, 99–112; dies.: „Versuchskaninchen“ – Opfer medizinischer Experimente, 113–122; Schulz, Christa: Weibliche Häftlinge aus Ravensbrück in Bordellen der Männerkonzentrationslager, 135–146); Strebel, Bernhard: Ravensbrück – das zentrale Frauenkonzentrationslager, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): *Die nationalsozialistischen Konzentrationslager – Entwicklung und Struktur. Bd. 1, Göttingen* 1998, 215–258.
- 4 Schwester Marie-Grégoire (Marie-Therèse Herr) aus derselben Kongregation war wegen ihrer Mitwirkung im Widerstand verhaftet worden; nach ihrer glücklichen Rückkehr wurde sie vielfach ausgezeichnet und 1966 sogar zum „Chevalier de la Légion d’Honneur“ ernannt. – Frdl. Mitteilung aus dem Mutterhaus der „Congrégation des Sœurs du Très Saint Sauveur“ in Oberbronn, 31.1.04.
- 5 Zu dieser im Oktober oder November 1944 eingerichteten Station vgl.: Morrison, Jack G.: *Ravensbrück. Everyday Life in a Women’s Concentration Camp 1939–45*, Princeton 2000, 242; u.a. auch Bromberger, Barbara/Elling, Hanna/von Freyberg, Jutta/Krause-Schmitt, Ursula: *Schwestern, vergesst uns nicht. Frauen im Konzentrationslager*:

- Moringen, Lichtenburg, Ravensbrück. 1933–1945, Frankfurt a.M. 1988, 71–72; Buber-Neumann, Margarete: Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkel, Stuttgart/Herford 1985, 363; de Gaulle Anthonioz, Geneviève: Durch die Nacht. Zürich/Hamburg 1999, 38 f. – „Es gab Pflegerinnen, die sich jede Minute des Tages den Säuglingen widmeten, aber es half nichts, es fehlte eben an allem“ (Breur, Dunya: Ich lebe, weil du dich erinnerst. Frauen und Kinder in Ravensbrück, Berlin 1997, 75; vgl. insges. 75–82).
- 6 Wahrscheinlich Schwester Marcelle Daverez aus Besançon; sie starb am Allerheiligentag 1944. „Ich wand ihr ein Sträußchen aus Tuja und wir zogen ihr auch ein Hemd an, was sonst nicht üblich ist. Doch als wir später nachschauten, war sie genau so arm und bloß, wie alle andern Toten auf dem großen Haufen im Leichenkeller“ (Bericht von Schwester Felixina, zit. n. Kempner, Benedicta Maria: Nonnen unter dem Hakenkreuz. Leiden – Heldentum – Tod, Würzburg 1979, 103).
 - 7 Vgl. Klier, Freya: Die Kaninchen von Ravensbrück. Medizinische Versuche an Frauen in der NS-Zeit, München 1994.
 - 8 Wahrscheinlich Lucie Weimer Bub (vgl. Prégardier, Elisabeth/Mohr, Anne [Hrsg.]: Gesang aus dem Feuerofen. Frauen-KZ Ravensbrück 1939–1945. Autobiographische Berichte [= Zeugen der Zeitgeschichte, Bd. 6], Annweiler 2002, 73–80; bes. 79 f.); sie fuhr gleich nach ihrer Entlassung nach Kaltbrunn, um Nachrichten zu überbringen.
 - 9 Schwester Felixina bedient sich hier der in ihrer Zeit allgemein verwendeten, ihr unverdächtigen Ausdrucksweise.
 - 10 Wahrscheinlich Zdenka Nedvědová-Nejedlá, die ab September 1944 als Kinderärztin im Säuglingsblock arbeitete; vgl. Jacobeit, Sigrid (Hrsg.): Ravensbrückerinnen (= Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Bd. 4), o.O. 1995, 90–91.
 - 11 Hier liegt ein Versehen vor, denn die Eltern waren schon lange tot; überlebt hatten aber alle Geschwister bis auf einen Bruder, der nicht aus dem Krieg zurückkam.
 - 12 Vgl. de Gaulle Anthonioz, a.a.O., 62.
 - 13 An den Quellen des Erlösers 4/1952, 1–8; neuerdings nochmals in: Prégardier/Mohr, a.a.O., 83–96. – Nur ein Beispiel, eins von vielen: aus „Dann noch ein Gruß vor der Kirche, dem Helfer in jeder Not“ wurde „Dann liefen wir ins Dorf zurück, vorbei an der Kirche. Innig flehte ich zu dem im Tabernakel verborgenen Gott, dem Helfer in aller Not und jeglicher Gefahr, er möge mir für die unmittelbar bevorstehenden Stunden ein Heiland und ein Retter sein, wie er das in den vergangenen zwei Jahren so oft gewesen ist.“ – Inhaltlich geht die spätere Fassung über die frühere kaum hinaus; sie erwähnt noch die Transplantationen von Organen, die im Lager vorgenommen wurden, und erzählt etwas ausführlicher von dessen letzten Tagen, als schon das Rote Kreuz vor den Toren stand, um die Häftlinge in Sicherheit zu bringen, die dennoch weiterhin in die Gaskammern wanderten; doch darüber ist auch an anderer Stelle berichtet worden.
 - 14 Sie schickte ihre Briefe allerdings auf einen Umweg, damit im Heimatdorf niemand erfuhr, wo sie war, und auch die Antwortbriefe der Familie wurden anderswo zur Post gebracht. Die mit Bleistift geschriebenen, nur schwer lesbaren Originale befinden sich im Besitz der Familie; Abschriften (freilich fehlerhafte) im Archiv in Bühl. – Das Titelzitat stammt aus dem ersten Brief vom Januar 1944.
 - 15 de Gaulle Anthonioz, a.a.O., 24; wahrscheinlich Maria Kusmina-Karawajew.
 - 16 Vgl. Prégardier/Mohr, a.a.O., 27–37.
 - 17 Vgl. ebd., 51–71.
 - 18 Vgl.: Im Schnittpunkt des Kreuzes. Rosa Helena Vetter (1905–1995). Eine Ordensfrau erlebt Ravensbrück. Autobiografischer Bericht (= Zeugen der Zeitgeschichte, Bd.13), Annweiler 2003.

- 19 Jacobeit, a.a.O., 131–134.
- 20 Vgl.: Im Schnittpunkt des Kreuzes, a.a.O., 102–115.
- 21 Konzentrationslager Dokument F 321 für den Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg. Hrsg. vom Französischen Büro des Informationsdienstes über Kriegsverbrechen, 17. (Neu-)Aufl., Frankfurt a.M. 2001, 61.
- 22 Kempner, a.a.O.
- 23 Vermehren, Isa: Reise durch den letzten Akt. Ravensbrück, Buchenwald, Dachau: eine Frau berichtet, Reinbek 1998, 103.
- 24 ebd.; Isa Vermehren trat später selber bei den Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu ein.
- 25 Goebbels, Joseph: Tagebücher 1924–1945. Hrsg. von Ralf Georg Reuth. Bd. 3 (= 1935–1939), 2.Aufl., München/Zürich 1992, 1081.
- 26 Die im Revier beschäftigten, im Block 3 untergebrachten Häftlinge wurden, da sie gewisse Vorteile genossen, einerseits beneidet; andererseits aber auch bewundert, da sie sich, anders als die anderen Ärzte und Schwestern, mit wahrer Hingabe um die Kranken sorgten (vgl. Morrison, a.a.O., 242).
- 27 „Zwei Schwestern kannte ich, die hübsch waren, gütig und sehr traurig“ (Tillion, Germaine: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, Frankfurt a.M. 2001, 138; vgl. insges. 137–140); ob Felixina eine von ihnen war?
- 28 Prégardier, Elisabeth: In der Hölle den Glauben nicht verloren. Schwester Felixina Armbruster steht für viele andere christliche Frauen, die im Konzentrationslager Ravensbrück inhaftiert waren, in: Konradsblatt 48/1995, 8.
- 29 Der Verfasser dankt Schwester Beata Maria, der Oberin der badisch-hessischen Provinz, und Schwester Eufrieda, der leiblichen Schwester von Felixina, für viele hilfreiche Hinweise; und nicht zuletzt Schwester Maria Huberta, der Archivarin (und früheren Ökonomin) der badisch-hessischen Provinz dafür, dass sie ihm diesen Bericht zugänglich gemacht hat – ihr, der er auch schon frühere Funde im Archiv in Bühl verdankt: Vgl. Werner, Johannes: „Es wütete eine höllische Macht über ganz Darmstadt“. Zwei unbekannte Berichte über die Brandnacht (11./12. September 1944), in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde 59 (2001), 363–368; ders.: „Wir wussten weder ein noch aus“. Ein unbekannter Bericht über den Untergang von Pforzheim im Februar 1945, in: Pforzheimer Geschichtsblätter 11 (2003) (= Neue Beiträge zur Stadtgeschichte III), 229–231. – Auch die Bildvorlagen stammen aus dem Archiv in Bühl.

Sklavenarbeit in Offenburg: Der Weg des KZ-Häftlings Marko Moskowitz

Uwe Schellinger

Am 25. oder 26. März 1945 kam der 18-jährige Marko Moskowitz als KZ-Häftling und Sklavenarbeiter in die Stadt Offenburg. Er gehörte einem Transport mit etwa 580 bis 650 Häftlingen an, der wenige Tage zuvor im oberpfälzischen Konzentrationslager Flossenbürg zusammengestellt und daraufhin nach Offenburg überführt wurde. Das Häftlingskommando, jetzt der Kommandantur des KZ Natzweiler unterstellt, war in die Stadt verlegt worden, um auf dem Bahngelände Blindgänger abgeworfener Bomben zu entschärfen sowie Aufräum- und Reparaturarbeiten durchzuführen. Die Geschehnisse um diesen Flossenbürger Häftlingstrupp wurden schon mehrfach beschrieben, zumal damit eines der bedrückendsten Ereignisse der NS-Geschichte in der Stadt Offenburg verbunden ist: das Massaker an 41 KZ-Gefangenen am 12. April 1945 durch SS-Wachpersonal.¹ Marko Moskowitz überlebte die Wochen als Sklavenarbeiter in Offenburg und konnte am 20. April 1945 während eines Evakuierungstransports in Freiheit gelangen. Die Umstände des Arbeitseinsatzes der Flossenbürger KZ-Häftlinge in Offenburg sind inzwischen weitgehend bekannt. Noch immer fehlen jedoch genaue Angaben über die Zahl der nach Offenburg transportierten Gefangenen sowie nähere Kenntnisse über deren individuelle Einzelschicksale. Nur ein Bruchteil der Häftlingsnamen sind bislang dokumentiert, zu fast keinem der Gefangenen sind darüber hinaus gehende Informationen bekannt.² Ein Dokument aus dem Holocaust Memorial Museum in Washington macht diesbezüglich auf das Schicksal eines der Offenburger Häftlinge, des ungarischen Juden Marko Moskowitz, aufmerksam.

Das Interview: David P. Boder und Marko Moskowitz

Am 30. Juli 1946 hatte der Psychologieprofessor Dr. David Pablo Boder vom Illinois Institut of Technology in Chicago Gelegenheit, mit Marko Moskowitz in Paris ein Interview zu führen.³ Moskowitz war nach seiner Befreiung im April 1945 über verschiedene Unterkünfte in Bayern und Italien nach Paris gekommen, wo ihn französische Hilfsorganisationen als so genannte „displaced person“ betreuten.

David P. Boder (1886–1961)⁴, damals schon Emeritus sowie Direktor des Psychologischen Museums in Chicago, war auf Anregung von General Dwight D. Eisenhower und unterstützt durch Mittel des Museums und sei-

ner Universität sowie Sponsoren in der Stadt Chicago eigens nach Europa gereist, um Überlebende des Holocaust aufzusuchen und mit ihnen über ihr Schicksal zu sprechen. Etwa ein Drittel der von ihm während seines Aufenthaltes durchgeführten 109 Interviews fand in Paris statt. Mit vielen seiner Gesprächspartner, so auch mit Moskowitz, unterhielt sich Boder auf Deutsch und Jiddisch.⁵ Die auf Tonband aufgezeichneten Interviews mussten danach ins Englische übersetzt werden.⁶ Einen exemplarischen Teil seiner Interviews publizierte Boder drei Jahre später unter dem Buchtitel *I did not interview the Dead*⁷.

Für den Wissenschaftler Boder bedeuteten die Schilderungen des jungen Marko Moskowitz seine ersten Konfrontationen mit den grausamen Einzelheiten der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, war er doch erst einen Tag vor dem Treffen aus den USA nach Europa gereist. Moskowitz dürfte einer der ersten von ihm befragten Zeugen des NS-Terrors gewesen sein. Entsprechend ungläubig und irritiert reagierte Boder vielfach auf die Schilderungen seines Gegenübers über die deutschen Konzentrationslager, was nachfolgend auch der Übersetzer des Interviews (Bernard Wolf) in seinem Transkript explizit vermerkte: „The interviewer has apparently become confused if not perplexed by the story which was recorded the second day after his arrival. It is one of the early reports, his first face to face contact with eyewitnesses from Auschwitz.“⁸ Aus dem aufgezeichneten Gespräch zwischen Boder und Moskowitz wird deutlich, wie schwer es dem jungen Mann damals fiel, das in den zurückliegenden Jahren Erlebte und Erlittene in Worte oder gar Erzählungen zu fassen. Die Sprache von Moskowitz bleibt stets zurückhaltend und einsilbig. Auf der anderen Seite wirkt der Interviewer zum damaligen Zeitpunkt regelrecht überfordert. Es gelang ihm nur vereinzelt, die Berichterstattung seines Gesprächspartners breiter anzulegen oder zu vertiefen.

Das dunkle Jahr

Das dokumentierte Interview mit Marko Moskowitz vermag dennoch einen Eindruck vom persönlichen Schicksal eines der insgesamt mehr als 2.000 in Offenburg eingesetzten KZ-Häftlinge zu vermitteln. Für Moskowitz war das Offenburger Lager die letzte Station eines einjährigen Leidensweges als Sklavenarbeiter im nationalsozialistischen Deutschland. Bevor er Ende März 1945 nach Offenburg kam, hatte er schon mindestens vier nationalsozialistische Lager durchlaufen und dabei den europäischen Kontinent von Osten nach Westen durchquert.

Marko (Mosche) Moskowitz stammte aus der Stadt Solotwina (Zlotwina) am Fluss Theiss in den Transkarpaten. Geboren wurde Moskowitz als Sohn des Landarbeiters Hirsch Moskowitz und dessen Frau Dwoira (aller Wahrscheinlichkeit nach) am 15.5.1927.⁹ In Transkarpaten, auch als Kar-

patho-Ukraine oder Ruthenien bekannt, gab es einen sehr hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, der überwiegend in ärmlichen Verhältnissen lebte und für seine ausgesprochen orthodoxe Glaubensausrichtung bekannt war. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Transkarpatien, zuvor Ungarn zugehörig, ein Teil der Tschechoslowakei. 1939 besetzte das mit Deutschland verbündete ungarische Militär die Region und okkupierte Transkarpatien wieder für Ungarn. Unter der ungarischen Herrschaft begannen die Repressalien für die jüdische Bevölkerung. Moskowitz erinnerte sich vor allem an die Anordnung, den gelben „Judenstern“ auf der Kleidung zu tragen.¹⁰ Eine dramatische Veränderung der Situation erfolgte mit der Besetzung Ungarns durch die deutsche Armee im März 1944. Die deutschen Besatzer führten schon einen Monat nach ihrem Einmarsch die Ghettoisierung der ungarischen und damit auch der transkarpatischen Juden durch. Einen weiteren Monat später wurde mit den Deportationen in die Vernichtungslager begonnen.¹¹ Im Zeitraum vom Mai bis Juli 1944 wurden etwa 440.000 ungarische Juden aus allen Regionen direkt nach Auschwitz deportiert, wobei man mit den orthodoxen Juden Transkarpatiens den Anfang machte.¹² Auch in Solotwina hatten die Besatzer ein Ghetto errichtet, in das sich die Familie von Moskowitz begeben musste. Wahrscheinlich im Mai 1944 wurde Marko Moskowitz, damals 16 oder 17 Jahre alt, zusammen mit seinen Eltern und seinen Geschwistern nach Auschwitz deportiert. Nach der Ankunft im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau erlebte Moskowitz die ersten Tage wie betäubt und vollkommen unfähig, die Situation zu realisieren: „For three days I did not know anything, whether night or day [...] There was such a smoke from the crematory that one could not know anything.“¹³ Schon am ersten Tag wurden seine Mutter und zwei seiner jüngeren Geschwister in die Gaskammer geschickt und dort ermordet. Marko Moskowitz selbst gab an, von Beruf Zimmermann zu sein und machte sich möglicherweise auch älter, da bekannt war, dass die Kinder und die Frauen sofort umgebracht wurden. „The older ones who are able to work should go [...] to the other side. [...] And I with my father and another brother went to the other side“, erinnerte sich Moskowitz.¹⁴ Während seiner Zeit in Auschwitz wurde Moskowitz unter anderem Zeuge davon, wie in einer riesigen Grube („a huge pit“) in einem Waldstück unzählige Leichen verbrannt wurden. Da die Kapazitäten der Verbrennungsöfen in Auschwitz-Birkenau zu diesem Zeitpunkt bei der unvorstellbaren Zahl der Opfer nicht mehr ausreichten, wurden die Toten in einer Grube verbrannt: „This was burning day and night.“¹⁵ Nach einiger Zeit wurde Moskowitz auch von seinem Vater und seinem Bruder getrennt, die beide zunächst im Lager Buna-Monowitz, einem eigenen Konzentrationslager der IG Farben in der Nähe von Auschwitz, arbeiten mussten, bevor sie dann Anfang 1945 in das Außenlager Gleiwitz I gebracht wurden. Moskowitz selbst meldete sich, als man in Auschwitz Handwerker für einen Bautrupps zusammenstellte.

Dieses Kommando wurde in ein Lager in die Gegend von Breslau gebracht, wo die Häftlinge eine Bahnstation errichten mussten.¹⁶ Moskowitz nennt den Namen des Lagers nicht; es könnte sich hierbei um eines der über 100 Außenkommandos des niederschlesischen Konzentrationslagers Groß-Rosen in der Nähe von Breslau gehandelt haben, möglicherweise das für Bauarbeiten zuständige Lager Breslau-Deutsch-Lissa.¹⁷ Die Zustände und vor allem die Verpflegungsrationen in diesem Außenlager waren verheerend. Moskowitz erinnerte sich daran, dass die Häftlinge „a bread for eight people“ bekommen hätten. „And in the morning black coffee, and for dinner clear water.“¹⁸ Etwa drei Viertel der Mannschaften wurden während der Arbeiten krank und daraufhin zurück nach Auschwitz geschickt, wo der sichere Tod auf die geschwächten Häftlinge wartete. Moskowitz konnte am Leben bleiben und arbeitete in diesem Außenlager nach eigenen Angaben bis Januar 1945. Dann erfolgte aufgrund des Vorrückens der Roten Armee an der Ostfront die Auflösung der Groß-Rosener Außenlager.¹⁹ Auch das Arbeitskommando von Moskowitz musste auf einem Fußmarsch zunächst in das Stammlager Groß-Rosen zurückkehren, das in den folgenden Wochen in zahlreichen Evakuierungstransporten ebenfalls nach und nach geräumt wurde.²⁰ Auch der Weg von Marko Moskowitz führte weiter, wenn auch der genaue Verlauf aus dem Interview nur undeutlich hervorgeht. Moskowitz erwähnt als Station die Metropole Prag und offenbar spielte auch das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg eine Rolle.²¹ Am 5. Februar 1945 traf er schließlich im nordbayerischen Konzentrationslager Flossenbürg nahe der tschechischen Grenze ein, wo er mit der Häftlingsnummer 45981 registriert wurde. Im Lager Flossenbürg befand sich Moskowitz weitere eineinhalb Monate.²² Als am 22. März 1945 ein Transport nach Offenburg zusammengestellt wurde, gehörte Moskowitz zu den Häftlingen, die erneut auf den Weg geschickt wurden. Offenbar war er ursprünglich für einen schon am 16. März 1945 in das Außenlager Leonberg geschickten Häftlingstransport vorgesehen gewesen, wurde dann aber aus noch unerfindlichen Gründen dem Transport nach Offenburg eine Woche später zugeteilt.²³ Die Angabe von Moskowitz war auch hier lakonisch: „Then we were sent to Offenburg.“²⁴

Das Lager der KZ-Häftlinge in der Artilleriekaserne

Für den Transport nach Offenburg stellte die Flossenbürger Kommandantur mindestens 587, wahrscheinlich jedoch wesentlich mehr Häftlinge zusammen.²⁵ Schon dreieinhalb Monate zuvor, am 8.12.1944, waren 248 Häftlinge aus Flossenbürg in die Ortenau geschickt worden, um in Haslach im Kinzigtal im Außenlager „Barbe“ Sklavenarbeit zu leisten. Sie mussten dort die Zufahrtsstraßen und die Stollen für das unterirdische Haslacher Rüstungswerk „Vulkan“ ausbauen.²⁶ Ebenso wie der Haslacher Trupp wur-

den auch Häftlinge aus Flossenbürg nun der Kommandantur des KZ Natzweiler unterstellt. Die Leitung des Konzentrationslagers war nach der Auflösung des elsässischen Stammlagers im September 1944 mehrfach verlegt worden, zuerst in das badische Guttenbach in der Nähe von Mosbach.²⁷ Die zahlreichen kleineren und größeren Außenlager von Natzweiler bestanden jedoch auch nach der Auflösung des Hauptlagers weiter bzw. es wurden sogar viele weitere errichtet, so auch der nach Offenburg verlagerte Trupp der Flossenbürger Häftlinge. Die hier festzustellende Zuordnung dieses Arbeitskommandos zum Lagerkomplex Natzweiler wurde in der Literatur bislang noch nicht berücksichtigt,²⁸ ist strukturgeschichtlich aber durchaus bedeutsam und passt sich in neuformulierte Forschungsinteressen ein, bei denen die Geschichte der Konzentrationslager in der letzten Kriegsphase besonders im Vordergrund steht.²⁹

Nach ihrer Ankunft in Offenburg wurden die Häftlinge in der 1941 fertig gestellten Artilleriekaserne an der Prinz-Eugen-Straße untergebracht und dort von etwa 40 SS-Leuten bewacht. Obschon in den 1960er Jahren Zeugenaussagen diese Kaserne erwähnen und 1981 auch einer der Überlebenden der Kommandos, der polnische Jude Sigmund Nissenbaum, davon berichtete, man wäre „in der Artilleriekaserne in der Prinz-Eugen-Straße“ untergebracht gewesen,³⁰ wurde noch in neueren Veröffentlichungen das Lager der Flossenbürger Häftlinge fälschlicherweise in einem zweiten großen Kasernenkomplex, die „Ihlenfeldkaserne“ an der Weingartenstraße, lokalisiert.³¹ In Wirklichkeit jedoch, und dies berichtete auch der erste Offenburger Nachkriegsbürgermeister Hess kurz nach dem Kriegsende,³² befand sich das Lager im „Bau 3“ der neuen Artilleriekaserne.³³ Von dort aus mussten die Gefangenen täglich zur Arbeit an die nahe gelegene Bahnanlage marschieren und unter der Aufsicht des SS-Personals und der brutalen Häftlingskapos Blindgänger kontrollieren und Aufräumarbeiten erledigen. Damit trat der Flossenbürger Bauzug die Nachfolge von drei SS-Baubrigaden mit insgesamt etwa 1.500 KZ-Häftlingen an, die man in den Monaten zuvor als „Konzentrationslager auf Schienen“ in Offenburg ebenfalls zur Instandsetzung der Bahngleise herangezogen hatte, die nun aber an andere Einsatzorte weitergefahren waren.³⁴ Über 40 Häftlinge dieser Kommandos wurden getötet und in einem Massengrab bei den Gleisanlagen verscharrt.³⁵ Aus den Reihen des Flossenbürger Trupps kamen während des dreiwöchigen Einsatzes (zwischen dem 26. März und dem 12. April) mindestens 23 Häftlinge ums Leben, entweder durch Erschöpfung, Luftangriffe oder durch Misshandlungen bzw. gezielte Tötungen durch das Wachpersonal.³⁶ Marko Moskowitz überlebte diese Strapazen und er erinnerte sich während seines Gesprächs mit David Boder an seinen Aufenthalt in Offenburg.³⁷ Er beließ es aber, wie auch sonst in vielen Passagen des Interviews, nur bei einer kurzen Erwähnung, so dass man von ihm keine weiteren Auskünfte über die konkreten Ereignisse in Offenburg erhält.

Mr. Moskovitz - Second Typing
Spool 6A

- 15 - (2938)

Mos: January, yes.

Q-n: Yes.

Mos: In January we were evacuated as far as Prague.

Q-n: Yes?

Mos: From Prague to Grossrosen. Everything on foot. Then we were packed in rr-cars, a hundred and twenty people in each, for Flossenburg. In Flossenburg I was two months. Then we were /sent/ to Offenburg /?/.

From Offenburg...from Offenburg I was...we were...we were loaded in rr-cars, because the Americans were already arriving. We were...en route we were shot at. Very few people remained alive. And we got out of the rr-cars. We ran into a forest, the Black Forest, and there we were liberated by the French.

Q-n: By the French?

Mos: Yes.

Q-n: Nu, and then where did you go from there?

Mos: From there...I was....I could not walk. I was very weak. I had thirty-two kilos. I could not walk.

Q-n: What do you mean you had thirty-two kilos?

Mos: Just so. I was so...

Q-n: You weighed...

Mos: Yes.

Q-n: ...thirty-two kilos.

Mos: Yes.

Q-n: How tall are you?

Mos: One meter, seventy /centimeters/.

Angesichts der herannahenden französischen Truppen beschloss das SS-Wachpersonal, die KZ-Häftlinge aus der Stadt abzuziehen. In diesem Zusammenhang kam es am 12. April 1945 zu einem schrecklichen Massaker, dem 41 Häftlinge des Arbeitskommandos zum Opfer fielen. Diese waren von der SS als nicht mehr transportfähig für die bevorstehende Evakuierung betrachtet worden. Im Keller des Gefangenenlagers wurden die Häftlinge von SS-Leuten, Kapos und Blockältesten auf grausame Weise ermordet. Entsprechend der falschen Lokalisierung des Lagers wurde auch angenommen, das Massaker vom 12. April 1945 habe sich in der „Ihlenfeldkaserne“ abgespielt, es passierte jedoch im Lagergebäude in der Artilleriekaserne.³⁸

Die anderen Häftlinge wurden noch am selben Tag mit dem Zug nach Südosten in den Schwarzwald transportiert. Nach einem mehrtägigen Zwischenaufenthalt in Hüfingen gelang den Häftlingen in der Nähe von Geisingen die Flucht, da sich ihre Bewacher abgesetzt hatten. Marko Moskowitz erinnerte sich: „We ran into a forest, the Black Forest, and there we were liberated by the French.“³⁹ Nach eigenen Angaben wog er selbst zu diesem Zeitpunkt bei einer Körpergröße von 1,70 m nur noch 32 Kilo.⁴⁰ Diese Mitteilung lässt erahnen, welchen Strapazen und Qualen er in seiner Zeit in den nationalsozialistischen Lagern und zuletzt in Offenburg ausgesetzt war.

„I have no one at home“

Nach seiner Befreiung hielt sich Moskowitz die nächsten drei Monate in Immendingen in der Nähe von Geisingen auf, wo er und viele andere ehemalige Häftlinge in den verlassenen Häusern der deutschen Dorfbewohner nach Nahrung suchten.⁴¹ Danach begab er sich weiter nach Regensburg, und von dort aus nach München, wo er einen Verwandten aus seiner Heimatstadt Solotwina wieder traf. Dieser berichtete ihm vom Schicksal seines Vaters und seiner Bruders: Auch sie waren ermordet worden. In München erlebte Moskowitz im Mai 1945 das Kriegsende. Nachdem es ihm zur Gewissheit geworden war, dass er als Einziger seiner Familie den Holocaust überlebt hatte, ließ er sich von den Amerikanern nach Turin bringen: „I was told that I have no one at home ... what shall I go home for? So I came to Italy.“⁴² Schließlich fasste Moskowitz den Entschluss, nach Frankreich zu reisen, um dort in einem DP-Lager eine kaufmännische Ausbildung zu absolvieren. Zu Fuß [!] überquerte er deshalb die Alpenpässe in Richtung Frankreich, um danach mit dem Zug nach Paris weiterzufahren.⁴³

Das Treffen zwischen dem damals 19-jährigen Zeitzeugen und David P. Boder in Paris, eineinviertel Jahre nach der Befreiung der Offenburger Häftlinge, ist bislang die letzte biographische Spur, die von Marko Moskowitz vorliegt. Was ist aus ihm geworden? Welchen Weg hat er danach ein-

geschlagen? Konnte er seine Pläne, von Paris aus zu einem Verwandten seiner Familie in die USA zu reisen,⁴⁴ später in die Tat umsetzen? All dies ist ungewiss. Gleichwohl liegt es durchaus im Bereich des Möglichen, dass Marko Moskowitz heute noch lebt.

Fazit und Ausblick

Es mag zunächst gewisse Enttäuschung auslösen, dass aus dem vorliegenden Transkript des Interviews mit Marko Moskowitz keinerlei konkrete Informationen über die Ereignisse in Offenburg zu erfahren sind. Die Niederschrift lässt letztlich auch keine Analyse dahingehend zu, wie prägend für Moskowitz sein Aufenthalt in Offenburg etwa im Vergleich zu Auschwitz-Birkenau und dem Lager bei Breslau war oder ob sich seine fehlenden Aussagen mit der Fragestrategie des Interviewers begründen lassen. Für David P. Boder war sicherlich das Thema „Auschwitz“ besonders relevant, und so kam es hier seinerseits auch zu mehreren Nachfragen. Er wollte von Moskowitz ausdrücklich wissen: „Now tell me, how did people live in Auschwitz.“⁴⁵ Über ein Drittel des Gesprächs hat demzufolge die Zustände im Konzentrationslager Auschwitz zum Inhalt. Demgegenüber war nicht nur das ihm unbekannte Offenburg weniger von Interesse, sondern es wurden auch die großen Lager Flossenbürg und Groß-Rosen so gut wie nicht behandelt. Die vorliegende Quelle, die zunächst mehr Fragen aufwirft als dass sie ausführliche Informationen liefert, macht in ihrer Fragmentenhaftigkeit vor allen Dingen bewusst, wie rudimentär die Kenntnisse über die individuellen Lebensläufe der Offenburger KZ-Häftlinge sind. Gesellschaft, Politik, Wissenschaft und Regionalgeschichtsschreibung haben möglicherweise allzu lange damit gewartet, Einzelschicksale wie das von Marko Moskowitz in angemessener Weise in Erfahrung zu bringen und zu dokumentieren. Nachdem durch grundlegende Arbeiten die Strukturen des Häftlingseinsatzes in Offenburg inzwischen gut aufgearbeitet sind, wird sich die zukünftige Forschung noch mehr als bisher den individuellen Erfahrungsgeschichten zuzuwenden haben. Wie grundlegend wichtig dieser Blick auf die einzelnen Biographien der Häftlinge und deren Erfahrungen ist, zeigen nicht zuletzt die Erfahrungen, die in der Ortenau die Verantwortlichen der KZ-Gedenkstätte „Vulkan“ in Haslach i.K. in den zurückliegenden Jahren mit den überlebenden Zeitzeugen gemacht haben.⁴⁶ Für die Stadt Offenburg ist die Forschungsarbeit in diese Richtung kaum mehr als ein Jahrzehnt alt⁴⁷ und kann meines Erachtens keineswegs Vollständigkeit beanspruchen.

Die Historikerin Barbara Distel, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, hat unlängst im Zusammenhang mit neuen Forschungsergebnissen zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern noch einmal auf die unverbrüchliche Bedeutung der Berichte der Überlebenden und deren jeweilige

Einzel erfahrung verwiesen: „Man kann nur bedauern, daß es so lange gedauert hat, bis sich die Einsicht in die Notwendigkeit, das Zeugnis der Überlebenden als unersetzliches Vermächtnis festzuhalten, durchgesetzt hat. Auch wenn so viele von ihnen inzwischen gestorben sind und nicht mehr befragt werden können, bleibt es die Aufgabe – nicht nur der Historiker, sondern der ganzen Gesellschaft – ihren weniger und leiser werdenden Stimmen Gehör zu verschaffen. Denn erst wenn es gelingt, das Stereotyp ‚KZ = Leichenberge‘ aufzubrechen und hinter den Schreckensbildern die Opfer als Subjekte, als Individuen mit unterschiedlichen Lebensgeschichten sichtbar zu machen, kann ihr Zeugnis Eingang in das Bewußtsein der Mehrheit der Bevölkerung finden.“⁴⁸

Anmerkungen

- 1 Siehe als grundlegende Studie vor allem Boll, Bernd: „Das wird man nie mehr los ...“ Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, Pfaffenweiler 1994, bes. 321–337; sowie darauf aufbauend Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995, bes. 200–204.
- 2 Siehe ebd., wo eine Gräberliste mit 52 Toten sowie das Zeugnis des ehemaligen Häftlings Sigmund Nissenbaum publiziert ist. Boll, dessen Beschäftigung mit dem Flossenbürger Transport vor allem auf Ermittlungsakten aus dem Jahr 1972 zurückgeht, wollte seinerzeit die Namen der aussagenden ehemaligen Häftlinge offenbar nicht veröffentlichen, sie bleiben somit anonym.
- 3 United States Holocaust Memorial Museum/Archives, RG-50.472*0005 (Interview with Marko Moskowitz, im Folgenden dieser Titel). Das Transkript der ebenfalls vorliegenden Tonbandaufnahme umfasst 25 Seiten.
- 4 Zu Leben und Werk von Boder siehe <http://voices.iit.edu/boderbio.html> [Zugriff: 27.2.2004]. Sein umfangreicher wissenschaftlicher Nachlass, so auch die Originalmaterialien zu dem hier relevanten Interviewprojekt, befindet sich in den Archives of the History of American Psychology an der University of Akron, Ohio.
- 5 Boder, der ursprünglich aus dem lettischen Libau stammte, war der deutschen Sprache mächtig. Er hatte 1905/1906 als Schüler von Wilhelm Wundt in Leipzig studiert und später in der Sowjetunion und sowie nach seiner Emigration 1926 auch in den USA deutsche Literatur unterrichtet.
- 6 Die Galvin Library des Illinois Institut of Technology hat im Jahr 1998 70 dieser Interviews unter dem Projekttitel *Voices of the Holocaust* für das Internet aufbereitet. Siehe <http://voices.iit.edu.html> [Zugriff 27.2.2004].
- 7 Boder, David P.: I did not interview the dead, Urbana 1949. Siehe vor allem Vorwort und Einleitung, die über die Hintergründe des Interviewprojekts Aufschluss geben.
- 8 Interview with Marko Moskowitz, 10 (2933).
- 9 KZ-Gedenkstätte Flossenbürg: Häftlingsnummernbücher des KZ Flossenbürg. Die Originale der Bücher befinden sich in den National Archives/Washington, USA. Siehe dazu: Ibel, Johannes: Die Häftlingsdatenbank der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, in: Gedenkstätten-Rundbrief Nr. 115, 10/2003, 3–13. Als Name ist bei seinem Eintrag genannt „Mosche Moskovics“. Als Geburtsdatum wurde der 15.5.1917 vermerkt. Dabei handelt es sich entweder um ein Versehen oder einen Schreibfehler oder aber um das

- Resultat eines Versuchs von Moskowitz, sich bewusst als älter auszugeben, was nicht selten die Überlebenschancen im Lager steigerte. Er selbst gab an, bei seiner Deportation 17 Jahre gewesen zu sein, was ebenfalls auf das Geburtsjahr 1927 hindeutet. Siehe Interview with Marko Moskowitz, 2 (2925).
- 10 Interview with Marko Moskowitz, 4 (2927).
 - 11 Siehe Art. „Transkarpatien“; in: Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Bd. III, München ²1998, 1419–1421. Moskowitz berichtet: „We were four weeks in the Ghetto.“ Interview with Marko Moskowitz, 5 (2928).
 - 12 Moskowitz berichtet, er sei 1942 deportiert worden. Dies kann jedoch kaum den Tatsachen entsprechen. Interview with Marko Moskowitz, 2 (2925).
 - 13 Ebd., 6 (2929). Die konkrete Geschichte des Lagerkomplexes Auschwitz wurde lange Zeit entgegen seiner großen Bedeutung nicht angemessen erforscht. Siehe jetzt Piper, Franciszek: Die Rolle des Lagers Auschwitz bei der Verwirklichung der nationalsozialistischen Ausrottungspolitik. Die doppelte Funktion von Auschwitz als Konzentrationslager und als Zentrum der Judenvernichtung, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur, Bd. I, Göttingen 1998, 390–414; sowie neuerdings Sandkühler, Thomas: Auschwitz. Judenverfolgung und Vernichtung, München 2003.
 - 14 Interview with Marko Moskowitz, 2 (2925).
 - 15 Ebd., 9 (2932). Gerade diese Erzählungen stießen bei David P. Boder auf große Ungläubigkeit.
 - 16 Interview with Marko Moskowitz, 7 (2930): „And then I was transported to Upper Silesia, to Breslau.“
 - 17 Siehe Schwarz, Gudrun: Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt a.M. 1990, 196.
 - 18 Interview with Marko Moskowitz, 14 (2937).
 - 19 Das Außenlager Breslau-Deutsch-Lissa wurde am 23. Januar 1945 aufgelöst.
 - 20 Zum Lager Groß-Rosen siehe Sprenger, Isabell: Groß-Rosen. Ein Konzentrationslager in Schlesien, Köln 1996; sowie Konieczny, Alfred: Das KZ Groß-Rosen in Niederschlesien, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur, Bd. I, Göttingen 1998, 309–706.
 - 21 In seinem Eintrag im Flossenbürger Häftlingsnummernbuch wurde vermerkt: „v.[on] Sachsen[hause]n] 5.2.1945“. Moskowitz selbst erwähnt Sachsenhausen jedoch nicht. Womöglich war der Aufenthalt dort deshalb nur sehr kurzzeitig oder er kam gar nicht mit dem Lager in Berührung.
 - 22 Eine moderne Gesamtdarstellung des KZ Flossenbürg liegt noch nicht vor. Siehe bislang Siegert, Toni: 30.000 Tote mahnen. Die Geschichte des Konzentrationslager Flossenbürg und seiner 100 Außenlager von 1938 bis 1945, Weiden 1984; sowie Brenner, Hans: Der „Arbeitseinsatz“ der KZ-Häftlinge in den Außenlagern des Konzentrationslagers Flossenbürg – ein Überblick, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur, Bd. II, Göttingen 1998, 682–706.
 - 23 Eintrag im Häftlingsnummernbuch Flossenbürg zu Marko Moskowitz: „16.3.45 Natzeweiler (Leonberg)“. Unter den etwa dreitausend Leonberger KZ-Häftlingen, die in einem alten Autobahntunnel für die Rüstungsfirma Messerschmitt arbeiten mussten, ist Moskowitz nicht nachgewiesen. Ich danke Eberhard Röhm/Leonberg für entsprechende Auskünfte.
 - 24 Interview with Marko Moskowitz, 15 (2938).

- 25 Auskunft der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg v. 21.10.2003. Ich danke Ulrich Fritz für seine Unterstützung. Bernd Boll spricht unter Benutzung von späteren staatsanwaltlichen Ermittlungsakten von 635 Häftlingen. Vgl. Boll: „Das wird man nie mehr los ...“, 321.
- 26 Siehe dazu Fuß, Sören: „Gedenkstätte Vulkan“ Haslach im Kinzigtal, in: Die Ortenau 81, 2001, 533–544.
- 27 Eine Gesamtdarstellung des Lagerkomplexes Natzweiler steht noch aus. Siehe bisher v.a. Kirstein, Wolfgang: Das Konzentrationslager als Institution totalen Terrors. Das Beispiel des KL Natzweiler, Pfaffenweiler 1992; sowie jetzt Brunner, Bernhard: Auf dem Weg zu einer Geschichte des Konzentrationslagers Natzweiler. Forschungsstand – Quellen – Methode, Stuttgart 2000.
- 28 Die Unterstellung unter das KZ Natzweiler ist durch Auszüge aus den Flossenbürger Häftlingsnummernbücher zu belegen, die für die am 22.4.1945 nach Offenburg geschickten Häftlinge den Vermerk „Natzweiler“ aufweisen.
- 29 Die genaue Zahl der Außenlager des KZ Natzweiler ist ebenso wenig hinreichend geklärt wie die Ereignisse in vielen dieser Lager gerade in der letzten Kriegsphase. Vgl. als erste Forschungsarbeiten Vorländer, Herwart (Hrsg.): Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegsführung. Sieben württembergische Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler/Elsaß, Stuttgart 1978; sowie Giebeler, Karl/Schubert, Christoph (Hrsg.): KZ-Außenlager der letzten Kriegsphase in Baden-Württemberg, Bad Boll 1997. Siehe allgemein: Orth, Karin: Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte, Hamburg 1999.
- 30 Siehe Ruch: Verfolgung und Widerstand, 201. Nissenbaum war im April 1981 bei der Einweihung eines Gedenksteins auf dem Offenburger Friedhof anwesend. Sein Bericht wurde zuerst im „Mitteilungsblatt des Oberrats der Israeliten Badens“ vom 6. Juni 1981 abgedruckt.
- 31 Boll: „Das wird man nie mehr los ...“, 322; bzw. Ruch: Verfolgung und Widerstand, 200.
- 32 Schreiben vom 29.5.1945, in: Stadtarchiv Offenburg 5/6614.
- 33 Am 28.2.1945 von Offenburg aufgenommene Luftaufnahmen alliierter Aufklärungsflugzeuge lassen diesen Kasernenkomplex deutlich erkennen. Siehe Nath, Peter: Luftkriegsoperationen gegen die Stadt Offenburg im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In: Die Ortenau, 7, 1990, 574–659 sowie die dazugehörige Beilage „Bombenschäden in Offenburg und Umgebung. Stand: 28.2.1945“.
- 34 Siehe dazu ausführlich Boll, Bernd: Konzentrationslager auf Schienen. Eisenbahn-Baubrigaden der SS in Offenburg 1944/45, in: Die Ortenau 73, 1993, 480–514. Bei Ruch: Verfolgung und Widerstand, 198–200, wird der Zeitzeugenbericht eines ungarischen Häftlingen aus diesem Kommando wiedergegeben.
- 35 Seit 2001 erinnert ein Gedenkstein an diese Opfer. Siehe Ruch, Martin: „Ich bitte noch um ein paar Sterne ...“ Jüdische Stimmen aus Offenburg, Offenburg 2002, 97–101. Dort ist mit den Erinnerungen des polnischen Juden Leon Sanik ein weiterer Erinnerungsbericht eines Überlebenden dieser Baukommandos veröffentlicht.
- 36 Die Täter aus den Reihen der SS und der sonstigen Wachmannschaften sowie die nachfolgend angestrebten Ermittlungen und Gerichtsprozesse gegen sie werden explizit erwähnt bei Boll: „Das wird man nie mehr los ...“, 322–328.
- 37 Interview with Marko Moskowitz, 15 (2938).
- 38 Bis heute fehlt ein Hinweis auf das Gewaltverbrechen vom 12. April 1945 am Ort des Geschehens. Eine entsprechende, privat initiierte Gedenktafel in der früheren „Ihlenfeldkaserne“ besitzt zwar einen gut gemeinten Hintergrund, ist jedoch am historisch

- falschen Platz angebracht und vermittelt zudem keine das Ereignis näher erschließenden Informationen. Siehe Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte, Offenburg 1998, 142 f.
- 39 Interview with Marko Moskowitz, 15 (2938). Siehe auch Boll, „Das wird man nie mehr los ...“, 325 f.
- 40 Interview with Marko Moskowitz, 15 (2938).
- 41 ebd., 16 (2939). Das Transkript nennt einen Ort namens „Immerdingen“, es dürfte sich jedoch um Immendingen handeln.
- 42 Interview with Marko Moskowitz, 17 (2940).
- 43 ebd., 18 (2941).
- 44 ebd., 21–23 (2944–2946).
- 45 ebd. 5 (2928).
- 46 Siehe Fuß: „Gedenkstätte Vulkan“, 540–543.
- 47 Hier ist vor allem auf die verschiedenen Arbeiten von Bernd Boll und Martin Ruch zu verweisen.
- 48 Distel, Barbara: Das Zeugnis der Zurückgekehrten. Zur konfliktreichen Beziehung zwischen KZ-Überlebenden und Nachkriegsöffentlichkeit, in: Herbert, Ulrich/Orth, Karin/Dieckmann, Christoph (Hrsg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur, Bd. I, Göttingen 1998, 11–16, hier: 15.

Freimaurer in der Ortenau

Aus der Geschichte (nicht nur) der Lahrer Freimaurerloge
„Allvater zum freien Gedanken“

Ralf Bernd Herden

Grundsätzliches ...

Wenn hier aus der Geschichte nicht nur der Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ berichtet werden soll, so gilt es zuerst über das Wesen der Freimaurerei richtigstellende Aufklärung zu geben. Intolerante Ignoranz, meist noch immer nachwirkendes Gift der Blutsaat aus den Gedankenbildern Hitlers, Ludendorffs, Streichers und Goebbels prägt noch heute viel zu oft das Zerrbild der Freimaurerei. Bei vielen ein Gedankenepos, das eigentlich auch den Begriff des Zerrbildes nicht verdient, weil es aus Bruchstücken, aus Legenden, aus Informationen vom „Hörensagen“ besteht. Objektive und sachliche Informationen, obwohl frei zugänglich, werden in den seltensten Fällen zu Rate gezogen. So bleibt Freimaurerei die große Unbekannte, beargwöhnt und belächelt, still verehrt und laut verfehmt, oft bestaunt und mindestens genauso oft verkannt.

Die Grundlage der humanitären Freimaurerei sind die „Alten Pflichten“ des englischen Geistlichen Reverend James Anderson¹, welcher sie am 25. März 1722 erstmals veröffentlichte. Sie verpflichten den Freimaurer auf einen sittlichen Lebenswandel. Die christliche Freimaurerei verlangt dazu ein individuelles Gottesbekenntnis ohne Konfessionsgebundenheit. Beide Richtungen stehen noch heute nebeneinander, sind sich jedoch eng verbunden und sehen sich insgesamt als Einheit.

Freimaurerei ist und will aber keine Ersatzreligion sein. Sie selbst versteht sich als eine Gemeinschaft, die eine undogmatische Weltanschauung pflegen will. Jedes Dogma, jede vorgegebene Zwangsmeinung wird – und dies ist das Fundament der Freimaurerei, welche sich noch heute der Symbole der Bauhütten des Mittelalters bedient – strikt abgelehnt. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind, genauso wie Humanität und Achtung der Schöpfung, wesentliche Voraussetzungen dafür, dass unter Menschen unterschiedlicher Herkunft und Überzeugung, unterschiedlicher Berufe und Bildungsgänge jenes Vertrauen entstehen kann, welches das freimaurerische Erlebnis ausmacht. Dazu gehört auch das – über die Konfession hinweg verbindende – Bewusstsein der Achtung nicht nur vor der Schöpfung, sondern auch der Ehrfurcht vor dem Schöpfer. Er findet in die Freimaurerei Eingang durch das Symbol des „Großen Baumeisters aller Wel-

ten“ – und mahnt damit auch jeden Freimaurer, seiner Religion treu zu sein, ohne hierdurch indifferent oder intolerant zu werden. Freimaurerei könnte man als die Vermittlung einer Moral durch Symbole und Allegorien definieren.

Die Lehren der Freimaurer werden durch zahlreiche Symbole dargestellt. Nur einige wenige davon sollen erwähnt werden:

- Die Winkelwaage, zur Erinnerung daran, dass alle Menschen gleich geboren werden und dass allen am Ende der Tod, der große Gleichmacher, begegnet.
- Der Zirkel als Symbol der Pflicht.
- Das Senkblei als Zeichen innerer und äußerer Aufrichtigkeit.
- Der rohe und der bearbeitete Stein – Symbole für den Zustand des Menschen in seinem Streben nach Fortentwicklung zum Guten.
- Das allsehende, göttliche Auge als Symbol der Allgegenwart der „Großen Baumeisters aller Welten“. Es ist übrigens noch heute auf den US-amerikanischen Dollarnoten abgebildet.

Ihren nachweisbaren Ursprung nahm die Freimaurerei in England. Noch heute ist die englische Großloge die Mutterloge aller regulären Nationalgroßlogen und Freimaurerlogen der Welt. Neben der Übernahme der Bräuche der Maurer-Bauhütten, welche von den Steinmetzen der Kathedralen des Mittelalters gepflegt worden sind, wird auch die unbewiesene Legende der Nachfolge des durch den König von Frankreich und den Papst im Jahr 1307 zerschlagenen Templer-Ordens immer wieder erwähnt.

Sich selbst sieht die Freimaurerei als Gemeinschaft, welche schon vor unvordenklichen Zeiten entstand. Daran ist sicherlich wahr, dass es bereits zu allen Zeiten Menschen gab, welche sich in besonderer Weise auf die Suche nach dem rechten Lebensweg begeben wollten, Humanität pflegen wollten, und dieser besonderen Lebensart auch Ausdruck in äußerer Form geben wollten. Diese äußere Form besteht für die Freimaurer in ihren Ritualen, in denen symbolisch das Streben nach Humanität zum Ausdruck gebracht wird. Diese Rituale, und die bei ihnen gehaltenen Vorträge (Zeichnungen genannt) wollen erfahrbare Richtschnur sein. Im Mittelpunkt jeder rituellen Arbeit steht dabei die Achtung vor der Erkenntnis, dass Welt und Schöpfung nicht Zufälle sind, sondern Wille des Schöpfers, der eben durch den Begriff des „Allmächtigen Baumeisters aller Welten“ verehrt wird.

Die Freimaurer, welche sich in „Logen“ zusammenschließen, legen allergrößten Wert darauf, sich im sozialen Bereich zu betätigen, ihrem Mitmenschen die „helfende Hand zu reichen“. Dabei gilt jedoch der Grundsatz „Tue Gutes und – schweige“. Es ist eine gute, alte, freimaurerische Tradition, in aller Stille zu helfen und dabei selbst nicht in Erscheinung zu treten. Auch die großzügigste Spende will so im Verborgenen bleiben. Nicht

nur, weil man keinesfalls den Empfänger einer Gabe beschämen will, sondern auch, damit aus lobender Anerkennung nicht spiegelnde Selbstgefälligkeit, aus mitfühlender Hilfe nicht selbstsüchtige Profilierung werde. Aus diesem Grunde, wie auch dem in der Freimaurerei gepflegten Grundsatz der absoluten Verschwiegenheit, ist selten etwas über die Freimaurerei zu hören. Die Logen, welche ausschließlich Männer von untadeligem Ruf aufnehmen, werben nicht um Mitglieder. Wer Freimaurer werden will, muss von sich aus auf eine Loge zukommen. Er kann dann an Gästeabenden teilnehmen, welche dem gegenseitigen Kennenlernen dienen.

Es wird dann die Zeit kommen, zu welcher der „Suchende“ seine Aufnahme in die Loge wünscht. Dieser gehen dann nochmals klärende Gespräche voraus, bevor zwei Bürgen der Loge die Aufnahme des Suchenden vorschlagen. Über die Aufnahme entscheidet die gesamte Bruderschaft bei einer besonderen, rituellen Feier.

Freimaurer wollen sich nicht nur Brüder nennen, sondern tatsächlich untereinander und ihren Mitmenschen Brüder sein. Deshalb ist die Tugend der Verschwiegenheit in der Freimaurerei besonders hoch angesehen. Verschwiegenheit hat dabei nichts mit Geheimniskrämerei zu tun, sondern ist die Basis, der Grundstein für festes, ernsthaftes Vertrauen untereinander. Dazu gehört auch die Verschwiegenheit über die symbolischen, feierlichen Rituale. Der Grund dafür ist recht einfach: Der Erlebniswert des Symbolischen, der Gemeinschaft, soll in den drei Graden des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters selbst erfahren werden. Diese Erlebnisse bleiben all jenen verschlossen, die sie nicht selbst erfahren haben.

Alle regulären, d. h. auch international anerkannten, Freimaurerlogen in Deutschland arbeiten unter der Jurisdiktion der „Vereinigten Großlogen von Deutschland – Bruderschaft der Freimaurer“ mit Sitz in Berlin. Den „Vereinigten Großlogen von Deutschland“ gehören folgende Großlogen an: Die „Großloge der Alten Freien und Angenommenen Maurer von Deutschland“, die „Große Landesloge der Freimaurer von Deutschland“, die „Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln“, die „American Canadian Grand Lodge A.F. & A.M in Germany“ und die „Grand Lodge of British Freemasons in Germany“.

Über die geschichtliche Entwicklung der Freimaurerlogen in Deutschland wird im weiteren Verlauf dieses Textes noch berichtet werden.

Vor der Lichteinbringung ...

Die Lahrer Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ wurde im Jahr 1868 gegründet. Sie besteht bis heute ununterbrochen, wenn man von der Zeit des offiziellen, gewaltsam erzwungenen Verbots durch die nationalsozialistische Gewaltherrschaft absieht. Jedoch gab es bereits vor dem Jahre 1868 in Lahr Logenbrüder, welche sich der „königlichen Kunst“ verschrie-

ben hatten. Es lag deshalb nahe, dass sich Lahrer Freimaurer, welche in der Freiburger Loge „Zur edlen Aussicht“ aufgenommen worden waren, oder auch in Straßburg, Müllhausen im Elsass oder Basel, Gedanken darüber machten, ob nicht auch in Lahr eine „vollkommene und gerechte Johannisloge“ errichtet werden könnte.

Im Jahresbericht für das Jahr 1860 der Loge „Zur edlen Aussicht“ in Freiburg taucht dann auch folgender Vermerk auf:

„Am 30. Dezember gelegentlich der Affiliation (Annahme eines in einer anderen Loge zum Freimaurer aufgenommenen Bruders in einer neuen Loge) eines Bruders von Lahr waren um diese Zeit noch mehrere Lahrer Brüder anwesend. Diese wurden bald darauf brieflich aufgefordert, in ein engeres Verhältnis durch Abhaltung maurerischer Kränzchen zu treten; sie möchten einen maurerischen Verein gründen und die schriftlichen Vorträge nach Freiburg einsenden.“

Trotzdem scheint es jedoch in den folgenden Jahren ruhig geblieben zu sein. Es bleibt geschichtlich lediglich festzuhalten, dass im Jahre 1862 in Lahr ein Buch des Jakob Venedey erschien, welches den Titel trug: „Dankschreiben eines Freimaurers an seinen Bruder in Christo Alban Stolz“, welches den Parolen des radikalen Antifreimaurers entgegentrat. Jakob Venedey war übrigens 1805 in Köln geboren worden. Er wurde als Teilnehmer am Hambacher Fest verhaftet, entfloh und lebte als politischer Flüchtling bis 1848 in Frankreich und England. Er war Mitglied der Loge „Zur edlen Aussicht“ in Freiburg, welche zur Mutterloge der Lahrer Freimaurer werden sollte, und nahm regelmäßig an deren Zusammenkünften teil.

Zehn Freimaurer aus Lahr, Gegenbach, Zell am Harmersbach, Kippenheim und Offenburg, denen aus persönlichen oder beruflichen Gründen die Möglichkeit genommen war, regelmäßig an den Arbeiten (so werden die rituellen Zusammenkünfte der Logen genannt) ihrer bisherigen Logen teilzunehmen, schlossen sich dann im Juni 1866 zum Kränzchen „Zur offenen Burg“ zusammen. Dieses sollte am räumlichen Mittelpunkt Offenburg seinen Sitz haben.

Alexander Adam aus Offenburg soll den Anlass zur Gründung gegeben haben. Er war übrigens ein Halbbruder des Offenburger Bürgermeisters Gustav Reé, dessen Andenken die Stadt Offenburg eine Anlage gewidmet hat. Auch er war übrigens Freimaurer. Zu den maßgeblichen Mitbegründern dieses Zirkels gehörte auch der frühere Lahrer Bürgermeister Wilhelm Schubert.

Nach mehreren Vorbesprechungen in Offenburg und Freiburg wurde die feierliche Einweihung des „Kränzchens“ am 29. Juli 1866 durch die Beamten (Vorstandsmitglieder) der Loge „Zur edlen Aussicht“ (Freiburg) vollzogen. Die Zeichnung (so wird bei den Logen der Vortrag genannt) bei der Lichteinbringung (Einweihung) hielt Gustav Reé, er hatte sie unter das Bibelwort „Es ist nicht gut, dass der Mensch alleine sei“ gestellt.

Vorsitzender des Kränzchens „Zur offenen Burg“ wurde Christian Siefert, Fabrikant in Lahr. Ihm zur Seite stand Max Scheid, Apotheker in Kippenheim, welcher das Amt des Schriftführers versah. Der größte Teil der Mitglieder des Offenburger Kränzchens gehörte zur Loge „Zur edlen Aussicht“ (Freiburg). Christian Siefert war übrigens in der Loge „St. Jean d'Ecosse“ in Marseille aufgenommen worden.

Folgende 18 Freimaurer schlossen sich dem neuen Kränzchen an: Kaufmann Christian Siefert aus Lahr, Apotheker Max Scheid aus Kippenheim, Kaufmann Diez aus Kehl, Kaufmann Karl Dimmler aus Zell am Harmersbach, Prof. Dr. Albert Gerbert aus Lahr, Konditor Karl Haas aus Lahr, Kaufmann Henzi aus Lahr, Postexpeditor Michael Hofmann aus Rheinbischofsheim, Fabrikant Quintus Kuß aus Offenburg, Kaufmann Marckwardt aus Lahr, Kaufmann Reiter aus Dinglingen, Gastwirt Ries aus Offenburg, Kaufmann Rudolf Schaible aus Offenburg, Postexpeditor Franz Josef Schmieder aus Zell am Harmersbach, Kaufmann Wilhelm Schubert aus Lahr, Weinhändler Karl Schumacher aus Kippenheim, Fabrikant Gustav Schweiß aus Offenburg und Kaufmann August Thiemann aus Lahr. Auch Alexander Adam muss sich dem von ihm initiierten Kränzchen angeschlossen haben, denn er stellte für die stetig wachsende Gemeinschaft, welche sich zwischenzeitlich eine kleine Bibliothek einrichtete, bereits am 15. Dezember 1867 bei der Mutterloge in Freiburg den Antrag, aus dem Kränzchen eine Loge entstehen zu lassen.

Bereits zuvor hatte das Kränzchen von der Freiburger Mutterloge den ersten Hammer sowie die Gesetzestafeln, beides Gegenstände, die beim Ritual Verwendung finden, als Geschenk erhalten. Lokale und personelle Probleme führten dazu, dass man sich dann dazu entschied, die neue Loge in Lahr und nicht in Offenburg einzurichten. Leider wurde der eifrige Förderer Adam, der als Eisenbahnverwalter in Offenburg tätig war, bald weg versetzt.

In mehreren Zusammenkünften des Kränzchens wurden die Vorbereitungen zur Logengründung besprochen. Am 21. März 1868 einigte man sich darauf, für die Tempelarbeiten das Ritual (die Formen) der Freiburger Loge „Zur edlen Aussicht“ zu übernehmen, und sich wie diese der Bayreuther Großloge „Zur Sonne“ anzuschließen. Nachdem die Großloge „Zur Sonne“ endgültig 1873 die „Ritualfreiheit“ eingeführt hatte, übernahm die Lahrer Loge offiziell das sog. „Freiburger Ritual“, bei dem das „Weiße Buch“, mit weißem Einbanddeckel und weißen Blättern, als Symbol für das „Heilige Gesetz“ auf dem Altar lag. Damals war es zu heftigen Diskussionen innerhalb der Großloge gekommen, ob das „Weiße Buch“ oder die Bibel aufgelegt werden sollte. Tatsächlich war das „Weiße Buch“ in Lahr bereits bei der Gründung 1868 aufgelegt worden. Bei der Gründung 1868 nahm die Lahrer Loge den Namen „Allvater zum freien Gedanken“ an, welcher auf Bruder Adam zurückgehen soll. Dabei soll auch der „Altvater“ eine gewisse Rolle gespielt haben.

Die Freiburger Loge „Zur edlen Aussicht“ musste übrigens bei der Wiedergründung nach der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, auch auf Drängen der französischen Besatzungsbehörden, den Namen „Humanitas zur freien Burg“ annehmen. Sie führt jedoch seit dem Jahr 2003 wieder ihren ursprünglichen, traditionsreichen Namen „Zur edlen Aussicht“. Bemerkenswert ist übrigens, dass es bei der Wiedergründung vor allem französische Freimaurer waren, welche ihre helfende Hand reichten, und so dazu verhalfen, dass das maurerische Licht nach qualvollen Jahren tiefster Dunkelheit wieder entflammt werden konnte.

Allvater zum freien Gedanken

Nach der Lösung der mit der Gründung zusammenhängenden Formalien und der Festlegung des Logenabzeichens erfolgte am 10. Mai 1868 die erste Wahl der Beamten (des Vorstandes) der Loge. Meister vom Stuhl wurde Christian Siefert, Deputierter Meister Max Scheid, I. Aufseher Carl Haas, II. Aufseher E. Maurer, Schriftführer K. Haßlinger, Redner Alexander Adam, Ceremonien- und Schatzmeister Fritz Siefert, Armenpfleger und I. Steward Otto Maurer, II. Steward W. Marckwardt.

Eine Meisterkonferenz der Loge „Zur Edlen Aussicht“ in Freiburg erörterte dann, in Gegenwart mehrerer Lahrer Freimaurer, am 19. April 1868 die für die Gründung notwendigen Schritte. Um die Logengründung zu ermöglichen, wurden in Freiburg nicht nur immer wieder Brüder aus Lahr aufgenommen, sondern auch in den II. Grad (Gesellen) befördert und in den III. Grad (Meister) erhoben. Dies war Voraussetzung dafür, die notwendige Mindestzahl von Meistern für die Gründung einer Loge in Lahr zu erhalten.

Bruder Gmelin von der Freiburger Loge „Zur edlen Aussicht“ erwarb sich bleibende Verdienste durch das Verfassen zahlreicher, eingehender und umfangreicher Instruktionen, welche in Briefform versandt wurden. Diese Instruktionen sollten der Verbreitung der humanitären Gedankenwelt der Logen dienen. Zahlreich war die Teilnahme, auch der Lahrer Brüder, an der Feier des Johannisfestes am 28. Juni 1868 in Freiburg, das zugleich das Abschiedsfest für die Lahrer Brüder war, bevor diese ihre eigene Loge gründen konnten.

Ex oriente lux ...

22 Lahrer Freimaurerbrüder durften dann am 18. Oktober 1868 in den gemieteten Räumen des Gasthofes „Zum Schwanen“ die Lichteinbringung erwarten. Zahlreiche Brüder aus anderen Logen nahmen ebenfalls teil: Baden-Baden, Basel, Bühl, Karlsruhe, Heidelberg, Magdeburg, Mannheim, Pforzheim, Rastatt, Straßburg, Texas, Genf, Pertsea, Konstanz, Freiburg,

Landau, Paris und Bayreuth waren vertreten. Insgesamt 96 Logenbrüder waren zur Lichteinbringung versammelt. Zeremonienmeister Fritz Siefert führte die Festversammlung in den Tempel, gefolgt von den Stewards Otto Maurer und Fr. Brauer. Ihnen folgte der Großmeister Feustel, die Vertreter der Großloge, welche auf Kissen das Buch des Heiligen Gesetzes, Winkelmaß und Zirkel trugen, die Beamten der Lahrer Loge, die Gäste sowie die Lahrer Brüder.

Großmeister Feustel² führte den Hammer, was bedeutet, dass er die rituelle Lichteinbringung leitet, und den Meister vom Stuhl, Siefert, in sein Amt einführt. Hiernach erfolgt die Verpflichtung der übrigen Beamten, die Erklärung der Loge für gerecht und vollkommen (Anerkennung durch die Großloge und Nachweis der ausreichenden Mitgliederzahl), sowie die Übertragung des 1. Hammers an den Meister vom Stuhl. Danach wurde die Loge entsprechend den Ritualen eröffnet. Redner Adam legte die Zeichnung auf: „Hier ist gut sein, hier wollen wir Hütten bauen.“

Der Meister der Loge „Zur edlen Aussicht“ Ficke³, überreichte seinem neu ernannten Lahrer Amtsbruder Siefert das Ehrenzeichen und das Diplom des Ehrenmeisters seiner Loge. Die Grußworte der anwesenden Gäste schlossen sich an.

Aus der anschließenden Tafelloge ist insbesondere der Toast des Bruders Treu aus Mannheim hervorzuheben, der sich zu den Friedensbestrebungen der königlichen Kunst auf konfessionellem und politischem Gebiet äußert. Gustav Reé schloss die Tafelloge mit dem Bibelwort „Der Friede sei mit Euch“.

Die Freiburger Mutterloge stiftete einige schön gebundene Rituale, welche auch über die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft verborgen geblieben sind und so vor der Vernichtung durch unwürdige Hände bewahrt wurden. Die Loge „Zur edlen Aussicht“ machte den Lahrer Brüdern auch ein weiteres, besonders wertvolles Geschenk: Das bereits erwähnte „Weiße Buch“.

Aus der Arbeit ...

Der Tag der ersten Arbeit nach der Lichteinbringung war der 19. Oktober. Er galt der praktischen Übung der Humanität, und verschiedene soziale Einrichtungen wurden mit Gaben bedacht. In der nachfolgenden Zusammenkunft wurde beschlossen, an jedem der Bruderabende einen freimaurerischen Vortrag zu halten, bei entsprechendem Mangel an Vorträgen wurde aus der freimaurerischen Zeitschrift „Die Bauhütte“ vorgelesen. Bereits am 8. November 1868 fanden in der Lahrer Loge die ersten Aufnahmen statt. Bruder Siefert stiftete der Loge den Altar, Bruder Hufft Bücher für die Logenbibliothek, und zahlreiche weitere Brüder trugen nach bestem Können zum Fortschritt der Loge bei.

Monatlich ein Mal traf man sich zum gemeinsamen Brudermahl.

Unter Mithilfe der Lahrer Freimaurerloge entstand in Kehl das freimaurerische Kränzchen „Erwin“, und rege Kontakte verbanden die Lahrer Brüder nach wie vor mit der Freiburger Mutterloge „Zur edlen Aussicht“.

Im Januar 1870 wurde beschlossen, der „in den ewigen Osten eingegangenen“ (verstorbenen) Brüder durch Tafeln zu gedenken, die in der Form dem Logenabzeichen entsprechen und seither im Osten des Tempels beim Altar ihren Platz haben. Auf vielfältigen Wunsch wurde ein erstes Schwesternfest durchgeführt, es fand unter den Schwestern (Frauen der Logenangehörigen) so regen Anklang, dass ihm bereits am 17. April 1870 ein weiteres Schwesternfest folgte.

Die Kriegereignisse des deutsch-französischen Krieges bewirkten, dass die auf den 24. Juli 1870 angesetzte Einweihung des Kränzchens „Erwin“ in Kehl auf das kommende Frühjahr verschoben werden musste. Die Kehler Brüder wurden durch den Krieg gegen Frankreich, vor allem auch durch die schwere Beschießung Straßburgs, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Teilweise fanden sie ihre Häuser zerstört vor. Es war nicht das letzte Mal, dass Kehl zu $\frac{3}{4}$ in Trümmern lag – und Straßburg teilte dieses schwere Schicksal ebenfalls nicht letztmals. Diese Situation führte dazu, dass die Zusammenkünfte auch in der Lahrer Bauhütte immer seltener wurden. In sozialer Hinsicht aber tat die Loge nach wie vor, was in den Kräften ihrer Gemeinschaft stand.

Erwin von Steinbach

Am 25. Juni 1871 erfolgte dann die mehrfach verschobene Einweihung des Kehler Kränzchens „Erwin“. Seit 1867 hatten sich in Kehl immer mehr Männer der Freimaurerei zugewandt, ihre Zahl betrug bei der Gründung des Kränzchens 22. Vorsitzender wurde Emil Durain, Bürgermeister von Kehl, Sekretär Karl Rehfus, Schatzmeister Fr. Zeuner. 75 Brüder nahmen an der sehr erhebenden Einweihung teil, den Festvortrag hielt Bruder Hauser unter dem Thema „Freundschaft und Arbeit“. Ein Straßburger Künstler hatte den Kehler Brüdern aus Anlass der Einweihung des Kränzchens, das sich wie die Lahrer Brüder in gemieteten Räumen zusammenfand, eine große Steinbüste Erwin von Steinbachs geschenkt. Diese ging in den später folgenden Wirren der Zeit leider verloren ...

Die Einweihung des Kränzchens fand gemeinsam mit dem Johannifest seiner Mutterloge „Allvater zum freien Gedanken“ statt. Der Namensgeber des Kränzchens, Erwin von Steinbach, „glänzt als erster Stern der Baukunst“. Er wurde vermutlich in Steinbach bei Bühl geboren und arbeitete beim Bau des Freiburger Münsters mit, von wo ihn Conrad III. von Lichtenberg, Bischof von Straßburg, zur Übernahme des Straßburger Münsterbaues berief. 1275 übernahm er die Leitung des schon begonnenen, und

vielfach geänderten Münsterbaues. Insbesondere die Münsterportale und die weltberühmte Rosette wurden, wie auch die Erwinssäule, noch zu seinen Lebzeiten ausgeführt. Dass er im Jahre 1276 eine Konferenz der Baumeister aus Deutschland, Frankreich, England und Italien nach Straßburg einberufen haben soll, schließt die legendäre Verbindung zur Freimaurerei. Als Erwin von Steinbach verstarb, soll er seinem Wunsche gemäß gegenüber der Rosette des Münsters, mit Blick auf diese, gelegen haben. Die Legende erzählt, dass in den Pupillen des Verstorbenen das farbige Spiel der Münsterrosette, entsprechend dem letzten Blick des großen Baumeisters, zu sehen gewesen sei.

Maurer-Jubiläum

Im August 1871 erfolgte durch die Lahrer Loge der Beschluss, zur Errichtung einer „Kleinkinderbewahranstalt“ (Kindergarten) in Lahr ein geeignetes Grundstück anzukaufen. Es wurde in der Rappenvorstadt gefunden und zum Preis von 6.250 Gulden erworben. Da jedoch zwischenzeitlich die Stadt Lahr beschlossen hatte, ebenfalls einen Kindergarten einzurichten, ließ man den Plan später wieder fallen. Das Grundstück musste leider mit Verlust wieder veräußert werden.

Im Dezember 1871 konnte der Meister vom Stuhl, Christian Siefert, sein 25-jähriges Maurerjubiläum feiern. Ein silberner Pokal war die Ehrengabe der Lahrer Bauhütte, welche ein 18 Punkte umfassendes Festprogramm durchführte. An diesem Tag wurde erstmals Suchenden (Aufnahme begehrenden) das maurerische Licht (die rituelle Aufnahme) nach dem neuen Freiburger Ritual erteilt.

Am 11. März 1873 zeigten dann die Kehler Brüder an, dass ihr Kränzchen den Charakter einer Loge annehmen und sich ebenfalls der Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth anschließen wolle. Am 18. Oktober 1873 erfolgte die Lichteinbringung in Kehl, an welcher sich auch die Lahrer Brüder recht zahlreich beteiligten. Den „ersten Hammer“ der neu errichteten Bauhütte, welche damals 26 Brüder zählte, führte Bruder Durain. Ihm persönlich, sowie seiner Loge, wurde die Ehrenmitgliedschaft der Lahrer Bauhütte verliehen. In der Gemeinschaft wehte ein brüderlich-anregender Geist, der der gesunden Entwicklung maurerischer Grundsätze freien Raum ließ. Das Jahr 1875 brachte dann eine gewisse Trübung der Verhältnisse, hervorgerufen durch Spannungen unter einzelnen Brüdern, mit sich. Die Auseinandersetzungen endeten damit, dass sich ein Bruder von der Lahrer Bauhütte getrennt hat. 40 Meister, zehn Gesellen und 15 Lehrlinge füllten damals die Kolonnen der Lahrer Loge, welche 1876 wiederum das Johannisfest gemeinsam mit den Kehler Brüdern feierte.

Offene Burg zur Erkenntnis

1876 suchten sechs Freimaurer, die aus Offenburg stammten, um ehrenvolle Entlassung nach. Sie wollten in Offenburg die Loge „Offene Burg zur Erkenntnis“ gründen. Die Brüder erhielten die ehrenvolle Entlassung mit den besten Wünschen für ihre neu entstehende Bauhütte. Noch heute bewahrt die Lahrer Loge in ihrem Haus Bijoux (Mitgliedsabzeichen) und Beamtenabzeichen dieser Loge auf, die jedoch nach wenigen Jahren der Tätigkeit wieder erloschen ist.

Brüder

Neun Jahre hatte Bruder Christian Siefert den „ersten Hammer“ der Lahrer Bauhütte geführt, und sich um die Gemeinschaft große Verdienste erworben. Bei einer Badekur in Bad Kissingen wurde er am 21. August 1877 plötzlich und völlig unerwartet „in den ewigen Osten“ abberufen. Bei seiner Beisetzung schlossen, nach Abschluss der kirchlichen Feier, zahlreiche Brüder aus vielen Logen die „letzte Kette“. Seiner wurde, wie es guter Brauch aller Logen ist, im Rahmen einer besonderen „Trauerloge“ gedacht. Auf dem Friedhof bei der Stiftskirche fand Bruder Seifert seine letzte Ruhestätte, sein Gedenkstein zeigt freimaurerische Symbole in ansprechender Gestaltung.

1878 ließ sich in Seelbach der bekannte Schwarzwalddichter Ludwig Auerbach aus Pforzheim nieder. Bruder Auerbach beteiligte sich rege am Leben der Lahrer Bauhütte, nahm an den Arbeiten teil und trug wesentlich zur Belebung der Gemeinschaft bei.

Am 27. Mai 1878 beschloss die Lahrer Loge, den beliebten und hochgeachteten Meister Hugo Ficke, Meister vom Stuhl der Loge „Zur edlen Aussicht“ in Freiburg, in Anerkennung seiner zahllosen Verdienste um die königliche Kunst und seiner unermüdlichen Förderungen und Unterstützungen für die Lahrer Bauhütte, die persönliche Ehrenmitgliedschaft zu verleihen.

1879 konnte in Schlettstadt das Kränzchen „Zur elsässischen Bundeskette“ gegründet werden. Auch zahlreiche Lahrer Brüder beteiligten sich an dieser Neugründung. Im gleichen Jahr erwarb die Lahrer Loge die Rechtsstellung einer Genossenschaft. Heute ist sie ein eingetragener Verein, wobei es aber auch Logen gibt, welche den Rechtsstatus einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“ aufweisen.

Im Jahr 1881 gedachte die Lahrer Bruderschaft im Rahmen einer Trauerloge auch des Bruders Prof. Dr. Johann Caspar Bluntschli⁴, Ehrengroßmeister der Großloge zur Sonne und Ehrenmitglied der Lahrer Loge. Er erlag am 21. Oktober 1881 auf dem Weg zum großherzoglichen Schloss in Karlsruhe einem Schlaganfall. Dorthin wollte er sich zum Bericht über die

Generalsynode der „Vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche in Baden“ begeben. Bluntschli hatte die Synode wenige Augenblicke zuvor mit den Worten „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ geschlossen. Der Staatswissenschaftler Bluntschli war nicht nur Mitglied der I. badischen Kammer, sondern auch Präsident der badischen Generalsynode.

Logenleben

Die Jahre nach 1882 brachten Unruhe in die Lahrer Gemeinschaft. Die Beteiligung der Brüder am Logenleben ließ zu wünschen übrig. Bei einer Aufnahme konnten kaum die Beamtenplätze besetzt werden. Die Loge „Erwin“ in Kehl, mit der Lahrer Loge stets eng verbunden, musste sich 1885 wieder auflösen. Die Brüder fanden Aufnahme in der Loge „Zum treuen Herzen“ in Straßburg. Auch in den Räumen der Straßburger Loge, wie in allen deutschen Logen, hatten die Bilder der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. einen Ehrenplatz – sie waren schließlich Protektoren des Bruderbundes.

Mehrere Jahre stand es auch um das Leben der Lahrer Bauhütte nicht zum Besten. Dass die Lahrer Bruderschaft nicht das gleiche Beispiel wie die Kehler Bauhütte erleiden musste, war vor allem den Stuhlmeistern Lang und Wittich zu verdanken. Sie hielten in diesen schweren Zeiten die königliche Kunst in Lahr am Leben. 1886 wurden dann wieder regelmäßige, wöchentliche Treffen eingeführt. Logentag war damals der Montag. Der 1. Montag eines Monats galt der Erörterung interner Fragen, wozu man sich im Logenlokal „Zum Schwanen“ traf. Die anderen Abende waren der Geselligkeit vorbehalten, sie wurden in der „Sonne“ zugebracht. 1887 arbeiteten 46 Brüder im Meistergrad, ein Bruder im Gesellengrad und drei Brüder im Lehrlingsgrad. Hinzu kamen noch acht Ehrenmitglieder und ein ständig besuchender Bruder.

Maurerei und Hohenzollern

Der Besuch des Bruders Kronprinz Friedrich Wilhelm, des späteren Königs von Preußen und Deutschen Kaisers, sowie späteren Protektors der deutschen Freimaurerlogen, in der Loge „Zum treuen Herzen“ in Straßburg veranlasste auch einige Lahrer Brüder, nach Straßburg zu fahren. Lahrer Brüder nahmen auch an der Einrichtung der Loge „Zur Treue“ im Colmar teil. Im gleichen Jahr unternahm man den Versuch, im Auftrag der badischen Stuhlmeister eine Initiative zur Unterstützung des 1. Deutschen Reichswaisenhauses in Lahr ins Leben zu rufen. 600 Bittschriften wurden versandt – doch nur zwanzig der angeschriebenen Bauhütten antworteten, viele von ihnen leider ablehnend.

Auf Anregung aller deutschen Großlogen wurde anlässlich des Todes des Kaisers Wilhelm I., des Protektors der deutschen Freimaurer, am 5. April 1888 eine Trauerloge abgehalten. Nur wenige Monate später wurde auch seines Sohnes und Nachfolgers, Kaiser Friedrich I., mit einer Trauerloge gedacht.

Der Theatersaal im Casino

Die durch den Eigentümerwechsel im Gasthaus „Schwanen“ veränderten Verhältnisse veranlassten die Brüder der Lahrer Loge, sich nach anderen Räumlichkeiten für ihre Bauhütte umzusehen. Sie wurden im Theater-Saal des Casino-Gebäudes gefunden, welches sich im Eigentum der Stadt Lahr befand (heute „Haus zum Pflug“, es wurde zwischenzeitlich vollständig renoviert und beherbergt u. a. die Stadtbibliothek; der ehemalige Theatersaal dient heute Konzerten und Empfängen der Stadt Lahr). Zum 1. Oktober 1888 wurde der Mietvertrag abgeschlossen.

Beim Ausbau der neuen Logenräume hielt auch die moderne Technik Einzug: An Stelle des von Gastwirt Weber vorgeschlagenen Läutewerks wurde ein Telefon von den Logenräumen zur Gastwirtschaft verlegt. Viel Liebe verwandten die Brüder für die würdevolle Ausstattung des neuen Tempels. Am 29. Oktober 1888 fand die erste Zusammenkunft im neuen Heim statt, und am 18. November 1888 wurden die neuen Logenräume offiziell, unter Teilnahme zahlreicher Brüder, auch aus befreundeten Logen, eingeweiht.

Am 22. Oktober 1893 konnte das 25-jährige Stiftungsfest, verbunden mit zahlreichen Maurer-Jubiläen in Anwesenheit von 70 Brüdern aus zahlreichen Orienten gefeiert werden. Selbst der Großmeister der Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth war zur Tempelarbeit nach Lahr gekommen.

Am 12. Januar 1900, nach dem Inkrafttreten des neuen, bürgerlichen Gesetzbuches, welches das badische Landrecht, entstanden aus dem Code Napoleon, ablöste, wurde die Lahrer Loge als Actien-Gesellschaft in das gerichtliche Register eingetragen. Hierdurch erlangte sie nunmehr den Status einer juristischen Person.

Am 24. November 1901 wurde auch in Offenburg das erloschene, freimaurerische Licht wieder entzündet. Unter starker Beteiligung der Lahrer Brüder wurde wiederum ein freimaurerisches Kränzchen eingeweiht, welches den Namen „Zur offenen Burg der Erkenntnis“ trug.

Die Protokolle der Weisen von Zion

Um die Jahrhundertwende des 19. zum 20. Jahrhundert tauchten erstmals die „Protokolle der Weisen von Zion“ in der Öffentlichkeit auf. Sie verfolgten, als „Nachspiel“ auf den ersten, zionistischen Weltkongress in Ba-

sel im Jahr 1897 gedacht, das Ziel, die Juden der Weltverschwörung zu bezichtigen. Mit beteiligt an dieser Weltverschwörung sollten natürlich die Freimaurer sein, zurück gehen sollte die Verschwörung auf König Salomon. Man konnte sogar das Ursprungsjahr nennen: Das Jahr 929 v.Chr.!

Bei den „Protokollen der Weisen von Zion“ handelt es sich um nichts anderes als eine gigantische, propagandistische Fälschung. Ihre Erstveröffentlichung erfolgte wohl 1903 in der russischen Zeitschrift „Snamja“ – „Banner“, deren Herausgeber ein bekannter Antisemit und „Schwarzhunderter“ war. Diese Organisation war im zaristischen Russland nichts anderes als ein Vorläufer der Schwarzhemden Mussolinis oder der Braunhemden Hitlers. Urheber des Legendenwerks, welches bis heute in antisemitischen und antifreimaurerischen Kreisen kultähnliche Verehrung erfährt, war ein zaristischer Geheimagent. Er hatte einfach aus anderen, antisemitischen Flugschriften und politischen Romanen zusammengestoppelt, was ihm nützlich erschien. Manche Stellen waren fast wörtlich übernommen worden, was sich unschwer beweisen lässt. Die Fälschung hat jedoch unzählige Auflagen in allen Weltsprachen erfahren und mit dazu beigetragen, die Freimaurerei aufs Übelste als jüdisch-orientalische Sekte zu diffamieren, deren Ziel die Erlangung der Weltherrschaft sei. Für die Verbreiter der Lüge sollte sie in den meisten Fällen zu einem einträglichen Geschäft werden.

Zar Nikolaus II. von Russland, welcher sich von der Fälschung ebenfalls blenden ließ, erhielt das Elaborat durch seinen Geheimdienst selbstverständlich in einer besonderen Prachtausgabe überreicht ...

Die Einweihung der Wilhelm-Schubert-Anlage auf dem Schutterlindenberg

Am 17. Juni 1906 konnte auf dem Lahrer Schutterlindenberg die Wilhelm-Schubert-Anlage mit Aussichts-Pavillon eröffnet werden. Spender der Anlage zum Gedenken an den 1893 verstorbenen Freimaurer-Bruder, Bürgermeister, Kaufmann und Landtagsabgeordneten Wilhelm Schubert war der Verleger der „Badischen Presse“ in Karlsruhe, Freimaurer-Bruder Ferdinand Thiergarten. Die Anlage wurde am gleichen Tage der Stadt Lahr in Obhut und Eigentum übergeben, in der Mitte des Pavillons thront die Büste Wilhelm Schuberts. Der Gedenkstein ist mit dem Motto „Aufklärung, Humanität, Recht, Freiheit, Vaterland“ überschrieben und würdigt die vielfältigen und großen Verdienste Wilhelm Schuberts, denen Anerkennung zu schenken allein ein eigener Artikel wert wäre. Bei der Einweihung sprach auch Rechtsanwalt Ad. Meier-Freiburg für die Freimaurerloge „Zur edlen Aussicht“ in Freiburg, welcher den verewigten Wilhelm Schubert, der zuletzt in Freiburg gelebt und gewirkt hatte, würdigte: „Der Geist Ludwig Liebensteins ruhe auf dieser Stelle, und solcher Geist müsse die Versammelten erfüllen.“ Zu erwähnen bleibt ferner, dass das Denkmal im Gewinn

„Herrentisch“ seinen Standort fand. Dort sollen die evangelischen Lehrer die Verkündung des Westfälischen Friedens 1648 mit einem Dankgottesdienst mit Abendmahl gefeiert haben.

40-jähriges Stiftungsfest 1908

In feierlichem Rahmen konnte am 18. Oktober 1908 das 40-jährige Stiftungsfest der Lahrer Loge gefeiert werden. Unter den Gästen soll angeblich auch Ehrengroßmeister Dr. Ficke (Freiburg) geweiht haben, der selbst bei der Lichteinbringung in die Lahrer Bauhütte im Jahr 1868 mit dabei gewesen und der einzige noch lebende der damals besuchenden Brüder gewesen sein soll. Tatsache ist jedoch, dass er bereits 1887 verstorben war – und im Jubiläumsjahr bereits 100 Jahre alt gewesen wäre. Vielleicht war einer seiner Söhne bei den Feierlichkeiten anwesend ...

In eindrucksvoller Weise und sehr feierlichem Rahmen wurde das Bekenntnis zum „Allmächtigen Baumeister aller Welten“ erneuert. Im Rahmen der Tempelarbeit erinnerte dabei der Redner, Bruder Metzger, daran, dass der Name der Bauhütte „Allvater zum freien Gedanken“ als Grundlage jeder Logentätigkeit die philosophische Gesinnung besonders hervorhebe, nach welcher jeder echte Freimaurer zu der Erkenntnis gelangen müsse, dass die große Gesetzmäßigkeit der Natur keine zufällige sein könne, sondern durch das ewige Walten einer göttlichen Macht bestimmt sei.

Das Stiftungsfest bot auch den würdigen Rahmen, den Großmeister Schilling aus Bayreuth sowie den Verleger Ferdinand Thiergarten aus Karlsruhe (nach Ferdinand Thiergarten ist die Thiergartenstraße in Lahr benannt, sein Vater war ein Findelkind, eine Art Lahrer Kaspar Hauser, welchem man den Familiennamen nach dem Gewinn seines Fundortes gegeben hatte) mit der persönlichen Ehrenmitgliedschaft zu ehren.

Großloge und Geschichte

Vom 22. bis 24. Mai 1909 war Lahr der Tagungsort des Großlogentages der damaligen Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth. In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, über die Entwicklung der Freimaurerei in Deutschland einige kurze Bemerkungen einzufügen.

Bereits 1738 war Friedrich II., genannt der Große, König von Preußen, damals noch als Kronprinz in Braunschweig in die „königliche Kunst“ eingeweiht worden, und zwar durch eine Deputation der „Loge d’Hambourg“, die 1737 als erste deutsche Bauhütte gegründet worden war und heute als älteste deutsche Freimaurerloge den Namen „Absalom zu den drei Nessel“ führt. Kurz nach seiner Thronbesteigung übernahm der König die Protection über die Freimaurerei in seinen Staaten, welche alle Hohenzollern bis hin zu den Kaisern Wilhelm I. und Friedrich I. fortsetzten. Durch

diese königliche Entscheidung erhielten einige Logen in Preußen den Status einer „Körperschaft des öffentlichen Rechts“, welcher dem der beiden großen Kirchen entspricht und bis heute fortbesteht.

Friedrich der Große wollte mit seiner Protection möglicherweise auch einen protestantischen Gegenpol gegen die durch Papst Clemens XII. erlassene Bannbulle „In eminenti apostolatus“ setzen. Rom hatte hierdurch bereits 1738 den Bannstrahl gegen die königliche Kunst geschleudert, obwohl bereits zu dieser Zeit und auch später stets die Mitgliedschaft namhafter und ranghoher, auch katholischer Theologen, in den Freimaurerlogen keine Seltenheit war.

Man mag heute wohlwollend unterstellen, dass die völlige Unkenntnis über Wesen, Zweck und Ziele der Freimaurerei dazu geführt haben, den Katholiken bei Strafe der Exkommunikation nicht nur den Beitritt zu den Logen, sondern sogar die Überlassung von Räumen für die Logen zu verbieten. Auch Papst Benedikt XIV. und Papst Pius IX. bestätigten das Verbot. Viele Länder jedoch setzen den „kirchlichen Befehl“ nicht um.

Das heute geltende kanonische Recht – der am 25. Januar 1983 durch Papst Johannes Paul II. promulgierte, und am 27. November 1983 in Kraft gesetzte „Codes Iuris Canonici“ – enthält keinen ausdrücklichen Bannstrahl gegen die Freimaurerei mehr. Jedoch hat der Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre (ironischerweise der Nachfolgeorganisation der „Heiligen Kongregation der römischen und universalen Inquisition“, gegründet durch Papst Paul III. mit der Konstitution „Licet ab inition“ am 21. Juli 1542, nicht zuletzt, um dem aufkommenden Protestantismus entgegen zu treten), Joseph Kardinal Ratzinger, noch rechtzeitig am 26. November 1983 im „Osservatore Romano“ (lateinische Ausgabe) bekannt gemacht: „... Die Gläubigen, die freimaurerischen Vereinigungen angehören, befinden sich also im Stand der schweren Sünde und können nicht die Heilige Kommunion empfangen. Autoritäten der Ortskirche steht es nicht zu, sich über das Wesen freimaurerischer Vereinigungen in einem Urteil zu äußern, das das eben bestimmte außer Kraft setzt.“

Im Sommer 1740 gründete Friedrich der Große in Berlin die „Loge Première“ (die „Erste Loge“) oder „Loge du Roi notre Grand-Maître“ („Loge des Königs, unseres Großmeisters“). Ihr folgte dann im September die Genehmigung zur Gründung der Loge „Aux trois Globes“ („Zu den drei Weltkugeln“). Am 19. Oktober 1740 nahm Friedrich der Große dann in Schloss Rheinsberg seinen Schwager, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, in die Bruderkette auf. Am 21. Januar 1741 erfolgte in Bayreuth die Gründung der „Schloß-Loge“, am 4. Dezember des gleichen Jahres die Gründung der „Stadt-Loge“. Die Schlossloge nahm später den Namen „Zur Sonne“ an. 1744 nahm die Schlossloge den Namen „Große Mutterloge zur Sonne“ an und stiftete Logen in Erlangen und Ansbach. 1807 wird aus der Schlossloge die „Provinzial-Großloge von Bayreuth“

unter der Berliner Großloge „Royal York“. Als Bayreuth dann 1810 an Bayern fällt, bilden die Logen in Bayreuth, Nürnberg und Fürth die selbstständige Großloge „Zur Sonne“, welche 1829 auch formell den Namen einer Großloge annimmt und formell aus dem Verband der Großloge „Royal York“ ausscheidet.

1807 wurde die Aufnahmefähigkeit von Nichtchristen beschlossen, ein Beweis für die fortschrittliche Haltung der stark humanitär ausgerichteten Großloge, welche dann durch die Machenschaften der nationalsozialistischen Gewaltherrscher ihr Ende fand.

Nach dem II. Weltkrieg schloss sich die große Mehrheit der Logen, welche zur ehemaligen Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth gehört hatten, der neu entstandenen „Großloge der Alten Freien und Angenommenen Maurer von Deutschland“ an. Diese beschloss im Jahr 1958 gemeinsam mit der „Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland“ die freimaurerische „Magna Charta“. Dieser schlossen sich 1970 die „Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln“, die „Provinzialloge britischer Freimaurer in Deutschland“ und die „American Canadian Provincial Grand Loge A.F. & A.M.“ an, welche heute gemeinsam die „Vereinigten Großlogen von Deutschland“ bilden.

Eine reguläre Großloge kommt zu Stande, wenn eine Vereinigung regelrechter Logen von einer Großloge ein Patent (eine Anerkennungsurkunde) erhält, oder wenn mehrere reguläre Logen für sich selbst eine Großloge einsetzen. Beide Ansichten sind auch nach der Meinung der Großloge von England, der eigentlichen Mutterloge aller Freimaurerlogen, rechtsgültig. Die Großloge hat die Aufgabe, in Zusammenfassung ihrer Logen für die Einheitlichkeit der Form und des Inhalts der freimaurerischen Arbeiten zu sorgen. Ihre Organe werden wiederum durch Vertreter der Logen gewählt.

Mit großem Eifer und großer Sorgfalt leitete der Meister vom Stuhl, Gustav Pfisterer, die Vorbereitungen für den Großlogentag. Nach dem Musikvortrag „Das ist der Tag des Herrn“ eröffnete Großmeister Schilling die Tagung. Den Festvortrag, dessen Thema wohl bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat, hielt Dr. Roth (Erlangen) unter der Überschrift „Welche Mittel stehen der einzelnen Loge zur Verfügung, um in ihrer Umgebung aufklärend zu wirken?“

Die Chronik vermerkt den menschlichen Zug, dass bei den Beratungen am Sonntag den Teilnehmern „ein Frühstück geboten wurde, was jedoch der Ungestüm der Brüder wegen anfänglich zu Schwierigkeiten führte“. Mit Humor wurde jedoch diese kleine Schattenseite, welche so gar nicht freimaurerischer Art ist, bewältigt. Die Tagung, welche man am Montag durch einen Ausflug in die Umgebung abrundete, nahm ansonsten einen äußerst harmonischen Verlauf. Dreißig Logen waren bei diesem Großlogentag in Lahr vertreten. Unter ihnen waren auch zwölf Logen der Provinzialloge „Nordstern“ in Norwegen, welche letztmals an dieser Tagung teil-

nahmen, da sie sich im Jahr 1910 der National-Großloge von Norwegen anschlossen.

Bruderabende und Tempel-Arbeit

In den folgenden Jahren konnte die Lahrer Loge einen regen Besuch ihrer Bruderabende und auch ihrer Tempelarbeiten, wie die philosophisch-rituellen Zusammenkünfte der Logen genannt werden, erfreuen. Zu Abenden mit geladenen Gästen konnten die bekannten Freimaurer-Brüder Dr. August Horneffer⁵ und Pfarrer Otto Kaiser aus Eimeldingen gewonnen werden.

In jene Zeit fielen auch die ersten, anfänglich zaghaften Versuche, die nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 abgebrochenen Kontakte mit dem „Grand-Orient de France“ (einer der französischen Großlogen) wieder aufleben zu lassen. In Strasbourg, Baden-Baden und auf der Schlucht in den elsässischen Vogesen traf man sich in lockerer Runde mit französischen Brüdern. Die Zusammenkünfte verliefen in großer Harmonie.

Vor allem der damalige Meister der Straßburger Loge „An Erwins Dom“, Bruder Kraft, hat sich sehr um diese Kontakte bemüht. Ihm gelang es sogar, für eine gemeinsame Tempelarbeit im damals deutschen Straßburg die Brüder der Loge „Les Chevaliers Unis“ aus Lyon zu gewinnen. Für später war dann eine Zusammenkunft in Paris geplant.

Zu diesem Anlass wurden die Lahrer Brüder am Westbahnhof von Paris von ihren französischen Brüdern im Gehrock und mit „hohem Hut“ (so wird unter Freimaurern der Zylinder genannt) begrüßt und in die Hotels begleitet.

Für den kommenden Tag hatte man eine gemeinsame Feier in den Räumen des „Grand Orient“ geplant, jedoch waren zur vereinbarten Zeit die Türen verschlossen. Man ließ sich jedoch nicht entmutigen, sondern traf sich in den Räumen verschiedener Logen mit französischen Freimaurern. Diese missbilligten das Verhalten des „Grand-Orient“. Es fand auch ein feierliches gemeinsames Abendessen statt. Leider verhinderten die folgenden Zeitentwicklungen, dass weitere Versuche der Annäherung erfolgreich fortgesetzt werden konnten.

Hausgesetze

Das Jahr 1910 brachte der Lahrer Loge auch die Erneuerung ihrer Hausgesetze, welche der Meister vom Stuhl, Bruder Pfisterer, vorbereitet hatte. Sie wurden in den erforderlichen beiden Lesungen einhellig von den Brüdern gebilligt und ergänzen von nun ab die Verfassung der Loge. Im gleichen Jahr wurden die Familienabende eingeführt, welche sich großer Beliebtheit erfreuten. Prägend für die kommenden Jahre war wiederum die

intensive „Arbeit am rauhen Stein“, der man sich vor allem durch Vorträge und Diskussionen widmete.

Hauskauf

Nachdem die Stadt Lahr mitgeteilt hatte, dass sie die von der Loge im „Haus zum Pflug“ angemieteten Räume in absehbarer Zeit für eigene Zwecke selbst benötigen werde, musste man sich auf die Suche nach einer neuen Heimstatt machen. Nach sorgfältiger Prüfung der Finanzlage und der festen Zusage einiger Brüder, den Hauskauf spürbar finanziell zu unterstützen, begann man mit den Verhandlungen über den Kauf des Logenhauses am Urteilsplatz. Es sollte bis zum heutigen Tag, lediglich unterbrochen durch den Terror der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, zur Heimat der Loge und ihrer Brüder werden.

Im Dezember 1913 erteilte der Bürgerausschuss der Stadt Lahr dem Kauf seiner erforderliche Zustimmung. Hiernach wurde das Haus erworben. Brüder übernahmen die Leitung und Durchführung notwendiger Umbauarbeiten, und groß war die Zahl der Brüder, welche zur Aufbringung der Kosten unentgeltliche Anteilsscheine erwarben. Der großen Zahl von Brüdern, welche auf diese Weise ihrer Loge eine Heimstatt schufen, gilt noch heute das ehrende Andenken seitens ihrer Loge.

Am 20. April 1914 konnte die erste Zusammenkunft in den neuen Logenräumen stattfinden. Die Mitgliederzahl der Loge stieg kontinuierlich an. Am 25. Mai 1914 sprach Bruder Naegele, Meister vom Stuhl, im Rahmen eines Vortrages zum Thema „Friedensbestrebungen“, mit ein Beweis dafür, dass die zahlreichen Legenden, die Freimaurerei trage mit eine Hauptschuld am Ausbruch des 1. Weltkrieges, völlig unhaltbare Zweckpropaganda ist.

Am 18. Oktober 1914 sollte die feierliche offizielle Lichteinbringung in den neuen Tempel erfolgen. Die Vorfreude unter den Brüdern auf dieses einmalige und besondere Ereignis war verständlicherweise groß, jedoch machte der 1. Weltkrieg alle Pläne zunichte. Die Lichteinbringung musste auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Der 1. Weltkrieg

Groß war die Zahl der Brüder der Lahrer Loge, auch vor allem unter den Mitgliedern des Beamtenrates (Vorstandes), welche sofort nach Kriegsausbruch zu den Fahnen gerufen wurde. Oftmals kam bei den Zusammenkünften nur noch eine sehr kleine Zahl von Brüdern zusammen, manchmal kaum ein Dutzend. Bei den rituellen Tempelarbeiten war es kaum möglich, die unverzichtbaren Beamtenstellen zu besetzen. Bald machte sich auch bei den Brüdern der Loge die schwere Lebensmittelknappheit bemerkbar,

so dass auf gesellige Veranstaltungen verzichtet werden musste. Im Januar 1918 mussten wegen Kohlenmangel selbst die wöchentlichen Zusammenkünfte ausfallen. Von 50 eingeschriebenen Brüdern standen 20 im Felde, von den verbleibenden hatten nahezu alle zusätzliche Pflichten im Dienst der Allgemeinheit übernommen.

Mancher der im Felde stehenden Brüder hat an den Arbeiten der sog. Feldlogen teilgenommen. So werden seit jeher Militärlogen genannt, welche nur für die Kriegsdauer gegründet sind und mit ihren Einheiten von Standort zu Standort ziehen, jedoch eine offizielle Anerkennung der Großloge besitzen. Zahlreiche besuchende Brüder aus der Lahrer Garnison waren gern gesehene Gäste im Logenhaus am Urteilsplatz.

Zuletzt blieben nur noch 15 Brüder im unmittelbaren Lahrer Raum aktiv, während alle anderen durch Militärdienst, zusätzliche Dienstverpflichtungen, Krankheit oder im Kriege unüberwindliche lange Anreisewege an der Mitarbeit in ihrer Loge verhindert waren.

Während des Krieges beteiligten sich die Lahrer Brüder noch aktiver als sonst im Bereich der freimaurerischen Caritas.

Der Krieg ging zu Ende. Von allen äußeren Stürmen umtobt, hielt die kleine Gemeinschaft unverbrüchlich zusammen. Für viele der aus dem Krieg, der aus Gefangenschaft heimkehrenden Brüder war die erste gemeinsame Arbeit im heimatlichen Tempel ein ergreifendes, einmaliges Ereignis.

Am 20. Oktober 1918 konnte das 50-jährige Stiftungsfest gefeiert werden. 35 Brüder konnten an der den Zeitverhältnissen angepassten, in bescheidenstem Rahmen stattfindenden Feier teilnehmen. Am 13. November 1918 konnte erstmals wieder nach dem Kriege einem Bruder das freimaurerische Licht verteilt werden. Trotz der unendlich schweren Zeitverhältnisse ließen sich Lahrer Brüder nicht davon abhalten, an den Johannisfesten in Freiburg und Karlsruhe teilzunehmen.

Unter den im Jahre 1918 in den ewigen Osten eingegangenen Brüdern befand sich auch der Verleger Ferdinand Thiergarten, Ehrenmitglied der Loge. Er war stets ein besonders eifriger Förderer seiner Bauhütte gewesen.

1923 flammte nochmals kurz das freimaurerische Licht in Kehl auf, als unter der Loge „Zur edlen Aussicht“ in Freiburg das Kränzchen „Erwin“ erneut eröffnet werden konnte. Die kommenden Jahre brachten jedoch auch dieses Licht, genauso wie das des wieder erstandenen Kränzchens in Offenburg, wieder zum Erlöschen.

Das Licht erlöscht – Der Terror der Nazis

Mit dem Ende der 20-er Jahre wurden die schmutzig-braunen Gewitterwolken, welche sich schließlich im Gewitter aus Blut und Tränen, Völkermord und Krieg entladen sollten, auch für die Freimaurerei immer bedrohlicher.

Der Terror der Hitler-Banden führte letztendlich zu einer, mehr als ein ganzes Jahrzehnt dauernden, gänzlichen Dunkelheit ...

Die letzten vorhandenen Jahresberichte der Lahrer Bruderschaft stammen aus den Jahren 1930 und 1933. Am 20. April 1933 muss sich die Lahrer Bruderschaft dem Terror der NS-Gewalthaber beugen und sich „freiwillig auflösen“. Bereits im Februar 1933 hatte die Großloge in Bayreuth vertraulich mitgeteilt, dass die Gestapo die Liquidierung aller Logen plane. In hämisch-gehässigem Tonfall berichtet das NS-Organ „Der Führer“ über die Auflösung, nicht ohne die Gelegenheit zu nutzen, einige der Brüder namentlich und öffentlich zu diffamieren. Niedrige Instinkte waren zu Unterdrückern humanitärer Ideale geworden.

Das maurerische Licht war erloschen. Die Gestapo beeilte sich, die freimaurerischen Gebrauchsgüter, insbesondere die Ausstattung des Tempels, sowie Rituale und Lehrbücher zu beschlagnahmen. Die Loge wurde gezwungen, das Haus zu veräußern, Archiv und Bibliothek fielen in die schmutzigen Hände brauner Schergen.

Im Jahr 1937 zwang die Gestapo beispielsweise den verdienstvollen Bruder Adolf Kutteroff, den früheren Vorsitzenden des ebenfalls zwangsaufgelösten Kränzchens „Offene Burg zur Erkenntnis“, die ehemaligen Logenmitglieder anzuschreiben. „Logenmaterial, Zeitschriften etc. sind bei der Gestapo Offenburg, Bezirksamt, Zimmer 25, binnen acht Tagen abzuliefern.“ Doch Bruder Paul Kutteroff war nicht der einzige der Lahrer Brüder, der direkt den Maßnahmen eines entmenslichten Systems ausgeliefert war. Sämtliche Mitglieder des Beamtenrates – und nicht nur sie – waren teilweise mehrfachen, rabiaten Hausdurchsuchungen ausgesetzt. Mit akribischer Verfolgungswut machten es sich groß gewordene Kleingeister zur Aufgabe, alles zu beschlagnahmen, was auch nur im Entferntesten mit Freimaurerei zu tun hatte. Bei Bruder Max Meurer wurde selbst das Buch „Goethe als Freimaurer“ beschlagnahmt. Die Loge, als kleine Gemeinschaft wehrlos, war zu einem beliebten Ziel nationalsozialistischer Willkürmaßnahmen geworden.

Am 20. Mai 1933 schrieb der Kreisleiter der NSDAP, Karl Franck⁶, über Bruder Nägele an die Gauleitung: „Nägele war lange Jahre Meister vom Stuhl ... Seine berufliche Ausbildung entspricht nicht den gestellten Anforderungen (Städt. Oberbaurat) ... halten wir es doch für notwendig, dass derselbe zunächst in seiner Gehaltsstufe herabgesetzt und an einen anderen Posten versetzt wird.“ Kaum zu glauben, dass der halbgebildete Agitator Franck selbst in der Lage gewesen ist, den zitierten, vermeintlich sachlichen Brief zu verfassen ... Bruder Nägele war damals bereits 60 Jahre alt, und er war es, welcher die historische Wiederherstellung des „Alten Rathauses“ in Lahr durchgeführt hat.

Bruder Richard Nestler, Fabrikant in Lahr, erhielt am 11. Dezember 1934 folgendes Telegramm: „geheime staatspolizei mitteilt dass inhaber

firma nestler richard und albert sen. hochgradige freimaurer weshalb direkte und indirekte staatsaufträge unmöglich – stopp – ministerpräsident⁷ bestellt deshalb albert nestler jun. hierher um lage fabrik zu besprechen ... (die Familie Nestler lehnte eine Fabrikübergabe ab) ... schärfste massnahmen werden vorbehalten – stopp – erwarte richard nestler sen. und albert nestler sen. donnerstag mittag reichsluftfahrtministerium berlin reichsluftfahrtminister⁸“.

Positiv muss vermerkt werden, dass trotz dieser Erpressungsmaßnahmen und Schikanen keiner der Lahrer Brüder freiwillig der NSDAP beigetreten ist. Lediglich ein Bruder musste sich als (parteiloser) Bürgermeister einer kleineren Gemeinde 1940 dem Druck beugen. Keiner der Lahrer Logenbrüder wurde im Zuge der Entnazifizierung nach dem Krieg bestraft, und lediglich zwei Brüder wurden in die Gruppe der „Mitläufer“ eingestuft. Alle übrigen Logenbrüder blieben unbelastet.

Der Nationalsozialismus und die Freimaurerei

„Zur Stärkung seiner politischen Sicherheit versucht er (der Jude), die rasischen und staatsbürgerlichen Schranken einzureißen, die ihn zunächst noch auf Schritt und Tritt beengen. Er kämpft zu diesem Zwecke mit aller ihm eigenen Zähigkeit für die religiöse Toleranz – und hat in der ihm vollständig verfallenen Freimaurerei ein vorzügliches Instrument zur Verfechtung wie aber auch zur Durchschiebung seiner Ziele. Die Kreise der Regierenden sowie die höheren Schichten des politischen und wirtschaftlichen Bürgertums gelangen durch maurerische Fäden in seine Schlingen, ohne dass sie es auch nur zu ahnen brauchen“ – dieses Zitat aus der braunen Ersatzbibel⁹ legt bereits deutlich die Position der Machthaber zu den Freimaurerlogen klar. Dies stellt beispielsweise auch der „Oberste Parteirichter“¹⁰ deutlich heraus: „... Die grundsätzliche Stellungnahme der Partei zu jeder Art von Freimaurerei ist ablehnend und unveränderlich. Es liegen hier Meinungsverschiedenheiten weltanschaulicher Art vor, die zu überbrücken auch nicht durch tagelange Aussprache gelingen würde.“

Das System hat die Freimaurerei, gleich dem Judentum, in eine Rolle des „symbolischen Schuldigen“ gedrängt, also bequem und pauschal zum Sündenbock herabgewürdigt. Willkürliche Hausdurchsuchungen in Logenhäusern und bei Logenangehörigen waren genauso an der Tagesordnung, wie jede Form von Druck und Nötigung bis hin zur blanken Gewaltanwendung und Misshandlung. Unter diesem Druck wurden die Logen zur Auflösung gezwungen. Die „Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln“ schloss ihren Tempel am 16. Juni 1935. Die „Große Loge von Preußen, genannt zur Freundschaft“, hielt ihre Schlussfeier am 7. Juli 1935 ab. Beide Feiern wurden von der Geheimen Staatspolizei nicht nur überwacht, sondern noch während des Verlaufs in unwürdiger Weise hämisch kommentiert.

Das Deutsche Rote Kreuz erließ am 1. Oktober 1934 eine Verfügung, nach welcher die Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge nicht mit der Mitgliedschaft im DRK vereinbar war. NS-Präsident des DRK war der bekannte Nazi Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg-Gotha (1884–1954), welcher u. a. NSKK-Ehrenführer, SA-Ehrenführer und Mitglied des Reichstages war. Er selbst war bis 1933 Protektor der Logen in Coburg und Gotha gewesen – und sah sich nach dem Krieg selbstmitleidig als Opfer seiner Zeit – verkannt in seinem angeblich steten Bemühen, Schlimmeres zu verhindern ...

Auch wurde bis zum 31. Januar 1938 im Bibliotheksbau des Deutschen Museums in München die Ausstellung „Der ewige Jude“ gezeigt, welche das Ziel hatte, die Besucher in verlogener Weise zu beeinflussen. Arbeiter in großen Münchner Betrieben fanden Eintrittskarten in ihren Lohntüten – der Eintritt war selbstverständlich dem Lohn abgezogen worden. Ein Raum dieser Ausstellung widmete sich auch einer Freimaurerloge. Präsentiert wurden u. a. Skelette, Ketten und Kerzen!

Und auf ihren Überprüfungs-Fragebögen hatten z. B. SA-Angehörige neben ihrer „Arischen Abstammung“ auch zu versichern, dass sie weder jetzt noch in der Vergangenheit einer Loge angehören oder angehört haben.

Der NS-Schulungsbrief VI./7. (1939)

Mit dem bereits oben erwähnten Zitat aus „Mein Kampf“ beginnt der scheinwissenschaftlich aufgebaute Schulungsbrief des Hauptschulungsamtes der NSDAP. Den Freimaurern werden dabei unbewiesene, verleumderische und ehrenrührige Vorgänge unterstellt, welche jeder Wahrheit entbehren. Sie werden als jüdisch-arabische Sekte dargestellt, als vaterlandsverräterische Humanisten, als orientalische Blutopferer. Die einzig wahre Beschuldigung, welche die Freimaurerei jedoch ehrt, ist die Tatsache, dass die Freimaurer aller Logen „unverbesserliche Demokraten“ sind. Der Bau des „Tempels der Humanität“ wird als unverbesserlicher, art- und rassefremder Humanismus dargestellt. Dabei ist jedoch einzig und allein richtig, dass religiöse Toleranz und Menschenachtung, über Glaubens- und Rassegrenzen hinweg, zu den Zielen der „königlichen Kunst“ gehören.

SS/SD-Berichte zur Freimaurerei

Neben zahllosen anderen Gruppen, welche den NSDAP-Machthabern ein Dorn im Auge waren, weil sie sich nicht ihrer menschenverachtenden Politik unterwerfen wollten, wurden auch die Freimaurer vom Sicherheitsdienst der SS beobachtet, der seine Beobachtungen in geheimen Lageberichten zusammengefasst hat.

Dabei wurde säuberlich unterschieden zwischen den sog. „Altpreußischen Logen“, welche zum Teil versucht hatten, sich durch Umwandlung in „Deutsch-Christliche Orden“ – und damit Aufgabe freimaurerischer Prinzipien – der Auflösung zu entziehen, und den sog. „humanitären Logen“. Während man davon ausging, dass die „Altpreußischen Logen“ sich aus Angehörigen des nationalen Bürgertums zusammensetzten, sah man in den humanitären Logen die Elemente, welche sich aus „jüdisch beeinflussten Wirtschaftskreisen und früheren Demokraten“ zusammensetzten. Aufmerksam beobachtete man auch den „Schottischen Ritus“, der sich „als Hochgradmaurerei aus ausgesprochenen Pazifisten zusammensetzt.“

Die Nazis beobachteten mit Argwohn, dass sich zahlreiche Logenbrüder nach dem Verbot immer wieder zu örtlichen Stammtischen, geselligen oder familiären Anlässen trafen. Heftig kritisiert wurden im Jahre 1938 vor allem die philosophischen Vorträge des als „Hochgradfreimaurer“ bezeichneten Dr. Horneffer. Tatsache ist, dass die Vorträge Horneffers den Nazis ein Dorn im Auge waren, denn sie „dienten der Festigung freimaurerischer Ideologien“ und indirekt dem Zusammenhalt ehemaliger Freimaurer. Die SS war jedoch nicht in der Lage, über wesentliche Versuche zur Wiederherstellung des organisatorischen Zusammenhalts der Freimaurer zu berichten.

Mit Argwohn gab man jedoch der Befürchtung Ausdruck, dass ein großer Teil ehemaliger Freimaurer auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens an Einfluss gewonnen habe. Leider sei die beabsichtigte, völlige Ausschaltung der Freimaurer aus dem öffentlichen Leben nicht gelungen, weil man die geplanten Maßnahmen „nicht mit aller Sch rfe“ durchgeführt habe. Eine einschneidende Änderung habe dann die „Amnestieverf gung“ Hitlers vom 27. April 1938 gebracht, welche sich aber nur auf die NSDAP bezog und dabei auf jene Freimaurer, welche in den ersten drei Graden gearbeitet hätten und keine Logen mter wahrgenommen haben.

Die Möglichkeit, Wiederaufnahme in die NSDAP zu finden, soll teilweise genutzt worden sein. Wohl weniger freiwillig, als unter teilweise recht massivem Druck. In vielen Fällen, so die Nazi-Spitzel, habe man beobachtet, dass beispielsweise bei der Übernahme in den Staatsdienst die entsprechenden Fragebogen bewusst unrichtig ausgef llt worden seien. Die äußere Amnestie war jedoch intern mit der Weisung verknüpft worden, ehemalige Freimaurer in jedem Fall von wichtigen Ämtern fern zu halten.

In Kreisen der ehemals „Altpreußischen Logen“ wurde jedoch mit Bitterkeit diskutiert, dass die Amnestie die „viel gefährlicheren, humanitären Logen bevorzuge“, welche nur in drei Graden arbeiten. Das Verhalten der Freimaurer bewies nach Ansicht der SS-Spitzel, dass ihnen jeder organisatorische Zusammenhalt verloren gegangen sei, seien doch ihre Stellungnahmen zu Fragen des öffentlichen Lebens völlig uneinheitlich. Einheitlich sei

nur die Ablehnung aller gegen die Juden gerichteten Aktionen, was man auf die „philanthropischen Grundlagen der Freimaurerei“ zurückführte.

Der „Mangel eigener Organisationen“ sei für „unverbesserliche Freimaurer“ oft ein Grund, sich anderen, oppositionellen Gruppen anzuschließen. Hier wurde vor allem die Unterstützung der oppositionellen Kirchen beklagt. Dem Nationalsozialismus feindlich gesinnte Angehörige der „alt-preußischen Logen“ würden sich verstärkt sog. „reaktionären Verbänden“ anschließen.

Große Fortschritte, berichten die SS-Spitzel stolz, würde die antifreimaurerische Propaganda machen. Gelobt wird insbesondere das „Logenmuseum“ in Nürnberg, das die Nazis errichtet hatten und das angeblich erstmals die breite Öffentlichkeit umfassend über die „jüdischen Ideen und Ziele der Freimaurerei“ unterrichtet. Dass es in Bayreuth bereits seit langem ein Logenmuseum gegeben hatte, das die Nazis brutal ausplünderten und damit unwiederbringliche Werte zerstörten, wurde selbstverständlich verschwiegen.

Schwer lastete man den Freimaurern auch an, dass amerikanische Brüder, um den verfolgten Brüdern im „ins Reich heimgekehrten Österreich“ zu helfen, rund 20.000 Dollar gesammelt hatten. Heftige Kritik erntete auch die Schweizer Großloge „Alpina“, die sich in zahlreichen Zusammenkünften mit „deutschfeindlichen Themen“ befasst haben soll.

Der 1. Vierteljahresbericht des Jahres 1939 enthält keinerlei Hinweise auf die deutsche Freimaurerei mehr, allerdings zahlreiche Hinweise auf das Logenverbot in Polen und die erzwungene Selbstauflösung der Freimaurerei in der Tschechoslowakei. Heftige Angriffe richten sich wiederum gegen die Brüder in den USA und in der Schweiz, die sich oft gegen den Nationalsozialismus engagieren würden. Auffällig sei auch, dass die „größten, englischen Hetzer gegen Deutschland“, Winston Churchill und Antony Eden, Hochgradfreimaurer seien. Bis zum Januar 1940 schweigen dann die Lageberichte des SD. Entweder es war den Nationalsozialisten gelungen, tatsächlich jede Form freimaurerischer Zusammenkünfte zu verhindern, oder die Bruderkette lebte im Stillen verborgen weiter. Im Januar 1940 wird dann jedoch wieder behauptet, die schlechte Kohlenversorgung Berlins sei insbesondere auf Sabotageakte ehemaliger Freimaurer zurückzuführen. Dies mag vielleicht damit zusammenhängen, dass nach Ansicht der Nazis insbesondere bei der Reichsbahn viele Freimaurer tätig gewesen sein sollen.

Die Freimaurerei findet erst im April 1940 wieder Eingang in die Lageberichte. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Dänemark soll ein Kreisleiter der NSDAP-N (wohl der NSDAP-AO (Auslandsorganisation), welche auch in Nordschleswig tätig war) eigenmächtig die Räume der Loge in Apenrade durchsucht haben. Dabei könnte es sich um die Räume der 1899 in Apenrade gegründeten Loge „St. Nicolaus“ handeln, einer Johannisloge, die „Det Danske Frimurerlaug G.F. & A.M.“ angehört.

Die allgemeine Kriegslage führte dazu, dass die zuvor aus dem öffentlichen Dienst entfernten Freimaurer ab Herbst 1940 wieder Verwendung in der öffentlichen Verwaltung fanden. Allerdings wird es als gefährlich angesehen, dass Brüder, welche den 5. Grad erlangt haben, wieder in den öffentlichen Dienst einzogen. Zumindest hätte man nach Meinung überzeugter Nazis diese Brüder in Ämtern verwenden müssen, welche einstufigmäÙig unter denen lagen, aus denen man sie zuvor verjagt hatte ...

Im Juli 1941 wird gemeldet, dass die Darstellungen Roosevelts als Freimaurer in der Propaganda „beste Aufnahme“ gefunden hätten. Roosevelt sei mit der Freimaurerei und dem Weltjudentum aufs Engste verbunden. Allerdings sei auch geäuÙert worden, „dass wir wohl gerade immer dann Material finden, wenn die Propaganda es braucht.“ Weiterhin wird teilweise in der Verbreitung des Bildes, das Roosevelt als „Hochgradfreimaurer“ darstellt, eine pressemäßige Vorbereitung des Kriegseintritts gegen die USA gesehen.

Insgesamt ist man bestrebt, den USA jüdisch-freimaurerische Tendenzen zu unterstellen. Letztmalig finden die Freimaurer im Februar 1944 Eingang in die Lageberichte, nachdem zuvor in der Presse im Zusammenhang mit der politischen Entwicklung in Italien Berichte unter dem Titel „Wühlarbeit der Freimaurer in Italien“ lanciert worden waren. Damit sollte den Freimaurern die Schuld an den Zuständen in Italien untergeschoben werden.

Weiterhin wird die Freimaurerei in den geheimen Lageberichten der SS, welche nur einem ausgewählten, eng begrenzten Personenkreis persönlich zugestellt wurden, nicht mehr erwähnt. Sie scheint für die Nationalsozialisten nicht mehr interessant gewesen zu sein, nicht einmal mehr als Sündenbock.

Jedoch werden in den Todeslagern der Nazis, genauso wie in den Folterkellern der Gestapo, neben unzähligen anderen Menschen auch viele Freimaurerbrüder zu Tode gequält. Stellvertretend für alle, deren die Freimaurer noch heute ehrend gedenken, ist hier des Bruders Carl von Ossietzky zu gedenken, der mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden war.

Als bezeichnend für die Position der Nazis zu den Freimaurern sei hier abschließend ein Befehl eines SA-Führers (Führer der Gruppe „Nordsee“) zur „Reichskristallnacht“ zitiert:

„Jüdische Synagogen sind sofort in Brand zu stecken. Die Feuerwehr darf nicht eingreifen. Der Führer wünscht, dass die Polizei nicht eingreift. Sämtliche Juden sind zu entwaffnen, bei Widerstand sofort über den Haufen zu schießen. Dies kann auch erweitert werden auf die Freimaurerei.“

Ein zartknospender Anfang ...

Auch wenn die maurerische Tätigkeit zwangsweise über Jahre hinweg geruht hatte, in den Herzen der Brüder blieb die Flamme der Sehnsucht nach dem Johannislicht am leuchten. Sobald es die politischen Verhältnisse nach Kriegsende wieder zuließen, fanden erste Zusammenkünfte statt. Die ersten Besprechungen führte eine kleine Schar von Brüdern im Büro des Bruders Max Meurer zusammen, welches sich in der Schillerstraße auf dem Gelände der jetzigen Sparkasse befand. Im Juni 1946 sandte die Kriminalpolizeistelle Lahr einem Bruder mehrere Aktien (der Loge) zurück, welche „anlässlich einer Haussuchung (wohl der Gestapo!) sichergestellt worden waren.“ In Anbetracht des historischen Wertes sollten diese an den rechtmäßigen Besitzer zurückgelangen ...

Im Januar 1949 erfolgte die Wiedereintragung der Lahrer Bauhütte in das Vereinsregister des Amtsgerichts Lahr, nachdem die Besatzungsbehörden, bedingt auch durch die nachhaltige Unterstützung französischer Brüder, die Wiedererrichtung der Loge unter ihrem ursprünglichen Namen genehmigt hatten.

Seit langen Jahren das erste Mal konnten die Brüder am Johannisfest 1951 wieder an einer freimaurerischen Tempelarbeit teilnehmen, und zwar in Freiburg bei der Loge „Humanitas zur freien Burg“, die heute wieder ihren ursprünglichen Namen „Zur edlen Aussicht“ führt. Diese Tempelarbeit, bei welcher auch einem Suchenden das freimaurerische Licht erteilt werden konnte, war verständlicherweise für alle Brüder von größter Bedeutung: „Wenn je im Herzen eines unserer Brüder noch Zweifel über die Möglichkeit der Wiedererrichtung unserer Bauhütte herrschten, so wurden sie bei dieser Tempelarbeit beseitigt.“

Im Mai 1949 war bereits Restitutionsklage bei der Restitutionskammer beim Landgericht Offenburg erhoben worden, mit dem Ziel, das durch die nationalsozialistischen Machenschaften verlorene Logenhaus am Lahrer Urteilsplatz wiederzuerhalten. Der Prozess fand nach mehreren Jahren dann endlich seinen Abschluss, auf Grund eines seitens der Lahrer Bauhütte angebotenen Vergleichs, das Haus zum gleichen Preis, den man damals erhalten hatte, wieder zurückzukaufen. Im Laufe des Verfahrens hatte der gegnerische Anwalt in schäbiger und skrupelloser Weise versucht, die Logenbrüder der Nähe zum Nationalsozialismus zu bezichtigen. Diese bewusste Rechts- und Tatsachenverdrehung misslang jedoch gründlich.

Noch zwei Jahre überließ die Loge freiwillig und kostenlos der vorübergehenden Eigentümerin die im Logenhaus bezogene Wohnung. Um aber den Rückkauf des zu Unrecht enteigneten – weil zwangsverkauften – Hauses finanzieren zu können, erbrachten zahlreiche Logenbrüder große Opfer. Zahlreiche namhafte Stiftungen wurden gemacht, unverzinsliche Darlehen gewährt – welche dann später nicht zurückgefordert wurden. Doch bis zum

Wiederbezug des angestammten Hauses mussten die Brüder noch viel Geduld aufbringen.

Zuerst galt es, die Gemeinschaft wieder zu festigen. Mit fester und sicherer Hand ergriff Bruder Paul Theodor Kutteroff den Meisterhammer. Seinen unermüdlichen und rastlosen Bemühungen ist es zu verdanken, dass es einem nie versagenden Eifer gelang, mit den Brüdern in Offenburg eine Stätte einzurichten, an der die freimaurerische Arbeit vorübergehend wieder aufgenommen werden konnte. Keine Mühe, kein Opfer war ihm zu groß, um dieses Ziel zu erreichen.

Auch die Freiburger Brüder unterstützten die Lahrer nach Kräften, insbesondere das Ehrenmitglied, der Freiburger Meister vom Stuhl, Karl Lepert. Wie Bruder Paul Theodor Kutteroff die Fundamente und Mauern errichtete, so sorgte Bruder Hans Meurer für die innere Ausstattung des Tempels. Der aus der Zeit der Stiftung der Loge stammende Altar, die zwei Säulen am Eingang des Tempels, jene drei Säulen, welche die drei „kleinen Lichter“ tragen, hatte man vor dem Zugriff der Gestapo retten können. Bruder Wilhelm Kornmann hatte den Mut gehabt, diese der Bruderschaft so kostbaren Gegenstände zu bergen und vor dem Zugriff unwürdiger Hände zu retten. In einem Schuppen versteckt, wurden sie vor der Beschlagnahme bewahrt. Vielfach und schwer hatte der Zahn der Zeit in Gestalt der Witterungseinflüsse an ihnen genagt. Mit unendlicher Hingabe und großem Geschick verstand es Bruder Hans Meurer, die Wunden zu heilen und den edlen Formen die Farben zu verleihen, die sie einst geschmückt hatten und die sie bis heute nunmehr wieder schmücken.

Auch die Gedächtnistafeln im Osten des Tempels, hinter dem Platz des Meisters vom Stuhl und hinter dem Altar, auf denen die Namen der „in den ewigen Osten eingegangenen Brüder“ zum ehrenden Andenken verzeichnet sind, heute die Namen der Brüder Paul Adolf Kutteroff und Hans Meurer neben einander stehend, so wie sie im Leben für die Loge gewirkt haben, stammen aus der Hand Hans Meurers.

Und es ward wieder Licht ...

Drei Jahre gingen ins Land, um geeignete Räume zu finden, diese herzurichten und alle Vorbereitungen zu treffen, um in der Lahrer Bauhütte das Johannislicht wieder entzünden zu können. Am 3. Februar 1952 erfolgte dann in Offenburg in gemieteten Räumen des „Palmengartens“ die Wiedereröffnung der Loge in der feierlichen Form der Lichteinbringung durch den Großmeister, Bruder Vogel. Brüder aus nah und fern waren in großer Zahl zu diesem feierlichen Ereignis erschienen, unter ihnen waren auch Brüder aus französischen Logen in Straßburg und Baden-Baden. Die Mitwirkung musizierender Brüder aus Freiburg gab diesem weihevollen Akt seinen einzigartigen Charakter. Der spätere Altstuhlmeister der Lahrer Lo-

ge, der sehr geschätzte und hoch geachtete Bruder Paul Kutteroff, empfing an diesem denkwürdigen Tag das maurerische Licht. Viele feierliche Tempelarbeiten haben in den kommenden Jahren im Tempel in Offenburg stattgefunden. An ihnen nahmen auch zahlreiche Brüder aus benachbarten Logen teil. Manch fröhliche Tafelloge, manches freundschaftliche Kränzchen kam hinzu.

Vielen Brüdern konnte das maurerische Licht erteilt werden, aber auch viele Brüder, die bei der Wiedererrichtung der Loge zu den aktivsten und verdienstvollsten Mitstreitern gehörten, wurden „in den ewigen Osten“ abberufen. Unter ihnen waren auch der hochverdiente Meister vom Stuhl, Bruder Paul Theodor Kutteroff, sowie der ebenfalls hochverdiente Alt- und Ehrenstuhlmeister Bruder Richard Nestler sen.

Neben den zahlreichen Opfern, welche von allen Brüdern für die Wiedereinrichtung und den Erhalt des Logenhauses erbracht wurden, bemühte man sich nach wie vor um eine nachhaltige, karitative Tätigkeit. Als besonderes Beispiel sei hier nur der von den Brüdern Kutteroff gestiftete Betrag für den Witwen- und Waisenfonds genannt, der den großzügigen Geist der unvergessenen Brüder widerspiegelt. Jedoch hielten sich die Gerüchte und Verleumdungen über die Freimaurerei auch nach dem 2. Weltkrieg. So hat beispielsweise Oberlandesgerichtspräsident Dr. Züricher (Freiburg) nach Veröffentlichungen der Presse (zum Problem der Schaffung des Landes Baden-Württemberg) in einem Brief an den südwürttembergischen Staatspräsidenten Dr. Gebhard Müller geäußert: „Nur Sozialdemokraten, Großkapitalisten, Landfremde, Intellektuelle und Antikatholiken seien im wesentlichen am Südweststaat interessiert ...“

Das Johannislicht in seiner alten Heimat

Nachdem das Logenhaus von seiner vorübergehenden Besitzerin zu Wohnungen umgebaut worden war, verzögerte sich die Inbesitznahme bis zum Sommer 1956. Dann erst war es möglich, wenigstens einen Teil des Hauses für Zwecke der Loge freizubekommen. Gemeinsamer Opfersinn hat bei der Einrichtung geholfen, zahlreiche und großzügige Spenden von Brüdern ermöglichten der kleinen Gemeinschaft die Erfüllung des langgehegten Wunsches, wieder an ihre alte Heimstätte zurückkehren zu können.

So entstand der Tempel mit den den Brüdern bekannten und lieb gewordenen restaurierten alten Einrichtungen wieder. Bruder Paul Theodor Kutteroff war es vergönnt, als Meister vom Stuhl den Wiederaufbau der Loge zu leiten. Am 30. April 1953 wurde er in den ewigen Osten gerufen. Bruder Max Meurer übernahm nun den „ersten Hammer“ (Vorsitz), und ihm war es vergönnt, am 11.11.1955 nicht nur die erste Tempelarbeit im wieder errichteten Tempel des Logenhauses am Lahrer Urteilsplatz leiten zu können, sondern auch sein 50-jähriges Maurerjubiläum zu begehen. An sei-

nem Ehrentag wurde Bruder Max Meurer zum Ehrenstuhlmeister ernannt. Aus seiner Hand stammt auch die Gedenktafel im Süden des Tempels, auf welcher die Namen der Stifter der Loge, sämtlicher Stuhlmeister und Beamten seit der Gründung verzeichnet sind.

Als Bruder Max Meurer am 29. Juni 1960 in den ewigen Osten einging, stand für alle Brüder der Lahrer Bauhütte fest, wer seine Nachfolge antreten sollte: Es konnte nur der Bruder sein, der stets von sich aus den größten persönlichen Kontakt zu allen Brüdern der Loge, zu den Nachbarlogen, zur Großloge und zu ausländischen Brüdern und Logen gepflegt hat. In Adolf Kutteroff hat die Bruderschaft einen Meister gewählt, der es in unnachahmlicher Weise verstand, den ältesten und den jüngsten, den nächsten und den weitest entfernten Bruder für die aktive Mitarbeit in der Loge zu gewinnen.

Er verstand es, durch seine Person zu überzeugen. Seine Sorgfalt und herzliche Aufmerksamkeit ließ ihn zum Gewissen der Loge werden.

Während seiner Amtszeit gelang der Lahrer Loge die Wiedereinrichtung des Bankettsaales und die Wiederherrichtung der übrigen Räume des Hauses, in dem nun für das leibliche Wohl auch eine Küche eingerichtet werden konnte. An seinem 70. Geburtstag konnte Adolf Kutteroff im Jahr 1962 als „würdiger Meister, guter Freund und geliebter Bruder“ zahlreiche Glückwünsche entgegennehmen. Als er 1966 wegen schwerer Krankheit den Hammer niederlegen musste, war seine Ernennung zum Alt- und Ehrenstuhlmeister der Lahrer Bauhütte ein dringendes Herzensbedürfnis. Als erster Lahrer Freimaurer war er mit der Paulskirchenmedaille der Vereinigten Großlogen von Deutschland ausgezeichnet worden. Mit Urkunde vom 10. Mai 1966 wurde ihm auch das Altstuhlmeisterabzeichen verliehen.

Ihm folgte Karl Richard Nestler als Meister vom Stuhl. Schon seine beiden Großväter und sein Vater hatten dieses ehrenvolle Amt in der Loge versehen. 1968 konnte in feierlichem und würdigem Rahmen die 100-Jahrfeier der Lahrer Loge begangen werden. Bereits im Jahr zuvor war in Freudenstadt, unterstützt von Brüdern aus Lahr und aus Freiburg, die Loge „Zuflucht im Schwarzwald“ gegründet worden, und im Jubiläumsjahr der Loge „Allvater zum freien Gedanken“ gründete sich in Lahr zugleich die Loge „Black Forest“. Sie gehört der Großloge „American and Canadian Freemasons in Germany A.F. & A.M.“ an und arbeitet im Lahrer Logenhaus.

In den folgenden Jahren konnte, mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes, das Logenhaus gründlich saniert werden. Es enthält nun neben dem Tempelsaal und dem Bankettsaal einen Clubraum und eine Bibliothek sowie den „Auerbach Keller“ genannten Gewölbekeller, welcher bei geselligen Zusammenkünften genutzt wird. Ein kleines, aber wohlgeordnetes Steinmetzmuseum, liebevoll im historischen Kellerabgang zusammengetragen, erinnert an die Ursprünge der Freimaurerei.

Auch in den vergangenen Jahrzehnten ist es der Lahrer Bruderschaft, getragen vom Geist der Brüderlichkeit, gelungen, ihre Arbeit am Bau des „Tempels der Humanität“ fortzusetzen. Die Loge lädt gerne auch zu öffentlichen Gästeabenden und Vorträgen ein. Ankündigungen sind der örtlichen Tagespresse zu entnehmen, interessierte Gäste ausdrücklich willkommen. Abschließend seien einige Zeilen aus dem freimaurerischen Glaubensbekenntnis des Ignatz Heinrich Freiherrn von Wessenberg¹¹ zitiert:

*Ich glaube, dass für dieses Erdenleben –
Glaub's zuversichtlich, trotz der Deutler Zunft
Zwei schöne Güter mir der Herr gegeben:
Das eine – Herz, das andere heisst Vernunft.*

*Die letztr'e lehrt mich prüfen und entscheiden,
was ich für Recht, für Pflicht erkennen soll.
Laut schlägt das erste bei des Bruders Freuden,
nicht minder, wenn er leidet, warm und voll.*

*So will ich denn mit regem Eifer üben,
was ich für Recht, für Pflicht erkannt –
will brüderlich die Menschen alle lieben,
am Belt, am Hudson und am Gangesstrand.*

Literatur

Der Autor dankt dem Meister vom Stuhl und den Brüdern der Lahrer Loge für die großzügige Möglichkeit, Zugang zum Archiv der Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“ in Lahr zu erhalten.

Handschriften für Brüder Freimaurer, verschiedene Titel, verschiedene Autoren und Verlage. Handschriften sind nicht für den allgemeinen Buchhandel oder das allgemeine Antiquariat bestimmt.

Appel, Rolf/Möller, Dieter: Was ist Freimaurerei? Herausgegeben im Auftrag der Großloge der Alten Freien und Angenommenen Maurer von Deutschland, Bauhütten-Verlag, Hamburg 1975.

Ben-Itto, Hadassa: Die Protokolle der Weisen von Zion – Anatomie einer Fälschung. Aufbau-Verlag, 1. Aufl., Berlin 1998.

Beyer, Dr. Bernhard: Geschichte der Großloge zur Sonne in Bayreuth, Band I bis III, Bauhütten-Verlag, Frankfurt am Main 1954.

- Boberach, Heinz (Hrsg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes des Reichssicherheitshauptamtes, Verlag Manfred Pawlak, Herrsching 1984 (die Taschenbuchausgabe entspricht den im Bundesarchiv verwahrten Materialien).
- Bronner, Stephen Eric: Ein Gerücht über die Juden – Die Protokolle der Weisen von Zion und der alltägliche Antisemitismus. Propyläen-Verlag, Berlin 1999.
- Der Schulungsbrief: Das zentrale Monatsblatt der NSDAP und DAF (Hauptschulungsamt der NSDAP und Schulungsamt der DAF), Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter, Zentralverlage der NSDAP, Franz Eher Nachf., Zweigstelle Berlin SW 68, Zimmerstraße 87–91, VI. Jahrgang, 7. Folge 1939: Kampf der Freimaurerei.
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1934–1940, nach dem Exemplar im „Archiv des sozialen Demokratie“ der Friedrich-Ebert-Stiftung neu herausgegeben, Verlag Petra Nettelbeck, Salzhausen/Zweitausendeins, 1. bis 5. Aufl., Frankfurt am Main, 1980.
- Geschichte der Stadt Lahr, Band 3: Im 20. Jahrhundert, hrsg. von der Stadt Lahr, editio selecta im Verlag Ernst Kaufmann, 1. Aufl., Lahr 1993.
- Hitler, Adolf: Mein Kampf, Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., 608.–612. Aufl., München 1941.
- Holtorf, Jürgen: Die Logen der Freimaurer. Sonderausgabe der Nikol-Verlagsgesellschaft Hamburg mit Genehmigung des Wilhelm Heyne Verlag München, o.J.
- Lennhoff, Eugen: Die Freimaurer. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1929, Gondrom-Lerga in Bindlach zusammen mit Lechner-Verlag, Wien 1981.
- Lennhoff, Eugen/Posner, Oskar: Internationales Freimaurer-Lexikon, Unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1932, Amalthea-Verlag, Wien und München 1980.
- Lennhoff, Eugen/Posner, Oskar/Binder, Dieter A.: Internationales Freimaurer-Lexikon, überarbeitete und erweiterte Neuaufl., F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München 2000.
- Neuberger, Helmut: Winkelmaß und Hakenkreuz – Die Freimaurer und das Dritte Reich, F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München 2001.
- Oslo, Alan: Freimaurer. Patmos Verlag/Albatros Verlag, Düsseldorf 2002.
- Restitutions-Akte der Freimaurerloge „Allvater zum freien Gedanken“, Restitutionskammer beim Landgericht Offenburg, Or 490/49: Freimaurer-Loge gegen B., aus dem Archiv der Loge.

Anmerkungen

- 1 James Anderson, Dr. phil. et theol., M.A., 1680 in Aberdeen geboren, Prediger an der Kirche der schottischen Presbyterianer in London, verstorben 1739 in London.
- 2 Friedrich von Feustel, geboren 1824 in Egern/Tegernsee, Mitglied der bayerischen Abgeordnetenversammlung, Mitglied des Zollparlaments, Mitglied des Deutschen Reichstages 1877–1891. Förderer Richard Wagners und der Bayreuther Festspiele, seit 1843 Mitglied der Loge „Eleusis zur Verschwiegenheit“ in Bayreuth, Großmeister der Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth 1863–1869, sowie 1875–1884. Verstarb in Bayreuth 1891.
- 3 Gottfried August Ficke, 1808–1887, Fabrikant und Kaufmann. Aufgenommen 1841 in die Loge „St. Georg“ in Hamburg, Motor der Loge „Zur edlen Aussicht“ in Freiburg, hinterließ der Stadt Freiburg bedeutende naturwissenschaftliche und ethnologische Sammlungen.

- 4 Johan Caspar Bluntschli, geboren 1808 in Zürich, verstorben 1881 in Karlsruhe. Jurist, Promotion zum Dr. jur. 1829 in Bonn, 1833 Extraordinarius in Zürich, Mitglied des Großen Rats seiner Vaterstadt und des Eidgenössischen Staatsrates, 1848 Ordinarius in München, ab 1861 in Freiburg. 1861–1871 und 1879–1881 Mitglied der I. Kammer, seit 1873 Mitglied und später Präsident der II. Kammer. 1838 in die Loge „Modestia cum Libertate“ in Zürich aufgenommen, schloss sich 1864 der Heidelberger Loge „Ruprecht zu den fünf Rosen“ an. Bluntschli war eine der herausragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit.
- 5 August Horneffer, Dr. phil., aufgenommen am 19. März 1911 in die Loge „Zum aufgehenden Licht an der Isar“ in München, Übersetzer klassischer Autoren, Verfasser bedeutender philosophischer und freimaurerischer Schriften.
- 6 Kreisleiter der NSDAP 1933–1937, Gründer des seit dem 8. April 1930 erscheinenden Parteiorgans „Grüselhorn“. Karl Franck entblödete sich nicht, in der Grüselhorn-Ausgabe vom 12. Juni 1931 die These vom jüdischen Ritualmord zu pflegen. Franck war es auch, der sich zumindest bei der Fronleichnam-Prozession 1936 als brauner Zaungast durch Mustern und Fotografieren der Prozessionsteilnehmer gefiel ...
- 7 von Preußen, damals der Titel- und Uniformsammler Hermann Göring.
- 8 auch Hermann Göring.
- 9 Adolf Hitler, „Mein Kampf“, 345.
- 10 Walter Buch, 1883–1949, NSDAP-Mitglied seit 1922, SA-Führer seit 1923, Mitglied des Reichstages seit 1928, Oberster Parteirichter der NSDAP seit 1934 (zuvor Vorsitzender des Schlichtungsausschusses der NSDAP), in einer parteiamtlichen Stellungnahme vom 10. November 1931.
- 11 Ignatz Heinrich Karl Freiherr von Wessenberg, Pseud.: Heinrich von Ampringen, geb. 4.11.1774 in Dresden, gest. 6.8.1860 in Konstanz; kath. Theologe und Staatsmann, ab 1792 Dompräbend in Augsburg, Konstanz und Basel. 1800 Generalvikar des Bischofs von Konstanz, 1814 Koadjutor des Bischofs von Konstanz, Carl Theodor von Dalberg, 1817–1827 Bistumsverweser. 1817 vom Vatikan als Bischof von Rottenburg und 1822 als Erzbischof von Freiburg abgelehnt. Mitglied der I. badischen Kammer 1819–1833. Resignierte von seinen kirchlichen Ämtern im Jahr 1827 und widmete sich schriftstellerischer Tätigkeit.

Die Grimmelshausenfeiern in Renchen 1876 und 1879 in ihrem historischen Kontext

Zum 125. Jahrestag der Einweihung des Denkmals

Walter Ernst Schäfer

Das Vorspiel

Die Auseinandersetzungen um die Pläne, in Rastatt ein Denkmal für die 1849 erschossenen Aufständischen zu errichten, sind bekannt und ausreichend dokumentiert.¹ Seit der standrechtlichen Erschießung von neunzehn Revolutionären in Rastatt im Zeitraum zwischen August und Oktober 1849 bemühten sich Bürger aus Rastatt, Verwandte und Freunde der Verurteilten, die Gräber der ohne Sarg und Gedenkzeichen auf dem Friedhof Rastatts Verscharreten zu erhalten und zu pflegen. Ab etwa 1873, im Kaiserreich, setzten Bestrebungen politischer Gesinnungsfreunde und Nachkommen der Erschossenen ein, eine Gedenkstätte und ein Denkmal zu errichten. Sie blieben, obgleich hartnäckig verfolgt, über fast fünfundzwanzig Jahre hinweg ohne Erfolg. Vor allem Militärbehörden, der preußische Festungskommandant von Rastatt, später das großherzogliche Innenministerium widersetzten sich den immer wieder aufgenommenen Bemühungen. Erst 1899 war es möglich, auf dem Friedhof von Rastatt, nicht allzu weit vom Ort der ursprünglichen Beerdigung, einen Gedenkstein, einen Monolithen, mit den Namen der Verurteilten zu errichten – auch im Kaiserreich nun ohne eine Feier oder auch nur eine Ansprache. Ein öffentliches Gedenken und damit eine Ehrung fand erst 1909 unter gewichtigen polizeilichen Sicherungsmaßnahmen auf Betreiben von Sozialdemokraten statt. Die hier sehr gerafft dargestellten Vorgänge, die erst nach rund sechzig Jahren zum Erfolg führten, sind exemplarisch für alle Bemühungen, an Orten in Baden die Erinnerung an Ereignisse der Revolution von 1848–49 und an die daran Beteiligten wach zu halten. Das großherzogliche Haus, die preußische Militärverwaltung und die badische Ministerialbürokratie suchten systematisch ein Gedenken zu verhindern.

Das Ringen von Bürgern und Demokraten zuerst um eine Gedächtnisstätte, dann um ein Denkmal war nun für Renchen insofern von Belang, als das Rastatter Komitee, das sich aus Persönlichkeiten mittelbadischer Städte gebildet und Geld gesammelt hatte, einmal, im Verlauf des Jahres 1874, Erfolg zu haben schien. Der Gemeinderat Rastatts und das zuständige Bezirksamt hatten der Errichtung eines Denkmals schon zugestimmt, der Auftrag für den Denkstein war vergeben, die Steinmetzarbeiten hatten

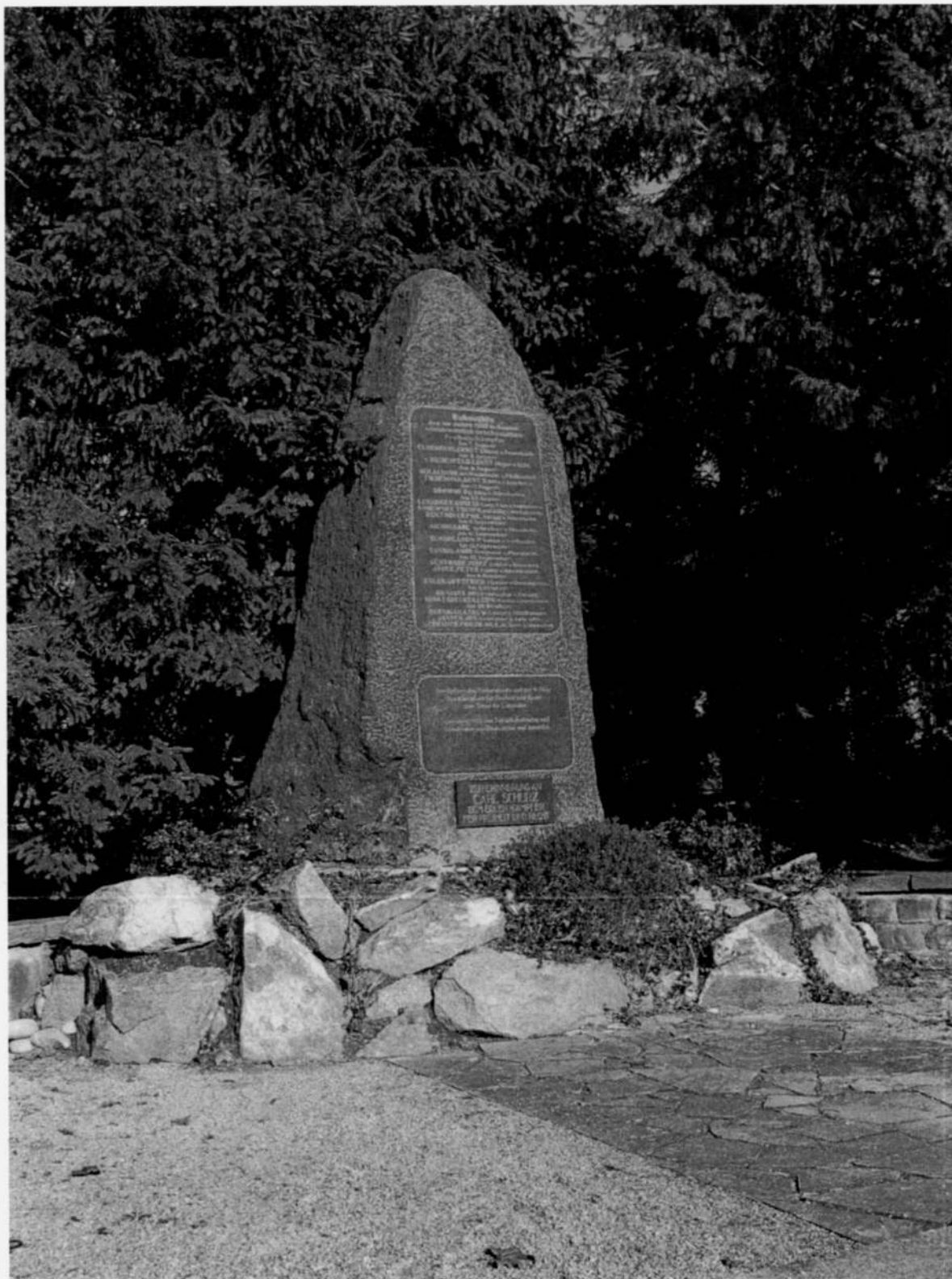
schon begonnen, als eine Intervention des Festungskommandanten, des preußischen Generalleutnants von Gayl, alle Hoffungen zunichte machte. Der kommandierende General beschied das Komitee formaljuristisch:²

„Die Leichen gerichtlich zum Tode beförderter Individuen gehören dem Gericht, dies allein hat zu verfügen, wie und wo die Beerdigung stattfinden soll und ob ein Grabdenkmal zu errichten ist. Da nun das hiesige Gouvernementsgericht die Machtnachfolgerin des vormaligen badischen Kriegs-Gericht's, welches s.Z. die betreffenden Individuen zum Tode durch Erschießen verurtheilt hat, so wird die Genehmigung zur Aufstellung des Denkmals versagt.“

In kühlerem Ton konnte man die Antragsteller nicht abfertigen. Allenfalls der wiederholte Begriff „Individuen“ lässt eine abschätzige Gesinnung erkennen. Die neunzehn Erschossenen waren zumeist zu den Aufständischen übergetretene Offiziere und Soldaten. Nach legalen Begriffen hatten sie sich der Fahnenflucht und des Hochverrats schuldig gemacht. Eine Genehmigung von Seiten der Militärbehörden kam da nicht in Frage.

Von da an lag der so gut wie fertige Stein einige Jahre auf dem Werkhof des Maurer- und Steinmetzgeschäfts Breunig in Rastatt. In Renchen wusste man davon. Und als im Jahr 1876, dem 200. Todesjahr Grimmelshausens, dort der Plan reifte, ihm auf dem Friedhof von Renchen, der seine Asche birgt, ein Denkmal zu errichten, wandte sich Amand Goegg (1820–1897), früherer Finanzminister der Revolutionsregierung 1849 und respektierter Bürger Renchens, an das Komitee in Rastatt, um den nutzlos gewordenen Denkstein zu erwerben. Der Kauf kam zustande. Für 2.500 Mark kam der Gedenkstein nach Renchen und wurde am 17. August 1879 dort feierlich eingeweiht. Aus dem Revolutionsdenkmal wurde ein Poetendenkmal. In dieser und noch in ganz anderer Weise, von der noch die Rede sein wird, verschränkt sich die Wirkungsgeschichte Grimmelshausens mit bedeutsamen Ereignissen der badischen und der deutschen Geschichte.

Auch der Verlauf der Feierlichkeiten in Renchen, jener zum 200. Todestag Grimmelshausens und der späteren zur Einweihung des Denkmals sind bestens dokumentiert.³ Die Fakten liegen auf dem Tisch. Was fehlt, ist eine Untersuchung des historischen Kontextes, der Gesinnungen und politischen Einstellungen derer, die diese Feiern veranlasst und organisiert haben oder auch nur durch Zuschriften oder als Gäste sich daran beteiligten. Die Feiern des Jahres 1876 lassen sich aber nun nicht verstehen ohne den Rückblick auf die um den „Simplicissimus“ geführten Debatten im preußischen Landtag vom März 1876. Es ist also nötig, weiter auszuholen.



Das 1899 errichtete Denkmal für die 1849 erschossenen Aufständischen auf dem alten Friedhof in Rastatt.

Die Vorbereitungen für die Gedenkfeiern 1876

Die Anstöße zur Feier des 200. Todestages Grimmelshausens kamen von außen, von Literaten und Literaturwissenschaftlern. Der Tübinger Germanist und Vorsitzende des Literarischen Vereins Stuttgart, Adelbert von Keller (1812–1887) setzte sich mit Viktor von Scheffel (1826–1886) in Verbindung, dem Erfolgsautor, der in der „Seehalde“, seiner Villa auf der Mettman bei Radolfszell, ein beschauliches Dasein führte.⁴ Adelbert von Keller war an einer Ehrung Grimmelshausens umso mehr interessiert, als er, zwar Experte für mittelalterliche Literatur, doch 1852 bis 1862 im Auftrag des Literarischen Vereins eine kritische Ausgabe des *Simplicissimus* besorgt hatte.⁵ Über Viktor von Scheffel ging die Anregung zu Ludwig Eichrodt (1827–1892), von Beruf Oberamtsrichter in Lahr, bekannter aber durch seine Satiren und Humoresken in Zeitschriften, durch seine Mitarbeit am Kommersbuch und durch *Das Buch Biedermaier* (1853). Damit war die Angelegenheit in die Ortenau getragen, ohne dass man wüsste, auf welchem Weg sie nach Renchen gelangte. Jedenfalls wurde zur Vorbereitung einer Gedenkfeier ein Ausschuss in Renchen gebildet.⁶ Ihm gehörten zwei Literaten an, eben Ludwig Eichrodt und der ihm befreundete, sehr viel jüngere Friedrich Geßler (1844–1891), der doch durch die Auffindung des Grabes von Friederike Brion in Meißenheim 1863 und durch sein national getöntes Drama *Friedrich Staps* über die Region hinaus bekannt geworden war.⁷ Unter ihnen darf man am ehesten Friedrich Geßler zutrauen, dass er Schriften und Biographie Grimmelshausens gut kannte. Die literarischen Kenntnisse Ludwig Eichrodts scheinen eher oberflächlicher Art gewesen zu sein.⁸ So war es auch Geßler, der bei der Feier in Renchen am 17. August die Festrede auf Grimmelshausen hielt, während Eichrodt in launiger Art der Tafelgesellschaft präsierte. Aus Renchen selbst traten der Bürgermeister und eben Amand Goegg dem Ausschuss bei. Goegg war 1862 von der Großherzoglichen Regierung begnadigt worden und aus dem Exil heimgekehrt, hielt sich aber immer nur vorübergehend in Renchen, seiner Geburtsstadt, auf.⁹

Die Tätigkeit des Ausschusses und die Gesinnungen der Mitglieder sind nur in zwei Dokumenten greifbar, in einem Brief an die Redaktion einer unbekanntenen Zeitung und in dem vom Festausschuss unterzeichneten gedruckten Plakat zur Ankündigung der Feier.¹⁰ Man präsentierte Grimmelshausen als einen Volksschriftsteller und als einen „ächten Fortschrittsmann“.

Sein Hauptwerk, „Der Simplicissimus“, schildert uns Land und Leute aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges so treu und trefflich, von solch köstlichem Humor durchweht und so tief aus dem Volk heraus für dasselbe geschrieben, daß das Buch für alle Zeiten als ein kostbarer Schatz der deutschen Literatur gelten wird.

Grimmelshausen hat in seinen Schriften dem deutschen Volk nicht allein einen Spiegel vorgehalten, wie es ist, sondern ihm auch tapfer, mannhaft und als ächter Fortschrittsmann gezeigt, wie es sein sollte.

Der Begriff „Fortschrittsmann“ war politisch beladen. Man muss etwa daran erinnern, dass es in Deutschland seit 1861 eine „Fortschrittspartei“ gab, die für die konsequente Durchsetzung der parlamentarischen Demokratie kämpfte und deren Abgeordnete bei der Debatte um den *Simplicissimus* im preußischen Landtag kurz zuvor für den Wert des Romans eingetreten waren. Grimmelshausen wurde auf diesem Plakat in die Nähe der Liberalen und „Fortschrittlichen“ gerückt. Dafür war wohl vor allem Amand Goegg verantwortlich. Die übrigen Ausschussmitglieder stimmten zu oder widersprachen doch nicht. Unter den weitgespannten politischen Aktivitäten Goeggs trat besonders sein Einsatz für die Arbeiterbildung hervor. Er hatte seit 1869 einen Sitz im Zentralkomitee der deutschen Arbeiterbildungsvereine in Genf und sah in Grimmelshausen offenbar einen Schriftsteller, der den Bildungsinteressen breiter Volksschichten entgegenkommt.¹¹

Die erstaunliche Resonanz, die der öffentliche Aufruf des Ausschusses fand, ist nur vor dem Hintergrund einer aufgeladenen politischen Atmosphäre zu verstehen. Nur wenige Monate zuvor, im März 1876, hatte im preußischen Landtag in Berlin eine erregte, sich über mehrere Tage hinziehende Debatte über den pädagogischen Wert des *Simplicissimus* stattgefunden. Anlass war eine Jugendbuchausgabe des Romans, die im Vorwort des Bearbeiters, des Schriftstellers Elard Hugo Meyer, deutlich politische Akzente setzte, indem sie auf die Kritik hinwies, die Grimmelshausen am katholischen Klerus geübt habe. Als der preußische Kultusminister Adalbert Falk, ein Vertrauter Bismarcks, die Schrift für die Verleihung von Preisen an Schulen empfahl, musste das – vor der Folie des erbitterten Kulturkampfes in Preußen und in Baden – die Vertreter des Katholizismus, insbesondere der Zentrumsparterie unter ihrem Fraktionsvorsitzenden Burkhart von Schorlemer-Alst, provozieren. Die Beanstandungen am *Simplicissimus* von dieser Seite sind zur Genüge dokumentiert.¹² Ich beschränke mich auf diejenigen Vorwürfe, für die man in Baden besonders hellhörig sein musste.

Hier war die Kulturpolitik der liberalen Regierung unter Friedrich I., vom Regierungsantritt als Prinzregent 1852 an, dann als Großherzog 1856, darauf gerichtet, den Einfluss und die Befugnisse beider Kirchen, der unierten evangelischen, mehr aber noch die der katholischen, zurückzudrängen.¹³ Die großherzogliche Regierung suchte das durch eine lange sich hinziehende und graduell sich steigernde Folge von Maßnahmen und Gesetzen zu erreichen. Besonders heftig hatte sich der Kulturkampf in Baden am Schulaufsichtsgesetz von 1862 entzündet. Durch dieses Gesetz wurde den Kirchenleitungen und den Ortsgeistlichen die alleinige Aufsicht über

alle Schularten und damit die Bestimmung über die Lehrpläne und die einzuführenden Lehr- und Lesebücher entzogen. Dafür sollte nun ein aus Vertretern der Staatsbehörden und der Kirchenleitungen gemischt zusammengesetzter Oberstudienrat für Gymnasien, ein Oberschulrat für die Volksschulen, auf der lokalen Ebene aber ein analog zusammengesetzter Ortschulausschuss zuständig sein. Der badische Klerus wehrte sich erbittert gegen diese säkulare Einmischung in die Lehrinhalte aller Schulen. So forderte der katholische Curatklerus in einer Denkschrift des Jahres 1863:¹⁴

Jeder Confessiontheil, vertreten durch die Kirchenbehörde, soll den gebührenden Antheil an der Leitung seiner Schulen haben; diese Mitbetheiligung umfaßt sowohl die Organisation als die Führung der Geschäfte des Schulwesens: insbesondere muß der Kirchenbehörde bei der Erziehung, Berufsbildung, Prüfung, Disciplin und Ernennung der Lehrer; bei der Bestimmung des Lehrplanes, namentlich bei der Bestimmung der Zahl der Religionsunterrichtsstunden, der Schulbücher; bei Einrichtung des Volksschulwesens und darauf sich beziehenden Verordnungen, bei den Schulvisitationen und den Schulprüfungen die gebührende Mitwirkung eingeräumt werden.

Wir übergehen die folgenden Zusammenstöße zwischen Kirchenleitungen und Ministerien, Klerus und Ortsbehörden, etwa diejenigen aus Anlass des Gesetzes über das „Kulturexamen“ 1867, mit dem den Theologiestudenten eine Prüfung unter anderem ihrer Kenntnisse in der Weltgeschichte und in der deutschen Literatur abverlangt wurde, und erwähnen nur, dass die Konfrontation in Baden gerade im Jahr 1876, als die Vorbereitungen für das Grimmelshausenfest in Renchen liefen, mit der Verkündigung der obligatorischen Simultanschule ihren Höhepunkt erreichte. Es war klar, dass in diesem erhitzten Klima die Katholiken in Renchen und in Baden die Berichte über die Debatten im preußischen Landtag gespannt verfolgten. Hier musste man in Erinnerung an die Revolutionsereignisse und an die preußische Militärjustiz registrieren, dass die Zentrumsabgeordneten in Berlin zum Beispiel in Olivier (*Simplicissimus* Buch IV, Kap. 15–17) eine Figur sahen, die nicht nur Steuerhinterziehung, auch Fahnenflucht praktizierte, und dieses als Empfehlung des Autors verstanden hatten.¹⁵ Und doch erklärt sich die aus der heutigen Perspektive unerklärlich vehemente Verurteilung des Romans nicht allein vor dem Hintergrund des Kulturkampfes in Preußen und in Baden. Nach gängiger Auffassung der Schulverwaltung wie einer Mehrheit der Eltern dieser Zeit hatte ein Schullesebuch in seinen Erzählungen positive Helden vorzuweisen, die als Exempelfiguren zur Nacheiferung dienen konnten. Ein Roman wie der *Simplicissimus*, der so stark von der pikaresken Tradition, also von fragwürdigen Figuren, bestimmt ist, konnte da von vornherein nicht in Frage kommen.



*Amand Goegg nach einer
Bleistiftzeichnung aus
dem Jahre 1849, von Irminger.
In: Um Renchen und
Grimmelshausen, hrsg. v. Grim-
melshausen-Archiv Renchen,
Renchen 1976, S. 172.*

Doch direkte Bekundungen der Kritik am Roman sind aus der Renche-
ner Umgebung, soweit ich sehe, nicht überliefert, obgleich doch der Litera-
turwissenschaftler Erich Schmidt Renchen für „einen wesentlich ultramon-
tanen Ort“ hielt.¹⁶ Man vermerkt aber die Auswirkungen des Streites um
den *Simplicissimus* im Wortlaut des Dankschreibens der Stadt Gelnhausen
auf die Einladung durch den Stadtrat von Renchen, wenn es heißt:¹⁷

*Grimmelshausen, der in trübster Zeit für die deutsche Nation so
Großes geleistet hat für die nationale Literatur und ein so männ-
licher Streiter war im Kampf gegen die Ränke einer herrschsüchti-
gen Geistlichkeit, die danach namenloses Unglück über Deutschland
brachte ...*

Die Grimmelshausenfeier am 17. August 1876

Das Fest in Renchen trug das charakteristische Wilhelminische Gepräge. Am Vorabend wurden die Renchener durch „Böllerschüsse und Zapfenstreich“ aufmerksam gemacht.¹⁸ Am Festtag selbst empfing man feierlich die auswärtigen Gäste am Bahnhof Renchen und geleitete sie zur „Aus-theilung der Festzeichen durch die Festjungfrauen“ in die Graf'sche Halle, wo sich um halb elf Uhr der Festzug aufstellte, der durch die fahnen- und girlandengeschmückte Hauptstraße zum Rathaus ging. Dort kredenztten die Festjungfrauen den Ehrenwein. Gegen Mittag bewegte sich der Zug – an die dreihundert Leute – auf den zum Festplatz hergerichteten Friedhof neben der Kirche. Musikalisch umrahmt vom Männerchor des Liederkranzes hielt Amand Goegg eine Ansprache. Die eigentliche Festrede war Friedrich Geßler aus Lahr übertragen. Das Festessen war für zwei Uhr nachmittags angesetzt und zog sich unter dem gutgelaunten Tafelpräsidenten Ludwig Eichrodt bis weit in den Nachmittag hinein. Den Abend füllten „Bankette mit Musik“ in den Biergärten. Ein Feuerwerk vom Schlossberg be-schloss den Tag.

Es waren nicht allein der Zapfenstreich und die Böllerschüsse, die dem Fest ein gewisses militärisches Gepräge gaben, es war auch der Veteranenverein, der wie der Bürgerverein mit seiner Fahne am Festzug teilnahm. Er durfte nach den Siegesfeiern von 1871 nicht fehlen. Über den Friedhof hallte das Pathos der Weihegesänge: „Das ist der Tag des Herrn“ von Konradin Kreutzer, aber dann doch auch ein Chorgesang, der an die Zeit Grimmelshausens, an den Dreißigjährigen Krieg, erinnerte, „Nun danket alle Gott“ von Martin Rinckart 1636 gedichtet. In der zweiten Hälfte des Tages kamen die leiblichen Genüsse nicht zu kurz, wie alle Berichterstatter in Zeitungen lobend erwähnen. Schon beim Umtrunk am Morgen wurde ein charakteristischer Wein der Gegend gereicht, ein Klingelberger (womöglich aus Oberkirch, das man damals noch nicht als Grimmelshausenort anerkannt hatte).

Der Wortlaut der beiden Reden von Amand Goegg und Friedrich Geßler ist nicht überliefert. Zeitungsberichten kann man entnehmen, dass Goegg sich vorgenommen hatte, den Lebenslauf Grimmelshausens mit dem Schwerpunkt auf der Renchener Zeit zu umreißen. Die politischen Untertöne waren verhaltener als in der Vorbereitungsphase des Festes. Die Karlsruher Zeitung – ein regierungstreues Blatt – bescheinigte Goegg:

Er gab in volksthümlicher, tendenzfreier, eindringlicher Rede ein Lebensbild Grimmelshausens.¹⁹

Offenbar hatte man mit dem Blick auf seine revolutionäre Vergangenheit Befürchtungen gehabt. Ein kurioses Detail seiner Ansprache hat der Germanist Erich Schmidt, Dozent an der Universität Straßburg, überliefert:²⁰

Sehr wirkungsvoll war zum Beispiel die Schilderung des Grimmelshausenschen Wappens; es enthalte zwei ausgebreitete Flügel – „so wie sie heut die Herren Eisenbahnbeamten tragen“ – weil der Herr von Grimmelshausen hoch auffliegen wollte, und drei gekrümmte Nägel, weil er die Pfaffen und Deutschenfeinde mit scharfen Krallen anpackte.

Diese kleine Stichelei gegen den Klerus konnte der ehemalige Volksheld von 1849 dann doch nicht unterdrücken. Ernst gemeint war sie wohl kaum. Es gehörte schon viel Phantasie dazu, die Wolfsangeln in Grimmelshausens Wappen als gekrümmte Nägel zu verstehen.

Friedrich Geßler umriss in seiner Rede den zeithistorischen Umkreis der Schriften Grimmelshausens. Den Kern bildete jedoch, wie Erich Schmidt berichtete, „eine sorgfältige Inhaltsangabe des *Simplicissimus*“. Als Experte in Sachen Grimmelshausen und Moscherosch war Schmidt drei Jahre später, bei der Einweihung des Denkmals 1879, noch voll des Lobes über die Rede Geßlers:²¹

Damals hat ein um Grimmelshausens Andenken hochverdienter Mann sein Leben und seine Werke mit der anschaulichsten Frische eingehend geschildert.

Auch bei ihm achtete man genau auf die politischen Zwischentöne. So berichtete die Straßburger Zeitung:²²

In Verbindung mit der Lebensgeschichte Grimmelshausens gab Herr Geßler ein Bild der Zeit, in der der Dichter lebte, sowie des damaligen Standes der deutschen Literatur, welche durch den „Simplicissimus“ in so tiefwirkender Weise bereichert wurde. In seiner überall sachlich gehaltenen Rundschau citirte der Redner zur Veranschaulichung des großartigen Humors Grimmelshausen's mehrfach wörtliche Stellen aus seinen Werken und betonte mit besonderem Nachdrucke dessen deutsch-patriotisches Wirken im Dienste des damaligen Bischofs von Straßburg, jenes Egon von Fürstenberg, der, kaum ein Jahrzehend später Ludwig XIV. an den Pforten des Münsters mit jener sattsam bekannten Wiederholung eines Bibelwortes empfing.

Die aufwühlenden Ereignisse des deutsch-französischen Krieges und die Siegesfeiern hallten nach, von Straßburg aus gesehen verständlicher Weise besonders. Geßler vergaß offenbar nicht, die Ereignisse bei der Kapitulation Straßburgs 1681, die Begrüßung Ludwigs XIV. durch Franz Egon von Fürstenberg vor dem Münster und sein Zitat von Luk. 2: 29–30: *Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine*

Augen haben deinen Heiland gesehen mit der Rückgewinnung des – von preußischer Artillerie zerbombten – Straßburg zu kontrastieren und beide Ereignisse unter dem nationalen Gesichtspunkt zu werten.²³ Geßler übersah wie so viele deutsche Zeitgenossen, dass sich das Heilige Römische Reich deutscher Nation mit seinem schwachen Interesse an den oberrheinischen und elsässischen Reichsteilen kaum mit dem 1871 geschaffenen Zweiten Kaiserreich und die auf Neutralität bedachte Bürgergesinnung des 17. Jahrhunderts kaum mit der national aufgeheizten Stimmung im Deutschland des 19. Jahrhunderts vergleichen ließ.

Auch die dem Zentrum nahestehende Presse nahm prompt Anstoß an diesen Bemerkungen. Der Badische Beobachter vom 20. August 1876 berichtete:²⁴

Als zweiter Redner trat ein Herr Geßler aus Lahr auf und suchte den Gefeierten als Schriftsteller zu schildern. Anfangs enthielt er sich jeder anstößigen Bemerkung und behandelte sein Thema sachgemäß. Schließlich konnte er es nicht lassen, kulturkämpferisch zu sein und etwas hineinzuziehen, was garnicht dazu gehörte. Statt dem damaligen Bischof von Straßburg zu danken, daß er Grimmelshausen in seinem Lande eine Stelle gegeben, wo er im vielbewegten Leben Ruhe fand und Muse genug, um seine besten Schriften zu verfassen, so machte er dem Manne einen Vorwurf daraus, daß er im Jahre 1681 den König von Frankreich Ludwig XIV. an den Pforten des Münsters empfangen, wobei er die Worte der hl. Schrift aussprach: Nun dimittis servum etc. Der Ausdruck der Freude galt dem Umstande, daß der Bischof von Straßburg wieder den Dom als seine Kirche erhielt durch den Wechsel der Herrschaft. Wenn die Herren wissen wollen, was katholische Priester über den Raub Straßburgs urtheilten, so mögen sie den hierüber vom französischen Bischof Fenelon an den König geschriebenen Brief lesen. Bischof Egon konnte nicht anders, als seinen Herrscher zu empfangen und seine Freude darüber auszusprechen, daß er wieder ein Recht im schönen Dom habe. Warum beim Feste eines Convertiten so Culturkampf treiben?

Eine recht eigenwillige Interpretation der Begrüßungszeremonie vor dem Straßburger Münster 1681 und der dabei gesprochenen Worte. Und ob man Geßlers Erinnerung daran als „Culturkampf“ bezeichnen will, ist Ermessenssache. Jedenfalls wird deutlich, wie genau man links und rechts auf jedes Wort achtete.

Die Festgäste – es müssen über zweihundert gewesen sein – kamen zum größten Teil aus den mittelbadischen Städten Baden-Baden, Bühl, Achern und Offenburg, aber auch aus dem nahe gelegenen Straßburg. Sie gehörten, soweit man erkennen kann, der liberalen oder radikaldemokratischen Rich-

tung an. Gewiss hatte Amand Goegg unter Freunden aus Revolutionstagen geworben. So schickte Karl Blind aus London einen Glückwunschbrief.²⁵ Doch persönlich waren keine der politischen Freunde zugegen. Georg Herwegh war schon ein Jahr zuvor in Baden-Baden gestorben. Berthold Auerbach, den man erwartet hatte, kam nicht. Man darf sicher sein, daß auch Friedrich Geßler, der 1863 das Grab von Friederike Brion in Meißenheim entdeckt und vermocht hatte, dass sich 1867 über zweihundert Poeten aus ganz Deutschland mit Beiträgen an seinem *Friederiken-Album* beteiligt hatten, unter diesen für Teilnahme am Fest geworben hatte.²⁶ So kam der Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer, Professor am Polytechnikum in Stuttgart, aus diesem Anlass nach Renchen. In der Mehrheit aber, soweit man erkennen kann, Persönlichkeiten liberaler Gesinnung. Der Staatstheoretiker Professor Johann Caspar Bluntschli aus Heidelberg, Mitglied der ersten badischen Kammer, schickte eine Grußadresse.²⁷ Amtsrichter Malbrein aus Baden-Baden, der Sammler der Murg-Sagen, war selbst dabei. Die Germanistik und die literarische Welt waren allerdings schwach vertreten. Adelbert von Keller hatte sich wegen Krankheit entschuldigen lassen. Allein Erich Schmidt vertrat die Germanistik. Doch war Georg Längin, der evangelische Stadtpfarrer von Karlsruhe – er hatte eben (1875) das *Lebensbild von Hebel* erscheinen lassen – zugegen.²⁸ Aus der Ferne grüßten Viktor von Scheffel (Radolfzell), August Stöber (Mühlhausen im Elsass).²⁹ Angesichts vorausgehender Befürchtung von Journalisten, die Ankündigung des Festes sei ein großes Wagnis, konnte der Festausschuss, konnte die Stadt Renchen zufrieden sein.

Es fällt auf, dass von den Katholiken Renchens keine Äußerung zu diesem Fest und seinem Verlauf aufzufinden ist. Es scheint so, als hätten sie sich stillschweigend distanziert.

Die Vorbereitungen zur Errichtung des Grimmelshausen-Denkmal

Die Anstöße zur Errichtung des Denkmals im Jahr 1879 kamen dieses Mal nicht von außen, von der Wissenschaft, sondern aus dem mittelbadischen Raum und aus Renchen selbst, und zwar in unmittelbarer Folge der Feier von 1876. Es waren zunächst Teilnehmer an dieser Feier, die den Entschluss schon während der Festlichkeit fassten, „Grimmelshausen soll in seiner Vaterstadt ein Denkmal haben.“³⁰ Das wird bestätigt durch einen Brief Ludwig Eichrods aus Lahr vom 21.8.1876 – also unmittelbar nach der 200-Jahrfeier – an den Bürgermeister von Renchen, in dem es heißt:³¹

Es sind auch seither Stimmen laut geworden, einen Denkstein auf dem Festplatz anzubringen, der Fremden Auskunft gibt und nach Renchen ziehen wird. Das kann der Stadt nützen.

Es bildete sich während oder gleich nach dem Fest ein Komitee, welches *sich die Verbreitung der Schriften Grimmelshausens sowie die Errichtung eines Denkmals für denselben zur Aufgabe machte*.³² Den Vorsitz übernahm der Fabrikant Otto Behrle, dessen Firma in Renchen Mühlsteine herstellte. Mitglieder waren der Renchener Bürgermeister Paul Behrle und sieben weitere Persönlichkeiten, darunter der Adler-Wirt Alois Brandstetter und Kauf- und Handelsleute aus Renchen.³³ Sie entfalteten eine rege Aktivität, die mit dem Aufruf *An die Deutschen im In- und Ausland* (so dass auch deutsche Emigranten in den Vereinigten Staaten angesprochen werden konnten) einsetzte und um freiwillige Spenden für ein Denkmal warb. Friedrich Geßler hatte den Aufruf formuliert. Neben den Komiteemitgliedern zeichneten aber nun markante Persönlichkeiten des literarischen und wissenschaftlichen Feldes diesen Appell, in alphabetischer Reihenfolge:³⁴

Professor D. Felix Dahn in Königsberg
Ludwig Eichrodt, Oberamtsrichter in Lahr
Friedrich Geßler in Lahr
Amand Goegg in Renchen
Universitätsprofessor Dr. Adelbert von Keller, Tübingen
Universitätsprofessor Dr. Erich Schmidt in Straßburg
Professor L. Stephan in Offenburg
Professor Fr. Th. Vischer in Stuttgart

Überraschend ist diese Namensliste nicht. Mit Ausnahme von Felix Dahn und Ludwig Stephan, einem Gymnasiallehrer aus Offenburg, waren alle schon Teilnehmer an der Feier 1876 oder hatten doch durch Zuschriften sich interessiert gezeigt. Wie aber kam Felix Dahn (1834–1912), der seit 1872 eine Professur des Rechts in Königsberg einnahm und gerade eben den ersten Band seines so gewinnträchtigen historischen Romans *Ein Kampf um Rom* publizierte, in diese Renchener Gesellschaft? Auch hierfür, so darf man sicher annehmen, war Friedrich Geßler verantwortlich. Er hatte schon 1867 Dahn – damals noch Dozent für Deutsches Recht an der Universität München – zu einem Beitrag zu seinem Album für Friederike Brion bewegen können.³⁵ In diesem und in anderen Fällen scheint der unermüdliche Friedrich Geßler der Verbindungsmann zu einem weitgespannten Netz von Literaten gewesen zu sein. Bei Felix Dahn mag ein politischer Beweggrund für seinen Anschluss an den Renchener Kreis mitgesprochen haben. Er hatte sich schon als Student bei der Verteidigung seines Lehrers in München, eines Philosophen, gegen klerikale Angriffe einen Ruf als standfester Liberaler erworben.

Der Erfolg dieses Aufrufs kann nicht allzu groß gewesen sein, trotz der illustren Namen: es kamen rund fünfhundert Mark zusammen. Erst im Juni

1879 – über Aktivitäten des Komitees in den Zwischenjahren ist nichts bekannt – hatte man die Idee, zur Finanzierung des Denkmals den Antrag an das zuständige großherzogliche Bezirksamt in Achern zu stellen, eine Lotterie durchführen zu dürfen.³⁶ Der Antrag wurde genehmigt. Es wurden vier-tausend Lose zum Preis von einer Mark hergestellt und vertrieben. Die aus-gesetzten Preise geben Einblick in die literarischen Präferenzen des Komitees. Der erste Preis war ein Ölgemälde, eine Landschaft im Wert von hun-dert Mark. Doch die zweiten Preise waren Stahlstiche des Porträts Kaiser Wilhelms I. in Goldrahmen. Dann folgten – neben Tafelsilber – literarische Preise: Berthold Auerbachs Romane in zwölf Bänden und dessen *Schwarz-wälder Dorfgeschichten*, sämtliche Werke von Schiller, von Friedrich Theo-dor Vischer und ein wissenschaftliches Werk von Karl Simrock – eine Aus-gabe von ‚Tristan und Isolde‘ des Gottfried von Straßburg – wohl der Nähe zur oberrheinischen Metropole wegen. Dazu kamen natürlich die Schriften Grimmelshausens, die Gesamtausgabe von Heinrich Kurz (1863–1864) und einhundertzwanzig Exemplare des *Simplicissimus* in der Ausgabe von Oskar Ludwig Bernhard Wolff, die 1875 in vierter Auflage erschienen war.³⁷ Es waren rund 250 Preise auf 1.000 Lose angesetzt – eine nicht schlecht be-stückte Lotterie. Der Erlös von rund 2.500 Mark war ausreichend, um den Denkmalstein für die Aufständischen in Rastatt zu erwerben – Amand Goegg hatte dorthin die Verbindung gehalten. Beeilung war geboten.³⁸ Schon am 14. Juli 1879 stellte der Steinmetz Breunig aus Rastatt, dem er ab-gekauft worden war, den Sockel des Denkmals auf dem Friedhof von Ren-chen auf.³⁹ Schon Anfang August war es so weit, dass den Zeitungsredaktio-nen die Ankündigung der Einweihungsfeier übermittelt werden konnte, die dann an einem heiteren Sonntag, am 17. August 1879, stattfand.

Das Einweihungsfest

Das Plakat mit dem Programm der Festveranstaltung ist überliefert.⁴⁰ Wir begnügen uns mit der Feststellung, dass sie sich nicht wesentlich von den Festlichkeiten drei Jahre zuvor unterschied. Auffallend ist wieder die mili-tärische Begleitmusik mit Böllerschüssen („Geschützdonner“) und einer Militärkapelle, die dieses Mal die Gäste schon am Bahnhof Renchen be-grüßte. Wieder marschierte der „Militärverein“ (auf dem Programmzettel 1873 noch „Veteranenverein“ benannt) von Militärmusik begleitet im Fest-zug mit. Die Gesangsbeiträge erhielten dieses Mal eine besondere Note da-durch, dass ein aus Renchen stammender Musiker, Ignaz Heim (1818–1880) das Gedicht *Komm Trost der Nacht* aus „*Simplicissimus*“ I, Kap. 7, vertont hatte und die Liedkomposition mit einem gemischten Chor, von einem Orchester begleitet, zur Aufführung brachte.⁴¹ Wieder schäumte nachmittags über der üppigen Tafel in Wirtshäusern und abends bei den Bällen die Feststimmung auf. *Alles Herrliche, was man in Wort und Rede,*



Otto Behrle

Amand Goegg

Einweihung des Grimmelshausen-Denkmal in Renchen 1879. In: Um Renchen und Grimmelshausen, hrsg. v. Grimmelshausen-Archiv Renchen, Renchen 1976, S. 143.

in Speise und Trank nur bieten kann, wurde uns in reichem Maße zu Teil urteilte ein begeisterter Reporter in seinem Festbericht.⁴² Wieder hielt Amand Goegg die Eröffnungsrede und skizzierte die Lebenslinien Grimmelshausens, den Akzent auf den Bürgermeister von Renchen legend (der Text ist nicht erhalten). Mit der eigentlichen Festrede war nun der erst 26-jährige Professor für deutsche Literatur an der Straßburger Universität, Erich Schmidt (1853–1913) betraut. Er hatte als Schüler von Wilhelm Scherer eine brillante Karriere gemacht und war zwei Jahre zuvor, 1877, Ordinarius geworden.⁴³

Mit einer Handbewegung, einem Nebensatz, tat Schmidt die Kritik des Zentrums am *Simplicissimus*, die Debatte im preußischen Landtag, ab: *von dem zimperlichen Ekel, der auch die geniale Darstellung des Wüsten nicht verträgt, rede ich natürlich nicht.*⁴⁴ Er konnte das um so entschiedener, als er Grimmelshausen als den Dichter deutscher Lebensart im Kampf gegen Überfremdung präsentierte. Die Woge des seit 1871 neu entzündeten Nationalbewusstseins hielt an. Als ein aus dem wiedergewonnenen Straßburg Kommender konnte er darauf besonders Nachdruck setzen. So überrascht es nicht, dass Schmidt in seinem literarhistorischen Exkurs Grimmelshausen umstandslos in die Reihe jener Satiriker rückte, die wie Moscherosch, Johann Balthasar Schupp, Johann Lauremberg und Friedrich von Logau aus der Verantwortung für das „Deutschtum“ die A-la-Mode Kultur in ihren verschiedenen Facetten bekämpft hatten. Dies war nach Schmidt nötig, weil im 17. Jahrhundert *Gelehrte für Gelehrte reimten, weil die Deutschen hinter den Ausländern herliefen, weil nur das ganz Ungewöhnliche, darum Unnatürliche, Krasse noch wirkte und die Dichtung den nährenden Zusammenhang mit dem Leben, mit dem Volk verlor.*⁴⁵ Bei dieser Stilisierung Grimmelshausens als Dichter aus dem Volk und für das Volk – sie sollte beträchtliche Folgen haben – konnten folgerichtig nur die simplicianischen Romane Grimmelshausens Geltung beanspruchen. Dessen Idealromane und ein Teil seiner Traktate wurden abgewertet.⁴⁶

Wen anders als den Fachgelehrten kümmern heute die steifen langweiligen biblischen, ritterlichen, halbhistorischen Romane Grimmelshausens: Joseph, Dietwald und Amelinde, Proximus und Lym-pida, oder die Phantasie „Der fliegende Wandersmann nach dem Monde“ oder trotz einigen sehr frischen, drastischen Partien das Traumgesicht „Mir und Dir“, oder der Spuk von Alraunen (Galgenmännlein), oder seine satirischen Bildspielereien und Kalender?

Auch in seinen Werturteilen war der junge Schmidt nicht zimperlich. Der *Simplicissimus* aber galt als Lebensbeichte Grimmelshausens: *Die eigentlich hohe Schule war für ihn das Leben.* Immerhin ging der Literarhistoriker anders als die literarischen Dilettanten über die Betrachtung des Ro-

mans vor der Folie von Grimmelshausens Biographie hinaus. Vom zeitgä-
ngigen Positivismus angeregt, fragte er nach dem Erlebten, aber auch nach
dem Erlernen und bezog die pikaresken Romane und die *Gesichte* Mo-
scheroschs in die Interpretation des *Simplicissimus* mit ein.

Die Rede Schmidts kam gut an, das Echo in der liberalen Presse war be-
geistert. Der Reporter des Badener Wochenblatts berichtete, Schmidt habe
*in ächt wissenschaftlicher und doch populärer Weise die Bedeutung des
Tages geschildert.*⁴⁷ In dessen Berichterstattung wurden dann die Literatur-
verhältnisse des 17. Jahrhunderts noch grobschlächtiger vereinfacht als in
Schmidts Rede – zum größeren Ruhm Grimmelshausens:

*Man hat die Periode, in welche Grimmelshausens literarisches
Schaffen fällt, die Zeit der Nachahmung genannt – und mit Recht.
Armseliger hat es wohl nimmermehr in unserer Literatur ausgese-
hen, als gerader in jener Zeit, wo alle und jede deutsche Ursprüng-
lichkeit, aller Sinn für vaterländisches Wesen verwischt schien.
Französische, italienische, spanische Dichter waren es, die ihre Stof-
fe dem deutschen Dichterling darboten, die dieser dann frisch, frei,
fromm, froh, seinen Landsleuten zu Nutz und Frommen, nachkaute.
Und wenn wir in dieser Wüstenöde, zu welcher die Dichter jener
Zeit – Buchholz, Anton Ulrich von Braunschweig, Ziegler u. a. – den
deutschen Dichterrain umgeschaffen, auf ein so lebensfrisches, ge-
rade Deutschheit athmendes Werk treffen, wie Grimmelshausens
Simplicissimus, so geht dem Deutschen das Herz auf.*

Auch müsste im Spannungsfeld des Kulturkampfes die im Grund durch
den Sterbeeintrag im Renchener Kirchenbuch gelöste Frage von Grim-
melshausens Konfession noch einmal aufgerührt werden:

*War er Katholik oder Protestant? Wir können diese Frage weder aus
seinem Leben, noch aus seinen Schriften beantworten. Nur soviel
steht fest, daß er, wie in wissenschaftlicher Beziehung, so auch in
seinem religiös-sittlichen Denken und Fühlen hoch über seiner Zeit
stand.*

Der Berichterstatter konnte das offenbar weniger von sich behaupten.

Es fehlen zureichende Angaben über die Beteiligung an der Einweihung
des Denkmals. Offenbar hatte man sich Hoffnung gemacht, das Interesse
der germanistischen und historischen Fachwissenschaft werde größer sein
als im Jahr 1876. Doch Adelbert von Keller, Felix Dahn, auch Viktor von
Scheffel ließen sich entschuldigen, schickten Grußbotschaften.⁴⁸ Von der
Teilnahme anderer Wissenschaftler ist nichts bekannt. Aus London schick-
te Karl Blind (1826–1907), der an der Revolution 1848/49 beteiligt war, ei-

ne Grußadresse.⁴⁹ Auch fand die Feier bei den öffentlichen Ämtern nun mehr Beachtung als die 200-Jahrfeier 1876. Selbst das großherzogliche badische Ministerium des Inneren grüßte die Festgesellschaft.

Die Errichtung des Grimmelshausen-Denkmal – eine Ersatzhandlung?

Es wurde in jüngster Zeit, in Zusammenhang mit dem 150-jährigen Jubiläum der badischen Revolution 1998/99 die Frage aufgeworfen, wie weit bei der Denkmalseinweihung die Erinnerung an die frühere Bestimmung des Denkmals, an 1848/49 überhaupt, mitschwang, ja, es wurde die Hypothese aufgestellt, die Errichtung des Denkmals in Renchen sei eine Ersatzhandlung für den missglückten Versuch gewesen, ein Denkmal für die Erschossenen in Rastatt zu erstellen.⁵⁰ Erweisen lässt sich diese Hypothese nicht. Man weiß von der Teilnahme früherer Revolutionäre – von Amand Goegg abgesehen – nichts. Die namentlich bekannten Verfasser des „Aufrufes“ aus Rastatt, mit dem am 26. April 1874 zu Geldspenden für das Denkmal in Rastatt aufgefordert worden war, traten in Renchen beim Fest 1879 nicht hervor.⁵¹ Dass der eine oder andere Festteilnehmer sich an die ursprüngliche Bestimmung des Denkmals erinnert haben mag, bleibt unbestritten, doch fehlen Zeugnisse. Unter den Zuschriften fällt in Hinsicht auf diese Frage allenfalls diejenige von Karl Blind auf, der mit Datum vom 13. August 1879 aus dem Exil in London schrieb:⁵²

So Manches, was Grimmelshausen einst schrieb, klingt leider heute an deutsche Verhältnisse an, nachdem doch erst acht Jahre verflossen sind, seitdem wir in gerechtem Kampf uns die gebührende Stellung errangen. Doch die Zuversicht auf die kommende Freiheit und ganze Einheit unseres Vaterlandes soll uns nimmermehr verlassen ...

Immerhin ein Hinweis darauf, dass durch die Verfassung des Reiches von 1871 – die viele für ein Provisorium hielten – die ersehnte Freiheit noch nicht gewonnen sei. Doch sind in den Reden der Feiernden selbst – und wohl auch in der Ansprache von Amand Goegg nicht, die Zeitungsreporter hätten es sonst vermerkt – keine Anspielungen auf 1848 zu vermerken.

In seiner Darstellung des Ringens um ein Denkmal für die Achtundvierziger in Rastatt verweist Meinhold Lurz einerseits auf auffällige Kalenderdaten, andererseits auf die Inschriften auf dem Grimmelshausen-Denkmal. Der Denkmalssockel ist – ohne eine Feier – am 14. Juli 1879, dem Datum des französischen Nationalfeiertags, erstellt worden. Das Denkmal selbst ist im August 1879, ungefähr fünfzig Jahre nach der Erschießung der Rastatter Aufständischen, eingeweiht worden. Es trägt als Aufschrift einen von Friedrich Geßler verfassten Spruch:⁵³

*Deutsch Volk, belogen und betrogen
 Im Streit um hohes Ideal,
 Durch Noth und Elend durchgezogen,
 Aus Wunden blutend ohne Zahl,
 Einfält'gen Herzens, tief verwildert,
 Berührt doch von der Muse Kuß,
 Deutsch Volk, du warst, den er geschildert,
 Der arme Simplicissimus.*

Die ersten beiden Verse wollte Meinhold Lurz zwar einerseits auf die Situation der Deutschen im Dreißigjährigen Krieg, andererseits aber auch *im Sinne der Revolutionäre von 1849 auf Deutschlands Gegenwart bezogen* sehen – eine gewagte Hypothese. Die rasche Aufstellung des Denkmalssockels am 14. Juli ergab sich aus dem erfolgreichen Abschluss der vom Festkomitee durchgeführten Lotterie im Sommer 1876 und dem drängenden Termin des Todestages Grimmelshausens am 17. August. Auch wurde die Aufstellung des Sockels, soweit bekannt, nicht gefeiert. Die rasche Verwirklichung des Plans von 1876, also innerhalb von drei Jahren, war möglich, weil eine rührige Sammeltätigkeit und Zufälle wie die Möglichkeit des Erwerbs eines schon weitgehend fertigen Denkmals mitgeholfen haben.

Die in Frage stehenden Verszeilen des Denkmalspruches wurden von Erich Schmidt in seiner Festrede, von den Journalisten in ihren Berichten eindeutig auf die Verhältnisse im 17. Jahrhundert bezogen. Ihr Verfasser, Friedrich Geßler, war zwar ein aufrechter Liberaler, aber in keiner Phase seines Lebens ein Sympathisant der Revolutionäre. Ja, er hatte sich in Gedichten von revolutionären Ideen eindeutig distanziert.⁵⁴ So bleibt als Faktum eben nur, dass – kurios genug – aus dem Revolutionsdenkmal ein Grimmelshausen-Denkmal geworden ist.

Ein Nachspiel

Um den alten Friedhof in Renchen wurde es in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts still. Eine größere Feier gab es erst wieder nach dem Ersten Weltkrieg, als 1924 der 300. Geburtstag Grimmelshausens zu feiern war – Grimmelshausenexperten hatten das Jahr 1624 als mutmaßliches Geburtsjahr festgelegt. Über die Gestaltung des Festes ist, soweit ich sehe, wenig bekannt, doch dokumentiert eine kleine, von der Gemeinde Renchen herausgegebene Broschüre und ein Anhang zur Zeitschrift *Die Ortenau*, Jahrgang 1925, die aus diesem Anlass gehaltenen Reden.⁵⁵

Als anerkannter Wortführer der akademischen Grimmelshausenforschung gab Jan Hendrik Scholte aus Amsterdam am 13. Juli 1924 einen

Überblick über das Gesamtwerk Grimmelshausens. Als Festredner war jedoch Wilhelm Engelfried Oeftering (1879–1940) vorgesehen, der durch eine historische Darstellung der Literatur der Ortenau hervorgetreten war und einige Jahr später mit seiner umfassenden Geschichte der Literatur in Baden (Teil I, 1930 – Teil III, 1939) ein vorzügliches Arbeitsinstrument für die Regionalhistoriker ausarbeiten sollte.⁵⁶ Oeftering, zu dieser Zeit noch Bibliothekar der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, hatte unter dem Pseudonym Engelbert Hegaur sich schon mehrfach auch mit Grimmelshausen befasst. So hatte er schon 1909 eine populäre Ausgabe des *Simplificissimus* bei Langen in München herausgegeben. Beim gleichen Verlag erschienen 1923 bis 1925 die Simplicianischen Bücher in drei Bänden von ihm.⁵⁷ Auch hatte er vereinzelte Studien zu Grimmelshausen verfasst.⁵⁸

In seiner Festrede von 1924 knüpfte Oeftering an die Feiern von 1876 und 1879 an und gab einen Rückblick:⁵⁹

Bald 50 Jahre sind es her, da trafen sich an derselben Stelle, wo wir heute tagen, eine Reihe von deutschen Männern aus verschiedenen Teilen des Vaterlands, um das Andenken an Grimmelshausen zu feiern, um es dem Schutt der Vergessenheit zu entreißen und dem Streit der Tagesmeinung gegenüber hoch zu halten. Das war im Sommer 1876, als der 200. Todestag des Simplizissimusdichters sich jährte, und drei Jahre darauf vereinigte sich abermals eine frohe Schar, diesmal um den Denkstein für Grimmelshausen zu enthüllen und einzuweihen. Beide Feiern waren getragen von einer frohen und stolzen Grundstimmung, die sich an dem endlich erfüllten Traum eines geeinten und emporsteigenden Vaterlandes erquickte. In den Festreden und Denksprüchen klang ein warmer Patriotismus, der leuchtenden Auges hinüber über den Rhein zu den Vogesenbergen und nach Straßburg blickte. Heute, da wir uns wiederum im Zeichen Grimmelshausens hier vereinen, tun wir es mit umflorten Fahnen und einem wehen Druck im Herzen. Aber wir wollen nicht dem Schmerz und der Klage Raum geben, sondern, im Gedenken an den Mann, dessen Name uns hier zusammenrief, die Glut der Hoffnung auf eine bessere und helle Zukunft schüren und angefacht halten. Er selbst ist ja als Mensch und Dichter ein Wegweiser aus trüber Zeit zu lichter Zukunft. Schlimmer noch als heute war in seinen Tagen Deutschland zertreten und zerfetzt, der Name Vaterland war zerflattert, und doch steht Grimmelshausen, uns zum Trost, als ein Beispiel des Aufstiegs und der sittlichen Wiedergeburt vor unserem Geiste. Er und sein Werk sollen darum heute mehr denn je wie ein Höhenfeuer unsere Blicke aufwärts lenken.

Wieder färbten die Zeitereignisse, der Versailler Vertrag, Inflation und Wirtschaftskrise, auf die Feierlichkeiten und die Festrede ab. Doch der

Grundtenor, das Festhalten an der „kernhaft deutsch-vaterländischen Gesinnung“ blieb der gleiche wie 1876 und 1879. Grimmelshausen als Zeuge für Nationalbewusstsein in schwerer Zeit, und auch die Gewichtung der verschiedenartigen Schriften Grimmelshausens hatte sich nicht grundlegend verändert. Die Idealromane wurden auch von Oeftering als unangemessene Konzessionen an barocke Modeströmungen abgewertet, die simplicianischen Romane als Zeitberichte hochgeschätzt.⁶⁰ Doch im Ganzen waren die Urteile und Wertungen Oefterings relativ sachgerecht und tendenzfrei.

Das wurde anders nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten im Januar 1933. Oeftering schloss sich, wie so viele andere Literaten und Heimatdichter völkisch-nationaler Prägung der „Bewegung“ an, zumindest in ihren Anfängen. Zeugnis dafür ist ein Drama, publiziert in dem von der „Badischen Heimat“ herausgegebenen Ekkart-Jahrbuch 1936, das aus einem Vorspiel („Auftakt“) und drei dramatischen Szenen („Bildern“) besteht.⁶¹ Sie umreißen signifikante Lebensstationen Grimmelshausens: seinen Dienst als Musketier in der Garnison Offenburg 1639, seine Funktion als Regimentssekretär in Offenburg 1640 und seine – fiktive – Begegnung mit Springinsfeld in seinem Wirtshaus zum Silbernen Stern in Gaisbach. Oeftering verstand es, die Hauptfiguren um Grimmelshausen in Offenburg, Gaisbach und Renchen, den Wachtmeister Henninger, seine Tochter Katharina, Grimmelshausens Gattin, seine fünf Kinder, den Springinsfeld und den Freiherrn Hans Reinhard von Schauenburg im Drama zu verknüpfen und in Szene zu setzen.

Aus heutiger Perspektive ist vor allem das „Vorspiel“ von Interesse. Es zeigt eine Schulklasse mit ihrem Lehrer auf dem Klassenausflug, der von Oberkirch über die Schauenburg nach Gaisbach – die Einkehr dort für eine Limonade nicht vergessen – führt, und am Grimmelshausen-Denkmal in Renchen sein Ziel findet. Im Angesicht des Denkmals aber, auf dem gedachten Grab Grimmelshausens, hält der Lehrer seine Gedächtnisrede. Sie stellt Grimmelshausen als „Mann der Tat“, nicht nur „der Feder“ vor – das meint, als Soldaten, und beruft sich dabei auf nichts mehr als auf seinen Kriegseinsatz beim Einfall der französischen Armee unter Turenne 1675 (über den so gut wie nichts überliefert ist). Dass eine solche Profilierung Grimmelshausens als namhafter Kriegsheld gemeint war, gab schon der Titel des Kurzdramas zu erkennen: „Grimmelshausen. Lebenslauf eines Soldaten, Volksmannes und Dichters“.⁶² Auch die Schüler sollten schon mit militärischem Schneid auf die Bühne ziehen. Das Drama beginnt:

Auftakt

Ein Lehrer und Schüler auf einem Klassenausflug kommen nach Renchen an das Grimmelshausen-Denkmal, das im Schatten hoher Bäume neben der Kirche steht.

Die Buben singen: Wir zogen in das Feld

Wir zogen in das Feld

da hätt'n wir weder Säckl noch Geld

Strampedemi

/: a la mi presente

al vostre signori :/

Lehrer: So ihr Buben, Achtung halt! Hier rasten wir im Schatten

der Bäume

Buben (lustig): Au sauber.

Das Andenken an Grimmelshausen, den man doch auch – man denke an die Jupiterepisode im *Simplicissimus* oder an den *Stoltzen Melcher* – als Pazifisten verstehen könnte, der die ahnungslose Jugend vor dem Kriegsdienst warnt, wurde wieder einmal politisch genutzt.⁶³ Hinter den fröhlichen Buben auf der Bühne im Jahr 1936 zeichnen sich die Marschkolonnen der Deutschen Wehrmacht ab, die im März 1936 vertragswidrig die entmilitarisierte Zone des Rheinlandes besetzten.

Denkmäler überdauern. Doch sie erscheinen von Epoche zu Epoche in anderem Licht. Dass Grimmelshausen und sein Werk sich immer wieder leicht auf den aktuellen Zeithorizont beziehen ließen, hat gewiss mit der ironischen oder dialektischen Argumentationsweise und Darstellungsabsicht des Autors zu tun. Bei den Debatten im preußischen Landtag und den Feiern in Renchen kam jedoch erschwerend hinzu, dass die Kontrahenten, Liberale und Zentrumsabgeordnete, die Schriften Grimmelshausens gar nicht oder sträflich oberflächlich gelesen hatten und sich von geprägten Vorurteilen, von dem nationalen Selbstbewusstsein auf der liberalen Seite, von der Wertung von Literatur nach ihrem Vorbildcharakter auf der konservativen Seite, leiten ließen. Diese Beobachtung mahnt, sich die Durchdringung von Erkenntnis und Interesse beim Leser bewusst zu halten.

Anmerkungen

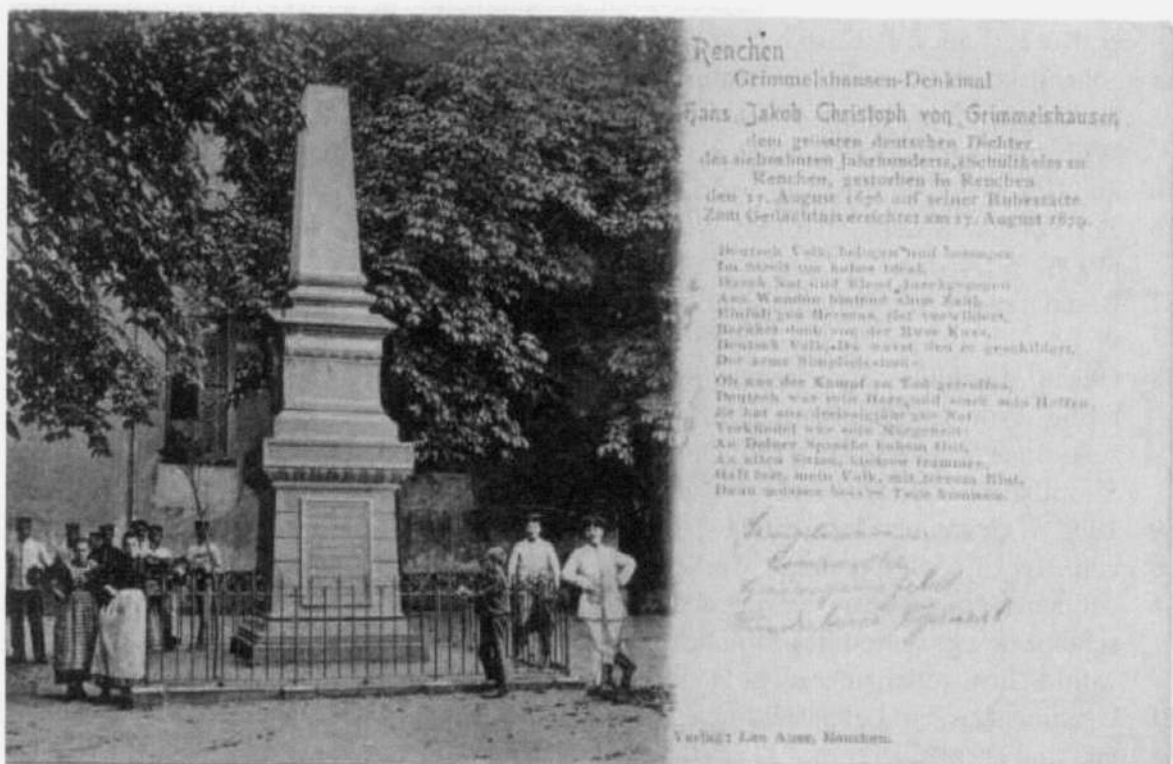
- 1 Mir sind die folgenden Darstellungen bekannt geworden: Kraemer, Hermann: Das Denkmal für die standrechtlich Erschossenen, in: Heimatbuch des Landkreises Rastatt Nr. 1 (1974), 143–148; Kelletat, Alfred: An Grimmelshausens Denkstein, in: Abhandlungen aus der Pädagogischen Hochschule Berlin Bd. VII, hrsg. v. Rektor der Pädagogischen Hochschule Berlin, Berlin 1979, 291–296; Lurz, Meinhold: Sozialdemokraten contra preußisches Militär und badisches Innenministerium. Das Denkmal der 1849 erschossenen badischen Revolutionäre in Rastatt, ein Anlaß politischer Auseinandersetzung, in: Bergmann, Klaus/Schörken, Rolf (Hrsg.): Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte, Düsseldorf 1982, 110–143.
- 2 Zitiert nach Lurz, Meinhold: Sozialdemokraten, a.a.O., 114.
- 3 Lorenz, Egon, Renchen, hat verdienstvollerweise die in Renchener Beständen vorhandenen Archivalien (Briefe, Plakate, Drucksachen usw.) zur 200-Jahrfeier des Todesta-

- ges Grimmelshausens 1876 reproduziert: Dokumentation 1876 – 200. Todestag, in: Um Renchen und Grimmelshausen, hrsg. v. Grimmelshausen-Archiv Renchen, Renchen 1976, 96–147; folgende Presseberichte von der Feier wurden mir bekannt: Gg.Lg.: Die Grimmelshausen-Feier in Renchen, in: *Karlsruher Zeitung*, Sonntag, 20. August, und Dienstag, 22. August 1876; Anonym: Aus der Ortenau, in: *Badischer Beobachter*, 20. August 1876. Der Germanist Erich Schmidt hat in: *Simplicissimus* feste in Renchen, in: *Charakteristiken*, Berlin 1886, 96–110, die Erinnerung an beide Feiern, die von 1876 und 1879, festgehalten. S. auch Hegaur, Engelbert: Grimmelshausen und das Jahr 1876, in: *Wegweiser. Volkskalender für das Jahr 1912*, Stuttgart 1912, 58–60. Von den Feierlichkeiten zur Aufstellung des Denkmals 1879 berichten folgende Presseartikel: Anonym: Renchen, in: *Rastatter Wochenblatt* Nr. 86 (1879) vom 24.7.1879; Anonym: Renchen, in: *Rastatter Wochenblatt* Nr. 94 (1879) vom 12.8.1879. Ich danke dem Stadtarchivar von Rastatt, Herrn Reiss, für die Beschaffung dieser Artikel. Anonym: Die Enthüllung des Grimmelshausen-Denkmals in Renchen, in: *Ortenauer Bote*, reproduziert in: *Dokumentation 1879 – Denkmal*, in: *Um Renchen und Grimmelshausen*, a.a.O., 140; Anonym: Die Grimmelshausen-Feier in Renchen am 17. August 1879, in: *Badner Wochenblatt*, reproduziert in: *Dokumentation 1879 – Denkmal*, a.a.O., 141; Geßler, Friedrich: Der Grimmelshausen-Tag in Renchen, reproduziert in: *Dokumentation 1879 – Denkmal*, a.a.O., 135. Die Festrede von Erich Schmidt ist abgedruckt in: *Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung* Nr. 22 vom 31. August 1879 und reproduziert in: *Dokumentation 1879 – Denkmal*, a.a.O., 137–140. Die folgenden Darstellungen des Festes sind mir bekannt geworden: Geßler, Friedrich: Das Grimmelshausen-Denkmal in Renchen, in: ders.: *Gesammelte Dichtungen*, hrsg. v. Karl Mayer. Lahr o.J., 335–338, wieder abgedruckt in: *Grimmelshausen. Dichter und Schultheiß. Festschrift der Stadt Renchen*, Renchen 1976, 80–81; Kistner, C.: Das Grimmelshausen-Denkmal zu Renchen, in: *Ekkart-Jahrbuch* 3 (1922), 66–69; Behrle, Rudolf: Hans Jakob Christoff von Grimmelshausen. *Leben und Werk*, Bühl 1971, 61–66.; Kelletat, Alfred: An Grimmelshausens Denkstein, a.a.O.; Pillin, Hans-Martin: *Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte*. Bd. 1, hrsg. v. d. Stadt Renchen. Offenburg 1992, 78–81.
- 4 *Karlsruher Zeitung* vom 20. August 1876: „Die Anregung zur Feier ging von dem Tübinger Professor Adelbert von Keller aus, dieser schrieb an Scheffel und Scheffel an seinen Freund Eichrodt in Lahr.“
 - 5 Battafarano, Italo Michele: *Grimmelshausen-Bibliographie 1666–1972. Werk-Forschung-Wirkungsgeschichte*. Unter Mitarbeit von Hildegard Eilert. Napoli 1975, Nr. 116, 77.
 - 6 Vgl. den Brief des Ausschusses an eine unbekannte Redaktion vom 28. Juli 1876, in: Lorenz, Egon: *Dokumentation 1876*, a.a.O., 97.
 - 7 Friedrich Geßler wurde seit der Monographie von Adolf Bartels: *Friedrich Geßler. Sein Leben und seine Werke*, Lahr 1892, kaum mehr gewürdigt. Einen Lebensabriss gab Jörger, Karl: *Friedrich Geßler*, in: *Geroldsecker Land* 1968/69, 56–62; s. auch Obert, Alois: *Zum 100. Geburtstag von Friedrich Geßler*, in: *Geroldsecker Land* 1991, 56–61; Bohnert, Gabriele: *Bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts in Lahr*, in: *Geschichte der Stadt Lahr*, hrsg. v. d. Stadt Lahr, Bd. 2, Lahr 1991, 197–218, hier 215–218.
 - 8 Gelegentlich ging Eichrodt fahrlässig mit literaturhistorischen Fakten um. Schäfer, Walter E.: *Eichrodts Gedicht „Hohengeroldseck“ – ein „höherer Blödsinn“?* In: *Eichrodt, Ludwig: 1827–1892. Herr Biedermaier und seine Welt. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe*, hrsg. v. d. Bad. Landesbibl. Karlsruhe, Karlsruhe 1992, 99–111.

- 9 Dinkelacker, Iris: Amand Goegg 1820–1897. Biographische Dokumentation, in: Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 207. 213 bis 214 gibt Iris Dinkelacker einen Überblick über die rastlose Reisetätigkeit von Goegg.
- 10 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 97, 98.
- 11 Dinkelacker, Iris: Amand Goegg, a.a.O., 208: Goeggs Einsatz für die Arbeiterbildungsvereine.
- 12 Simplicius Simplicissimus. Grimmelshausen und seine Zeit, hrsg. v. Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität. Münster 1976, 217–222; Meid, Volker: Grimmelshausen. Epoche – Werk – Wirkung. München 1984, 226–228. Dass man auch von einem dezidiert katholischen Standpunkt aus den „Simplicissimus“ sehr positiv werten konnte, bewies Joseph von Eichendorff in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ (1857). Dazu Schäfer, Walter E.: Moscherosch und Grimmelshausen im Urteil Tiecks und Eichendorffs, in: Europäische Barock-Rezeption. Hrsg. v. Klaus Garber, Teil I, Wiesbaden 1991 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung Bd. 2), 513–526, bes. 522 ff. Doch von der Literaturgeschichte Eichendorffs wussten die Berliner Zentrumsabgeordneten wohl nichts.
- 13 Von den zahlreichen Darstellungen des Kulturkampfes in Baden nenne ich nur: Hug, Wolfgang: Geschichte Badens, Stuttgart 1992, 265–272 (mit weiterführenden Literaturangaben); Baden – Land – Staat – Volk, hrsg. v. Generallandesarchiv Karlsruhe in Verbindung mit der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation, Karlsruhe 1980 (= Schriftenreihe der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation Bd. 3), 167–170.
- 14 Baden – Land – Staat – Volk, a.a.O., 167.
- 15 Simplicius Simplicissimus, a.a.O., 218.
- 16 Schmidt, Erich: Charakteristiken, a.a.O., 97.
- 17 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 100.
- 18 Die folgende Schilderung des Festes nach dem Programmzettel, in: Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 104, und den in Anm. 3 genannten Zeitungsberichten.
- 19 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 107.
- 20 Schmidt, Erich: Charakteristiken, a.a.O., 98.
- 21 Schmidt, Erich: Festrede, a.a.O., 137.
- 22 Lorenz, Egon: Die Grimmelshausen-Feier in Renchen, a.a.O., 110.
- 23 Der Bericht über die Begrüßung Ludwigs XIV. durch den Straßburger Bischof z. B. in Forstmann, Wilfried/Haug, Eduard/Pfaehler, Dietrich/Thiel, Gabriele: Der Fall der Reichsstadt Straßburg und seine Folgen. Zur Stellung des 30. September 1681 in der Geschichte, Bad Neustadt a. d. Saale 1981, 40; die maßgebliche Geschichte der Stadt Straßburg in Livet, Georges/Rapp, Francis: Histoire de Strasbourg, Bd. 3 (über den Fall Straßburgs), Strasbourg o.J., 85–91 berichtet diese Episode nicht. Ihre Authentizität ist umstritten.
- 24 Anonym: Aus der Ortenau, a.a.O., 60.
- 25 Ein Zitat aus diesem Brief bei Hegaur, Engelbert: Grimmelshausen und das Jahr 1876, a.a.O., 60. Zu Karl Blind s. Anm. 49.
- 26 Geßler, Friedrich (Hrsg.): Friederiken-Album, Lahr 1867, mit dem Bericht des Herausgebers über die Auffindung des Grabes und die Friederikenfeier in Meißenheim 1860. Ich benutzte das Exemplar der Landesbibliothek Karlsruhe.
- 27 Hegaur, Engelbert: Aus der Ortenau, a.a.O., 60.
- 28 ebd.

- 29 Der Brief Scheffels reproduziert in: Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 103; darin: „Der heutige Festgruß wird wohlthuend in seine Gruft hinabklingen; wenn er ihn erwiedern dürfte, würde er vielleicht sagen: ‚Ihr habts gut im neuen deutschen Reich, bleibt in Einigkeit, Bildung u. Tapferkeit dessen würdig, bis der letzte Simplicissimus auf Nimmerwiederkehr verschwunden ist!‘“
- 30 Kistner, C.: Das Grimmelshausen-Denkmal, a.a.O., 67; Behrle, R.: H.J.Chr. v. Grimmelshausen, a.a.O., 61.
- 31 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 102.
- 32 Brief des Festkomitees an das Großherzogliche Bezirksamt Achern vom Juni 1879, in: Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 115.
- 33 Behrle, R.: H.J.Chr. v. Grimmelshausen, a.a.O., 62.
- 34 ebd.
- 35 Zur Biographie Dahns: Martini, Fritz, in NDB 3 (1957), 482–484; Haberland, Detlef, in Killy, Walther (Hrsg.): Literatur-Lexikon Bd. 2, 510–511; Dahn hatte Beziehungen zu Scheffel: s. Siebs, F.: Felix Dahn und J. Scheffel, 1914; Geßler, Friedrich (Hrsg.): Friederiken-Album, a.a.O., 54–56.
- 36 S. das Gesuch an das Bezirksamt Achern (s. Anm. 32) und Behrle, R.: H.J.Chr. v. Grimmelshausen, a.a.O., 62.
- 37 Battafarano, I.M.: Grimmelshausen-Bibliographie, a.a.O., 77, Nr. 118; 87, Nr. 184.
- 38 Behrle, R.: H.J.Chr. v. Grimmelshausen, a.a.O., 62.
- 39 S. den Brief des Meisters Breunig aus Rastatt vom 1. Juli 1879, in: Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 122–123, mit dem Bedauern: „Der Stein läßt sich sehr schlecht reinigen er wird schön aber doch bei weitem nicht als wie neu“ und der Ankündigung der Aufstellung des Sockels am 14. Juli. Das Denkmal beschrieben bei Brodbeck, Klaus: Grimmelshausen. Grimmelshausen im Spiegel zeitgenössischer Denkmäler, Gedenkstätten und Kunstwerke in der Ortenau, in: Simplicissimus heute. Eine Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Präsidialabteilung der Stadt Zürich, Wolfenbüttel 1990, 56.
- 40 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 125.
- 41 Eine Notiz über Ignaz Heim bei Pillin, Hans-Martin: Grimmelshausenstadt, a.a.O., 79.
- 42 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 141.
- 43 Über das Interesse Erich Schmidts an elsässischer und oberrheinischer Literatur informiert sein Briefwechsel mit Wilhelm Scherer, seinem Vorgänger auf dem Lehrstuhl in Straßburg: Wilhelm Scherer – Erich Schmidt. Briefwechsel hrsg. v. Werner Richter und Eberhard Lämmert, Berlin 1963. Über seine politischen Gesinnungen s. Conrady, Karl Otto: Germanistik in Wilhelminischer Zeit, in: Bayerdörfer, Hans-Peter (Hrsg.): Literatur und Theater im Wilhelminischen Zeitalter, Tübingen 1978, 778–781.
- 44 Schmidt, Erich: Festrede, a.a.O., 140.
- 45 ebd., 138.
- 46 ebd., 139.
- 47 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 141.
- 48 Geßler, Friedrich: Der Grimmelshausen-Tag in Renchen, a.a.O., 135–136 (Telegramm von Scheffel); ebd., 132 (Brief Adelberts von Keller).
- 49 Blind war der Verfasser der Flugschrift „Deutscher Hunger und deutsche Fürsten“, 1847. Er war an den Aufständen unter Struve, 1848, und an der provisorischen Regierung, 1849, beteiligt und wurde 1849 zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Er wurde jedoch aus dem Zuchthaus befreit und ging ins Exil nach England. 1850 wurde ihm das badische Staatsbürgerrecht entzogen. S. Lautenschlager, Friedrich: Karl Blind, in: Badische Biographien Bd. 6, Heidelberg 1935, 423–429.

- 50 Lurz, Meinhold: Sozialdemokraten, a.a.O., 118: „Latent diente das Grimmelshausen-Denkmal nach seinem Rastatter Aufstellungsverbot als Ersatz für das Denkmal der Revolutionäre“.
- 51 Die Mitglieder des „Ausschusses zur Errichtung eines Grabdenkmals“ in Rastatt sind bei Lurz, Meinhold: Sozialdemokraten, a.a.O., 113 namentlich genannt.
- 52 Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 131.
- 53 Das Manuskript der Denkmalinschriften von Friedrich Geßler in dessen Brief an Otto Behrle, in: Um Renchen und Grimmelshausen, a.a.O., 113–114.
- 54 So schätzte auch Bartels, Adolf: Friedrich Geßler (Anm. 7), 97 die politische Gesinnung von Geßler ein. Man vergleiche die Gedichte „Aferdemokraten“ und „Auch ich bin ein Demokrat“, in: Geßler, Friedrich: Gesammelte Dichtungen, hrsg. v. Karl Mayer, Bd. II, Lahr o.J., 62–63.
- 55 Johann Jakob Christian v. Grimmelshausen 1624–1924, hrsg. im Auftrag der Gemeinde Renchen von Batzer, Ernst, o.O. und o.J. (mit den Reden von Jan Hendrik Scholte, Wilhelm Engelbert Oeftering und einem Auszug aus dem *Simplicissimus*); Johann Jakob Chr. von Grimmelshausen 1624–1924, in: Die Ortenau 12 (1925), Anhang 3–40.
- 56 Zur Person: Bosch, Manfred: Wilhelm Engelbert Oeftering, in: Badische Heimat 72 (1996), 607–610.
- 57 Battafarano, I.M.: Grimmelshausen-Bibliographie (Anm. 5), Nr. 206, 91 und Nr. 238, 96.
- 58 Hegaur, Engelbert: Grimmelshausen, in: Ekkart-Jahrbuch 6 (1925), Nr. 2, 60–69; Oeftering, Wilhelm Engelbert: Grimmelshausen und das Badner Land, in: Der Schwäbische Bund 2 (1920), 140–146; Oeftering, Wilhelm Engelbert: Grimmelshausen und der *Simplizius Simplizissimus*, in: Die Grenzboten 4 (1912), Nr.49, 447–456.
- 59 J.J.C. v. Grimmelshausen 1624–1924, a.a.O., 11.
- 60 ebd., 16: „Er schrieb einige Werke, die sich völlig auf der Linie des galanten Romans, der heroischen Poesie bewegen. Da konnte er seine Lesefrüchte und seine Beherrschung des gezierten Tones anbringen. Aber hier war er nicht er selbst; hier war er wohl Schriftsteller, aber nicht Dichter.“
- 61 Grimmelshausen. Lebenslauf eines Soldaten, Volksmannes und Dichters in einem Auftakt und drei Bildern, in: Ekkart-Jahrbuch (1936), 46–59.
- 62 Diese Deutung Grimmelshausens als Soldat unterstreicht Oeftering in einem späteren Artikel: Hans Jakob Christof von Grimmelshausen. Soldat und Dichter 1622–1676, in: Mein Heimatland 25 (1938), 349–354.
- 63 Grimmelshausens Denkweise über Krieg und Frieden habe ich dargestellt in: Schäfer, W.E.: Der Dreißigjährige Krieg im „Soldatenleben“ Moscheroschs und den simplicianischen Erzählungen Grimmelshausens, in: 1648. Krieg und Frieden in Europa. Textband II (Kunst und Kultur), hrsg. v. Klaus Bußmann und Heinz Schilling. Ausstellungskatalog Münster/Osnabrück, 24.10.1998–17.1.1999, 339–345 (mit weiterführender Literatur zum Thema).



Postkarte, um 1900.

Quelle: Internet

Carl Isenmann, der badische Silcher

Gerold Glatz

„Der badische Silcher“, so wurde der Komponist des bekannten Volksliedes „O Schwarzwald o Heimat“, der in Gengenbach am 29. April 1837 geboren wurde, schon zu Lebzeiten genannt.



Carl Isenmann

Die Familiengeschichte erzählt uns

Das alte alemannische Geschlecht der Isenmanns wurde schon 1588 in den Kirchenbüchern von Gengenbach urkundlich erwähnt. Sie haben sich in der ganzen Ortenau niedergelassen. Die Urgroßeltern des Komponisten waren Bürger in Nordrach, die sich um die Landwirtschaft verdient gemacht haben. Christoph Isenmann, der in Zell geboren wurde, kaufte sich mit seiner Frau Verena geb. Herrmann aus Nordrach einen Hof um 1753, der lange als Isenmannhof bekannt war. Der Großvater Josef, der 1768 in Nordrach geboren wurde, erlernte das Bäckerhandwerk. Er zog nach Gengenbach und gründete mit seiner Frau Karoline geb. Vetter, eine Bäckerei. Er ist bei der Geburt seiner Kinder als Klosterbeck im Taufregister eingetragen. Von seinen neun Kindern sollte Sohn Josef Bäcker lernen und das Geschäft

weiterführen. Er war der Vater des Komponisten Carl Isenmann. Verheiratet war er mit Magdalena Kopp aus Friesenheim.

Der Vater

Josef Isenmann, der die Bäckerei unter dem Niggelturm betrieb, musste aus gesundheitlichen Gründen seinen Betrieb aufgeben und wechselte als Kanzleiangestellter in das Bezirksamt Gengenbach. Seine nebenberufliche Tätigkeit war die Blumen- und Pflanzenkunde, worin er über die Grenzen seiner Heimatstadt hinaus bekannt war. Diese Liebe zur Natur übertrug sich auf seinen Sohn Carl, der in vielen Liedern die Schönheit der Natur besang.

Die Mutter

Sie war die Tochter des Kronenwirts aus Friesenheim. Mit einer ausgesprochen schönen Stimme begabt, war sie eine gefragte Sängerin. Nicht nur Chor-, sondern auch Sologesang war ihre besondere Stärke. Bewundert wurde die Mutter Isenmanns als Schauspielerin bei den damaligen Aufführungen der Laienspielgruppen.

Die Familie

Aus der Ehe gingen 3 Kinder hervor. Carl-Josef, der schon mit 6 Jahren starb, und die Tochter Magdalena. Sie war nicht verheiratet und in späteren Jahren bei ihrem Bruder Carl im Haushalt.

Der Musiker und Komponist Carl Isenmann

Am 29. April 1837 wurde er in Gengenbach als ältestes Kind geboren. Sein Geburtshaus steht in der jetzigen Hauptstraße, wo früher die Bäckerei war. Die große musikalische Begabung wurde von den Eltern schon früh erkannt und gefördert. Sein erster Lehrer war der Schneidermeister und Stadtmusikus Dunz, der ihm Unterricht in Violine, Flöte und Klavier erteilte. Schon damals wurde der kleine Carl in seiner Heimatstadt Gengenbach als Wunderkind gefeiert. Mit 10 Jahren zogen seine Eltern nach Offenburg, wo sein Vater Registraturbeamter beim Amtsgericht wurde. Carl Isenmann besuchte dort das Gymnasium, um einmal studieren zu können. Seine musikalische Begabung fiel seinem Musiklehrer, Oberlehrer Kohler, sofort auf. Er erteilte dem begabten Schüler Orgelunterricht an der Orgel der Heilig Kreuz Kirche. Bei allen Schulabschlussfeiern konnte Direktor Fidel Mößner verkünden: „Den 1. Preis für Musik erhält Carl Isenmann.“ Nach der Schulentlassung war sein Ziel Musiker zu werden.

Die Wirren der Revolution hatten sich gelegt und das Bürgertum konnte sich wieder entfalten. Der junge Isenmann bewarb sich auf Anraten seiner Freunde um die Stelle als Kapellmeister bei der Stadt Offenburg. Er hatte kein Glück, denn der Stadtrat hatte sich wegen seiner Jugend für eine Absage ausgesprochen. Durch Musikstunden verdiente er sich seinen weiteren Unterhalt, bis er sich 5 Jahre später entschloss ein Musikstudium aufzunehmen.

Die Ausbildung

Isenmann hatte sich 1856 am Konservatorium in München als Student eingeschrieben. Der damalige Direktor Franz Hauser war sein Lehrer. Auch er erkannte die große Begabung seines Studenten. Neben der instrumentalen Weiterbildung waren seine Unterrichtsfächer besonders auf Harmonielehre, Kontrapunkt und Komposition ausgerichtet. Auf Anraten seines Lehrers begann Isenmann noch mit dem Studium des Gesangs und der Musikwissenschaft. Bei der Aufgabenstellung, selbst Kompositionen anzufertigen, zeigte sich Carl Isenmanns großes Talent und Begabung. Noch ohne Vorstellung, welchen Weg er einschlagen möchte, fanden seine Kompositionen große Anerkennung. Leider musste er sein Studium abbrechen, da sein Vater schwer erkrankt war, was ihn zur Rückkehr nach Offenburg zwang. Wegen finanzieller Not seiner Familie musste er eine Stelle als Musiker annehmen.

Die erste Anstellung

Mit den besten Zeugnissen und einer besonderen Empfehlung seines Lehrers und Freundes, die bis ans Lebensende dauern sollte, erhielt Isenmann eine Stelle als Chormeister am Hoftheater in Meiningen. Dies war damals der bedeutendste Musentempel von ganz Deutschland, an dem alle großen Musiker anzutreffen waren. Hier konnte er sich in die Musik und Opernliteratur einarbeiten, was sich bei seinen Kompositionen deutlich bemerkbar machte.

Meiningen war damals die Residenz der Herzöge von Sachsen und ein besonderer Ort der Kunstpflege in ganz Europa. Die besten Dirigenten waren am Hoftheater tätig oder als Gäste eingeladen. Das Schauspielensemble unter der Leitung des Herzogs Georg II. war mit seinen Gastspielen an allen Bühnen in ganz Europa ein Begriff für höchste Vollendung der Kunst.

Der freiheitsliebende Musiker Carl Isenmann fand die feste Bindung und das dauernde Sich-Unterordnen unerträglich für seine weitere Entfaltung.

Er wechselte in die Schweiz. In Brienne übernahm er die Stadtkapelle und den Gesangverein. In kurzer Zeit hatte er große Erfolge zu verbuchen und war ein angesehener und gefeierter Künstler.

Diese fruchtbare Zeit war leider nur kurz, denn die Krankheit seines Vaters verschlimmerte sich so sehr, dass Isenmann zurück musste, um die Familie zu ernähren.

Carl Isenmann in Offenburg

Im Frühjahr 1860 kehrte er in seine Vaterstadt Offenburg zurück. Erneut bewarb er sich bei der Stadt Offenburg. Für 125 Gulden Jahresgehalt erhielt er die Stelle als Dirigent der Stadtkapelle und des Orchestervereins. Weiter bewarb er sich in Offenburg als Musik- und Gesangslehrer. Das Musikleben in Offenburg war nach der Revolution noch nicht wieder erstanden. So hatte der Künstler eine große und dankbare Aufgabe vor sich. Mit seiner ganzen Schaffenskraft widmete er sich dieser Aufgabe und bot den Bürgern schon am 15. Juli 1860 ein groß angelegtes Konzert der Stadtkapelle und des Orchesters. Auf dem Programm standen einige Werke aus seiner Feder, unter anderem ein Violinkonzert „Rondo Caprioso“, bei dem er selbst den Solopart übernahm. Mit Genugtuung und Freude konnte sein Vater den überaus großen Erfolg seines Sohnes noch erleben. Er verstarb im August des gleichen Jahres mit erst 49 Jahren.

Im wiedererstandenen Turnerbund gründete Isenmann 1861 ein Doppelquartett. Auch hier waren die Erfolge enorm, so dass der neu gegründete Gesangverein „CONCORDIA“ ihn zum 1. Dirigenten wählte.

Beim Eröffnungskonzert am 19. Januar 1862 im Salmensaal brachte Isenmann einige Eigenkompositionen zu Gehör. Zum Auftakt erklang eine „Festouvertüre“ sowie ein Soloquartett „Beim Scheiden“. Dies war wohl ein Gedenken an seinen verstorbenen Vater.

In jedem Jahr standen zwei Konzerte auf dem Programm, die er mit Chor und Orchester gestaltete. Im „Alten Offenburger“ schrieb einer seiner Freunde: *„Isenmann war eifrig bemüht und bestrebt, das musikalische Leben in unserer Stadt Offenburg wieder zu wecken und neu zu gestalten. Unter dem Einfluss der Erneuerung, der mit Beginn der 60er sich auch hier wohltätig bemerkbar machte, war es ihm gelungen, einige neuen Akzente zu setzen.“*

1. Ortenauer Sängerkfest

Schon 1863 organisierte Isenmann am 6. September das 1. Ortenauer Sängerkfest. Es war für ihn und seinen Chor, die Concordia, ein herausragendes Ereignis. In Offenburg versammelten sich viele Chöre aus der näheren Umgebung. Die Presse schrieb von einem Massenauftritt von ca. 25 Chorvereinigungen. Der „Ortenauer Bote“ bemerkte in seinem Festbericht: *„Die zur Aufführung gekommenen Gesamt-Chöre, alle glücklich gewählt,*

wurden unter der meisterhaften Leitung des Dirigenten Carl Isenmann vorgetragen. Seine einmalige Präzision und das seelenvolle Gefühl, voll Kraft und Feuer bot eine einmalige Aufführung.“

Der junge Komponist wurde bei all seinen Auftritten mit großem Beifall überschüttet. Festredner Dr. Emmerich Barth sprach vom „Sängergeneral Isenmann, unter dessen siegreicher Führung heute eine große Schlacht geschlagen wurde!“ Der gewaltige Erfolg festigte seine Position und machte ihn in allen Sängerkreisen bekannt. Der junge Musiker bekam auf diesen durchschlagenden Erfolg viele Angebote als Chorleiter. Selbst der Germania-Club aus New York bemühte sich um den begabten Musiker. Die Liebe zur Heimat und die Sorge um seine Mutter und Schwester waren stärker und so lehnte er alle Angebote ab.

Ein Repräsentant für Offenburg und die Concordia

Isenmann hatte in seiner Dirigentenzeit von 1861 bis 1865 mit dem Musikleben in Offenburg einen Höhepunkt erreicht, der kaum zu überbieten war. Neben den vielen Konzerten in seiner Heimatstadt war er mit der Concordia schon im Gründungsjahr bei einem Sängerfest in Karlsruhe, 1862 war in Freiburg ein Oberländer Sängertreffen, das er mit seinen Sängern ebenfalls besuchte. Einen großen Erfolg feierte er mit seiner Concordia in Straßburg im Frühjahr 1863. Beim schon erwähnten Ortenauer Sängerfest am 6. September 1863 waren neben den einheimischen Chören die Gesangsvereine aus Rastatt, Karlsruhe, Renchen, Bühl, Lahr und Freiburg anwesend. Um 15 Uhr fand im Salmensaal ein großes Konzert statt. Es wurde mit einem von Isenmann komponierten, von der Concordia und der Stadtkapelle vorgetragenen „Sänger Festgruß“ eröffnet. Das Festabzeichen war damals „schwarz-rot-gold“, das sind die Farben, die bei der Revolution 1848 eine wesentliche Rolle spielten. Mit diesen aufgezeigten Leistungen war Isenmann in aller Munde. Seine Lieder gehörten zum Stammrepertoire aller Vereine.

Der Ruf nach Freiburg

In Offenburg war der nun schon 28-jährige Musiker ein gefeierter Dirigent. Seine weitgesteckten Pläne konnte er in seiner Heimatstadt nicht verwirklichen. Ein Angebot der Concordia Freiburg nahm er an und zog 1865 mit seiner Mutter und Schwester in die Domstadt. In der Eisenbahnstraße Nr. 9 begann er neben der Chorleitertätigkeit mit Musik und Gesangsunterricht. Als Musikdirektor hatte Isenmann das musikalische Leben nach kurzer Zeit bestimmt. Große Symphonie-Konzerte, Oratorien und viele Chorkonzerte bereicherten die musikalische Szene in Freiburg.

Sein Lehrer und Freund Franz Hauser aus München war nach seiner Pensionierung nach Freiburg gezogen. An ihm hatte Carl Isenmann einen wohlwollenden Kritiker und Berater. Schon 1866 wurde der gefeierte Dirigent in den Musikausschuss des badischen Sängerbundes gerufen. Er war ein Mitbegründer des Sängerbundes. In Freiburg entstanden einige seiner schönsten Kompositionen. „Steh fest du deutscher Eichenwald“, „Ich liebe dich“, „Ein Abendglöcklein hört ich klingen“, „Heute scheid ich“ usw.

Der Höhepunkt seiner künstlerischen Tätigkeit in Freiburg war die vom badischen Sängerbund übertragene Aufgabe, das 1. badische Bundessängerfest zu organisieren. Er erhielt die ehrenvolle Aufgabe, als Festdirigent die Massenchöre zu leiten. Wenige Wochen vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wurde das Fest im Juni 1870 in der Breisgauemetropole veranstaltet. Die Presse sprach von einer gesanglichen Demonstration, die dem erstklassigen Künstler Carl Isenmann zu verdanken war. Der badische Sängerbund kann sich beglückwünschen, so einen Musikausschussvorsitzenden zu haben.

Anstellung in Mannheim

Eine Wende brachte das Jahr 1878. Carl Isenmann bekam eine staatliche Stelle als Gesangslehrer am Gymnasium in Mannheim. Das hierdurch gesicherte Einkommen war eine Grundlage für seine beginnende Schaffensperiode. Zur gleichen Zeit übernahm der engagierte Musiker die Direktion der Mannheimer „Liedertafel“. Im benachbarten Ludwigshafen war er musikalischer Leiter des Cäcilienvereins. Diese Tätigkeit machte Isenmann mit der geistlichen Musik vertraut, die ihn zu neuem Schaffen anregte. Durch die Erfahrung mit geistlicher Musik angeregt, entstanden in dieser Zeit viele Kompositionen von kirchlichen Liedern und Messen.

Das 3. badische Bundessängerfest, welches an Pfingsten 1881 vom badischen Sängerbund in Mannheim ausgerichtet wurde, verpflichtete ihn als Festdirigent und Organisator. Auch bei diesem Auftritt waren seine Kompositionen eine Erfolgsgarantie. Die Presse schrieb darüber: „*Isenmann verstand es meisterhaft, die auf verschiedenen Stufen gesanglicher Ausbildung stehenden Vereine mit fester, bewährter Hand zusammenzuhalten.*“

Silberne Hochzeit des Großherzogpaares

Eine besondere Aufgabe wurde Carl Isenmann vom badischen Sängerbund erteilt. Zur Silberhochzeit des Großherzogs Friedrich I. und der Großherzogin Luise am 18.8.1881 überreichte der badische Sängerbund ein Werk bekannter Künstler. Ein Gedicht von Viktor von Scheffel, vertont von Carl Isenmann. Den Einband und zehn Kunstblätter schuf Professor Hermann Götz, Direktor der Kunsthochschule von Karlsruhe. Das Kunstwerk der

C. ISENMANN
MUSIKDIRECTOR.

Mannheim, den 23. October 1883.

An verehrte Vorstand der „Eintracht“ in
Gengenbach.

Als ein Mitglied Ihres Vereins dankbar für die außerordentlich
liebesswürdige Aufnahme, die Ihr Verein mir gelegentlich auch letzthören
Ihren Gesangs in der letzten 2^{ten} Spiel werden ließ überpöndt ich Ihnen 3 neue
Stücke meiner Compositionen. — Als treuen Anhänger u. Verfechter meines lieben
Heimathes glaubte ich Ihnen ein kleine Freude zu bereiten was ich diese
3 Gesänge für Ihre Verhältnisse speziell componirt u. das ganze Geft meines
liebesswürdigen Freunden u. Gengenbachern in Gengenbach in freundschaftl. Form
u. Aufmerksamheit besonders widmete. —

Wollte Ihnen diese kleine Aufmerksamkeitsfreude bereiten, würde es mir
selbst großes Vergnügen machen. —

Mit bestem Grüssen an Sie u. alle Gesangsvereine in der Stadt Ihr

sehr ergebener
Carl Isenmann.

[Herrn Vorstand der „Eintracht“ in Gengenbach überpöndt ich diese 3 Gesänge überpöndt ich Ihnen 3 neue
Stücke meiner Compositionen. — Als treuen Anhänger u. Verfechter meines lieben
Heimathes glaubte ich Ihnen ein kleine Freude zu bereiten was ich diese
3 Gesänge für Ihre Verhältnisse speziell componirt u. das ganze Geft meines
liebesswürdigen Freunden u. Gengenbachern in Gengenbach in freundschaftl. Form
u. Aufmerksamheit besonders widmete. —
Wollte Ihnen diese kleine Aufmerksamkeitsfreude bereiten, würde es mir
selbst großes Vergnügen machen. —
Mit bestem Grüssen an Sie u. alle Gesangsvereine in der Stadt Ihr
sehr ergebener
Carl Isenmann.]

drei Freunde übergab der Hauptausschuss des Sängerbundes. Bei der feierlichen Übergabe erfolgte die Uraufführung, vorgetragen von den Karlsruher Männergesangsvereinen. Ein hohes Lob für die Ehrengabe erteilte das geehrte Großherzogpaar.

In dieser Zeit entstand das 1. Studenten-Liederbuch, welches als Kommerzbuch große Beachtung fand. Die beiden Freunde, Viktor von Scheffel und Carl Isenmann, haben dieses Werk gestaltet. Von Isenmann sind einige Lieder enthalten, die in seiner Bescheidenheit aber ohne Namensnennung erschienen sind.

Die Gründung des MGV „Arion“

Meinungsverschiedenheiten zwangen den gradlinigen Isenmann, der immer ein Verfechter der Kunst und der Wahrheit war, nach acht Jahren den Dirigentenstab niederzulegen. Mit einer kleinen begeisterten Schar ehemaliger Sänger gründete Isenmann im Sommer 1885 den nach ihm benannten Männerchor „Arion“. Schon im Dezember des gleichen Jahres trat der Chor mit einem viel beachteten Konzert an die Öffentlichkeit. Das auf hohem Niveau stehende Programm sprach sich schnell herum, was zur Folge hatte, dass die Sängerschar um Isenmann ständig wuchs. Mit dem überwältigenden Erfolg war die Arion zum Maßstab geworden, was künstlerisch vorgetragener Männergesang leisten kann.

Eine Krankheit zwang den Meister im Sommer 1888, den Dirigentenstab aus der Hand zu legen.

Das tragische Ende

Beim badischen Bundessängerfest 1889 in Lahr, wo er als Wertungsrichter engagiert war, befiel ihn plötzlich eine Nervenkrankheit. Schon 6 Monate später führte sie in der Nervenlinik Illenau zum Tode. Das Land Baden, ja sogar Deutschland hatte einen großen Musiker verloren. Eine unübersehbare Trauergemeinde versammelte sich in Mannheim, um dem großen Komponisten und Künstler die letzte Ehre zu erweisen. Seine hohe Wertschätzung, die er sich durch sein Wirken verdiente, veranlasste die Stadt Mannheim, ein Erbbegräbnis anzuordnen. Aus den vielen Grabreden hoher Persönlichkeiten sollen die Worte vom Präsidenten des deutschen Sängerbundes herausgegriffen werden. Er sagte: *„Fast unermesslich ist die Zahl derer, die du durch dein reiches Talent zu hoher Begeisterung geführt hast. Im Namen der deutschen Sänger überreiche ich dir den Lorbeer. Wenn dieser so lange glänzt und grünt, als das deutsche Volk und die Sängervelt dankbar deiner gedenkt, dann würde er nach einem Jahrhundert noch nicht ein Atom von seiner Frische eingebüßt haben.“*



*Tafel am Geburtshaus
in Gengenbach*

Der Mensch und Künstler

Isenmann war ein kleiner, untersetzter Mensch, der für alle Künste aufgeschlossen war. Er war ein ausgezeichnete und gefragter Gesellschafter. Neben seiner harten Arbeit suchte er als Ausgleich die Geselligkeit, die er besonders liebte. Der Künstler war immer für ein offenes Wort. Seine Mitmenschen wussten immer, woran sie waren, denn was er einmal sagte, zu dem stand er. Als schwärmerischer Romantiker liebte er vor allem den Wein, den er stets mit der Natur in Verbindung brachte. In seinem rastlosen Leben hatte er nie Zeit, eine Familie zu gründen. In der Freiburger Zeit verehrte, ja liebte er eine bedeutende Sängerin. Seine noch vorhandenen Liebesbriefe verdeutlichen seine vornehme und rücksichtsvolle Art. Wie innig diese Liebe zu seiner Anna war, zeugen die in Freiburg entstandenen Lieder. Herausragend ist wohl die Komposition „Ich liebe dich“, die er vom Sologesang bis zum Chorsatz vertont hatte. Seine bestimmten und deutlichen Briefe an die Verlage zeigen auch eine kaufmännische Einstellung. In all seinem Tun hat Isenmann das Ziel genau vorgegeben, das er sich stellte.

Die Fürsorge für Mutter und Schwester war sehr ausgeprägt. Beide lebten in bescheidenen Verhältnissen und hatten es nie zu einem Vermögen gebracht. Isenmann war in allen Situationen sehr großzügig und spendabel. Der musikbesessene Künstler war in seinem ganzen Leben von einem übertriebenen Idealismus ausgezeichnet, der leider auch oft ausgenutzt wurde.

Das Isenmann-Denkmal in Offenburg

Verbunden mit einem großen Sängerfest wurde im Juli 1908 das Isenmann-Denkmal eingeweiht. Es galt viele Schwierigkeiten zu überwinden, bis der Plan in die Tat umgesetzt werden konnte. Schon bald nach Isenmanns Tod 1889 wurde versucht, mit Geldspenden dem großen Künstler ein Denkmal zu setzen. In Offenburg wurde sein Verdienst, nach der Revolution das kulturelle Leben wieder wesentlich mitbestimmt zu haben, sehr gewürdigt. Der Badische Sängerbund war vom Denkmal-Plan allerdings nicht sehr begeistert, obwohl ein Spendenkonto der Vereine schon bestand. Nachdem der Plan, eine Straße nach Isenmann zu benennen, gescheitert war, nahm sich Stadtrat Monsch dieser Angelegenheit an. Als Respizient für Anlagenbau war es ihm möglich, durch die Neugestaltung bei der Bahnerweiterung einen geeigneten Platz zu finden. Nachdem bedeutende Männer der Wissenschaft und der Tonkunst mit ihren Namen eine entsprechende Geldspende getätigt hatten, konnte die Verwirklichung des Denkmals vorangetrieben werden. Der Offenburger Stadtrat hatte nun nichts mehr einzuwenden. Die Anwohner erklärten sich ebenfalls bereit, finanziell und materiell das Vorhaben zu unterstützen.

Bei herrlichem Sonnenschein, geschmückt mit vielen Fahnen, wurde der Tag festlich begangen. Ein großer Festzug mit Vereinen von Mannheim bis Freiburg zog durch die Stadt zum Festplatz beim Isenmann-Denkmal. Nach vielen lobenden Festreden ergriff der Vorsitzende des Isenmann-Komitees das Wort und übergab das Denkmal mit sinnigen Worten an den Oberbürgermeister Hermann. Die Stadt möge die sorgfältige Pflege übernehmen und im Geiste Isenmanns dessen Gedanken und Empfindungen weitertragen.

Unter den vielen Ehrengästen waren der Oberbürgermeister aus Kehl, Stadträte aus Gengenbach, Vertreter des Bezirksamtes und des Offenburger Offiziercorps. Die Regimentsmusik und Massenchöre, die Werke von Isenmann vortrugen, umrahmten die eindrucksvolle Feier.

Offenburg hatte einen großen Tag, denn zur gleichen Zeit wurde auch die Max-Wenk-Treppe am Zwingerpark eingeweiht.



Isenmanns Dirigentenstab

Die musikalische Bedeutung Isenmanns

Der begabte und fleißige Musiker hinterließ der Musikwelt 262 Kompositionen. Hiervon sind noch 244 in einer Privatsammlung erhalten. Seine Arbeit galt vor allem dem Lied. Die Kompositionen sind alle im Zeitstil der Romantik geschrieben, jedoch mit neuen musikalischen Klanggestaltungen und einer Erweiterung der Tonalität empfunden. Mit dem Beginn der Revolution 1848 und den dann folgenden unruhigen Zeiten, waren die Gesangsvereine für die männliche Bevölkerung ein beliebter Treffpunkt nicht nur zum Singen, sondern auch zum Politisieren. Mancher Gesangs- oder Turnverein diente nur als Tarnung.

In jener Zeit kam musikalisch auch eine Unsitte auf, denn jeder Dirigent fühlte sich auch als Komponist. In diesem, als Liedertafelstil in der Musikgeschichte bezeichneten Klangbild, entstanden Lieder in ganz primitiver Harmonik und ohne Beachtung einer gesanglichen Stimmführung. Der so genannte Schmalz hatte seine Blütezeit. Mit Inbrunst wurde gesungen und nach jedem Melodieeinschnitt erklang ein Dominantseptakkord, der beliebte Pfefferminzakkord, möglichst mit einer Fermate versehen, damit man in diesem Klangerlebnis mit Inbrunst schwelgen konnte.

Diese Unsitte hat Isenmann veranlasst, mit musikalischen und kompositorischen Mitteln gegenzusteuern. Die reine Tonika Dominantmusik ergänzte er durch Einfügen harmonischer Wendungen und der im Orchester aufkommenden Chromatik. Dies verlieh dem Gesang wieder eine Frische und noch mehr Spannung. Die Gesangslinien der einzelnen Stimmen wurden wieder singbar, ohne mit großen Intervallsprüngen den Gesang zu erschweren. Dies wurde von allen führenden Musiker anerkannt und begründete schon zu Lebzeiten seine Anerkennung. Heute sind seine Kompositionen in der romantischen Chormusik immer noch als fortschrittlich einzuordnen. Seine Lieder gehören der gehobenen Literatur an.

Anekdoten aus dem Leben Isenmanns

Als Gymnasiast begleitete Isenmann mit seinem Freund Fischinger eine Militärkapelle, die den Radetzky marsch intonierte. Auf alle Fragen seines Freundes gab Isenmann keine Antwort und meinte nur: „Sei still, ich will den Marsch behalten.“ Am andern Tag setzte er sich in der Schule ans Klavier und spielte fehlerfrei den gehörten Marsch. Der Musiklehrer kam ins Zimmer und fragte, wer den Marsch gespielt hätte. „Du Isenmann? Wirf die Bücher weg und nimm deine Geige, du bist zu was anderem geboren.“

Ein Landsmann aus Offenburg, Soldat Geck, war beim 113. Infanterieregiment in Freiburg als Einjähriger. Sein Hauptmann Werner war ihm nicht gut gesonnen, da er sich für Kunst sehr interessierte. Als Sänger in der Liedertafel musste Soldat Geck um 22 Uhr in der Kaserne sein. Er hatte noch eine besondere Begabung im Pfeifen, was sein Dirigent Isenmann besonders förderte. Bei einem Liedertafelkonzert im Kaisersaal forderte der Dirigent den Sänger heraus, mit einem Pfeifsolo eine Zugabe zu geben. Mit Isenmann am Klavier piff er den „Carneval in Venedig“ Es war ein durchschlagender Erfolg, worauf der Hauptmann gratulierte. In seiner Begeisterung sagte der Offizier, er solle sich etwas wünschen, worauf der Pfeifer eine Ausgehverlängerung für die Singstunde wollte, was auch sofort genehmigt wurde.

Beim großen Sängerfest in Mannheim dirigierte Isenmann den Massenchor mit Sängern aus der ganzen Umgebung. Der Text des Liedes war „Es ragt in Deutschlands Gauen“. Bei der Generalprobe klopfte Isenmann ab und meinte in einem unverfälschten Mannheimer Dialekt: „Was, raache du ter? Wo raachts denn, ihr Bure?“ Ein allgemeines Gelächter war die Antwort. Es wurde erneut angestimmt und nun ragte es in Deutschlands Gauen.

Als Chorleiter der Mannheimer Liedertafel erhielt Isenmann den Auftrag, dem angeblich musikalisch sehr begabten Sohn des Präsidenten Unterricht zu erteilen. Er schickte aber nach der ersten Probe den Jungen heim mit der Bemerkung: „Sag deinem Vater, mit dem Singen wird's nichts, er soll dich besser Kälber metzgern lernen“. Der in seiner Ehre ge-



Gengenbach

Alle Abbildungen vom Verfasser

kränkte Präsident und Metzgermeister kündigte darauf seinen Vertrag mit der Liedertafel, was zur Gründung der Arion führte.

Nach einem bewegten Sängerkonzert zeigten sich bei Isenmann Spuren einer durchzechten Nacht. Der schwere Kopf hatte sich nach Tagen nicht gelindert, worauf Isenmann einen Arzt hinzuzog. Die Beobachtungen des Psychiaters kamen zu dem Ergebnis, der Alkohol habe eine zerstörerische Wirkung gehabt. Nach langer Diskussion mit dem Künstler fragte der Medikus: „Na, Herr Isenmann, was haben Sie mir jetzt zu sagen?“ In seiner ruhigen Schwarzwälder Art meinte der Meister: „s wär’ jetz Zit zu einer guten Flasche Wiie“.

Isenmann erhielt die hohe Auszeichnung für Kunst und Wissenschaft in Hamburg, Scheffel wurde in den Adelsstand erhoben, Hermann Götz wurde Professor und Direktor der Kunsthochschule in Karlsruhe. Dies musste von den drei Freunden gefeiert werden. Man traf sich am Samstag in Gengenbach im Gasthaus zur Sonne beim Förderer Adolf Mayer. Das Zechgelage dauerte bis Dienstagabend und beim Abschied sagt einer zum andern: „Es war e schöner Obend hit Obend.“

Bei einem Sängerkonzert in Lahr wanderte Isenmann nach einer durchgeführten Nacht über Bermersbach nach Gengenbach. Als er die aufgehende Sonne und das vor ihm liegende Kinzigtal mit Gengenbach vom Bildstöck-

le aus erblickte, blieb er stehen und war gebannt von der Schönheit seiner Heimat. Ohne ein Wort zu reden zog er mit seinem Begleiter weiter, der Stadt entgegen. In ihm reifte eine Melodie, die dieses Erlebnis ausdrücken sollte. Im Adler hatten sie Quartier bezogen und dort setzte sich Isenmann sofort an das Klavier, um die Melodie auf den Text von Ludwig Auerbach aus Seelbach, zu spielen. Es war die großartige Melodie, welche heute noch zu den Schönsten gehört: „*O Schwarzwald o Heimat, wie bist Du so schön ...*“.

Ehrungen und Auszeichnungen

Beim 3. deutschen Sängerkongress 1882 in Hamburg war Carl Isenmann vom deutschen Sängerbund als Ehrengast eingeladen. Für seinen Chor „Heute scheid ich, morgen wandre ich“, wurde ihm von der Stadt Hamburg die „Portugalese“, das ist die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, verliehen. Vor ihm hatte die Medaille Johannes Brahms erhalten.

Von Großherzog Friedrich I. erhielt er für seine Leistung in der Musik den „Zähringer Löwen Orden.“

In über 70 Vereinen in Deutschland war Isenmann Ehrendirigent oder Ehrenmitglied. Dies ist deutlich an den vielen Chorwidmungen abzulesen, mit denen er sich bedankte.

Bei der Feier zum 50. Todestag von Carl Isenmann im Jahre 1939 erhielt die Bürgerschule den Namen „Carl Isenmann Schule“. Durch die Umwandlung in ein Gymnasium ist der Name untergegangen.

Der von dem Schnitzer Irion gestaltete Isenmann-Brunnen wurde 1939 beim großen Sängerkongress eingeweiht. Er stand vor dem Bahnhof an einem idealen Platz. Als Andenken an den großen Sohn hat Gengenbach in einer herrlichen Wohnlage eine Straße als Carl-Isenmann-Straße ausgewiesen. In der Weinstube Frei wurde von August Glatz eine „Carl-Isenmann-Stube“ eingerichtet.

Das Kinzigtal vor 100 Jahren

Quellen der Alltagsgeschichte am Beispiel des Kinzigtales 1903

Kurt Klein

Auch für den Heimatforscher gilt der alte Spruch: „Zu den Quellen!“, wenn es darum geht, Neues zu erforschen, zu entdecken oder Verschollenes zu finden. Zahlreiche große und kleine Archive halten Quellenmaterial bereit. Doch auch die Tageszeitungen können als ausgezeichnete Quellen herangezogen werden. Was heute aktuell, ist morgen bereits Geschichte. Fast alle Zeitungsverlage archivieren jahrgangsweise ihre Ausgaben, meist in gebundener Buchform. Bei entsprechender Vorsprache können die Ausgaben eingesehen werden. Vor allem bei Gemeinde- oder Vereinsjubiläen können zeitgenössische Berichte als verlässliche „Zeitzeugen“ benutzt werden. Für einen monatlichen Jahrhundertrückblick für das Kinzigtal habe ich mir die Ausgaben des „Der Kinzigthäler“ – Verlagsort Wolfach – für das Jahr 1903 ausgewählt. Da diese Zeitung auch als „Amts-Verkundigungs-Blatt für den Amts- und Amtsgerichts-Bezirk Wolfach“ diente, mussten die Gemeinden die laufenden Zeitungen sammeln und jahrgangsweise binden und archivieren lassen. Das erleichtert die Durchsicht bzw. die Erarbeitung. Dabei habe ich festgehalten, was heute noch allgemein von Interesse sein könnte.

Januar 1903: Chinakämpfer wollen eigenen Verein gründen

Das neue Jahr 1903 wurde mit einer „amtlich vorgeschriebenen Neuen Rechtschreibung“ eingeläutet. Deshalb wurde ein „Verzeichnis der Wörter, welche eine Änderung erfahren“ zum Kauf angeboten.

Zunächst bestimmten Regen und Hochwasser das Wetter. Dann aber setzte Schneefall mit strenger Kälte ein. Es lässt sich nicht ganz von der Hand weisen, dass sich das Wetter nach 100 Jahren öfters wiederholt, wobei ich dem „Hundertjährigen“ nicht gerne vertrauen möchte. Im Nachklang zum Weihnachtsfest hielt der „Kriegerverein Wolfach-Halbmeil seine alljährliche Christbaumfeier“ ab, während ein Wolfacher „für Dreikönig junge Hahnen und Tauben“ zum Verkauf anpries.

In Wolfach „beabsichtigen eine Anzahl Chinakämpfer eine Versammlung abzuhalten, wozu die Teilnahme der auswärtigen Kameraden erwartet wird. Zweck der Versammlung ist die Gründung eines Vereins“. Die Gut-

acher hielten in der „Linde“ ihren „2. Bürgerabend“ ab. „Das Programm war sehr reichhaltig. Neben belehrenden Vorträgen des Herrn Pfarrers Nuzinger wurden von demselben prächtige Lichtbilder mit Ansichten von Indien und Agypten vorgeführt. Die Pausen füllte der gutgeschulte Kirchenchor aus. Dem verdienstvollen Dirigenten, Hauptlehrer Greiner, wurde bei dieser Gelegenheit ein Schreibtisch aus Nußbaumholz geschenkt.“

Zwei scheußliche Verbrechen sorgten für Aufregung in der Bevölkerung. Schiffer fanden vor einiger Zeit in einem Mühlkanal die Leiche „eines hübschen zweijährigen Knaben“. Jetzt konnte die Mörderin des Kindes, eine 22-jährige Dienstmagd ausfindig gemacht werden. Die Mutter gab als Grund ihrer Tat „vollständige Mittellosigkeit an“. Wenige Tage später: „Die in einem Restaurant beschäftigte Dienstmagd ... schnitt ihrem neugeborenen Kind mittels eines Küchenmessers die linke Halsschlagader auf, so daß das Kind verblutete.“ In Schiltach stürzte beim Bahnhof ein lediger Arbeiter beim nächtlichen Nachhauseweg die Böschung hinunter und zog sich eine große Kopfwunde zu. Er ertrank in der Kinzig. „Es ist dies längs der Kinzig zwischen der Bahnhofs-Restaurations und Vor Heubach an der Verkehrsstraße der 3. Unglücksfall durch Tod.“

Eine Dienstmagd „erlitt in Haslach im Getriebe der Gerberei und Holzschuhfabrik Xaver Engler Söhne einen ernstlichen Unfall. Zu Schaden kam auch ein Waldarbeiter „beim Riesen“ in Kaltbrunn. Die Wolfacher mussten den Tod des langjährigen Dirigenten der Stadtmusik und Gemeinderat, Kaufmann Florian Schmider, beklagen. In Oberharmersbach gab der weithin bekannte und geschätzte „Sympathiedoktor“ und „Wunderdoktor“, der „Hättichsbauer“ Wilhelm Pfundstein, vom unteren Billersberg, seinen Geist auf. In Zell a. H. brannte die Papierfabrik an der Straße nach Biberach ab. „Durch den Brand werden 42 Arbeiter für einige Zeit arbeitslos.“

In die Planung des Baus der Harmersbacher Talbahn kam wieder Leben. Ernsthaft ging man daran, das notwendige Bahngelände zu kaufen. Dabei sollten federführend die Gemeinde Oberharmersbach den Hauptteil und Unterharmersbach und Zell a. H. je einen kleineren Teil der Kosten tragen. Interessant, was der Staat an „Naturalverpflegung für die marschierenden Truppen“ pro Mann und Tag für 1903 auszugeben gedachte: „Für die volle Tageskost 80 Pfg. mit Brot, 65 Pfg. ohne Brot.“ Von vielen Gemeinden wurde mitgeteilt, dass Unfallopfer von der „Landesversicherungsanstalt – Invalidenversicherung bzw. der Berufsgenossenschaft“ mit einer Rente bedacht worden sind. Zum Beispiel ein „Schleifer der Metallwarenfabrik“ in Gutach für eine „Verletzung am linken Oberarm eine Unfallrente von monatlich 16 Mark und 05 Pfg.“ und ein Schnellinger Bauer für einen „erlittenen Rippenbruch eine jährliche Rente von 33 Mk. und 33. Pfg.“

Groß wurde des Kaisers Geburtstag gefeiert: In Wolfach mit einem Festgottesdienst in der katholischen und evangelischen Kirche mit anschließendem Festzug, einer Schulfestfeier in der Bürgerschule und ein abend-

liches Festbankett im Rathaussaal. Die Hausacher begaben sich zunächst „im geschlossenen Zuge mit der Musik“ zum Festgottesdienst, anschließend in die Traube „zu einem Frühschoppen und abends zum Festbankett in die Kegelbahn der Wirtschaft zum Schloßberg“. Auch Gutach meldete sich mit einem Festgottesdienst, einem Frühschoppen und abends mit einem Festbankett in der Linde zu Wort. Dort hielt Pfarrer Nuzinger die Festansprache, der Gesangverein umrahmte musikalisch und der Militärverein erfreute mit „theatralischen Vorfürhungen aus dem Soldatenleben“.

Februar 1903: Ein neues Schlachthaus für Hornberg?

Während dieser Tage die Kinzigtäler Schwarzwaldvereine mit einer neuen, gesamteinheitlichen Wegmarkierung mit der gelben Raute beschäftigt sind, bemühte sich vor 100 Jahren der Hausacher „Verschönerungsverein“ mit der Anlage einer neuen Teilstrecke des Westweges vom Schlossberg hinauf zum Farrenkopf. Unter der Burg trafen sich auch der „Verband Kinzigtäler Gewerbevereine“ zu einer Gauausschusssitzung. Seine Durchlaucht der Fürst zu Fürstenberg kaufte den „Reichensteiner-Hof“ in Reichenbach bei Hornberg. Obwohl das Bezirksamt seit längerer Zeit auf den Bau eines neuen Schlachthauses drängte, wollten die Hornberger vorerst noch nichts davon wissen. Schließlich habe die „Erstellung einer Wasserleitung, der Bau einer Kleinkinderschule und der Rohbau einer neuen Turnhalle“ die Stadtkasse genug gebeutelt. Auch werde ein „Neubau der Volksschule und die Herstellung eines Bürgersteigs durch die Straßen“ als vordringlicher erachtet. Dagegen wurde in Fischerbach der Bau eines neuen Schulhauses – allerdings auf dem alten Platz neben der Kirche – beschlossen.

Gastarbeiter schon vor 100 Jahren! Hausach: „Nachdem schon eine Zeit lang der Zuzug von italienischen Arbeitern in kleinen Trupps begonnen hatte, passierte der erste Extrazug mit Italienern, von Konstanz kommend, unsere Station.“ Auf der Schwarzwaldbahnstrecke Hausach fanden Probefahrten zum Testen der neuen „Westingshouse-Doppel-Bremse“ statt, die bereits auf der Höllentalstrecke erfolgreich im Einsatz war und ein „allmähliches Bremsen“ ermöglichte. In Mühlenbach durfte sich eine „Störnäherin“ über die Gewährung einer „Invalidenrente“ von monatlich 8 Mk. und 80 Pfg. freuen. Erfolgreich konnten sich die Haslacher Wirte gegen die Absicht eines Maurers wehren, „den Betrieb einer Gastwirtschaft mit Branntweinausschank mangels eines begründeten Bedürfnisses“ zu eröffnen.

Schlagen wir die Schattenseiten unseres Lebens auf. In der Oberwolfach-Rankacher Grube Klara fand ein Bergmann durch das Herabstürzen einer etwa „300 Zentner schweren“ Gesteinsmasse den sofortigen Tod. Fassen wir kurz zusammen: Giftmord in Durbach, Selbstmord und Mordversuch in Lahr, Mordversuch in einem Zigeunerlager bei Schutterwald.

Das genügt! Geben wir lieber dem Narrenmond die Ehre. Was konnte den Berichten in der Tageszeitung über das fasnächtliche Geschehen in unseren Breiten entnommen werden? Von einer traditionellen alemannischen Volksfasnacht wie sie heute in höchster Form gefeiert wird, ist da gar wenig zu spüren. Da tauchen die Einladung zum „Kostümball“, zu einem „kostümierten Ball“ oder einem „Kappenabend“, einem „Humoristischen Konzert“, „Fasnachtskränzchen“ sowie „Tanzbelustigung“ auf.

In Wolfach verkaufte der Konditor Armbruster „Fastnachtsscherze, Luftschlangen, Knallerbsen etc.“ Im Bad ging ein „Kinder-Fest“ über die Bühne. Doch siehe da, selbst in Oberwolfach-Rankach wurde im Bären eine „Musikunterhaltung“ und im Löwen zu Lehengericht eine „Tanzbelustigung“ geboten. Auch die „Langenbacher Vorstadt“ sollte mit einem „Nasenzug“ und „Abends durch die Hintere Gasse zum Bankett“ erfreut werden. Fassen wir durch eine Notiz aus Wolfach zusammen: „Von einer größeren Veranstaltung ist auch dieses Jahr wieder wie schon seit einer Reihe von Jahren abgesehen worden. Zu wünschen wäre, dass auch die Elfemessen sich einer recht zahlreichen Beteiligung erfreuen möchten, damit nicht auch dieser uralte Brauch bald auf den Aussterbeetat gesetzt werden muß ... Die Fastnacht ist still vorbeigegangen dieses Jahr. Die üblichen Elfemessen und Kaffees erfreuten sich guten Besuchs. Der ‚Wohlauf‘ wurde in würdiger Weise aufgeführt, sonst ist aber nichts Bemerkenswertes zu berichten ...“

Diesem Gesamturteil über die närrischen Tage vor 100 Jahren setzen wir heute unser überaus vielfältiges fasnächtliches Geschehen entgegen, das selbst in die letzten Zinken unserer Täler vorgedrungen ist und über viele Tage die Lokalseiten unserer Zeitung fast vollständig füllt ... Da kann man nur aufmunternd rufen: Narri-Narro!

März 1903: Ein Dampf-Lastwagen fuhr über den Kniebispass

Wenden wir uns zunächst Hornberg zu. Dort wurde ein „Verein ehemaliger Chinakämpfer“ für die Region Schwarzwald mit Sitz in Wolfach gegründet. Unter der Leitung eines Offenburger Feldwebels traten zunächst 22 Mitglieder dieser Vereinigung bei. In der Person des Vorsitzenden des „Schwarzwaldvereins“ gab es eine Veränderung. Das „Kur-Komitee“ beschloss die Herausgabe eines „Fremdenblattes“, das während der Sommersaison mit 30 Nummern erscheinen sollte und die Einführung einer „Kurtaxe“. In Gutach tagte der „Gewerbeverein“, während wenig später die „Gauversammlung“ der „Kinzigtäler Gewerbevereine“ nach Schiltach einberufen wurde.

Der Bau der „Talbahn ist gesichert“, konnte man unter Zell lesen, nachdem nach den Oberharmersbachern auch die einstigen Reichsstädtler ihren Zuschuss bewilligt hatten. Und nun höre und staune man: Ein Pariser Fa-

brikant fuhr mit einem Dampf-Lastwagen über den Kniebis, „um für das Kriegsministerium in Wien Probefahrten zu machen“. Vermessungen für das Projekt einer elektrischen Bahn von Triberg nach Furtwangen, um deren Bau sich eine Schweizer Firma und eine deutsche Gesellschaft interessierten, waren in vollem Gange. Wiederum fuhren einige „Extrazüge“ mit je 400 (!) Italienern durch das Kinzigtal nach Offenburg.

In Hausach ging der „Engel“, er stand einst neben der katholischen Kirche, durch Kauf an den Hirschwirt Schmider über. Dadurch wurde der „Engel“ zum „Hirsch“, während die frühere Wirtschaft des Hirschwirts der heutige „Ratskeller“ ist. Vor 100 Jahren gab es im Amtsbezirk Wolfach insgesamt 93 Gastwirtschaften und 76 Schankwirtschaften. „Die größte Anzahl Wirtschaften besitzt Haslach mit 21, dann folgt Wolfach mit 19, Schiltach mit 16, Hausach mit 14, Gutach und Schapbach mit je 11, Oberwolfach mit 8, Rippoldsau mit 8, Kinzigtal mit 7, Fischerbach Kirnbach, Mühlenbach, Schenkenzell und Steinach mit je 6, Lehengericht mit 5, Kaltbrunn mit 4, Hofstetten und Welschensteinach mit je 3, Bergzell, Bollenbach und Einbach mit je 2, Schnellingen, Sulzbach und Kniebis mit je 1“.

Was sagen die heutigen Naturschützer zu diesem Hinweis vor 100 Jahren: „Bekanntlich sind Raben und Krähen arge Schädlinge dadurch, dass sie viele unserer nützlichen Singvögel vernichten. Deshalb kann gar nicht dringend genug zum Abschluß dieser schlimmen Gesellen aufgefordert werden ...“ Dagegen: „Der Fang von Fröschen hat begonnen. Derselbe wird leider häufig in der Weise betrieben, dass den lebenden Fröschen die Beine abgeschnitten und die also verstümmelten Tiere sodann ohne weiteres weggeworfen werden. Roheiten dieser Art werden als Tierquälerei mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu sechs Wochen bedroht.“

In aller Kürze: In Haslach sprang ein Witwer aus dem zweiten Stock des Spitals. Im Oberwolfacher Posthörle stieß ein Bursche seinem Kontrahenten das Messer in den Unterleib. Ein „verkommener Mensch“ erbrach während des Hauptgottesdienstes in Haslach den Opferstock in der „Gottesackerkapelle“. Das vierjährige Mädchen eines „Bärentreibers“ wurde von der „Bestie“ dermaßen zerbissen, dass es starb. Ein Liter „Echter roter Markgräfler Wein“ wurde zu 80 Pfg. zum Kauf angeboten.

April 1903: Wolfach hatte die meisten Telefonanschlüsse

Vor 100 Jahren wurden die Erstklässler an Ostern eingeschult. Deshalb mahnte die Tageszeitung die Eltern der „Schulrekruten“, nicht aus falschem Ehrgeiz heraus folgende Fehler zu begehen: Keinerlei Lernversuche vor der eigentlichen Schulzeit vorzunehmen. Die Kinder nicht durch eine „Überanspannung der schwachen Kräfte“ zur Erledigung von Schularbeiten zu zwingen oder gar durch Privatunterricht zu belasten. Dadurch werde

der natürliche Lerntrieb ausgeschaltet, da es für sie nichts Neues gibt, weshalb die Aufmerksamkeit unterbunden und die Zerstreuung gefördert wird. „Das ist ein Schaden, der nur schwer wieder gut zu machen ist. Die Schuld daran liegt nur bei den vorzeitigen Überanstrengungen; deshalb alles zu seiner Zeit!“ Gilt das heute auch noch?

Nach und nach erweiterte sich auch im Kinzigtal das Telefonnetz. Die Zahl der bereits vor 100 Jahren in folgenden Gemeinden bestehenden Anschlüsse ist einer Liste zu entnehmen: Wolfach 24, Rippoldsau 8, Schiltach 13, Hausach 10, Haslach 15, Gutach 8.

Unfälle ereigneten sich in Bollenbach „im Weinberg“ und in Wolfach in der „Zellstoffabrik“. Ein Kirnbacher und zwei Gutacher machten mitten in der Woche einen „Blauen“. „Nachdem sie sich in die nötige Festtagsstimmung hineingetränkt hatten, kehrten sie noch in Wolfach an und begannen mit zwei Knechten einen Streit“. Das Ergebnis: Ein Knecht musste ins Spital und die „Täter“ ins Gefängnis eingeliefert werden. „Eine exemplarische Strafe wäre bei solchen gemeingefährlichen Raufbolden sehr am Platze“, konstatierte man vor 100 Jahren ... „Seine Frau, ein jüngeres Kind und eine 19jährige Tochter hat der Tod binnen 6 Wochen einem braven Mann entrissen. Der Mann hat noch neun Kinder.“ Der Maler Dieterle ist bei seinen Arbeiten an einem Fenstersturz des „Herrenhauses des Walzwerkes“ in Hausach so unglücklich herabgestürzt, dass an seinem Aufkommen gezweifelt werden musste.

Auch vor einem Jahrhundert hieß es: Der April macht, was er will, mit Schnee, Nachfrösten und launischem Regenwetter im Wechsel mit Aufhebungen. Das konnte aber die Hausacher nicht aufhalten, im „Grünen Baum“ die Gründung eines Turnvereins vorzubereiten und wenig später „Hrn. Fabrikant Wolber zum 1. Vorstand“ zu wählen. „Die Leitung der neugebildeten Männerriege übernahm Herr Rosenthal. Das Vereinslokal befindet sich im Grünen Baum.“

Hornberg: „Die Sektion des Schwarzwaldvereins erstellt einen neuen Weg nach dem Huberfelsen d. h. nach dem Prechtale“, so konnte man der Zeitung entnehmen. Dem 100 Mitglieder umfassenden Verein wurde für diesen „sehr hübschen und bequemen Weg“ vom Hauptverein ein Zuschuss von 500 Mark gewährt. Die vom Gutacher Frauenverein über den Winter abgehaltenen „Spinn- und Flickabende“, an denen immerhin 40 Mädchen, darunter 12 Spinnerinnen teilnahmen, wurden mit einer kleinen Feierstunde beendet. Dabei konnte das von der Großherzogin gestiftete Spinnrad durch Los gewonnen werden. Das „Anwesen nebst Garten des Herrn Gerbereibesetzers Karl Lehmann“ in Gutach, ging „unter der Hand“ an einen Käufer, wodurch sich das Konkursverfahren erübrigte.

Vor 100 Jahren bauten die Landwirte noch fleißig Hanf an. Davon kündigt dieses Inserat: „Schöner Breisgauer Hanfsamen empfiehlt Emil Stählin, Schiltach“.



*Im Mai 1903 weilte der Fürst von Fürstenberg mit geladenen Gästen im Forsthaus auf dem Abrahamsbühl über dem Heubach bei St. Roman (Illustration von Wilhelm Hasemann).
Repro: Kurt Klein*

Mai 1903: Zuschüsse für die Schwarzwaldvereine

Vor 100 Jahren ging es in Hausach am Himmelfahrtstag hoch her. Der örtliche „Schwarzwald- und Verschönerungsverein“ lud zur Einweihung des „neuangelegten Höhenweges auf den Farrenkopf“ mit einem großen Programm ein: Marsch auf den Farrenkopf mit Musikbegleitung, Erfrischungsrast auf dem Haseneckle, Festakt auf dem Farrenkopf, bei der Rückkehr auf dem Haseneckle Volksfest mit Tanz, dann gemeinsames Festessen mit Ball im „Engel“ und zum Abschluss eine „bengalische Beleuchtung der Schloßruine und Feuerwerk“. Zuvor hatte der Hauptverein bei der Hauptausschusssitzung in Freiburg den Sektionen Haslach (Weg Haslach – Farrenkopf), Hausach (Weg Hausach – Farrenkopf), Hornberg (Wege Hornberg – Offenbacher Eckle und Markgrafeneck – Brandenbühl) und Wolfach (Bau der Hohenlochenhütte) Zuschüsse gewährt.

In dem durch die „Kunstschöpfungen des Professors Hasemann und des Kunstmalers Liebich verherrlichten lieblichen Gutach“ fand unter der Teilnahme auch honoriger Gäste von auswärts die Erstaufführung des „von Frau Prof. Stengel verfaßten Bühnenspiel ‚Ein Lichtgang‘“ statt. Unwillkürlich kann man aus dem gewonnenen Eindruck ersehen, welche gesunde Kraft in unserem Volke herrscht und welche Talente in ihm schlummern.“

In Wolfach hielt die „Großh. Kreisschulvisitatur“ eine Lehrerkonferenz für den Wolfacher Amtsbezirk ab, auf der auch „Mitteilungen des Kreisschulrats zur Hebung des Schulunterrichts“ vorgetragen wurden. „Das Mitbringen von Papier und Bleistift zu Notizen ist wünschenswert. Die Ortsschulbehörden werden hiermit veranlaßt, dies dem Lehrpersonal sofort bekannt zu geben.“ Die „Idiotenanstalt“ Mosbach suchte für ihre „147 geisteskranken Kinder“ über die Tageszeitungen finanzielle „Unterstützung und Hilfe“. Sorge auch in Zell a. H., wo „sämtlichen Arbeitern der Firma Stein u. Cie, Papierfabrik, mit vierwöchentlicher Frist gekündigt“ wurde. Kommt uns dies in unseren Tagen nicht irgendwie bekannt vor? ...

Das Gericht verhandelte über einen „Verkehrsunfall“, der sich in Gutach zugetragen hatte: Die Pferde der Kutsche des Schramberger Grafen von Bissingen scheuten beim Herannahen des „Motorwagens des Baron von Maier“ aus Paris. Dabei verunglückte der Fuhrknecht tödlich. Obwohl dem adligen Autolenker keine Schuld wegen überhöhter Geschwindigkeit nachgewiesen werden konnte, „verstand sich aber doch Baron v. Maier dazu, der Witwe des getöteten Knechts die Summe von 2.500 Mark auszuzahlen“. Nun die bessere Nachricht, nach der mit dem Bau der Seilbahn vom Schotterwerk Vulkan zum Bahnhof in Haslach begonnen werden konnte. In Kirnbach entschloss sich der Bürgerausschuss zum Kauf des stattlichen „Ritterhofes“ des „Hrn. Geh. Oberregierungsrates Sprenger in Karlsruhe“ zum Preis von 230.000 Mark.

Die „Radfahrervereine“ von Hornberg und Villingen leisteten den Wolfachern Schützenhilfe bei der Gründung des „Radfahrer-Club ‚Schwalbe‘ Wolfach“. Wenig später konnte der Zeitung entnommen werden: „Wolfach – Schramberger Radfahrer hielten auf der Strecke Schramberg – Wolfach ein Straßenrennen ab. Viele Frühaufsteher gewahrten mit Erstaunen die abgehetzten Gestalten mit bloßen Knien und aus dem Mund heraushängenden Lappen in unsere Stadt einfahren und schüttelten die Köpfe über diese Art von Vergnügen.“ Wahrscheinlich hatte man vor 100 Jahren noch nichts vom Leistungssport gehört!

Juni 1903: Organisten streiken

Vor 100 Jahren zog sich das Großherzogliche Ministerium des Kultus und Unterrichts die Spenderhosen an. Es gewährte den „gewerblichen Fortbildungsschulen“ in Haslach, Hausach, Wolfach und Schiltach einen achtbaren „Staatszuschuß“. Ein Reallehrer der „Bürgerschule“ in Hornberg erhielt anlässlich seiner Pensionierung das „Verdienstkreuz vom Zähringer Löwen“. In Oberharmersbach schloss sich auch der dortige Hauptlehrer der „Organistenstreikbewegung“ an. Er verlangte für seine Dienste jährlich 300 Mark, während der Stiftungsrat nur 250 Mark bewilligte. Deshalb

mussten die Pfingstgottesdienste „ohne Sang und Klang gefeiert werden“. Auch bei „zwei Veteranenhochzeiten“ fehlte „Sang und Orgelton“.

Bleiben wir noch im Harmersbachtal, denn dort haben sich „zwei Ingenieure von der Bahnbaugesellschaft Vering und Wächter aus Berlin einlogiert“, um mit 6 Arbeitern mit den Vorarbeiten für den Bau der Talbahn zu beginnen. „Eine große Menge Publikum“ freute sich in Haslach über die Eröffnung des „neuangelegten Gewerbekanals“. Bei einem „gemeinen Bubenstreich“ sperrten auf die Straße gewälzte Eichenstämme und Steinblöcke jeglichen Verkehr zwischen Hornberg und Triberg. Ein lediger Säger aus Hornberg entfernte sich unbemerkt von Zuhause. Tags darauf fand man ihn in Biberach erhängt an einem Baume. Die Hausfrau, bei der er wohnte, bat er auf einem Zettel um Verzeihung und hinterließ ihr noch 72 Mark. In Hausach fiel bei einem „Anfall von Fallsucht“ eine Frau so unglücklich in einen Wassergraben, dass sie erstickte.

Bei der Wahl zum Deutschen Reichstag erhielt im Amtsbezirk Wolfach die Zentrumsparterie die meisten Stimmen (2.922), gefolgt von den National-Liberalen (1.069) und den Sozialdemokraten (672). Das „Gau-Kriegerfest“ in Wolfach vereinte die „Delegierten“ und Mitglieder der 22 Ortsvereine zwischen Biberach und Schenkenzell sowie zwischen Rippoldsau und Niederwasser. Selbstverständlich wurden Telegramme an den Großherzog und von diesem an die Festversammlung ausgetauscht.

Über ein Inserat erfahren wir: „Ein hübsches Mädchen vom Lande in Tracht, im Alter von 17–18 Jahren für Küche und Servieren, ect. auch zum einlernen, gesucht. Sehr gute Aufnahme. Familienanschluß“. Ebenso wurde über ein Inserat mitgeteilt: „Gasthaus-Eröffnung. Am Sonntag findet die Eröffnung des Gasthauses ‚Holzwälder Höhe‘ statt. Die berühmte Musikkapelle Ziffler zum Schönblick mit 3 Söhnen und drei Töchtern wird Konzert und Tanzmusik geben.“

Zwischen Hausach und Wolfach ragt neben der Bundesstraße der Petrusfelsen auf. Beim Anblick dieses markanten Naturgebildes schwang sich ein Musenjünger auf den Pegasus:

*„Es hebt ein Fels im Kinzigtal, am Hagenbuch geheißen,
empor im Morgensonnenstrahl sein Antlitz wie von Eisen. –
Hier hält in Wind und Wetter Wacht seit vielen langen Jahren
bei hellem Tag, in dunkler Nacht ein Mann so welterfahren.
Am Hagenbuch Sankt Petrus schützt Kirnbach's gar schmucke Mädchen
und, wenn kein Mahnen mehr nützt, sein liebes Wolfach-Städtchen.“*



Diese seltene Aufnahme zeigt die Festgesellschaft an und auf der neu erstellten „Gayerhütte“ auf dem Hohenlochen anlässlich der Einweihung im Juli 1903.

Repro: Kurt Klein

Juli 1903: In Rom starb Papst Leo XIII.

Nehmen wir das Unangenehme gleich vorneweg. Fast täglich berichtete die Tageszeitung über Wochen über den Zustand des sterbenden Papstes Leo XIII. in Rom, dessen Todeskampf gegen das Monatsende aufhörte. In Hofstetten verunglückte ein Knecht beim Schlittern von Reisigwellen schwer. Trotz vorheriger Warnung sauste ein 16jähriger Radfahrer bei Niederwasser talabwärts und stürzte über die Bachmauer in die Gutach. In bedenklichem Zustande brachte man ihn ins Hornberg-Krankenhaus. „Hoffentlich werden durch diesen Unfall andere vorsichtiger“ ... Unbemerkt setzte sich ein Mädchen in Steinach auf die Deichsel des zweiten Wagens eines Fuhrwerkes. Es fiel herunter „und beide Räder gingen ihm über den Unterleib und Füße ... Den Fuhrmann soll keine Schuld treffen.“ Ein ins Rollen geratener Baumstamm erdrückte in Kaltbrunn ein Mädchen zu Tode.

Als Folge eines Schlaganfalls fiel eine junge Frau in den Kirnbach und ertrank. In Einbach lauerte ebenfalls der Tod im Dorfbach und griff nach einem kaum halbjährigen Mädchen. Der Sensenmann zog auch durch Mühlenbach und überraschte eine ältere Witwe. „Ob ein Schlaganfall oder ein Blitzstrahl den Tod herbeigeführt, ist noch nicht konstatiert worden.“ In Fischerbach verschwand eine ledige, 45-jährige Frau. „Es wird angenommen, dass sich dieselbe ein Leid angetan hat.“

Jetzt bessere Nachrichten. Mit einem umfassenden Programm wurde auf dem aussichtsreichen Hohenlochen die „Gayerhütte“ eingeweiht. In Hausach kaufte der Hirschwirt Josef Schmider (das Gasthaus neben dem „Schornebeck“) für seinen Sohn den „Engel“ nahe der katholischen Kirche und ließ in der Zeitung wissen: „Mein Sohn wird dasselbe unter dem alten, bestrenommierten Schilde ‚Zum Hirsch‘ wie bisher weiterführen.“ Der erste Hausacher Doktor, Dr. med. Fieser, ließ über eine „Aerztliche Anzeige“ mitteilen, dass er „die Praxis wieder aufgenommen habe“. Die Schenkenzeller wählten den Stockmüller Johann Gruber zu ihrem neuen Bürgermeister, während der Schultis von Bergzell aus „Gesundheitsrücksichten“ sein Amt niedergelegt hatte.

In Schiltach lief das „5. Kinzigtalgau = Sängerbundesfest“ mit einem edlen Sängerbundstreit über die Bühne. Etwas ernster ging es da schon in Wolfach zu, denn dort zog das „Passionsspiel“ – „Darstellung des Versöhnungsofers auf Golgotha“ die Besucher an. „Prächtige Kostüme, gewandte naturgetreue Darstellung, die gesanglichen Einlagen und die eindrucksvollen Lichteffekte gewährten den Zuschauern einige Stunden wirklicher Erbauung.“ Bei der „internationalen Bienenausstellung in Straßburg“ erhielt der Gerätehersteller Rietsche aus Biberach den 1. Ehrenpreis. Bleibt noch nachzutragen, dass die „geregelt Automobil-Verbindung“ zwischen Triberg und Furtwangen nach dem Erwerb eines entsprechenden Wagens

und die Durchführung täglicher Probefahrten gesichert war. Im Gespräch hielt sich immer noch, eine elektrische Zugverbindung zwischen den beiden Städten herzustellen.

August 1903: Todeskandidat verlangt einen halben Liter Schnaps

Die mit einem „ehrentvollen Resultat“ vom Villinger Turnfest nach Gutach heimkehrenden Leichtathleten wurden am Bahnhof mit Musik und einem Fackelzug empfangen und ins Vereinslokal „Linde“ geleitet.

Dagegen trafen sich in Zell a. H. beim „Ortenauer Gauturnfest“ anlässlich des dortigen 25. Stiftungsfestes 15 Vereine mit über 400 Turnern zum edlen Wettstreit. Durch die Wahl einer Vorstandschaft konnte in Haslach der Fortbestand des kurz zuvor gegründeten Turnvereins gesichert werden. Die Fahnenweihe des Welschensteinacher Militärvereins nahm durch einen „Festzug und einen Parademarsch“ einen glanzvollen Verlauf. In Wolfach hielten die „freiwilligen Sanitätskolonnen der Männerhilfsvereine“ von Wolfach, Gengenbach und Offenburg-Stadt sowie der Militärvereine aus Altenheim, Appenweier, Hausach, Hornberg, Offenburg-Land, Schapbach und Schiltach mit ca. 200 Mann eine großangelegte Übung ab. Es galt, die auf dem „Gefechtsfeld Verletzten“ fachgerecht zu bergen.

Eine größere badische Zigarrenfabrik suchte Filialen mit guten Arbeitskräften bei günstigen Bedingungen. Der Schiltacher Bürgerausschuss nahm einstimmig das günstige Angebot der Firma Karlin und Cie an, die Stadt mit elektrischem Strom zu versorgen. Der Gutacher „Luisenjockel“ dürfte sich gefreut haben, dass ihm der amerikanische Kongress eine einmalige Zahlung von 5.000 Mark und eine jährliche Rente von 400 Mark für seine Teilnahme am Krieg gegen die Südstaaten zugesichert hat. Der Freiburger Erzbischof Dr. Nörber weilte zur Kur in Bad Rippoldsau, während das Konklave in Rom den später heilig gesprochenen Papst Pius X. wählte. In Schiltach wurden am Bahnhof die vom Lande Baden und Württemberg getragenen umfangreichen Umbauarbeiten vorgenommen. Ein Wunsch blieb: die Errichtung einer „gedeckten Bahnsteighalle“.

Der Schwarzwaldverein Wolfach klagte über die „böswillige“ Beschädigung eines Wegweisers und setzte zur Ergreifung des Täters eine Belohnung von 10 Mark aus. Durch das Bellen eines Hundes erlitt ein Mühlbacher Landwirt beim „Führen einer Kuh zum Farren“ ernsthafte Verletzungen. In Haslach starb ein Maurer, er „lebte in dritter Ehe mit einer von ihm geschiedenen Frau und hinterläßt diese mit drei Kindern“. In Oberwolfach verursachte ein Kutscher aus Rippoldsau mit einem mit Fichtenrinden beladenen Fuhrwerk einen schweren Unfall, wobei der Fuhrknecht schwere Verletzungen davon trug. „Als rücksichtslos muß es bezeichnet werden, daß der Kutscher des Herrn Göhringer sich um den Verletzten nicht kümmerte, sondern einfach weiterfuhr“: Fahrerflucht schon vor 100 Jahren.

Auch das war in der Tageszeitung zu lesen: „Ein wegen Mordes zum Tode Verurteilter freut sich, wenn er hie und da ein Glas Bier bekommt, Wenn er in einigen Monaten auch geköpft würde, sei es ihm gleich, nur habe er den einen Wunsch, dass man ihm zuvor noch einmal einen halben Liter Schnaps (!) gebe“.

September 1903: Hunde gefährden die Radfahrer!

Die Haslacher feierten – vielleicht als eine Art der Wiedergutmachung für die früher erlittene „Acht und Bann“ – ein großes Fest: Sie setzten dem von Hansjakob verewigten „Närrischen Maler“ Carl Sandhaas mit einem vielseitigen Festakt am „Sebastiansplatz“ einen Gedenkstein. Aus Schiltach wurde gemeldet, dass die Firma Karlin das 100.000ste Stück Tuch fertiggestellt hatte. Daraufhin stiftete die Arbeiterschaft eine Gedenktafel und der Chef erwiderte diese Geste mit einem namhaften Geldbetrag für die Belegschaft. Groß wurde wieder der Geburtstag des Großherzogs vor allem in Wolfach – wie könnte es für die Bezirksstadt anders sein – und in Hausach begangen. Die Tageszeitung widmete dem Jubilar ein Gedicht, das da endete: „*Gott mit dir auf allen deinen Wegen, Gott mit dir in jedem neuen Jahr! Und der Himmel gebe seinen Segen deinem treuen Walten immerdar.*“ Waren das noch Zeiten!



Der im September 1903 in Haslach gesetzte Gedenkstein zur Erinnerung an den längst geächteten Maler Carl Sandhaas. Aufnahme: Kurt Klein

Ein großes Fest auch im Langenbach. Dort wurde dem Schulleiter zum 25. Ortsjubiläum ein großer Bahnhof mit Musik, Beflaggung, einer Vielzahl Fest- und Dankesreden von allen Seiten zuteil. „So verflohen die Stunden rasch und der hereinbrechende Abend mahnte die Fremdlinge, sich vor Ankunft des ‚Langenbacher Tiers‘ auf den Heimweg zu machen.“ In Gutach ging bei großer Besucherzahl das Theaterstück „Der Lichtgang“ der Heimatdichterin, Frau Professorin Nannette Stengel, über die Bühne, während „ein großes Konzert der beliebten Walzwerkkapelle Hausach“ die Gäste im Wolfacher Kreuz unterhielt. Unter der „großen Hitze“ litt leider das „Kapellenfest“ des Käppelewirtes von Einbach auf dem Osterbachsatel. Dagegen stand die Einweihung des Wanderweges Hornberg–Huberfeldsen unter einem guten Stern.

Im Hinblick auf den Bau der evangelischen Kirche in Hausach schlossen sich unter der Leitung von Lehrer Kühn 13 Damen und 15 Herren zu einem Kirchenchor zusammen, der in der „Eiche“ seine Proben abhielt. Im dortigen Städtchen freute sich bestimmt der langjährige Dirigent des kath. Kirchenchores und Organist, Fridolin Stehle, dass er unter dem neuen Bürgermeister Gustav Adolf Rist zum Ratschreiber bestellt worden war. Die gleiche Freude dürfte ein Mühlenbacher gehabt haben, nachdem man ihm mitteilte, ihm würde für seine Teilnahme am Krieg 1870/71 eine jährliche „Veteranenbeihilfe“ von 120 Mark zuerkannt.

Vor 100 Jahren fanden auch die im zweijährigen Rhythmus stattfindenden „Belastungsproben und Untersuchungen“ der eisernen Brücken der Schwarzwaldbahn statt. Im Rahmen einer Pferdeversteigerung bot der Rippoldsauer Otto Goehringer „24 junge, gut eingefahrene, erprobte leistungsfähige Pferde“ zum Verkauf an.

Eine Reihe von Unfällen ereignete sich beim „Holzschlittern“ am steilen Abhang, beim „Schneiden von birkenen Garbenbändern“ und beim „Schnauzen“ der Holzstämme zum Riesen. Ein Mädchen in Bollenbach brach sich beim Herabspringen von einer Mauer das Genick. In Rippoldsau schlug ein Vater auf seine 6-jährige Stieftochter mit einem Haselstecken, einem Gummischlauch und mit der Hand so ein, dass das Kind nach einer Bewusstlosigkeit bald darauf verstarb. Da die Radfahrer immer wieder während der Fahrt von Hunden angefallen werden, entschied das Gericht, „dass jeder Radfahrer berechtigt ist, Hunde, die die Fahrt gefährden, sofort niederzuschießen“ ...

Oktober 1903: Deutschland, Weltmeister im Kartoffelverbrauch

Einen gewissen gesetzlichen Schutz der Arbeitskräfte gab es bereits vor 100 Jahren. Danach durften in Steinbrüchen bei gewissen Arbeiten keine Frauen oder Jugendliche mehr beschäftigt werden. Eine in Hofstetten beheimatete „Störnäherin“ (Erledigung von Schneiderarbeiten auf den einsa-



Noch im Spätherbst des Jahres 1903 konnte das Richtfest am Bau der neuen evangelischen Kirche in Hausach gefeiert werden.

Repro: Kurt Klein

men Schwarzwaldhöfen) erhielt von der Landesversicherungsanstalt eine jährliche Rente von 118 Mark zugebilligt. Große Freude in Unterentersbach: „Bei denkbar schönstem Herbstwetter fand die Einweihung der neu-erstellten Wasserleitung“ für die 35 Abnehmer des „vorzüglichen Quellwassers statt“. Dazu wurden die Zeller Schwedenkanonen „gehörig in die Tätigkeit der Unterentersbacher Kanoniere gestellt“, wozu „die hiesige Stadtmusik (Zell) konzertierte“.

In Hausach konnte am Bau der neuen evangelischen Kirche der Dachstuhl aufgerichtet werden, während im Städtchen vom örtlichen Turnverein „unter den Eichen“ ein großes Schauturnen aufgeführt wurde. Die daran teilnehmenden Vereine aus Haslach, Schiltach, Gutach und Wolfach marschierten bei klingendem Spiel vom Bahnhof durch die Stadt zum Turnplatz. Die Gutacher würdigten das 25-jährige Ortsjubiläum ihres ersten Hauptlehrers, Organisten und Kirchenchordirigenten mit einer großen Feier, an der die Musikkapelle, der Gesangverein und der Turnverein teilnahmen. Den Reigen der sehr zahlreichen Grußworte eröffnete der evangelische Pfarrer Nuzinger. „Er gedachte dabei der Bedeutung des Lehrerstandes und richtete herzliche Worte der Ermahnung an die anwesenden Eltern.“

Der Kriegerverein Wolfach-Halbmeil bereitete durch die Schilderung von „Herrn Amtsgerichtssekretär Reich“ über seine Erlebnisse im Krieg 1870/71 den Besuchern „einige äußerst genußreiche Stunden“. Es wurde gewünscht, „dass der Herr Redner noch öfters Gelegenheit nehmen werde, die Mitglieder des Vereins durch seine Vorträge zu begeistern“. Den Kirchweihsonntag feierten die Kinzigtäler mit „Metzelsuppe“, mit „süßem Neuen“, mit „Tanzunterhaltung“ oder „Tanzbelustigung“. Da nach altem Brauch der Bauer erstmals nach der langen Sommerzeit zur Kirchweih wieder Fleisch auf den Tisch stellte, konnte in der Tageszeitung vernommen werden: „Auf Kirchweihsonntag und von da an bis auf weiteres prima feines Kuhfleisch per Pfd. 66 Pfg.“

Einem Zeitungsbericht zur Folge „ist Deutschland dasjenige Land der Erde, wo die meisten Kartoffeln verbraucht werden“. Im Vergleich verzehren die Deutschen fünfmal mehr dieser Knollen als die Bewohner der Vereinigten Staaten von Amerika. Es ist zu erwarten, dass die Produktion „infolge des zunehmenden Verbrauchs von Kartoffelspiritibus für den Betrieb von Motorwagen“ sich merklich erhöhen wird. Gewarnt wurde vor der Annahme österreichischer Taler, da beim Umtausch in Deutsche Mark mit einem Wertverlust von 1,55 Mark zu rechnen ist, weil nur der Silbergehalt vergütet wird.

November 1903: Haslach erhält eine Drahtseilbahn

Im Rahmen eines „taktischen Übungsrittes“ der Lahrer Garnison wurden vor 100 Jahren die Wolfacher mit einer Einquartierung beehrt, und zwar: „3 Stabsoffiziere, 5 Hauptleute, 1 Unteroffizier, 10 Gemeine (darunter 8 Burschen) und 9 Offizierspferde und zwar die Offiziere ohne, die Unteroffiziere und Gemeine mit Verpflegung. Pferdefutter ist nicht zu stellen.“ Im Hausacher Bahnhofshotel trafen sich die Mitglieder des „Vereins selbständiger Kaufleute und Gewerbetreibender des Kinzigtals“ zu ihrer Hauptversammlung, zu der die Vertreter der Orte Biberach, Haslach, Hausach, Hornberg, Wolfach, Schultach und Zell a. H. erschienen waren.

Die Haslacher wurden um eine weithin sichtbare Attraktion reicher. Und zwar erstellte die „Gesellschaft ‚Vulkan‘, Haslacher Schotterwerke“ eine 2.400 m lange Drahtseilbahn, um das zwischen dem Häldele und dem Bannstein abgebaute Hornblendegestein vom Gewinnungsort bei einem Gefälle von 185 m zur Verladestation an der Kinzigtalbahnstrecke zu befördern. „Die Stadt erhält von der Gesellschaft eine Entschädigung von 25 Pfennig für das Kubikmeter des verkleinerten Materials. Bei einem flotten Geschäftsgang wird also die Stadt kein schlechtes Geschäft machen“. Das „beste Schottermaterial Süddeutschlands“ sollte vor allem im Straßenbau Verwendung finden.

In Hornberg schlossen sich schießfreudige Männer zu einem „Zimmerstutzen Verein“ zusammen, um allwöchentlich im „Mohren“ ihre Flinten

abzuschließen. Während so nach und nach in den letzten Jahren immer mehr innerörtliche Lebensmittelgeschäfte ihre Türen geschlossen haben, eröffnete in Steinach vor 100 Jahren „A. Vogt, vis-a-vis Bahnhof“ ein „Kolonialwarengeschäft und Weinhandlung“. In Renchen sollte ein „Trinkerasyll“ (Trinkerheilanstalt) errichtet werden. Aus Offenburg wurde berichtet: „Vergangene Nacht ist Herr Oberamtmann Schellenberg hier einem schweren Typhus erlegen. Er erreichte nur ein Alter von 46 Jahren.“

Vor 100 Jahren vermutete man, dass ein Mann im Rhein ertrunken sei, denn man fand am Ufer nur seine Kleider, aber nie seine Leiche. Jetzt aber tauchte nach Wochen der vermisste Bäcker plötzlich auf, aber nicht stromabwärts tot, sondern quiklebendig rheinaufwärts in der Schweiz. Die Staatsanwaltschaft klärte schnell auf: Der „Ertrunkene“ täuschte nur das Ableben in den Fluten vor, um in den Besitz einer kurz zuvor abgeschlossenen Lebensversicherungssumme von 20.000 Mark zu kommen.

Jetzt erst im November feierten die Gutacher ihr Erntedankfest mit einem im Jahr zuvor vom Ortsgeistlichen Nuzinger eingeführten Erntedankzug. Bei diesem „Brauch wurde ein aus Aehren, Obst und Feldfrüchten gewundener Erntekranz als Zeichen der Dankbarkeit auf dem Altar niedergelegt ... Der Festgottesdienst und die stimmungsreiche, herzerquickende Predigt wird noch lange im Gedächtnis der Zuhörer leben.“ In Wolfach veranstaltete der dortige katholische Kirchenchor seine dreiteilige „Zäziliensfeier“ im Kranzsaal. „Der Verlauf des Ganzen gab Zeugnis von gewissenhafter und pünktlicher Einstudierung und machte dem Leiter des Chores und Arrangeur des Abends, Herrn Organist Bröckl, alle Ehre.“

Dezember 1903: 20 Typhusverdächtige in Haslach?

Bereits vor 100 Jahren so aktuell wie heute: „Kaufet am Platze! So wollen wir anlässlich der bevorstehenden Weihnachtsfeiertage auch heuer wieder sagen. Was nicht vorrätig ist, kann der Geschäftsmann am Platze kommen lassen und der Käufer fährt dabei gewiß nicht schlechter als wenn er von auswärts bezieht“. So wurde um die Gunst der Käufer angehalten, damit das Geld im eigenen Ort blieb und die Kassen für das heimische Weihnachtsgeschäft klingelten. Da wurde auch für „Neue elektrische Taschenlampen“ für die „Weihnachtsbäckerei“, für „geeignete Weihnachtsgeschenke“, aber auch für den Besuch der zahlreichen „Weihnachtsfeiern“ und sogar für den Verkauf einer „entbehrlichen eisernen Geldkiste des Fürstl. Fürstenbergischen Rentamtes Wolfach“ geworben. Da wollte ebenso der Oberwolfacher Korbmacher Wilhelm Hauer darauf aufmerksam machen, dass er nach seiner Militärzeit wieder sein Handwerk weiter betreibe.

Es gab auch schlechte Nachrichten: In Haslach „erkrankten ca. 20 Personen an typhusähnlichen Erscheinungen“. Auf dem Hausacher „Schloßberg vergnügten sich einige junge Burschen mit dem Schießen von Bül-

lern“. Da ein Schuss vorzeitig los ging, riß er einem Knaben zwei Finger weg. Einer Katze wurden nicht nur Wurstabfälle gefüttert, sondern „zur Abwechslung auch ein Zehnmarkstück“ hingestreckt. Gierig verschluckte die Mäusefängerin das Geld. Darauf wurde sie in der Hoffnung in einen Käfig gesperrt, dass sich das Märchen vom Esel-streck-dich alsbald wiederhole ...

In Haslach fand die „Generalversammlung ehemaliger Chinakrieger“ statt, zu der auch „alle eingeladen wurden, welche die Chinaexpedition mitgemacht hatten“. „Zu Ehren der Helden von Nuits“ (1870) veranstaltete der „Kriegerverein Wolfach-Kinzigtal eine Gedenkfeier“, bei der Amtsgerichtssekretär Reich einen „Vortrag über die Schlacht von Nuits“ hielt. Nach der packenden Schilderung wurde der Wunsch geäußert, „der Herr Redner möge recht bald wieder den Verein mit einem Vortrag beehren“. Die honorige Herrengartengesellschaft in Wolfach beging mit ihrem traditionellen „Nickelsessen“ ihr 66. Stiftungsfest. Schon jetzt wurde auf die „Uebungskurse der Handwerksmeister“ folgender Berufe hingewiesen: Schneider, Schuhmacher, Sattler, Maler, Wagner, Kupferschmiede, Blechner und Installateure sowie der Zimmermeister“.

Otto Lenz kam als „Hilfslehrer“ für den „erkrankten Hauptlehrer Laible“ an die Haslacher Volksschule, während sich in Hausach der Bürgermeister Gustav Adolf Rist über die Erhöhung seines Gehaltes von 600 Mark auf 1.200 Mark freuen durfte. Ein Inserat gab Auskunft: „Wolfach. Das Verdingen der Dienstboten am Kuchenmarkt findet auch in diesem Jahr wieder im Hirsch statt“.

Aus dem neu erschienenen Buch „Stille Stunden“ von Hansjakob wurde zitiert: „Gewölbte Kanalbrücken aus Eisen ragen wie Scheusale moderner Wasser- und Straßenbautechnik in das reizvolle Tal hinein, wie Teufel in einen Himmelssaal; kalt,brutal, gemein, mörderisch. Wenn ich könnte, wie ich wollte, ich würde in einer Nacht sämtliche Eisenbrücken im Kinzigtal mit Dynamit in die Luft sprengen lassen.“

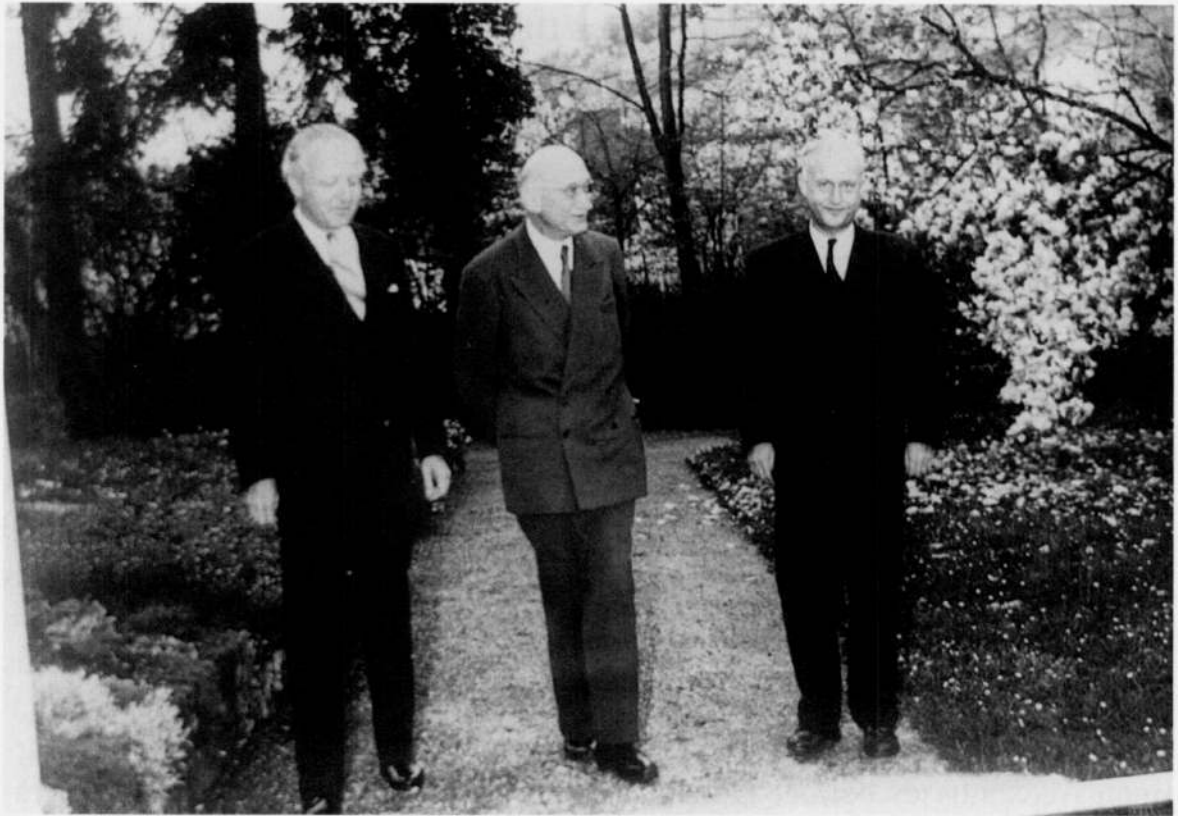
Robert Schuman und Hans Furler

Deutsch-französische Verständigung und die Grundlegung der europäischen Institutionen

Heinz G. Huber

Beim Nominierungsparteitag der baden-württembergischen CDU 1953 in Freudenstadt schlug der Vorsitzende der südbadischen CDU, Anton Dichtel, den Freiburger Juraprofessor und Rechtsanwalt Hans Furler für einen relativ aussichtslosen Listenplatz auf der Landesliste vor. Sein Weggefährte, der spätere Bundeskanzler Kiesinger, erinnerte sich später daran, dass Furler gar nicht ernsthaft den Wunsch hatte, gewählt zu werden, sondern nur der „*guten Sache dienen*“ wollte.¹ Da die Christdemokraten mehr als 45 % der Wählerstimmen erhielten, zog Furler über die Landesliste in den Bundestag ein. Als *homo novus* machte er als Berichterstatter des Auswärtigen Ausschusses bei der Debatte des Parlamentes über die Pariser Verträge 1955 auf sich aufmerksam. Dem Bonner Beobachter Walter Henkels fiel an Furler nicht nur dessen Äußeres – sein *schöner Kopf mit der hohen Stirn* und *die grau melierte Künstlermähne* auf, sondern seine überragenden Fähigkeiten, mit der er in kürzester Zeit in die *Spitzengruppe der Fraktion* vorgestoßen war.² Seit 1957 vertrat er den Wahlkreis Offenburg.

Als Experte für Urheber- und Wirtschaftsrecht war er für seine Fraktion eine willkommene Verstärkung. Sein Schwerpunkt wurde jedoch die Europapolitik und die Entwicklung der parlamentarischen Institutionen Europas. Anlässlich seines 100. Geburtstages – Furler wurde am 5. Juni 1904 in Lahr geboren – stellt sich die Frage nach dessen Bedeutung neu.³ Die politische Gegenwart des Jahres 2004 macht offenbar, wie wichtig die europäische Politik geworden ist: Europa wird um zehn osteuropäische Staaten erweitert, die Verabschiedung der Europäischen Verfassung steht bevor. Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert Europas sein.⁴ Umso erstaunlicher ist aus der heutigen Rückschau, dass Politiker wie Hans Furler, die eine Pionierfunktion wahrnahmen, kaum zur Kenntnis genommen wurden, vielleicht deswegen, weil Furler nie dem „inner circle“ der Macht⁵ angehörte. In den sieben Bänden der *Erinnerungen* von Konrad Adenauer wird der Name Furler nicht ein einziges Mal genannt, obwohl er auf europäischer Ebene vor allem als Präsident des Europäischen Parlaments 1960–1962 in der Amtszeit Adenauers eine beachtliche Rolle spielte. Vielleicht nahm Adenauer Furler übel, dass dieser nach dem Verlust der absoluten Unionsmehrheit 1961 Adenauer wegen dessen wenig überzeugender Haltung nach dem Mauerbau und wegen seiner unklaren Haltung in der Nachfolgefrage



Robert Schumann (Mitte) mit Hans Furler (links) und Pierre Pflimlin (rechts) im Park der Villa Koehler in Oberkirch Archiv Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch

öffentlich kritisiert hatte. Eine andere Erklärung lieferte der ehemalige Ministerpräsident Filbinger: *Europa war damals in weiter Ferne.*⁶

„Die historische Tat Robert Schumans, die Erklärung, die er am 9. Mai 1950 als Außenminister für die französische Regierung gab, bildet den eindeutigen Ausgangspunkt einer neuen europäischen Entwicklung, die über die Montanunion, den Gemeinsamen Markt und Euratom unmittelbar die Grundlage für die Existenz des Parlaments wurde“ – mit diesen Worten eröffnete Hans Furler am 10. Mai 1960 vor dem Europäischen Parlament seine Laudatio auf Robert Schuman.⁷ Der Deutsche, der Schuman im Amt des Parlamentspräsidenten nachgefolgt war, ehrte eine Persönlichkeit, deren Werk eng mit dem eigenen Wirken verbunden war: dem Einsatz für die dynamische Entwicklung der europäischen Einigung. Schon bei der Übernahme der Präsidentschaft der Gemeinsamen Versammlung der Montanunion im Jahr 1956 hat sich Furler tief vor dem Mann verneigt, „dem wir diese europäische Wirkungsmöglichkeit verdanken, vor dem großen Franzosen und Europäer Robert Schuman, der zwar nie Mitglied dieses Hauses, wohl aber sein Schöpfer war“⁸. Auf Furlers Vorschlag wurde Schuman 1960 Ehrenpräsident des Europäischen Parlaments, als Geschenk überreichte Furler dem gläubigen Katholiken eine barocke Madonna.⁹



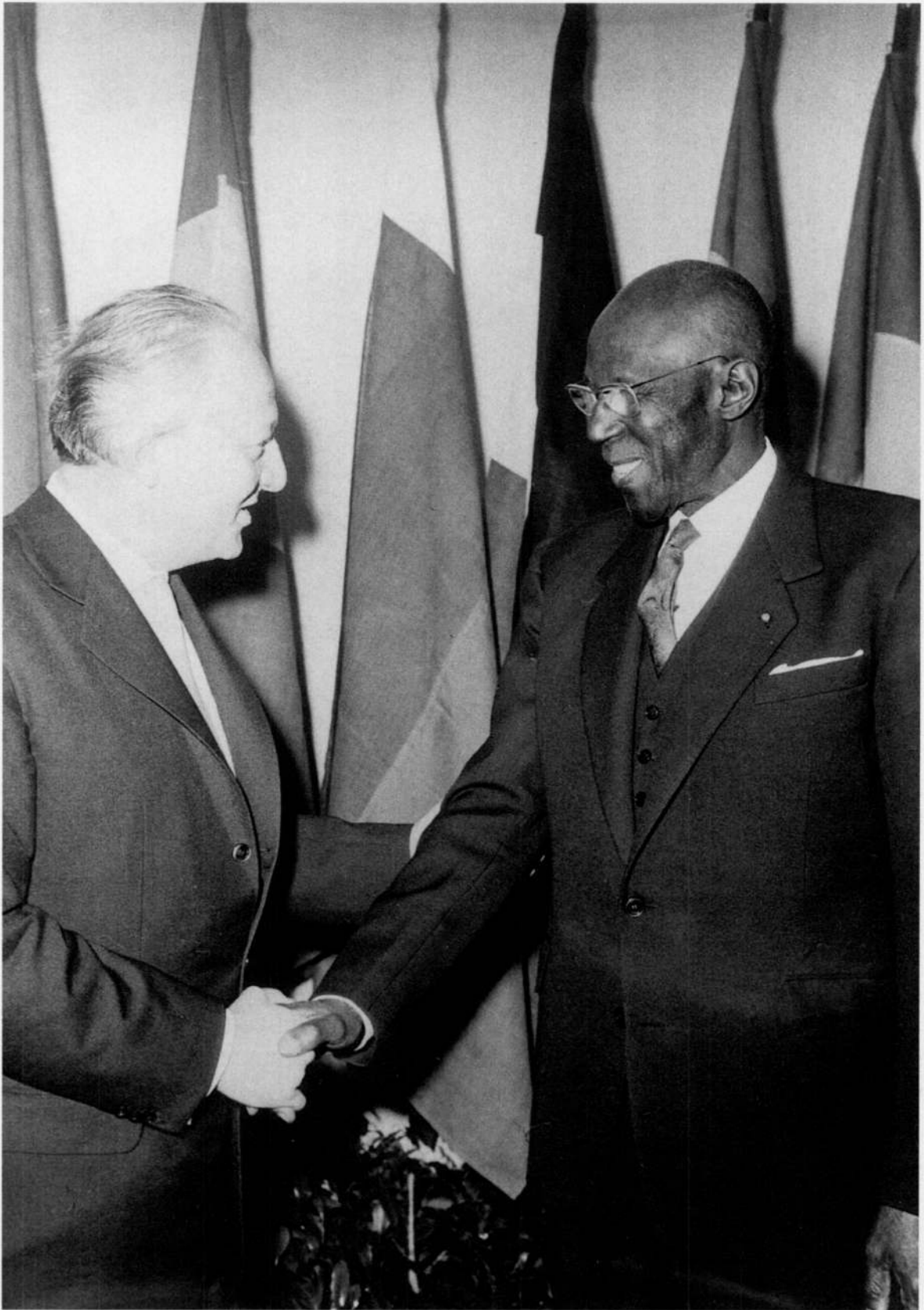
Hans Furler im Europäischen Parlament

Archiv Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch

Die beiden Männer hatten sich in Bonn kennen gelernt, als Furler noch „einfacher“ Parlamentarier war. Sie verband eine persönliche Freundschaft, die im Besuch Schumans 1960 in Oberkirch ihren Ausdruck fand. Furler hatte nach seiner Wahl zum Präsidenten auf den 29. Juni 1960 das gesamte Europäische Parlament nach Oberkirch eingeladen.¹⁰ „Nie zuvor hatte Oberkirch eine so große Zahl prominenter Politiker aus ganz Europa in seinen Mauern beherbergt“, vermeldeten die Lokalzeitungen. Der Empfang war auch gedacht als Ehrung von Robert Schuman, der an diesem Tag Geburtstag feierte. Nach einem opulenten Fünfgänge-Menü in der „Oberen Linde“, das der badischen Küche alle Ehre machte, öffnete Hans Furler sein Haus seinen Gästen. Im Park der Villa Koehler führte er mit Robert Schuman ein persönliches freundschaftliches Gespräch.

Der Schuman-Plan – der Beginn der europäischen Integration

Mit dem Namen Robert Schumans eng verbunden ist – wie schon im einleitenden Zitat angedeutet – der am 9. Mai 1950 verkündete Plan, der zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl führte. Diese Montanunion mit Ministerrat, Hoher Behörde, einer gemeinsamen par-



*Hans Furler mit Lamine Gueye (Senegal) bei einer interparlamentarischen
Tagung des Europaparlaments mit Vertretern afrikanischer Parlamente
Archiv Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch*

lamentarischen Versammlung, Gerichtshof und einem beratenden Ausschuss bildete die erste „supranationale Nachkriegsorganisation“¹¹ in Europa. Erstmals wurden einzelstaatliche Rechte auf Gemeinschaftsinstitutionen übertragen. Damit war für die dynamische Weiterentwicklung der europäischen Einigung das Fundament gelegt worden, auf dem das europäische Haus errichtet werden konnte. Zugleich wurde die Beziehung zwischen Franzosen und Deutschen, Siegern und Besiegten, auf eine neue, partnerschaftliche Ebene gegründet.

Um den Quantensprung, den der Schuman-Plan markierte, zu verdeutlichen, muss man sich die angespannten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich bis zum Frühjahr 1950 verdeutlichen. Die französische Deutschlandpolitik nach 1945 war durch die Erfahrung der Niederlage von 1940, die deutsche Besatzungszeit und durch die daraus resultierenden Sicherheitsbedürfnisse geprägt.¹² Deswegen torpedierte Frankreich bis 1948 alle Initiativen, die zur Wiederherstellung der deutschen Einheit hätten führen können. Es galt quasi als politische Doktrin, was der ostfranzösische Abgeordnete Louis Marin so formulierte: „*Sobald die Deutschen ihre Kraft wiedergewonnen haben, werden sie diese auch missbrauchen.*“¹³ Nicht zuletzt war es auf französische Initiativen zurückzuführen, dass der Bundesrepublik 1949 nur eine beschränkte Souveränität zugestanden wurde. Auf wirtschaftlichem Gebiet wurde eine Internationale Ruhrbehörde geschaffen, die die deutsche Kohle- und Stahlproduktion unter Kontrolle halten sollte.¹⁴ Kohle und Stahl galten als Basis der Rüstungsindustrie. Außerdem wollte Frankreich verhindern, dass die deutschen Stahlproduzenten zu Konkurrenten auf den internationalen Märkten wurden. Wie schon 1919 trennte Frankreich das Saargebiet ab und gliederte es in den französischen Wirtschaftsraum ein.

Inzwischen hatte sich die politische Großwetterlage zuungunsten Frankreichs geändert. Der Ost-West-Konflikt und die Bedrohung Westeuropas durch das sowjetische Imperium stellte das deutschlandpolitische Konzept Frankreichs in Frage: Das französische Ziel einer Schwächung und Kontrolle Deutschlands¹⁵ erwies sich immer mehr als unhaltbar. Stattdessen drängten die angelsächsischen Verbündeten darauf, die Bundesrepublik wirtschaftlich, politisch und schließlich seit dem Ausbruch des Koreakrieges auch militärisch in das westliche System zu integrieren. Zusätzlich kam die Außenpolitik Frankreichs unter Druck, weil sich in den Kolonien in wachsendem Maße das Streben nach Unabhängigkeit bemerkbar machte. Hektisch versuchte die französische Regierung durch Verhandlungen mit der saarländischen Regierung das Saarland von Deutschland zu trennen, sich auf 50 Jahre die Kohlegruben zu sichern und auf Dauer an den französischen Wirtschaftsraum zu binden. Die Saarkonventionen vom 3. März 1950 lösten bei der deutschen Regierung und den westlichen Alliierten Befremden aus. Zugleich unternahm die französische Diplomatie in

Rom Schritte zur Errichtung eines Bistums Saarbrücken und verbot dem Bischof von Trier die Einreise in das Saargebiet. Bundeskanzler Adenauer reagierte verärgert auf den französischen Vorstoß und sah sogar den deutschen Beitritt zum Europarat infrage gestellt.¹⁶ Mit Entschiedenheit warnte er davor, dass durch die französischen Aktivitäten ein neuer Nationalismus in Deutschland entstehen könnte.

Die Saarfrage zeigte Frankreich endgültig, dass die traditionelle Deutschlandpolitik, die allein auf nationalen sicherheitspolitischen Konzepten beruhte, gescheitert war. Jean Monnet warnte davor, die Fehler, die Frankreich nach dem 1. Weltkrieg begangen hatte, zu wiederholen:

*Wir haben 1919 die Gelegenheit zum Frieden verpasst, weil wir Diskriminierung und den Geist der Bevormundung ins Spiel gebracht haben. Wir sind dabei, abermals die gleichen Irrtümer zu begehen.*¹⁷

Monnet war im Dezember 1945 von de Gaulle als Plankommissar eingesetzt worden und trieb die Modernisierung der Wirtschaft voran. Auf einer Bergwanderung in der Schweiz arbeitete er ein Memorandum aus, das er am 28. April Ministerpräsident Bidault und am 3. Mai 1950 Außenminister Schuman vorlegte. Dieser prüfte das Vorhaben ausgiebig, als er am Wochenende in seine lothringische Heimat fuhr, und informierte Monnet am Montagmorgen: „*Ich habe den Plan gelesen, ich mache mit!*“¹⁸ Schuman hatte sich die Unterstützung des amerikanischen Botschafters Dean Acheson und des britischen Botschafters Bevin gesichert, als er am Morgen des 9. Mai dem Kabinett die neuen Vorschläge vorlegte.¹⁹ Auf den Nachmittag auf 15 Uhr ließ der Außenminister kurzfristig eine Pressekonferenz einberufen, bei der er sich selbst den Journalisten stellte. Neben Schuman saß Monnet. Nichts deutete auf das außergewöhnliche Ereignis hin, weder Wochenschau noch Rundfunk waren anwesend. Schuman wusste um die historische Dimension seiner Erklärung:

*Es kann nicht mehr um leere Worte gehen, sondern um einen kühnen und konstruktiven Akt. Frankreich hat gehandelt, und die Folgen seines Handelns können ungeheuer sein (...) Der jahrhundertealte Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland muss überwunden werden.*²⁰

Der Plan, dessen Urheber Monnet, dessen Promotor aber Schuman war, sah vor, die Stahlindustrie und den Bergbau Deutschlands und Frankreichs einer Hohen Behörde mit Sitz in Luxemburg zu unterstellen. Damit sollte die Schwerindustrie in Zukunft nicht mehr als Waffenschmiede der europäischen Nationen gegeneinander dienen können.²¹ Das Prinzip der Kontrolle und der Bevormundung sollte durch partnerschaftliche Zusammenarbeit ersetzt werden. Auf diese Art und Weise konnten auf Dauer die französischen Sicherheitsbedürfnisse erfüllt werden, ohne länger das Verhältnis zur

Bundesrepublik zu belasten. Die diskriminierenden alliierten Kontrollen der Ruhrindustrie entfielen, ebenso Demontagen und Produktionsbeschränkungen. Durch die Zusammenarbeit und einen gemeinsamen Markt für die benötigten Rohstoffe ließ sich die Wirtschaftskraft stärken. Der Schuman-Plan wurde zur „Geburtsstunde für die französische Europapolitik“²². Da die geplante Gemeinschaft für Kohle und Stahl für weitere Länder geöffnet werden sollte, war ein erster Schritt zur wirtschaftlichen Integration vollzogen, aber nach Monnet eine Dynamik hin zu einer politischen Vereinigung Europas eingeleitet:

*Europa wird nicht mit einem Schlage zustande kommen und nicht als Gesamt-Konstruktion. Es wird durch konkrete Verwirklichungen entstehen, die zunächst eine praktische Solidarität schaffen.*²³

Konrad Adenauer war während einer Kabinettsitzung am Morgen des 9. Mai über den Schuman-Plan informiert worden und stimmte dem Plan sofort „aus ganzem Herzen“ zu.²⁴ Am Abend des gleichen Tages berief Adenauer eine Pressekonferenz ein, deren außerordentliche Bedeutung er dadurch unterstrich, dass alle Minister anwesend waren. Er gab die Zustimmung des deutschen Kabinetts zum Beitritt in den Europarat bekannt und begrüßte den französischen Plan: Er sei „von der denkbar größten Bedeutung für die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich und für die gesamte europäische Entwicklung“ und ein „großherziger Schritt Frankreichs und seines Außenministers Schuman gegenüber Deutschland und der europäischen Frage“²⁵. Alle Probleme würden erstmals im Geist der Partnerschaft und Gleichberechtigung gelöst. Da auch die Saarproduktion unter diesen Plan falle, könne ein wesentliches Moment der Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich beseitigt werden.

Der „Vertrag über die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ wurde am 18. April 1951 im Beauvais-Salon des Quai d’Orsay, dem Sitz des französischen Außenministeriums, unterzeichnet. Außer Frankreich und Deutschland traten Italien und die drei Beneluxländer Niederlande, Belgien und Luxemburg der Montanunion bei. In Deutschland trug die SPD-Fraktion die parlamentarische Ratifizierung des Vertrags über die Montanunion nicht mit. Die Sozialdemokraten kritisierten, dass mit dem Vertrag die deutsche Spaltung vertieft und der Ost-West-Gegensatz verschärft werde. Außerdem drohe ein „Europa der Stahlbarone“.²⁶

Die Montanunion verlor schon in den 50er Jahren an Bedeutung. Auf dem Energiesektor lösten zunehmend Öl und amerikanische Importkohle die heimische Kohlenförderung ab. Damit zeichneten sich Zechenstilllegungen mit weitreichenden sozialen Folgen ab, für die Lösungen im Ministerrat gesucht werden mussten. Die Hohe Behörde, die wegen der hart aufeinanderprallenden nationalen Interessen keine Lösungen vermitteln

Mit dem Herrn Sessel

Wir ehren in dieser Stunde
 einen Mann, dem wir ~~un-~~
~~mittelbar~~ ^{größen} unsere Existenz
 verdanken. Die historische
 Tat Robert Schumanns, die
 Erklärung die er am 9. Mai
 1950 als ^{Präsident} ~~Ministerpräsident~~
 für die französische Regierung
 abgab, bildet den Ausgangs-
 punkt einer neuen euro-
 päischen Entwicklung, die
 über die Montanverein-
 schaft, den gemeinsamen
 Markt und Eratou un-
 mittelbar die Grundlage für
 die Existenz dieses Parlamentes
 bildet. wurde.

Redemanuskript von Hans Furler als Präsident des Europäischen Parlaments mit
 der Hommage an Robert Schuman 1960

Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Furler N 1255/137

konnte, büßte Autorität ein.²⁷ Der Durchbruch zur „Supranationalität“, die erstmalige Verlagerung nationaler Kompetenzen auf eine europäische Institution, lassen neben der Überwindung der deutsch-französischen Gegensätze den Schuman-Plan als Pioniertat erscheinen, auch wenn sowohl auf deutscher wie auch auf französischer Seite damit auch nationale Interessen verfolgt werden sollten: Frankreichs Sicherheitsbedürfnisse wurden befriedigt, die Bundesrepublik vollzog auch einen Schritt in die Souveränität.²⁸ In wirtschaftlicher Hinsicht wurde die Montanunion zur Vorläuferin der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die 1957 mit den Römischen Verträgen ins Leben gerufen wurde. Schließlich entwickelte sich aus der Gemeinsamen Versammlung das Europäische Parlament. In diesem Bereich sollte Hans Furler das von Schuman initiierte Einigungswerk fortsetzen.

Von der Gemeinsamen Versammlung zum Europäischen Parlament

Hans Furler war seit 1953 Mitglied im Deutschen Bundestag. Seine Fraktion gedachte ihn zunächst als Experten in seinen Spezialgebieten Wettbewerbsrecht und beruflichen Rechtsschutz einzusetzen. Bald profilierte sich Furler jedoch in außen- und europapolitischen Fragen und wurde in den Auswärtigen Ausschuss entsandt.²⁹ Als Berichterstatter im Auswärtigen Ausschuss wurde er bei der Parlamentsdebatte über die Pariser Verträge 1954–1955 bundesweit bekannt. Dabei rechtfertigte Furler die Westintegration der Bundesrepublik. Die Art und Weise, wie Furler gegen die Opposition mit ihrem gefürchteten Redner Carlo Schmid in seinem abschließenden Plädoyer die Verträge verteidigte, wurde als „Sensation“ empfunden. Da eine große Öffentlichkeit über die Radiogeräte diese Debatte mitverfolgt hatte, berichteten Medien wie die „Bunte Illustrierte“ ausführlich über den Parlamentsneuling.³⁰

Im gleichen Jahr wurde Furler auch als Mitglied der Gemeinsamen Versammlung für Kohle und Stahl nach Straßburg entsandt. Sein Eintritt in die europäische Politik vollzog sich zu einem Zeitpunkt, als die Integrationsbestrebungen einen herben Rückschlag erlitten hatten. Unter dem Eindruck des Koreakrieges hatte auch bei den europäischen Partnern die Diskussion um eine deutsche Wiederbewaffnung begonnen. Im Oktober 1950 hatte der französische Ministerpräsident René Pleven einen Plan für eine „Europäische Verteidigungsgemeinschaft“ vorgelegt. Französischen Ängsten vor einer deutschen Wiederbewaffnung sollte dadurch entgegengewirkt werden, dass die Gründung einer eigenständigen deutschen Armee verhindert, aber ein deutsches Kontingent unter ein europäisches Kommando gestellt werden sollte.³¹ Um die künftige europäische Armee in eine politische Struktur einzubinden, ergriff Alcide de Gasperi die Initiative zur Ausarbeitung einer Satzung für eine „Europäische Politische Gemeinschaft“ (EPG). Die erweiterte „Gemeinsame Versammlung“ der Montanunion wurde beauf-

trägt, einen Verfassungsentwurf für eine „Europäische Politische Gemeinschaft“ auszuarbeiten – sie spielte eine vergleichbare Rolle wie der Verfassungskonvent der EU, der im Dezember 2001 wieder ins Leben gerufen wurde. Führende Politiker wie Heinrich Brentano, Eugen Gerstenmaier (CDU), Franz Josef Strauß (CSU), Erich Ollenhauer, Herbert Wehner, Fritz Erler (SPD) und Thomas Dehler (FDP) gehörten der „Gemeinsamen Versammlung“ an.³² Nachdem die französische Nationalversammlung es am 30. August 1954 abgelehnt hatte, auch nur über die Ratifizierung des EVG-Vertrages zu debattieren, war auch das Projekt de Gasperis gescheitert. Die prominenten Politiker kehrten in die nationale Politik zurück – unter anderem auch Heinrich von Brentano, der seinen Platz in der „Gemeinsamen Versammlung“ für Hans Furler freimachte.

Für die Befürworter der europäischen Einigung – auch für Hans Furler – hatte das Scheitern des EVG/EPG-Projektes deutlich die Grenzen der europäischen Politik aufgezeigt. Die Gefahr bestand, dass eine lähmende Stagnation um sich griff und sich die Gemeinsame Versammlung in technokratischen Belanglosigkeiten und bürokratischen Petitessen verlor. Furler erinnerte jedoch immer wieder daran, dass *„das letzte Ziel der europäischen Politik (...) in der Herstellung der politischen Einheit Europas“* liege.³³ Da er überzeugend pragmatische Politik mit visionärem Denken verband, war es nicht verwunderlich, dass er 1956 zum Präsidenten des Montanparlamentes gewählt wurde.

Es wäre anhand der Sitzungs- und Ausschussprotokolle genauer darzustellen, wie unter Furler eine Verstetigung der Arbeit des Parlamentes erfolgte, sich konsultative Formen der Zusammenarbeit mit der Hohen Kommission herausbildeten, die Bildung politischer Fraktionen voranschritt, eine kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit betrieben wurde und die parlamentarische Versammlung durch politische Initiativen eine eigenständige Rolle in der Europapolitik einnahm.³⁴ Da die Parlamentarier auch den nationalen Parlamenten angehörten, hatten sie gegenüber ihren Regierungen und Parlamentskollegen die europäischen Belange zu vertreten. So begann sich eine parlamentarische Kultur auf europäischer Ebene zu entwickeln, obwohl das Parlament über geringe Kompetenzen verfügte: Es hatte kaum legislative Befugnisse, besaß kein Haushaltsrecht und konnte gegenüber der eigentlichen Exekutive, dem Ministerrat, kein wirkliches Kontrollrecht wahrnehmen.³⁵

Eine Resolution des Parlamentes hatte schon im November/Dezember 1954 die Schaffung eines gemeinsamen Marktes und Zusammenarbeit bei der Atompolitik verlangt.³⁶ Sie führte zur Außenministerkonferenz von Messina am 1./2. Juni 1955. Ein Expertenausschuss unter der Leitung des belgischen Außenministers Paul Henri Spaak wurde mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zu einer Wirtschaftsunion beauftragt. Am 25. März 1957 unterschrieben die sechs Montanstaaten auf dem römischen Kapitol, in

Sichtweite der Reiterstatue Marc Aurels, die römischen Verträge. Im deutschen Bundestag und im Auswärtigen Ausschuss hatte Hans Furler für die Verträge geworben.

Mit der Gründung neuer europäischer Institutionen stellte sich auch die Frage nach der Rolle des Parlamentes. Furler hatte bei einem Besuch in Rom im Januar 1957 erfahren, dass die französischen Diplomaten des Außenministeriums darauf drängten, für alle drei europäischen Gemeinschaften jeweils eine eigene parlamentarische Versammlung einzurichten. Damit wäre – nach dem Prinzip von „Divide et impera“ (teile und herrsche) – die parlamentarische Rolle und damit das demokratische Prinzip auf europäischer Ebene zugunsten der nationalen Souveränität entscheidend geschwächt worden. Furler mobilisierte seine Verbindungen und ließ sich vom Präsidium beauftragen, einen Gegenplan auszuarbeiten. Gegen den Widerstand der französischen Delegation erreichte Furler am 3. Februar 1957 – es sollte nur *ein* Parlament geben, das *alle drei* Gemeinschaften – Wirtschaftsgemeinschaft, Montanunion und Euratom – kontrollieren sollte.³⁷ Wegen der umfangreicheren Aufgaben sollte es auf 142 Abgeordnete erweitert werden.³⁸ Die Weichen zu einem „Europäischen Parlament“ waren gestellt. In der letzten Sitzung der Gemeinsamen Versammlung sprach Furler die Hoffnung aus, die Stellung des künftigen gemeinsamen Parlamentes durch Direktwahl zu stärken und die Gemeinschaften insgesamt zu vereinigen, um damit dem eigentlichen Ziel, der politischen Vereinigung Europas, näher zu kommen.

Am 19. März 1958 konstituierte sich das einheitliche Europäische Parlament. Die Außenminister hatten sich darauf verständigt, die erste Präsidentschaft dem Italiener Gaetano Martino anzuvertrauen, der als Außenminister die Konferenz von Messina geleitet hatte. Das Parlament bewies dadurch seine Eigenständigkeit, dass es Robert Schuman zu seinem Präsidenten wählte. Der Weg dazu war frei geworden, weil Hans Furler auf das Amt verzichtet hatte. Obwohl er selbst entscheidenden Anteil am Zustandekommen des Europäischen Parlaments hatte, stand er hinter Schuman zurück, dessen Plan den europäischen Einigungsprozess in Gang gebracht hatte.³⁹ Schuman hatte 1953 wegen der Einbeziehung des gaullistischen RPF (Rassemblement du Peuple Français) in die Regierung sein Außenministerium verloren. Auf Vortragsreisen warb er für die Europäische Verteidigungs-Gemeinschaft und eine deutsch-französische Partnerschaft.⁴⁰ Die Wahl zum ersten Präsidenten des Europäischen Parlaments (1958–1960) war die Anerkennung des politischen Lebenswerkes eines Mann, der als „Grenzlandbewohner“ ähnlich wie Furler um den unschätzbaren Wert der deutsch-französischen Versöhnung wusste.

Schuman war 1886 in Clausen, einem Vorort von Luxemburg geboren worden. Sein Vater stammte aus Lothringen und war nach dem Krieg von 1870/71 nach Luxemburg übergesiedelt, um der deutschen Besatzung zu

entgehen. Dennoch studierte Schuman Rechtswissenschaft in Bonn, München und Berlin und promovierte 1910 in Straßburg zum Dr. jur. Wie Furler wurde Schuman zunächst Anwalt. In Metz, wo er sich niedergelassen hatte, wurde er 1913 Organisationsleiter des 60. Deutschen Katholikentages. Als Kandidat der regionalen „Union Républicane Lorraine“ zog er als Abgeordneter in die Nationalversammlung ein. Er unterstützte die Ausgleichspolitik Aristide Briands und wurde 1931 Mitglied des Finanzausschusses. Nach der deutschen Besetzung wurde er von der Gestapo verhaftet, konnte aber ins unbesetzte Frankreich flüchten. Nach Kriegsende wurde er für die neu gegründete republikanische Volksbewegung „Mouvement de Rassemblement Populaire“ Abgeordneter. 1946/47 avancierte er zum Finanzminister, vom November 1947 bis Juli 1948 war er Ministerpräsident. Als Außenminister leitete er die außenpolitische Wende im Verhältnis zu Deutschland ein. Weil Schuman durch seine Biographie immer ein „Mann der Grenzen“⁴¹ war, aber selbst zugleich immer die Grenzen überschritten hatte, weil er als gläubiger Katholik und katholischer Universalist „christliche Brüderlichkeit“ zu leben versuchte, war er dazu bestimmt, eine Politik des Ausgleichs und der Versöhnung herbeizuführen.

Vizepräsident und Nachfolger im Amt des Präsidenten des Europäischen Parlamentes wurde Hans Furler, der einen der Leitsätze Schumans als gültige Sentenz für sich selbst festhielt:

*Das Schicksal jener Gebiete ändern, die seit langem zur Herstellung der Waffen verurteilt waren, deren ständiges Opfer sie selbst wurden.*⁴²

Anmerkungen

- 1 Kiesinger, Kurt Georg: Rede bei der Trauerfeier für Hans Furler am 2. Juli 1975 in Oberkirch, Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Furler N 1255/106.
- 2 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.6.1958.
- 3 Eine Grundlage für die Beschäftigung mit der politischen Bedeutung Furlers sind seine beiden Bücher mit Artikeln, Reden und Erinnerungen: Furler, Hans: Reden und Aufsätze 1953–1957, Baden-Baden 1957; Furler, Hans: Im neuen Europa, Frankfurt 1963. Bisher grundlegend waren: Ferdinand, Horst/Kohler, Adolf: Für Europa. Hans Furlers Lebensweg, Bonn 1977; dies.: Hans Furler, in: Ottnad, Bernd (Hrsg.): Badische Biographien NF 1, Stuttgart 1982, 127 ff. Zum aktuellen Jubiläum: Mietzner, Thorsten: Zwischen Abendland und Europa. Hans Furler – eine biographische Skizze, in: Geroldsecker Land 2004, 17–24. Das Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch bringt zum Jubiläumsjahr eine eigene Buchpublikation heraus, die den bisherigen Forschungsstand durch Einbeziehung zahlreicher neuer Archivmaterialien vor allem aus dem Bundesarchiv Koblenz und dem Archiv der Konrad-Adenauer-Stiftung St. Augustin wesentlich erweitert: Hans Furler (1904–1975). Europa – eine Vision wird Wirklichkeit, Freiburg 2004. Darin finden sich Beiträge über Furlers Biographie, seine Europapolitik und sein Wirken im Wahlkreis. Außerdem gelang es, wichtige Weggefährten Furlers zu befragen oder für Beiträge zu gewinnen.

- 4 Piepenschneider, Melanie: Die Union zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in: Europäische Union. Informationen zur politischen Bildung Nr. 279, hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, 3 f.
- 5 Mietzner, Thorsten: Zwischen Abendland und Europa ..., 18.
- 6 Der Spiegel, 7. Juni 1975: Interview des Verfassers mit Hans Filbinger über Hans Furler, am 5. Juni 2003 in Freiburg.
- 7 Furler, Hans: Rede zur Ehrung des Präsidenten Robert Schuman im Europäischen Parlament, in: Furler, Hans: Im neuen Europa, Frankfurt 1963, 213.
- 8 Furler, Hans: Rede nach der Wahl zum Präsidenten der Gemeinsamen Versammlung am 27. November 1956, in: Furler, Hans: Reden und Aufsätze ..., 359.
- 9 Furler, Hans: Im neuen Europa ..., 63.
- 10 Renchtal-Zeitung, 29. Juni 1960 und 30. Juni 1960; Badische Volkszeitung, 1. Juli 1960, Furler, Hans: Im neuen Europa ..., 63. Zu den prominenten Gästen gehörte Pierre Pflimlin, der letzte französische Ministerpräsident der IV. Republik, der ehemalige italienische Ministerpräsident Scelba, der frühere italienische Außenminister Piccioni sowie der letzte Oberbürgermeister von Gesamt-Berlin, Professor Friedensburg.
- 11 Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.): Aufbruch zur Gemeinschaft., Der deutsche Beitrag zur europäischen Einigung, Koblenz 1992, 31 f.
- 12 Poiderin, R./Bariéty, J.: Frankreich und Deutschland. Die Geschichte der Beziehungen 1815–1975, München 1982, 429.
- 13 Poiderin, R./Bariéty, J.: Frankreich und Deutschland ..., 428.
- 14 Ferdinand, Horst/Kohler, Adolf: Für Europa ..., 75/76.
- 15 Dettke, Dieter: Pionier der europäischen Integration: Robert Schuman, in: Jansen, Thomas/Mahncke, Dieter (Hrsg.): Persönlichkeiten der europäischen Integration, Bonn 1981, 244.
- 16 Adenauer, Konrad: Erinnerungen 1950–53, Augsburg 1996, 20–32; 33–42.
- 17 Monnet, Jean: Erinnerungen, München/Wien 1978, 362.
- 18 Beierwaltes, Andreas: Europa – eine Idee wird (wieder) Wirklichkeit, in: Kühnhard, Ludger/Rutz, Michael (Hrsg.): Die Wiederentdeckung Europas, Stuttgart 1999, 310.
- 19 Weisenfeld, Ernst: Geschichte Frankreichs seit 1945. Von de Gaulle bis zur Gegenwart, 3. Aufl., München 1997, 67.
- 20 Weisenfeld, Ernst: Geschichte Frankreichs ..., 64.
- 21 Emsinger, Petra: Startschuss für Europa. Vor 50 Jahren: Der Schuman-Plan wird vorgestellt, Deutschlandfunk 9. Mai 2000; Die Europäische Gemeinschaft. Informationen zur politischen Bildung, Heft 213, 1986, 6; Grosser, Alfred: Deutschland in Europa, 2. Aufl., Weinheim/Basel 1998, 116 f.; Montanunion, in: Bundesarchiv Koblenz, Aufbruch zur Gemeinschaft, Koblenz 1992, 33.
- 22 Weisenfeld, Ernst: Geschichte Frankreichs ..., 68.
- 23 ebd.
- 24 Adenauer, Konrad: Erinnerungen 1950–53 ..., 44.
- 25 Adenauer, Konrad: Erinnerungen 1950–53 ..., 47.
- 26 Montanunion ..., 33.
- 27 Ambrosius, Gerold: Wirtschaftsraum Europa, Frankfurt 1996, 83 f.
- 28 Herbst, Ludolf: Option für den Westen, München 1989, 86.
- 29 Ferdinand, Horst/Kohler, Adolf: Hans Furler ..., 128.
- 30 Hans Furler – ein neuer Stern im Bundestag, Bunte Illustrierte 8/1955.
- 31 Herz, Dietmar: Die Europäische Union, München 2002, 28 f.
- 32 Ferdinand, Horst/Kohler, Adolf: Für Europa ..., 60.
- 33 Furler, Hans: Im neuen Europa ..., 48.

- 34 Philipp, Claudia: Hans Furlers Beitrag zur Entstehung des Europäischen Parlamentes, in: Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch (Hrsg.): Hans Furler (1904–1975). Europa – eine Idee wird Wirklichkeit, Freiburg 2004.
- 35 Mahncke, Dieter: Parlamentarier für Europa: Hans Furler und Karl Mommer, in: Jansen, Thomas/Mahncke, Dieter (Hrsg.): Persönlichkeiten ..., 496.
- 36 Furler, Hans: Die Entstehung und die grundlegenden Aufgaben des Europäischen Parlaments (Sonderdruck), 2.
- 37 Ferdinand, Horst/Kohler, Adolf: Für Europa ..., 70; Furler, Hans: Nur ein Parlament für Euratom, Gemeinsamen Markt und Montan-Union, in: Furler, Hans: Reden und Aufsätze ..., 212. Zu Hans Furlers Präsidentschaft (1960–1962) jetzt: Huber, Heinz G.: Hans Furler als Präsident des Europäischen Parlaments, in: Hans-Furler-Gymnasium (Hrsg.), Hans Furler ... (im Druck).
- 38 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.1957; Bundesarchiv Koblenz N 1255/116. Tatsächlich waren es 1958 nur 112 Abgeordnete. Gegenüber der Peiner Allgemeinen Zeitung bezeichnete es Furler als Zukunftsziel, auch die parlamentarische Vertretung des Europarates mit dem Europäischen Parlament zu vereinigen (Bundesarchiv Koblenz N 1255/116). Auch nach der Bildung des Europäischen Parlamentes gab es noch die parlamentarische Vertretung der Westeuropäischen Union und den Europarat (Die Welt, 6. Februar 1957).
- 39 Furler, Hans: Im neuen Europa ..., 63.
- 40 Dettke, Dieter: Pionier der europäischen Integration ..., 252.
- 41 Schuman, Robert: Für Europa, Hamburg/Genf/Paris 1963, 24.
- 42 Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Furler N 1255/137.

Ausstellung zu Leben und Werk des Schwarzwaldmalers und Mundartdichters Eugen Falk-Breitenbach (1903–1979) in Hausach/Kinzigtal

Anja Rudolf

Im Jahr 1979 ging das Haus des alemannischen Landschaftsmalers und Mundartdichters Eugen Falk-Breitenbach mit seinem gesamten Inventar in den Besitz der Stadt Hausach im Kinzigtal über. Bis zum heutigen Tage unverändert, scheint es noch die Atmosphäre des früheren Bewohners zu atmen. Nur selten bleibt ein solches Ensemble ohne schwerwiegende Eingriffe bestehen. Zum 25. Todestag des Malers Eugen Falk-Breitenbach eröffnete die Stadt Hausach am Samstag, 21. August 2004, in der ehemaligen Bahnmeisterei (Eisenbahnstr. 9) eine Ausstellung zu Leben und Werk des badischen „Malerpoeten“.

Am 26. Februar 1903 wurde Eugen Falk als erstes Kind des Heizers Emil Falk in Offenburg geboren. 1909 zog die Familie nach Hausach. Diese Stadt sollte die Heimat Eugen Falks werden, die er nur selten und dann nur mit Widerwillen verließ. Nach der Schulzeit absolvierte er in den Jahren 1918 bis 1922 eine Mechanikerlehre bei den Edelstahlwerken in Haslach. Aus diesem Städtchen stammte die Familie Falk ursprünglich. Dort hatte Eugen schon als Kind viel Zeit bei den Großeltern und Verwandten verbracht und dort lernte er den Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Hansjakob kennen und bewundern. Ein Treffen, das sein ganzes weiteres Leben beeinflussen sollte.

Nach der Gesellenprüfung nahm er eine Anstellung an, doch konnte ihn der durch den Vater erwartete und von der Gesellschaft vorgezeichnete Lebensstil nicht zufrieden stellen. Er erstrebte ein anderes Leben. 1925 ging er auf Wanderschaft. Über Singen und Fürth kam er nach Nürnberg. Seinen Unterhalt verdiente er sich durch Zeichnen von „Tee- und Käsefolien“, Zeitungsartikel, 17. Dezember 1970.

Ab 1926 in Nürnberg, konnte er es sich im Wintersemester 1927/28 leisten, die Kunstgewerbeschule zu besuchen. Mit den neuen Fähigkeiten kehrte er nach Hausach zurück und heiratete 1930 die Putzmacherin Emma Armbruster, geschieden, die ihren Sohn aus erster Ehe und eine Tochter ihrer Schwester mit in die Ehe brachte. Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Eugen Falk als Kaufmann. Doch schon bald versuchte er sich selbstständig zu machen mit dem Verkauf seiner Landschaftsmalerei und kunstgewerblichen Produkten. Ab dieser Zeit begann er Zeitungsartikel zu sammeln, die sich mit Brauchtum, historischen Gebäuden und weiteren heimatgeschichtlichen Themen befassten. Doch die Zeiten änderten sich und plötz-

lich stand sein persönliches Interesse der Brauchtumpflege merkwürdig im Einklang mit der „Deutschtumpflege“ der Nationalsozialistischen Partei. Im Mai 1933 trat er der NSDAP bei. Die nachfolgenden Jahre werden in der Ausstellung kritisch beleuchtet. Eugen Falks verschiedene Ämter werden berücksichtigt und sein Handeln hinterfragt. Dabei wird chronologisch, belegt durch eine Fülle von Originaldokumenten, sein parteipolitisches Handeln in den Jahren 1933 bis 1945 dargelegt.

Zeit seines Lebens hat Eugen Falk, der sich später „Breitenbach“ nannte (nach dem Tal, in dem er sein Haus baute), sich mit großem Engagement für die Gesellschaft eingesetzt. Seine reichhaltige Zeitungsausschnittsammlung zeugt für sein Engagement als Denkmalpfleger. Er befasste sich mit Naturschutz, war Mitbegründer der alemannischen „Muettersprochsgesellschaft“ und Helfer bei der Gründung des Gutacher Freilichtmuseums Vogtsbauernhöfe. Seine schlichte Lyrik, die sich mit theologischen Problemen auseinandersetzt und mit der Situation des Einzelmenschen in der Gesellschaft, zeugt von bisweilen fast schwermütiger Nachdenklichkeit. Eine Sammlung Geschichten menschlicher „Originale“ in Zeitungsausschnitten und in eigener Prosa macht seine Nähe zu Schriftstellern wie Hansjakob oder Hebel deutlich. Mehrfach wurde er gefragt, warum er in seinen Landschaften keine Menschen darstelle. Die Antwort, dass er diese dann so hätte malen müssen, wie sie sind, erklärt vielleicht seine vielfach als extrem empfundene Naturverbundenheit und sein vielfältiges Lob der Einsamkeit, das sich bis zur Eigenbrödelei steigern konnte.

Bewundert von den Freunden der alemannischen Mundart, vielfach bekannt und befreundet mit Kennern und Bewahrern volkstümlichen Brauchtums, war wohl seine Art ihm zur völligen Anerkennung hinderlich.

Die Ausstellung beleuchtete die vielfältigen Facetten dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit.

Weswegen vor dreihundert Jahren in Rheinfelden und Laufenburg des Kaisers Soldaten ohne Rock und Hemd und ohne Schuhe Wache schieben mussten

Zum 300. Todestag von Samuel Oppenheimer,
Hofjude zu Wien

Peter Stein

Der Friede von Rijswijk

Es ist der 20. September 1697. Der Friede von Rijswijk wird unterzeichnet. Der neunjährige Krieg ist zu Ende. Er wird auch pfälzischer Erbfolgekrieg genannt, wurde doch um die Rechtsnachfolge des verstorbenen Kurfürsten Karl von der Pfalz gestritten. In seiner 47-jährigen Regierungszeit ist es für Kaiser Leopold I. von Habsburg ein schwerer Tag. Er anerkennt die Herrschaft Frankreichs über das Elsass, verzichtet auf Straßburg. Immerhin werden ihm Freiburg i. Br. und Philippsburg, sowie die Festungen am Rhein, Breisach und Kehl, zurückgegeben, welche Ludwig XIV. sich nach dem Westfälischen Frieden, der 1648 dem 30-jährigen Krieg ein Ende gesetzt hatte, angeeignet hatte. Auch die rechtsufrigen Festungen Hüningen und Fort Louis waren Gegenstand des Streites gewesen. Dem deutschen Kaiser verbleibt das linksufrige Fricktal mit „Kaiseraugst“, Rheinfelden und Laufenburg.

Prinz Eugens Sieg

Am 12. September 1683 war Großwesir Kara, der schwarze Mustafa, mit seinem Versuch, Wien zu erobern, gescheitert. Seither herrschte Krieg zwischen den Türken und Österreich. Doch am 11. September 1697 gelang Prinz Eugen von Savoyen der entscheidende Sieg in der Schlacht von Zenta an der Theiss. Der Sieg war herrlich, die Kriegskosten sind beträchtlich und ungedeckt.

Ein neuer Krieg zieht am Horizont herauf: Der Spanische Erbfolgekrieg

1665 stirbt der spanische Habsburger, Kaiser Philipp IV. Er hinterlässt einen debilen Sohn Karl II. Karl II. stirbt ohne Nachkommen. In seinem Testament ernennt er Philipp von Anjou, den Enkel des französischen Königs Louis XIV. zu seinem Nachfolger. Es kommt zum erneuten Krieg zwischen

Frankreich und Leopold I. um die spanische Erbfolge, da dieser Habsburger glaubt, bessere Ansprüche geltend machen zu können. Als Ehemann der spanischen Prinzessin Maria Theresia erhob Leopold I. (1640–1705) Ansprüche auf Spanien, nachdem mit dem Tode Karls II. am 1. November 1701 die spanischen Habsburger ausgestorben waren.

Prinz Eugen, der edle Ritter

Prinz Eugen (1663–1736), der edle Ritter, schildert am 8. März 1703 seinem Kaiser Leopold I. den verzweifelten Zustand seines Heeres. „Die Offiziere geben ihr eigenes wenig Geld hin, um den Soldaten wenigstens Schuhe und Strümpfe an den Leib zu schaffen, aber die Armut dieser Offiziere ist jetzt schon so groß, dass viele Bettler in der Welt sein dürften, die kein so mühseliges Leben führen.“ Kurz darauf mahnt er den Kaiser freimütig: „Majestät, die Krone wackelt auf dero Haupte, das Szepter droht Ew. Majestät Hand zu entfallen und dass die ganze Monarchie über und über zu Grunde geht.“

Europa hatte sich vom dreißigjährigen Krieg (1618–1648) noch nicht recht erholt, der neunjährige Krieg war noch nicht ausgestanden, die Aufwendungen für den Türkenkrieg noch offen.

Durch die vielen Kriege war die Staatskasse leer. Die Armeen konnten nicht mehr verproviantiert werden. Zwei Infanterieregimenter wurden noch vor Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, um sie nicht nutzlos dem Feinde preiszugeben, aus Spanien zurückberufen. „Mit Verzichtleistung auf einen 33-monatigen Soldrückstand hatten sich die Truppen auf einem 46-tägigen Marsch fast bettelnd bis nach Rheinfelden durchgeschlagen. Die Offiziere verkauften die Kleider vom Leibe, um die Soldaten ernähren und die Fahne erhalten zu können. Die beiden Städte Rheinfelden und Laufenburg, wo die Regimenter vorläufig in Garnison blieben, weigerten sich, ihnen auf Kredit des Kaisers auch nur die einfache Hausmannskost zu geben. Offiziere und Mannschaft hatten lange Zeit hindurch nichts als trockenes Brot gegessen. Die Leute standen ihre Wache ohne Rock und Hemd, ohne Schuhe.“

Samuel Oppenheimers (21. Juni 1630 – 14. April 1703) Aufstieg und Fall

Kaiser Leopold weist auf den 6. Juni 1670 die Juden aus Wien aus. Doch ein kurz danach von der Hofkammer erstattetes Gutachten hebt die Leistungen der Juden als Geldvermittler für die kaiserliche Kammer hervor. Binnen 24 Stunden vermochten sie gegen „ein schlechtes Trinkgeld“ Geld zu beschaffen. Nach ihrer Vertreibung waren in einem bestimmten Falle wochenlang nicht einmal gegen große Versprechen 10.000 bis 15.000 Gulden aufzubringen.

Der erste Jude, der überhaupt wieder dauernd in Wien Fuß gefasst hatte, war Samuel Oppenheimer.

Vorfahren diese Mannes waren schon 1612 aus Frankfurt a. M. vertrieben worden. Den Geburtsort Samuels kennen wir nicht sicher, wahrscheinlich war es Heidelberg, nannte er sich doch auch „Judt von Haydtberg“. Über seinen Vater Simeon wissen wir so gut wie nichts. Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, der an Spinoza den Ruf nach Heidelberg hatte ergehen lassen, baute Oppenheimer die erste Staffel zu seinem Aufstieg, indem er ihn als Armeelieferant, Kammeragent und Vertrauensmann einsetzte. Ab 1672 war Oppenheimer auch kaiserlicher Armeelieferant, besorgte Munition und Proviant, namentlich Hafer und Mehl für Tausende von Tälern. Am 11. September 1676 fällt Philippsburg und wieder sorgt Oppenheim für die Verpflegung. Er führt nun den Titel eines kaiserlichen Kriegsfaktors. Weil er billig und zu guten Terminen liefert, wird er unentbehrlich. Doch bleibt die Bezahlung durch die kaiserliche Kasse aus. Am 4. Februar 1679 stellt die Generalskriegskasse ihre Zahlungen ein. Tags darauf unterzeichnet der Kaiser den Friedensvertrag von Nimwegen, der Louis XIV. Elsass und Burgund einbringt.

Verhaftungen Oppenheimers

Hauptgläubiger des Kaisers ist Oppenheimer. Er selbst steht am Rande des Bankrotts. Dazu kommt, dass er der Übervorteilung des Fiskus bezichtigt und im Januar 1683 samt seinem Sohn und dem Sekretär verhaftet wird. Dadurch verliert Oppenheimer seinen Kredit und bringt auch seine Gläubiger, die bislang an seine prompte Zahlungsweise gewöhnt waren, in große Verlegenheit. Obwohl in Haft, besorgt er weiterhin Lieferungen für das zum Entsatz Wiens zusammengeströmte Kriegsvolk. Nach einem halben Jahr wird er aus der Haft entlassen. Papst Innocenz XI. sendet dem Kaiser 50.000 Gulden als Türkenhilfe. Mit diesem Geld beschafft Oppenheimer auf den Tag, an dem die Schlacht um Wien beginnt (12. September 1682) Hafer, Flöße und Schiffe nebst 52 Kopf Besatzung für die Zufuhr von Ulm nach Wien, die Bespannung für die Artillerie und Truppeneinkleidung sowie Munition. So hat Oppenheimer für seine Aufwendungen im März 1684 noch weitere 187.000 Gulden zu fordern.

Am 19. September 1697 wird Samuel Oppenheimer unter dem Verdacht, einen Mordanschlag geplant zu haben, auf Grund der Anzeige eines suspekten Subjekts erneut verhaftet. Das war kurz vor der Leipziger Messe. Eine Panik bricht bei seinen Gläubigern aus. Doch am 5. Oktober wird Oppenheimer wieder aus der Haft entlassen, da nicht einmal die Absicht eines Meuchelmords erwiesen sei. Erneut nimmt er in großem Stil Lieferungen für Rekrutierung und Remontierung auf, liefert Mehl, Hafer und sämtliches Brot nach Ungarn. Bezahlt wird er wie zuvor nicht in bar, son-

dem mit Anweisungen auf Guthaben und auf Vorbezüge der künftigen Abgaben.

Plünderung

Faktisch standen Wohl und Wehe der Armee, das Schicksal von Hof und Staat in der Hand eines Juden, der vom Gehalt des Generalissimus bis zum Radnagel, vom Ring am Finger des Kaisers bis zum Livreeknopf seines Stallknechts fast alles lieferte. Das ertrug die Bevölkerung von Wien schlecht. Am 21. Juli 1700 soll eine Jude aus dem Hause Oppenheimers zwei Kaminfeger, die vor einem Wirtshaus in der Nähe der Oppenheimerischen Liegenschaft Mühle spielten, verlacht haben. Einer der Gesellen erwiderte mit einem damals beliebten Judenspott; er klopfte mit der Hand auf die Bank. Als er davon nicht abließ, schritt die Wache gegen ihn ein, worauf das Volk zusammenlief und mit Steinen und Eiern dem Oppenheimer die Fenster einwarf. Die nahe gelegene städtische Hauptwache schaute dem Treiben ruhig zu. So ging man an die Demolierung und Plünderung des Hauses. Das ganze Mobiliar wurde zerbrochen, den Weinfässern der Boden eingeschlagen und namentlich die Geschäftsbücher und Briefschaften zerstört. Die Hausinsassen retteten sich rechtzeitig in ein Gewölbe. Schließlich schritt die Burgwache ein und schoss in die Menge, wobei zwölf Personen verwundet, ja gar getötet wurden. Selbst Kanonen wurden aufgepflanzt und noch in der Nacht die Rädelsführer aus den Betten geholt.

Ein Kaminfeger und ein Schwertfeger wurden am eisernen Gitter über dem Eingang des geplünderten Hauses gehenkt und die Leichname zum abschreckenden Beispiel den ganzen nächsten Tag hängen gelassen. Oppenheimer hatte durch die Vernichtung wichtiger Urkunden einen enormen Schaden erlitten, da er vor dem Untersuchungsgericht mit genauen Ausweisen über jeden einzelnen Geschäftsabschluss mit der Hofkammer (Finanzministerium) Aufschluss zu geben hatte. Nun fehlten ihm die Belege.

Samuels Tod und Bankrott der Firma Oppenheimer

Dem Kaiser gab niemand mehr für einen Heller Kredit. Oppenheimer hatte mehrere Millionen Gulden an den Kaiser zu fordern. Dennoch verpflichtete er sich zu weiteren Darlehen von fünf Millionen an den Fiskus. Als der Kaiser den Aufstand unter Rakoczy in Ungarn niederschlagen hatte, ordnete Oppenheimer das Proviantwesen und führte neue Geschütze hin, für die er mit dem Bruch Eisen bezahlt wurde, das die Franzosen nach dem Friedensschluss von Ryswick (1697) in Philippsburg zurückgelassen hatten.

Die kaiserliche Hofkammer bestätigte am 24. März 1702, dass niemand außer Oppenheimer dem Fiskus nur einen Kreuzer leihen würde. Der Kai-

ser versetzte sogar seine Kronjuwelen in Amsterdam, um zu Geld zu kommen. Erst als deren Verwertung angedroht wurde, sind sie ausgelöst und sogleich einem anderen Darlehensgeber wieder verpfändet worden.

Aber Oppenheimer war selber in der Klemme. Für fünf Millionen war er auf fragwürdige Fonds auf 10–12 Jahre hinaus und auf die zukünftige Vermögenssteuer verwiesen worden. Er selber finanzierte sich durch Darlehen, die ihm vom Adel und auch von geistlichen Würdenträgern anvertraut worden waren, welche nicht offen mit dem Kaiser Geschäfte abwickeln wollten, sondern ihn, Oppenheimer, dazwischenschalteten. Auf die Leipziger Messe vom Frühjahr 1703 hatte er selber drei Millionen zu zahlen. Dazu erkrankte er schwer und starb am 14. April 1703 an einer Lungenentzündung. Nach seinem Tode erklärte der Fiskus den Bankrott über seinen Nachlass.

Oppenheimer hatte dem Kaiser unermessliche Dienste erwiesen. Dennoch gestattete dieser ihm nicht, im Hause eine Synagoge einzurichten und auch die ihm mehrfach versprochene goldene Gnadenkette erhielt er nie.

Bei obiger Schilderung seines Lebens sind wir der umfangreichen Studie von Max Grunwald¹ gefolgt. Die nachfolgenden Darlegungen beruhen auf eigenen Recherchen.

Beziehungen Samuel Oppenheimers zur Regio

Um seine zahlreichen Lieferungen an die Krone erbringen zu können, war Samuel Oppenheimer auf ein ausgedehntes Netz von Unteragenten angewiesen. So findet sich im Staatsarchiv des Kantons Aargau² ein Beschluss hinsichtlich eines Gesuchs des Jud Isack Oppenheimer von Thiengen von 1697, in welchem er Zollbefreiung zu Brugg, Klingnau und Königsfelden für eine Lieferung von Haber und Roggen forderte, die er über den Rhein liefern wollte. Das Gesuch wurde abschlägig beantwortet. Gewiss hat es sich um Einkäufe für die Truppenproviantierung für die Soldaten des Kaisers gehandelt, die sich mit den Franzosen schlugen.

Dieser Isak Oppenheimer ehelichte eine Tochter des 1699 verstorbenen Patriarchen Marum Guggenheim von Lengnau³: „Judt Maram Tochtermann Judt Isak Oppenheimer“.

Wie der unmusikalische Autor zu einem gemeinsamen Vorfahren mit dem Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy kommt

Eines der zahlreichen Kinder Samuel Oppenheimers, die Tochter Frommet (gestorben 1713) heiratet den Stammvater der Familie Guggenheim, Josef (gestorben 1735). Dieser in Frankfurt a. M. ansässige Bankier lebt in großem Stil mit sieben Bediensteten im Haus zum Rost. Einer seiner Söh-

ne, Abraham Guggenheim (gestorben 1766), hat eine Tochter, Frommet Guggenheim (1737–1812), welche den Philosophen Moses Mendelssohn trotz seines verkrüppelten Körpers aus wahrer Liebe heiratet. Dieser Moses Mendelssohn diente Lessing als Vorbild für seinen „Nathan der Weise“. Enkel von Moses ist der berühmte Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Ein anderer Sohn von Josef Guggenheim und Frommet Oppenheimer, nämlich Wolf Guggenheim lässt sich im Elsässischen Obernai nieder. Sein Sohn Jakob Guggenheim (1710–1803) wird Oberrabbiner des Unterelsass mit Sitz in Haguenau.

Der Schreibende (dessen Familie väterlicherseits aus der Ortenau, aus Diersburg, stammt) ist ein direkter Nachkomme von Samuel Oppenheimer, so dass er im Jahr 2003 dessen 300. Todestag und von Rabbiner Jakob Guggenheim dessen 200. Todestages zu gedenken hatte.

Anmerkungen

- 1 Grunwald, Max: Samuel Oppenheimer und sein Kreis, Wien und Leipzig 1913.
- 2 AA 2685, Trucken 25. Bündel 2/8.
- 3 Landvogtei-Rechnungen der Grafschaft Baden 2579, 97 v.

Friedrich der Große und Prinz Wilhelm von Preußen besuchen 1740 die Städte und Festungen Kehl und Strasbourg

Ralf Bernd Herden

Am 15. August 1740 kam die Gruppe in Leipzig an, um von dort aus nach Bayreuth, sozusagen zu einem Verwandtenbesuch, weiterzureisen. Am 17. August dort angekommen, reiste man über Würzburg und Frankfurt am Main, Durlach und Rastatt weiter nach Kehl, wo die Reisenden am 23. August 1740 eintrafen und von hier aus Strasbourg einen Besuch abstatteten. Dort stieg Graf Dufour im Gasthof „Zum Heiligen Kreuz“ ab, Graf Schaffgotsch im Gasthof „Zum Raben“. In ihrer Begleitung befand sich auch ein Herr von Pfuhl, welcher eigentlich Algarotti hieß und zum engsten Kreis um den preußischen König Friedrich II. gehörte. Auch Prinz Leopold von Anhalt-Dessau¹ soll den Abstecher nach Frankreich mitgemacht haben. Unbekannt ist, wie groß das Gefolge der reisenden Grafen ansonsten noch war.

Hinter Graf Dufour aber verbirgt sich kein Geringerer als Friedrich II., genannt der Große (1712–1786), König von Preußen, höchster selbst, welcher erst am 1. Juni 1740 nach dem Tode seines Vaters Friedrich Wilhelm I. (der an anderen Höfen der „königliche Sergeant“ genannt wurde) den Thron bestiegen hatte, und hinter Graf Schaffgotsch verbarg sich sein Bruder und präsumtiver Thronfolger, Prinz Wilhelm (1722–1758). Das Verhältnis der beiden Brüder, welches sich noch erheblich abkühlen sollte (ab 1746), scheint zu dieser Zeit noch ungetrübt gewesen zu sein. Die Charakterzüge „Friedrichs des Einzigartigen“ waren zu jener Zeit noch jugendlich-offen – im Alter sollten sie jedoch in bezeichnender Art denen seines Vaters, des Soldatenkönigs, immer ähnlicher werden.

Die Reisenden königlichen Geblüts verweilten bis zum 26. August in Strasbourg². Hierin sind sich alle Quellen einig.

Dass Regenten und Könige inkognito unter einem Aliasnamen reisten, war nichts Ungewöhnliches. Dies praktizierte bereits Richard Löwenherz (1157–1199), welcher sich auf seinen Reisen gerne als einfacher Tempelritter ausgab.³ Zar Peter I. von Russland (1672–1725), ebenfalls wie Friedrich II. mit dem Beinamen „der Große“ geehrt, sammelte als Zimmermann in den Jahren 1697/1698 in den Niederlanden Erfahrung,⁴ wie dies beispielsweise Gustav Albert Lortzing (1801–1851) in seiner Oper „Zar und Zimmermann“ treffend beschrieb. Peter der Große reiste dabei stets unter dem Namen Pjotr Michajlow⁵. Kaiser Josef II. (1741–1790), Sohn Maria Theresias (1717–1780) und als Habsburger auf dem deutschen Kai ser-

thron, reiste gern unter dem Pseudonym eines Grafen von Falkenstein, um relativ unerkannt seine Länder inspizieren zu können.⁶ Und Markgraf Karl Friedrich von Baden (1728–1811), seit 1806 erster, badischer Großherzog, trat am 5. Juni 1761 unter dem Namen „Graf von Eberstein“ nicht nur mit seiner Frau, Markgräfin Karoline Luise geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt (1723–1783), sondern auch mit den markgräflichen Prinzen eine Reise nach Paris an.⁷ Auf dem Weg zu seinem fehlgeschlagenen Staatsstreich nach Strasbourg im Jahre 1838 nannte sich Louis Napoleon Bonaparte (1808–1873), der spätere französische Kaiser Napoleon III., nach einem Herren von Sigmaringen⁸. Und selbst noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts reiste der russische Großfürst Pjotr Nikolajewitsch (1864–1931), ein Enkel des Zaren Nikolaus I. (1796–1855) unter dem Decknamen eines Grafen Djulber. Die Anregung dafür hatte ihm der Namen eines seiner Güter gegeben.⁹

Auch die Auswahl der königlichen „Decknamen“ ist übrigens nicht ohne ein gewisses geschichtliches Interesse:

Graf Dufour nannte sich der König selbst. Er wählte damit den Namen eines Hugenottengeschlechts, welches seit dem 17. Jahrhundert im Raum Leipzig ansässig war und dort u. a. im Rohseidenhandel und in Bankgeschäften recht erfolgreich tätig war. Die Familie führte zwar keinen Grafentitel, gehörte jedoch zur wirtschaftlichen Elite ihrer neuen Wahlheimat.¹⁰

Graf Schaffgotsch war der Deckname des Prinzen August Wilhelm. Der wohl – nicht nur zu jener Zeit – bekannteste Graf Schaffgotsch war Philipp Gotthard Graf von Schaffgotsch¹¹ (1716–1796), 1738 in Wien zum Priester geweiht. Schaffgotsch trat 1740, nach der Annexion Schlesiens, auf die Seite Friedrichs II., wurde 1743 Abt des Sandstiftes, 1744 Bischofskoadjutor des Kardinals Sinzendorf, 1747 Fürstbischof von Breslau. Er überwarf sich später, nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges, mit Friedrich II., so dass das Bistum nach Friedensschluss 1763 unter staatlicher Zwangsverwaltung blieb. 1766 schließlich zog sich Schaffgotsch auf sein in österreichischem Territorium gelegenes Schloss Johannesberg zurück und beschränkte sich auf die Verwaltung der österreichischen Teile seines Bistums.

Interessant ist fernerhin, dass Philipp Gotthard Graf Schaffgotsch,¹² Fürstbischof von Breslau, noch als Abt und Domkanonikus Mitglied der Freimauer-Loge „Zu den drei Totengerippen“ in Breslau geworden war. Friedrich der Große¹³ war bereits seit 1738 Mitglied des Freimaurerbundes geworden, brachte die Freimauerei nach Berlin und hielt in Charlottenburg selbst Loge. Er hatte auch selbst seinen Bruder Wilhelm¹⁴ in den Freimaurerbund aufgenommen.

Graf Schaffgotsch wiederum soll der Stifter der in seinem Auftrag von den Grafen Hoditz und Grossa in Wien gegründeten Loge „Zu den drei

Kanonen“ sein, welcher auch Kaiser Franz I.¹⁵ angehört haben soll. Dieser soll im Jahre 1731 in Den Haag, noch als Herzog von Lothringen, von Vertretern der englischen Großloge aufgenommen worden sein, jedoch im Gegensatz zu Friedrich dem Großen dem Bund nicht aktiv angehört haben.

Im Gegensatz zu dieser „Geistesverbindung“, welche freilich die Kriege Friedrichs des Großen und Maria Theresias, der Gattin Franz I., nicht verhindern konnten, war Frankreich¹⁶ ganz „Antifreimaurerisch“ eingestellt: Adlige, welche den Logen angehörten, wurden des Hofes verwiesen, und bereits am 14. September 1737 hatte der Generalleutnant der Polizei, René Hérault, ein Verbot aller Freimaurer-Zusammenkünfte erlassen. Ein Gastwirt, der sich an das Verbot nicht gehalten hatte, wurde mit der ungeheuren Geldbuße von 1.000 Livres belegt und sein Lokal für ein halbes Jahr geschlossen. In dieser Zeit wurde ihm der Zugang zu den Gasträumen einfach zugemauert.

Von Interesse sind aber vor allem die recht unterschiedlichen Beschreibungen des Verlaufs des Besuchs des Preußenkönigs in Kehl, welche manchen Anlass zur historischen Spekulation geben können – auf den Lauf der Geschichte jedoch keinen Einfluss hatten.

Ob Friedrich II. im Rahmen seiner Inkognitoreise jene Vorsätze gefasst hat, welche er zwölf Jahre später seinem politischen Testament von 1752 anvertraut hat: „Schlesien und Lothringen sind zwei Schwestern, von denen die ältere Preußen, die jüngere Frankreich geheiratet hat. Dieser Bund zwingt sie zu gleicher Politik. Preußen darf nicht ruhig zusehen, dass Frankreich Elsaß oder Lothringen verliert ...“¹⁷ Die Nachkommen des großen Königs sollten dies anders sehen.

Gleich nach der Ankunft des Königs in Kehl, als Friedrich II. eine Einkehr hielt, machte der dortige Wirt (oder war es der Herbergswirt, welcher gleichzeitig auch Posthalter¹⁸ war) seine Gäste darauf aufmerksam, dass man für die Einreise nach Strasbourg einen Pass benötigen würde. Der königliche Kammerdiener musste also einen Pass aufsetzen, welcher sofort mit dem königlichen Siegel versehen wurde, und welchen Friedrich der Große höchst eigenhändig unterschrieb. Dieses außergewöhnliche und abgekürzte Verfahren machte den Gastgeber stutzig, der bald erriet, wer unter seinen Gästen weilte. Man soll Mühe gehabt haben, „den Hoherfreuten zum Stillschweigen zu bringen“¹⁹. Eine Nacht soll man in Kehl verbracht haben, wobei es sich der König nicht nehmen ließ, noch am Abend über die lange Rheinbrücke nach Strasbourg hinüber zu blicken.²⁰

Bei der Grenzkontrolle muss der vom König selbst unterzeichnete Ausweis, was auch für damalige Zeiten äußerst merkwürdig war, wohl kein Aufsehen erregt haben. Sofort nachdem man in Strasbourg Logis bezogen hatte, ließ sich Friedrich II. Kleidung im französischen Stil, ganz nach neuester Mode, anfertigen. Danach kehrte er in einem Kaffeehaus ein, wo er die Bekanntschaft französischer Offiziere machte, welche er zu sich zur

Abendtafel bat. Nach anderen Quellen soll er seinen Herbergswirt gebeten haben, Offiziere zu seiner Abendtafel zu bitten.²¹ Die vorzügliche Tafel, Geist und Anmut der Unterhaltung sollen die Gäste sehr beeindruckt haben. Angeblich soll Friedrich II., ein großer Freund der französischen Kultur und Sprache und auch des großen Voltaire, Zeit seines Lebens besser französisch als deutsch gesprochen haben. Eine Tatsache, welche viele seiner späteren Verehrer, insbesondere jene, welche ihn für eigene politische Zwecke missbrauchten, konsequent zu verschweigen suchten.

Den fröhlichen und zufriedenen Gästen soll es an diesem Abend nicht gelungen sein, das Geheimnis ihres Gastgebers zu lüften.

Am kommenden Tage aber habe König Friedrich II. die Parade besucht – und dort sei dann von einem Soldaten, welcher zuvor in preußischen Diensten gestanden habe, das Inkognito gelüftet worden.²² Wahrscheinlicher erscheint jedoch, dass die eingeladenen Offiziere Verdacht schöpften, und zu diesem Zwecke am folgenden Abend, anlässlich ihrer Gegenladung an den König, gezielt einen preußischen Deserteur ihres Regiments wohl zum Ordonnanzdienst heranzogen. Dieser erkannte dann Friedrich II. Die Reaktion des Königs: Er reiste sofort am kommenden Morgen, gleich bei Öffnung der Tore, wieder ab. Marschall de Broglie soll so erst nach der Abreise von seinem hohen Gast erfahren haben.²³

Andere Quellen berichten, Marschall de Broglie, der französische Gouverneur von Strasbourg, habe es sich nach der Lüftung der Tarnung des Gastes nicht nehmen lassen wollen, den König mit den ihm zukommenden Ehren zu empfangen, und ihn selbst durch die Festung geführt. Der Schneider habe die Bezahlung der gelieferten Kleider abgelehnt, sei es ihm doch Ehre genug gewesen, für den Preußenkönig arbeiten zu dürfen. Am Abend habe man in den Straßen Strasbourgs dann Freudenfeuer angezündet²⁴ ...

Andere Berichte wiederum führen aus, Gouverneur de Broglie habe den unbekanntem Grafen, ohne ihn zu erkennen, höchstpersönlich durch die Zitadelle geführt.²⁵ Und eine weitere Version lautet dahin, dass die geladenen Offiziere ihrem Kommandanten de Broglie über den merkwürdig großzügigen, unbekanntem Gastgeber berichtet haben. Dieser habe seine Offiziere zur Vorsicht gemahnt, jedoch habe sich das Problem dadurch gelöst, dass Friedrich der Große zwischenzeitlich bei einem Stadtbummel durch Strasbourg erkannt worden sei, und nunmehr, ganz Gentleman seiner Zeit, dem Marschall de Broglie artig einen kurzen Besuch abgestattet habe,²⁶ wie dies unter ritterlichen Ehrenmännern damals noch üblich war. Nach einer weiteren Version soll man sich, nachdem man gemeinsam mit Marschall de Broglie getafelt hatte, mit diesem sogar zur Komödie verabredet haben, und, unter Nichteinhaltung der Verabredung, dann schleunigst abgereist sein.²⁷

Von Strasbourg abwärts reiste der König dann mit seinem Gefolge in das preußische Wesel. Ob es stimmt, dass der König eigentlich auch inkognito nach Paris habe reisen wollen, muss dahingestellt bleiben.

Die Reise scheint jedoch für den König und sein Gefolge nicht besonders angenehm gewesen zu sein, denn in einem am 2. September in Wesel verfassten Brief an Voltaire berichtete Friedrich II. über „Entsetzliche Wege, schlechte Kost, schlechtes Getränk“²⁸. Dies galt zumindest für die Strecke bis Kehl. Der König hätte vielleicht einen längeren Aufenthalt im Hanauerland oder im Elsass nehmen müssen, denn dann hätte er sich unschwer vom Gegenteil überzeugen können, zumindest was Kost und Getränk betrifft.

Bei seinem Besuch in Kleve ging für Friedrich den Großen dann ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung: Er traf am 11. September 1740 auf Schloss Mayland²⁹ bei Kleve den hochverehrten Voltaire, Beginn oder Fortsetzung einer wechsellvollen Beziehung zweier Philosophen.

Anmerkungen

- 1 Was aber zu bezweifeln ist: Leopold Ludwig Reichsgraf von Anhalt-Dessau, illegitimer Spross des Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau aus der heimlichen Ehe mit einer Bauerntochter, war im Jahre 1740 gerade 11 Jahre alt. Es kann sich eigentlich nur um Moritz Prinz von Anhalt-Dessau gehandelt haben, Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und der Apothekertochter Anna Louise Föhse. Er wurde im Jahr 1712 geboren, nahm 1735 am Feldzug am Rhein teil, wurde 1745 Generalleutnant und 1757 Generalfeldmarschall. Inhaber des Schwarzen Adlerordens. Vgl. hierzu Anhalt, Friedrich Reichsgraf von, bis Anhalt-Dessau, Moritz Prinz von, in: Deutsche Bibliographische Enzyklopädie, K.G. Saur Verlag 1998, Taschenbuchausgabe gemeinsam Deutscher Taschenbuch-Verlag und K.G. Saur Verlag 2001, hier: Band 1, 137 f.
- 2 Zu den Zeitangaben insbesondere Rödenbeck, Karl Heinrich Siegfried: Tagebuch oder Geschichtskalender Friedrichs des Großen Regentenleben (1740–1786), erster Band, enthaltend die Jahre 1740–1759, Verlag der Plahn'schen Buchhandlung, Berlin 1840, 19.
- 3 Hauf, Monika: Der Mythos der Templer, Patmos Verlag/Albatros Verlag, Düsseldorf 2003, 241.
- 4 Gitermann, Valentin: Geschichte Russlands, Band II von III Bänden, Büchergilde Gutenberg/Athenäum Verlag, Frankfurt am Main 1987, 61.
- 5 ebd., 56.
- 6 Kramer, Konrad/ Stuibler, Petra: Die schrulligen Habsburger – Marotten und Allüren eines Kaiserhauses, Weltbild-Verlag, Augsburg 2003, 102.
- 7 Borchardt-Wenzel, Annette: Die Frauen am badischen Hof, Piper-Taschenbuch, München und Zürich 2003, 54.
- 8 Rieder, Heinz: Napoleon III.: Abenteurer und Imperator, Casimir Katz Verlag, Gernsbach 1989, 63.
- 9 Romanow, Prinz Roman: Am Hof des letzten Zaren, herausgegeben von Prinz Nikolai und Prinz Dimitri Romanow, Taschenbuchausgabe Piper-Verlag, Zürich 1997, 129 ff.
- 10 Dufour-Feronce, Albert Johann Markus, in: Deutsche Bibliographische Enzyklopädie, K.G. Saur Verlag 1998, Taschenbuchausgabe gemeinsam Deutscher Taschenbuch-Verlag und K.G. Saur Verlag 2001, hier: Band 2, 664.
- 11 Schaffgotsch, Philipp Gotthard Graf von, in: Deutsche Bibliographische Enzyklopädie, a.a.O., hier: Band 8, 556.

- 12 Vgl. Lennhoff/Posner/Binder, Internationales Freimaurer-Lexikon, überarbeitete und erweiterte Neuauflage der Auflage von 1932, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung München 2002, Artikel „Schaffgotsch, Philipp Gotthard“, 744.
- 13 Vgl. Lennhoff/Posner/Binder, a. a. O., Artikel „Hohenzollern, 1. Friedrich II. (der Große)“, 398.
- 14 Vgl. Lennhoff/Posner/Binder, a. a. O., Artikel „Hohenzollern, 2. Wilhelm, Prinz von Preußen“, 398.
- 15 Vgl. Lennhoff/Posner/Binder, a. a. O., Artikel „Lothringen, 1. Franz Stephan von, als Kaiser des Heiligen römischen Reiches (1745) Franz I.“, 526
- 16 Vgl. Lennhoff/Posner/Binder, a. a. O., Artikel „Frankreich“, 293ff., insbesondere 294.
- 17 Friedrich der Große: Das politische Testament von 1752, Reclam-Universalbibliothek, Stuttgart 1974, 66 f.
- 18 Carlyle, Thomas: Geschichte Friedrichs des II., genannt Friedrich der Große, 3. Band, R.v. Decker Verlag, 3. Aufl., Berlin 1917, 53.
- 19 Kugler, Franz/Menzel, Adolph von: Geschichte Friedrichs des Großen, Verlag E.A. Seemann, Köln 1988, 150 f.
- 20 Carlyle, Thomas: a.a.O., 51.
- 21 Rödenbeck, Karl Heinrich Siegfried: a.a.O., insbesondere die Fußnote auf Seite 19.
- 22 so Kugler, Franz/Menzel, Adolph von: a.a.O., 150 f.
- 23 Rödenbeck, Karl Heinrich Siegfried: a.a.O., insbesondere die Fußnote auf Seite 19.
- 24 Kugler, Franz/Menzel, Adolph von: a.a.O., 150 f.
- 25 Venohr, Wolfgang: Fredericus Rex, Bastei-Lübbe-Taschenbuch, Bergisch Gladbach 1990, 36 f.
- 26 Hartmann, Winfried: Der Alte Fritz in Anekdoten, Ullstein-Verlag, Berlin 1992, 112 f.
- 27 Carlyle, Thomas: a.a.O., 53 ff.
- 28 Carlyle, Thomas: a.a.O., 57.
- 29 Pelschinski, Hans: Aus dem Briefwechsel Voltaire–Friedrich der Große, Büchergilde Gutenberg/Haffinanns Verlag AG, Zürich 1992, 195.

Hesselhurster Geschichte(n)

Elvira Walter-Schmidt u.a.

17 junge Menschen zwischen 12 und 18 Jahren aus Hesselhurst haben Dorfgeschichte recherchiert und dokumentiert. Sie waren Teilnehmer an einem freiwilligen Jugendprojekt, gefördert und unterstützt von der Landesstiftung Baden-Württemberg und dem Paritätischen Bildungswerk.

In 900 Stunden haben die jungen Leute die Geschichte des Dorfes erforscht. Sie haben in Archiven gestöbert, ältere Mitbürger gefragt, vieles aufgeschrieben und nachgefragt. Sie haben viel Neues über ihr Dorf erfahren. Auf viele Fragen haben sie Antwort erhalten, einige sind offen geblieben, neue sind aufgetreten. Wir erheben mit den Ergebnissen dieser Arbeit nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Hauptanliegen des Projekts war, den Teilnehmern Spaß an freiwilliger Arbeit zu vermitteln, verbunden mit einem direkten Nutzen für jeden Einzelnen selbst. Gleichzeitig ist der ideelle Gewinn für alle Beteiligten noch kostbarer als jede praktische Erfahrung. Die jungen Menschen haben durch ihr freiwilliges Engagement gezeigt, dass sie ihr Dorf lieben und sie werden es in Zukunft aufgrund der neuen Kenntnisse mit anderen Augen sehen. Der Wert ihrer Arbeit wird mit den Jahren noch steigen und unbezahlbar sein.

Von der Gruppe bearbeitete Themen

Aus einer Liste von 14 Themen wurden nachfolgende Themenbereiche zur Bearbeitung ausgewählt.

1. Photogruppe – sie macht aktuelle Photos
2. Die Geschichte einzelner Häuser in Hesselhurst, Kaufläden, Metzgerei, Gasthäuser und ihre Säle, Zeichnen eines Ortsplans
3. Die Landwirtschaft in Hesselhurst
4. Verwandtschaftsverhältnisse – Wer ist im Dorf mit wem verwandt? Erstellen von Stammbäumen
5. Die Geschichte unseres Baggersees
6. Die jungen Alten – Wie haben die Menschen früher im Dorf gelebt, wie haben die Jugendlichen ihre Zeit verbracht?
7. Die Kabinenroller Crew



1. Die Photogruppe

Unsere Aufgabe war es, für die einzelnen Gruppen Fotos zu machen. Zum Beispiel mussten wir viele verschiedene Häuser fotografieren, den Baggersee und vieles mehr.

Dadurch haben wir Hesselhurst besser kennen gelernt und unsere Kenntnisse über das Fotografieren erweitert. Der Fotograf Klaus Hohnwald hat uns dafür eingewiesen.

Während unserer Arbeit haben wir oft den Verkehr aufgehalten, weil wir mitten auf der Straße standen, um ein gutes Foto zu machen. Da wir oft auf unsere Arbeit angesprochen wurden, haben wir viele nette Bekanntschaften gemacht.

Das Projekt hat uns sehr viel Spaß gemacht und wir nehmen viele Erfahrungen für unser weiteres Leben mit.

Tabea Arbogast + Stephanie Adolph

2. Alte Häuser

Die Gruppe „Alte Häuser“ hat sich mit der Geschichte einzelner Häuser im Dorf befasst.

Im Lauf der Bearbeitung des Themas stellte sich heraus, dass die Bereiche Wirtshäuser und Kaufläden nicht zu trennen sind, da sich oftmals beides im selben Haus entweder gleichzeitig oder zeitlich versetzt befand.

Folgende Gasthäuser und Kaufläden wurden bearbeitet: Der Hirschen, Schwanen, Rappen, Bierhäusel (heute Ranchito), Grüner Wald – zeitweise Gasthaus mit Bäckerei und Laden, Mombasa – vorher Kaufladen Karl Teufel und Edeka-Filiale, Matzebecke, Schnieders Lädell, Luise und Johann Jockers, Frieda und Robert Richter.

Der Hirschen

Adresse: Ortenuastraße 51

Baujahr: 1. Haus 1649, 2. Haus 1834

Erbauer: Michel Kleinlogel, Michael Pftotzer

Vorgeschichte

Die Familie Kleinlogel war eine der reichsten Familien im Dorf, sie besaß die größte Landwirtschaft. Nach dem Tod des Vaters Michel K. übernahm Veltin K. den Besitz. Nach der Heirat mit dessen Tochter Barbara übernahm Martin Adolph die Hofreite. Das Ehepaar bekam fünf Kinder. Der zweite Sohn Hanß bekam den Hof. Er heiratete 1737 Katharina Stiedel aus Hesselhurst. 1749 eröffneten sie die Wein- und Gastwirtschaft. Das fünfte Kind, Jakob Adolph übernahm den Hof. Er heiratete 1782 Barbara Fey aus



Das Anwesen Geyer in Hesselhurst, der ehemalige Hirschen

Bodersweier. Von den drei Kindern überlebte nur die 1790 geborene Tochter Margaretha. 1801 wurde der Hirschen an die Nichte von Jakob Adolph, Margaretha Karch und deren Ehemann Jakob Stiedel verpachtet. 1813 übernahmen diese den „Rappen“.

Margaretha Adolph heiratete Johann Pfozter. Dessen Bruder Michael Pfozter pachtete 1813 die Wirtschaft. Er verheiratete sich 1819 mit Barbara Jockers. Das einzige Kind starb. 1834 wurden die alte Gastwirtschaft und das heutige Wohnhaus erbaut. Nach dem Tod von Michael Pfozter übernimmt dessen Frau den Hof. Dieser bestand damals aus dem Wohnhaus, einer separat stehenden Scheuer, Stallungen, Schopf und Schweineställen. Mit eingeschlossen in den Besitz war die Realschildwirtschaftsgerechtigkeit „Zum Hirschen“. Das bedeutet, Michael Pfozter hatte das Recht, die Wirtschaft „Zum Hirschen“ zu betreiben.

1865 übernimmt David Baas für 6.000 Gulden den Hof. Er heiratet 1865 Elisabeth Jockers. Von den drei Kindern überlebt nur Elisabetha. Sie übernahm den Hof 1887, der Gastbetrieb wurde Ende 1870 von den Eltern eingestellt.

Elisabetha heiratete Jakob Lutz. Ihre Tochter Elisabeth Marie heiratete Michael Geyer aus Odelshofen. 1920 kam ihr Sohn Werner Herbert zur Welt. Im Betrieb wurde Tabak angepflanzt, Getreide angebaut, Milchwirtschaft betrieben, Rinder und Pferde gezüchtet. Während des Zweiten Weltkriegs führten die Eltern den Hof.

In der Besatzungszeit wurde er von den Franzosen als Offizierskasino genutzt. Der bewegliche Besitz wurde mitgenommen.

Nach dem schweren Wiederaufbau heiratete Werner Geyer 1948 Erna Bosch aus Kehl. Sie bekamen zwei Kinder. Der ältere Sohn Werner Geyer bewirtschaftet den Hof bis heute.

Quelle: Erna Geyer, Hesselhurst,
Textbearbeitung: Ann-Kathrin Goldbeck

Der Schwanen

Name: Schwanen

Adresse: Ortenaustr. 59

Baujahr: Möglicherweise 1729 (Angabe auf Brunnentrog)

Wirtschaftsrecht ab 1870

Vorgeschichte

Als der „Hirsch“ im Jahr 1870 geschlossen wurde, sahen die Besitzer vom „Schwanen“ die Gelegenheit, Geld zu erwirtschaften, indem sie eine Wirtschaft aus dem bisherigen Wohnhaus machten. Da es im Jahre 1869/1870



„Der alte Schwanen“ in Hesselhurst

einen schweren Brand im Haus gegeben hatte, konnte man das Geld gut gebrauchen, denn es mussten die Schulden des Neubaus abbezahlt werden.

Die Gastwirte des Schwanen waren in chronologischer Reihenfolge

1. Besitzer: Johannes Baumert (1870–1924)
2. Besitzer Elisabeth geb. Baumert + ihr Mann Johann Knapps (1924–1931)
3. Besitzer Adolf Kasper (1931–1950), nach dessen Tod seine Frau Lisel geb. Knapps (1950–1982)
4. Besitzer Rudolf Kasper (1982–heute)

Der Brunnentrog im Hof trägt das Baujahr 1729, was auch darauf schließen lässt, dass das ehemalige Wohnhaus um diese Zeit gebaut wurde. Die einzigen noch erhaltenen Räume aus dieser Zeit sind Flur, Küche und Kammer („Stübbel“).

Der Schwanensaal

1904 wurde die Wirtschaft durch einen Anbau erweitert und der Saal ausgebaut. Dieser Saal wurde im Jahr 1952 bis zu seinem jetzigen Zustand er-



Der neue Schwanen

weitert. Die verschiedensten Veranstaltungen fanden hier statt. Kriegerverein und Gesangverein, dessen Vereinslokal der Schwanen seit 1928 ist, führten hier ihre Theaterstücke auf. Bis zur Gründung der Theatergemeinschaft im Jahre 1985 trug die Gruppe ihre Stücke ebenfalls im Schwanensaal vor. Es wurde abwechselnd im Schwanensaal und im Rappensaal gespielt. Das Stück „De Milchpanscher“ wurde 1985 als letztes Stück im Schwanen aufgeführt.

Genauso wurde es auch mit den jährlichen Fastnachtsveranstaltungen gehalten. Seit Fertigstellung der Waldseehalle finden diese jedoch nicht mehr in den Wirtshaussälen statt.

Heute finden im Schwanensaal private Feiern wie z. B. große Hochzeiten statt. Der Vorraum des Saales wird vom Gesangverein „Frohsinn“ als Proberaum genutzt. An Rahmkuchentagen werden hier Gäste bewirtet.

In der Besatzungszeit (2. Weltkrieg) nutzten die Franzosen den Schwanen als „Mannschaftskasino“.

Der Rahmkuchen

1956 wurde im Schwanen (bzw. „Backstüble“) das erste Mal Rahmkuchen für die Öffentlichkeit gebacken. Zu dieser Zeit war der Schwanen eine der

wenigen Wirtschaften in unserer Gegend, die so etwas anbot. In den ersten Jahren wurde nur einmal im Jahr gebacken, bis sich die Nachfrage häufte. In der „Rahmkuchenhochsaison“ von Ende September bis Anfang April gibt es diesen Gaumenschmaus nun seit Jahren fast an jedem Wochenende. An diesen Tagen ist die ganze Familie im Einsatz. Dies sind Sohn Dieter in der Backstube und Schwiegersohn Günter Walter, der den frisch gebackenen Rahmkuchen über den Hof in die Küche bringt, wo er in Stücke geschnitten wird. In der Gaststube führen Tochter Sibylle und Schwiegertochter Lore das Regiment, unterstützt von den vier Töchtern. Die Wirtin ist an diesen Abenden mit den treuen Helferinnen in der Küche anzutreffen, wo der Kuchen ausgewellt und mit Rahm bestrichen wird. So wird er dann über den Hof in die Backstube getragen und kommt nach wenigen Minuten knusprig gebacken zurück.

Quellen: Gerda und Rudolf Kasper, „Schwanenwirts“

Textbearbeitung: Carolin Lohmele

Der Rappen

Adresse: Ortenaustraße 35

Baujahr: ?

Erbauer: ?

Wirtschaftsrecht ab: 1792(?)

Vorgeschichte

Das Geschlecht Karch bewohnte die Hofreite des Rappens wohl schon vor 1600, der erste bekannte Besitzer war Lienhard Karch. Dieser vererbte die Hofreite 1626 seinem Sohn Michael Karch, welcher im 30-jährigen Krieg nach Straßburg fliehen musste und dort 1646 verstarb. Sein Sohn gleichen Namens übernahm den Hof, bis er 1686 starb. In diesem Jahr wurde die Hofreite wie folgt beschrieben: „Eine Behausung samt Scheuer (Scheune), Stall und Garten. Der Hof liegt einseitig neben der Allmendgasse (heutige Rappengasse), anderseitig Diebold Hetzel, nach vorne die Dorfgasse (Ortenaustraße), nach hinten an den Bitzen stoßend.“

Der Nachfolger war wiederum ein Michael Karch. Dieser verheiratete sich mit Katharina Hörder. Von den drei Kindern erhielt abermals der Sohn Michael Karch nach dem Tod des Vaters 1736 die Hofreite, die jetzt zwei Behausungen umspannte. Dieser heiratete Barbara Arbogast aus Legelshurst. Michael starb 1763 und vererbte seinen Besitz an seinen Sohn Georg, der die Hirschwirtstochter Anna Barbara Adolf heiratete. Die Tochter Margarethe erbte den Hof nach dem Tod des Vaters 1786.



Der Rappen in Hesselhurst

Sie heiratete 1793 Jakob Stiedel. Pachtweise betrieben sie von 1800 bis 1813 die Gastwirtschaft „Zum Hirschen“, mussten diese Pacht jedoch wieder aufgeben, da der neue Besitzer Michael Pfozter den Betrieb selbst übernahm.

So griffen sie auf die an Margarethe vererbte Hofreite zurück. Schon 1792 hatte der Küfermeister und Bierbrauer Andreas Baas einen Gastwirtschaftsbetrieb „Zum Rappen“ eröffnet. Er starb im Alter von 38 Jahren. Nach dessen Tod wurde Jakob Stiedel bis zu seinem Tod 1837 der neue Rappenwirt. Sein Sohn Jakob Stiedel der 4. übernahm mit seiner Frau Maria Elisabeth Walter die Gastwirtschaft. In dieser Zeit wurde die Aufstockung des Gebäudes durchgeführt. Danach hatte es zwei Stockwerke. Nach dessen Tod 1853 erhielt der älteste Sohn Jakob Stiedel den Gasthof. Er heiratete Anna Maria Jockers aus Hesselhurst. Der aus dieser Ehe stammende Georg Stiedel übernahm den Rappen nach dem Tod des Vaters 1865. Georg heiratete Elisabeth Walter aus Hesselhurst. Im Jahr 1905 verließ er mit Frau und Kindern die Heimat und ließ sich in Golenhofen in Posen nieder. Er vererbte den Hof seiner Tochter Frieda, die ihn zwischenzeitlich verpachtete.



Luftbild von Hesselhurst mit dem Rappen

Neuere Geschichte

Frieda Stiedel verkaufte 1941 den Rappen an Heinrich Lutz und dessen Frau Anna, geborene Kummer. Da die Ehe kinderlos blieb, übergab Anna, die ihren Mann überlebte, die Gastwirtschaft an Marianne Bolay, geborene Walter weiter. Diese übergab den Rappen 2001 an ihren Sohn Peter Bolay. Seit kurzem befinden sich im früheren Rappensaal, in dem vor dem Bau der Waldseehalle viele dörfliche Veranstaltungen stattfanden, vier Fremdenzimmer.

Quelle: Fam. Bolay

Textbearbeitung: Kathrin Walter



Das ehemalige „Bierhiesl“, heute Ranchito, in Hesselhurst

Das Ranchito

Adresse: Ortenaustraße 54

Besitzer: Carmen Lämpe-Lutz und Karl-Jakob Lutz

Erbaut: 1715 in Willstätt

Vorgeschichte

Am 1. Juli 1776 erhielt Hesselhurst seinen ersten eigenen Pfarrer. Dieser brauchte aber auch eine Wohnung. Für diesen Zweck wurde in Willstätt ein Haus ersteigert, das der dortigen Herrschaft gehörte. Das Haus wurde in Willstätt abgebaut und in Hesselhurst am Standort des heutigen Pfarrhauses, genauer gesagt, links neben der heutigen Hofeinfahrt wieder aufgebaut.

1777 wurde das Haus mit einem Gottesdienst eingeweiht. Bis im Jahr 1805 war auch die Schule darin beherbergt. 1854/55 wurde das neue Pfarrhaus gebaut und das bisherige wurde nicht mehr benötigt. So wurde es auf Rollen an den heutigen Standort gebracht.

Dort erhielt das „Bierhaus“ 1854 eine Schankerlaubnis von der Besitzerin der Brauerei Hirt in Kork. 1919 erwarben Georg und Christine Lutz das Bierhaus. 1932 übernahmen der Sohn Heinrich Lutz und dessen Frau Anna die Gastwirtschaft, die sie bis 1942 betrieben. Danach fiel sie an eine Schwester des Heinrich Lutz, Emma Lutz (Bierwirts Emma).

1965 kauften Karl und Marie Lutz das Bierhaus, sie bauten es in ein Gästehaus mit sieben Gästezimmern um. Es trug dann den Namen „Gästehaus Lutz“. Bis im Jahr 1981 übernachteten hier Gäste und Besucher der umliegenden Firmen. Im gemütlichen Nebenzimmer wurden viele schöne Familienfeiern abgehalten.

Am 16. März 1981 starteten die Korker Anstalten den Versuch einer außerhalb liegenden Wohngruppe. Marie Lutz war Mitarbeiterin in den Korker Anstalten und so entstand die Verbindung zum Gästehaus Lutz. Am 16. März kamen alsdann sechs anfallfreie Epileptiker nach Hesselhurst in die erste externe Wohngruppe der Korker Anstalten. Diese bestand bis im September 1986.

Im Jahr 1986 ging das Haus an den Sohn Hans-Georg über, der das Haus in den folgenden Jahren an verschiedene Firmen vermietete, die zeitweise in unserer Region tätig waren.

Im Jahr 1989 kauften Carmen Lämpe-Lutz und Karl Jakob Lutz das Haus. Seither ist es wieder eine Gastwirtschaft und die Gäste kommen von nah und fern, um die kolumbianische Küche der Wirtin zu genießen.

Quelle: Ehepaar Lämpe-Lutz

Textbearbeitung: Jasmin Baumert

Das Wirtshaus „Grüner Wald“

Adresse: Waldseestraße 18

Baujahr: 1913

Bis im Jahr 1956 war Hermann Zimmer Gastwirt auf dem „Grünen Wald“. Zimmer war Bäcker und verkaufte seine Waren in einem kleinen Verkaufsraum, der von der Gaststube aus zugänglich war. Es gab auch Grundnahrungsmittel. Im Saal im Obergeschoss hielt der Tischtennis Club seine Trainingsstunden ab und wurde auch spät abends nach dem Training noch von Marie Zimmer mit Käsesalat und anderen Leckerbissen versorgt.

Am 1. Mai 1956 übernahmen Karl und Marie Lutz das Wirtshaus und blieben dort bis im Jahr 1965. Die Familie Lutz betrieb dort neben dem Gasthaus auch einen Lebensmittelladen. Zur Einrichtung desselben wurde das Nebenzimmer der Gaststube zu einem Verkaufsraum umgebaut.

Nach dem Weggang der Familie Lutz waren zahlreiche weitere Pächter auf der Wirtschaft, bis das Haus im Jahr 1998 in den Besitz der Fam. Hillert übergang.

Quelle: Fam. Lutz, Fritz Walter

Textbearbeitung: Jasmin Baumert



Gasthaus „Grüner Wald“, Hesselhurst

Mombasa

Adresse: Ortenaustr. 47

Baujahr: 1932

Erbauer: Karl Teufel

Vorgeschichte

Das heutige Mombasa wurde 1932 von Karl Teufel als Wohnhaus erbaut. Dieser betrieb in diesem Haus einen „Tante Emma-Laden“. Hier gab es alles. Lebensmittel wurden zu dieser Zeit noch in offenem Gebinde verkauft. Im ersten Stock gab es Geschirr, Haushaltswaren, Wolle, Kurzwaren und Wein. Die Scheune vor dem Haus wurde als Lager genutzt. Hier wurden außerdem Motorräder, Fahrräder, Mähmaschinen, Waschmaschinen und Gartengeräte verkauft. Die Kinder von Karl Teufel belieferten mit ihren Fahrrädern und Anhängern die umliegenden Dörfer Eckartsweier, Weier, Hohnhurst und Griesheim u. a. auch mit den geschliffenen Mähmaschinenmessern. Karl Teufel bezog seine Ware von Adolf Spinner aus Offenburg. Zudem betrieb der Inhaber eine Tankstelle mit zwei Zapfsäulen vor dem Haus. Im 2. Stockwerk hatte die Familie eine kleine Wohnung.



Bistro Mombasa, Hesselhurst



Mombasa, ehemals Kaufladen Teufel mit Zapfsäule

Karl Teufel vererbte 1984 seiner Nichte B. Teufel das Haus. Diese verpachtete das Erdgeschoss an Frau Fuhri aus Eckartsweier, die hier eine Edeka-Filiale betrieb. Die Nichte selbst wohnt seither im ersten Stock.

Drei Jahre später eröffnete das Mombasa. Seit zehn Jahren hat Martina Bickel das Lokal gepachtet.

Quellen: Walter Teufel, Martina Bickel

Textbearbeitung: Carolin Lohmele

Bäckerei Lutz

Besitzer: Marie und Karl Lutz (s'Matze)

Adresse: Ortenaustr. 58 (schräg gegenüber Rathaus)

1925 eröffneten Emma und Georg Lutz in ihrem Hof gegenüber dem Wohnhaus eine Bäckerei. In dem Gebäude, das heute noch steht, war der Laden und die Backstube. Es wurden außer Backwaren auch Grundnahrungsmittel verkauft. 1951 übernahmen der Sohn Karl Lutz und dessen Frau Marie geb. Karch (Hebamme), das Geschäft. Am 1.5.1956 pachtete das Ehepaar das Wirtshaus „Grüner Wald“, das Nebenzimmer wurde zu einem Verkaufsraum umgebaut. Hier wurde das gleiche Angebot verkauft



Die Backstube der Bäckerei Lutz

wie schon im bestehenden Laden. Die Mutter von Karl Lutz verkaufte weiterhin in der Ortenaustraße, in der auch für beide Geschäfte gebacken wurde. Um 1960 wurde im Erdgeschoss des Elternhauses ein Selbstbedienungsladen eingerichtet. Er hatte 30 qm Verkaufsfläche und war der erste in Hesselhurst. Die Familie Lutz blieb bis im Jahr 1965 im „Grünen Wald“. Der Kaufladen in der Ortenaustrasse bestand bis im Jahr 1975.

Metzgerei Heinzelmann

Besitzer: Mina und Karl Heinzelmann

Adresse: Ortenaustr. 44 (Gasse hinter Kriegerdenkmal)

Am 9. Mai 1950 war der erste Spatenstich für die Metzgerei. Es wurde ein Verkaufsraum, ein Kühlraum und eine Wurstküche gebaut. Am 26. August war dann der erste Verkauf der Metzgerei an das Sportfest. Von da an wurden Wurst und Fleischwaren verkauft. Später kamen dann auch andere Lebensmittel hinzu. Im Metzgerladen wurde auch Brot von der Willstätter Bäckerei Benz verkauft. Die Schlachttiere kamen alle von Hesselhurster Bauern. Was die Metzgerei nicht verarbeiten konnte, wurde von einem Händler abgeholt. Die Metzgerei bestand bis 1987.



Wohnhaus Heinzelmann, ehemals Metzgerei

Weitere Kaufläden in Hesselhurst

Bühlers Läden, Ortenaustraße 9

Vor dem Krieg betrieb Emma Bühler in der heutigen Ortenaustraße 9 einen kleinen Laden. Es gab dort alles, was im Dorf gebraucht wurde, den Bäredreck (Lakritz) für die Kinder mit eingeschlossen.

Schnieder's Läden, heutige Ortenaustraße 19

Das Haus hatte seinen Namen vermutlich vom Besitzer, einem aus Willstätt stammenden Schneider. Die ersten Pächter des Kolonialwarenladens waren Johann Georg Jockers und seine Frau Luise.

In den 30-er/40-er Jahren brannte das Gebäude ab. Das Ehepaar Jockers richtete darauf hin im elterlichen Wohnhaus von Luise Jockers einen neuen Kaufladen ein.

Dieser befand sich in der heutigen Ortenaustraße 7. Die Inhaber Johann Georg Jockers (Murers Schorsch) und seine Frau Luise betrieben den Kaufladen bis 1970. Es wurden Lebensmittel, Wolle und Kurzwaren angeboten.

Lebensmittelladen Luise Richter, Ortenaustraße 19

Inhaber: Robert und Luise Richter

Der Kaufladen von Fam. Richter war eine IFA (Fachring) Filiale und wurde betrieben von 1958 bis 1984. Es gab Grundnahrungsmittel und Backwaren.

Quelle: Brigitte Adolph, Fritz Walter

Text: Jasmin Baumert

Alte Schule

Ortenaustraße 50

Vorgeschichte

Die alte Schule wurde 1846 erbaut. Die Schule hatte im Erdgeschoss zwei Klassenzimmer. Der erste Stock umfasste sieben Zimmer, welche den zwei Lehrern zur Verfügung standen. Das zweite Obergeschoss diente als Dachboden.

In den Nachkriegsjahren befand sich auch ein Kindergarten im Gebäude.



Die Alte Schule in Hesselhurst

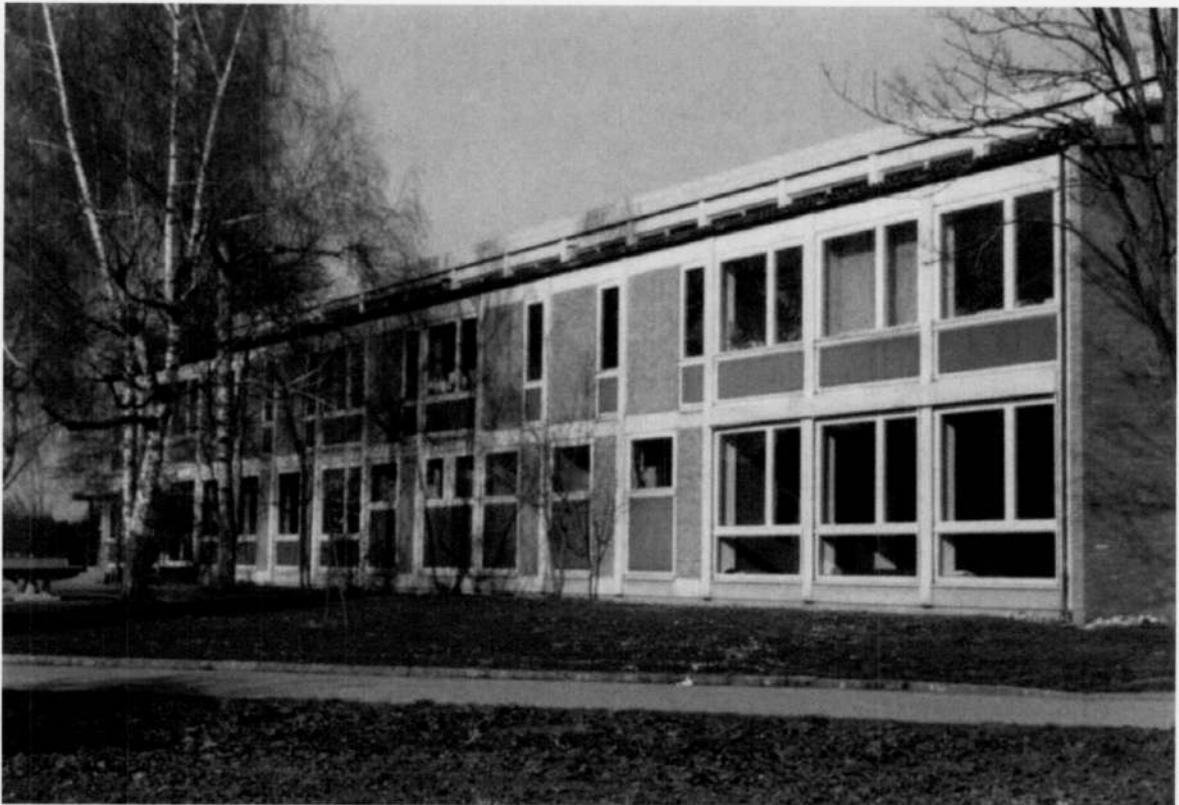
Das Klassenzimmer auf der linken Seite des Flurs stand den Klassen 1–4, das Klassenzimmer rechts den Klassen 5–8 zur Verfügung. Im Winter mussten die Kinder von zu Hause Heizmaterial mitbringen und immer zwei Schüler die Öfen in den Klassenzimmern anheizen. Die Toilette war im Freien.

Im Keller des Gebäudes befand sich die Gemeinschaftsgefriertruhe. Dies war eine überdimensionale Gefriertruhe mit abschließbaren kleinen Fächern, die von den Dorfbewohnern gemietet werden konnten, denn zu jener Zeit hatte noch nicht jeder Privathaushalt eine eigene Gefriertruhe. Inzwischen dient der Keller als Lagerraum für die Mieter. Des weiteren beherbergt der Keller einen Kühlraum für Schlachttiere o.Ä.

Mit dem Bau der neuen Schule im Jahr 1966 stand das Haus zu anderen Zwecken zur Verfügung. Die Hälfte des Erdgeschosses und das 1. Stockwerk wurden zu Wohnzwecken umgebaut. Später wurde auch das Dachgeschoss ausgebaut und gemeindeeigene Wohnungen eingerichtet.

Im Erdgeschoss der alten Schule befand sich von 1968–2000 eine Filiale der Sparkasse Hanauerland.

Im Jahr 2002 wurde auf der rechten Seite des Erdgeschosses der neue Bürgersaal eingeweiht und gleichzeitig im ersten Stock zwei neue Vereins-



Neue Grund- und Hauptschule, erbaut 1966

räume, die dem Landfrauenverein Hesselhurst-Hohnhurst und dem Mixed Sport Verein zur Verfügung stehen.

1966 feierte die Gemeinde Hesselhurst mit großem Stolz die Einweihung der neuen Schule im Mürel. Nun hatte jede Klasse ihr eigenes Klassenzimmer, es gab einen Gymnastikraum, eine geräumige Küche und ein Lehrerzimmer. Leider fiel die Schule im Zuge der Hauptschulreform an den Ortenaukreis. Dieser unterhält seither die Sonderschule für körperlich und geistig Behinderte.

3. Die Landwirtschaft

Zur Erforschung des Themas hat die Gruppe verschiedene Fragen ausgearbeitet, die an die jeweiligen Interviewpartner gerichtet wurden.

Die Fragen:

Betreiben Sie Landwirtschaft?

Was bauen Sie an?

Haben Sie Vieh?

Welche Werkzeuge und Maschinen haben Sie?



Kurt Selzer, Ortsvorsteher a.D., beim Interviewnachmittag im Bürgersaal „Alte Schule

Warum betreiben Sie Landwirtschaft?
Wo liegen für Sie die Unterschiede zu früher?

Willi Vogt erzählt:

Nach meiner Konfirmation im Jahr 1946 half ich meinen Eltern und meinem Bruder bei der Landwirtschaft. Im Jahre 1956 heiratete ich meine Frau Erna. Im Jahre 1948 kam die Deutsche Mark (DM) und danach der Aufschwung. Anfangs hatten wir Schweine und Kühe besessen. Einige Jahre später habe ich mich auf Schweinemast festgelegt. Wir bauten Kartoffeln und Dickrüben an.

Das Pflanzen der Kartoffeln war im Gegensatz zu heute eine aufwendige und komplizierte Sache. Der Kartoffelacker wurde mit Mist (Kuhdung) gedüngt. Die Grundstücke wurden im Frühjahr eben gelegt und mit Kartoffeln besetzt. Man fing auf einer Seite des Feldes an zu pflügen. Dazu wurden ein Pferd oder zwei Kühe benutzt. Das Legen wurde immer von 5 bis 6 Personen vorgenommen. Jeder hatte einen Korb Kartoffeln und steckte alle 30–40 cm eine Kartoffel in halber Höhe in die Erde. Dann wurden 3 Furchen darüber gefahren und nochmals Kartoffeln gesteckt. Nun war der Abstand 60 cm breit.



Willi Vogt

Nachdem die Kartoffeln gesetzt waren und das Unkraut wuchs, fuhr man mit einem Hackpflug und einem Pferd durch die Furchen. In der Zwischenzeit gingen die anderen mit einer Harke durch die Furchen und hackten das Unkraut heraus. Als die Kartoffeln groß genug waren, um sie zu ernten, erntete man sie mit einem Häufele Pflug.

Heute baue ich nur noch Mais und Getreide an.

Der Tabak!

Der Tabak war eine der Haupteinnahmequellen in Hesselhurst. Es wurden verschiedene Sorten angebaut, später auch Hawanna. Und im Krieg bauten wir ungefähr 38 Hektar Tabak an. Wir hatten 1950 im Dorf 99 Ackerpferde, 1 Traktor (Deuz 11 PS) sowie 2 Hanomak Traktoren 20 PS mit Verdeck. Der Tabak wurde im Mai als kleiner Samen gesät. Wenn er dann im August groß genug war, wurde er geerntet. Der Tabak ist eine Droge. Er wurde in Tabakscheunen zum Trocknen aufgehängt.

Auf die Frage, mit welchen Werkzeugen und Maschinen er arbeitet, erzählt Willi Vogt Folgendes:

Am 4. Januar 1951 kaufte mein Vater den ersten Traktor, den es im Dorf gab. Es war ein Deuz 15 PS Luftgekühlt für 6.500 DM. Er kam von der



Ein MC Cormick-Traktor

Firma Eisele in Offenburg. Danach kamen die modernen Maschinen, dazu gehörten eine Kartoffel- und Tabaksetzmaschine. Im Jahre 1957 kauften wir einen Drehpflug (drei-vier-schaltig) von Güldner mit 14 PS. In den folgenden 25 Jahren kauften ich und andere Landwirte moderne Traktoren, die bis zu 120 PS stark waren.

Warum wollten sie nicht in die Stadt ziehen?

Wenn man im Dorf aufgewachsen ist mit Wäldern, Äckern und mit den Mitbürgern, dann kann man nicht mehr weg ziehen.

Was war früher anders?

Früher hatten wir keinen Stress oder Hektik. Die Leute lebten viel gesünder und es wurde alles gemüthlicher angefangen. In jedem Haus waren ungefähr 2–4 Generationen.

Interview mit Willi Vogt, geboren am 30.8.1931, Hesselhurst, Waldseestr.33, verheiratet mit Erna Vogt, geb. König.



Irma und Fritz Walter beim Interview-Nachmittag

Irma Walter erzählt:

Wir waren Kleinbauern, ich habe bis im Jahr 1964 die Landwirtschaft zusammen mit meinen Eltern betrieben. Wir haben Kartoffeln, Tabak, Zuckerrüben, Hafer, Weizen und Gerste angebaut und Heu gemacht. Dies war für die Fütterung der Tiere vorgesehen.

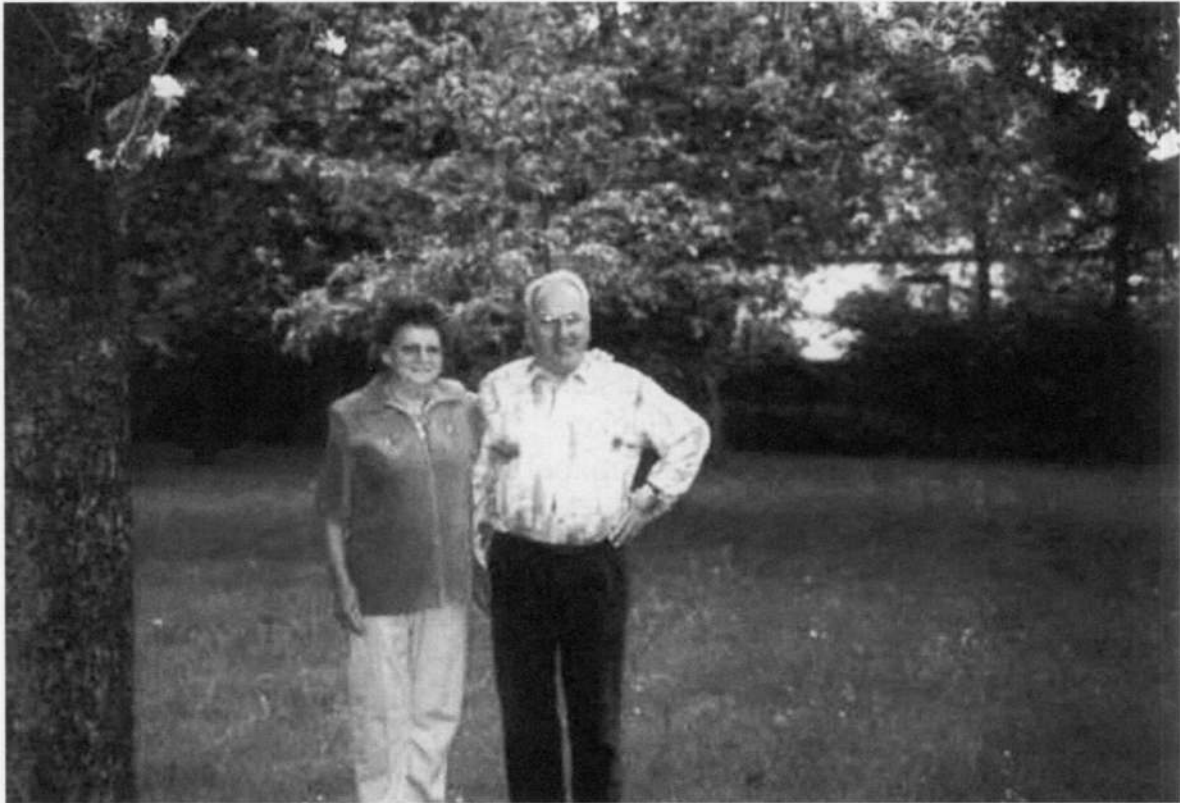
Welche Werkzeuge und Maschinen hattet Ihr zur Verfügung?

Zur Bearbeitung der Felder verwendeten wir Pflüge, Pflugkärchle (wie ein Pflug, nur höhen- und tiefenverstellbar), Sensen und Sicheln. Zum Auffädeln (Anstechen) des Tabaks hatten wir Tabaknadeln. Zur Ernte hatten wir Leiterwagen und Dielenwagen und zur Unterbringung des Heus auf dem Heuschopf einen Heuaufzug.

Hattet Ihr auch Vieh?

Ja, wir hatten Schweine, Enten, Kühe, Hühner und Hasen.

Interview mit Irma Walter geb. Rieder, Hesselhurst, Ortenaustraße 5



Edwin und Marie Walter

Marie und Edwin Walter erzählen:

Wir betreiben keine Landwirtschaft mehr. Wir haben sie 1961 aufgegeben. Aber wir sind beide in der Landwirtschaft aufgewachsen.

Im Jahre 1950/51 kauften wir einen Traktor. Es war ein Allgäuer Porsche. Das war der zweite Traktor, den es in Hesselhurst gab. Der erste Traktor, den es in Hesselhurst gab, gehörte Hans Vogt.

Wir hatten ungefähr 6–8 Schweine, 15–20 Hühner, einige Hasen, 6 Kühe und einen Hund.

Zur Bearbeitung der Felder und zur Ernte benutzten wir einen Traktor, Pflug, Mähbalken, Heuwender, Heurechen, Heulader, Heuaufzug, Mähbinder, Dreschmaschine, Dreschflegel, eine Sense und eine Sichel.

Interview mit Edwin und Marie Walter, Waldseestr. 40, Hesselhurst

Kleines Hesselhurster Wörterbuch der Landwirtschaft

Geräte:

Äi	Egge
Äma	Eimer
Änspännel	Einspanner
Diwagnodel	Tabaknadel
Gäschtl	Peitsche
Hack	Hacke
Hougawel	Heugabel
Läderwäwe	Leiterwagen
Maaidrescher	Mähdrescher
Pfluw	Plug
Räche	Rechen
Sai	Säge
Schbade	Spaten
Sichl	Sichel
Säns	Sense
Wou	Waage

Pflanzen:

Diewagg	Tabak
Grumbeer	Kartoffel
Gärscht	Gerste
Gälruewe	Karotten
Hawer	Hafer
Hou	Heu
Kehl	Kohl
Rogge	Roggen
Rodi Rane	Rote Bete
Rotruewe	Dickrüben
Schtrau	Stroh
Ruwe	Rüben
Räddi	Rettich
Räddile	Radieschen
Wäze	Weizen
Welschkorn	Mais
Wißruewe	Zuckerrüben

Tiere:

Guller	Hahn
Gäs	Ziege
Hase	Hasen
Hiener	Hühner
Kiej	Kühe
Lämmel	Lämmchen
Ox	Ochse
Rindviech	Rind
Sau	Schweine
Schof	Schafe

Textbearbeitung: Tatjana Rauscher und Jasna Vogt

4. Stammbäume

Hesselhurst, 24. April. (Ehrung). Für die beabsichtigte Ehrung aller alteingesessenen Bauernfamilien, d.h. der Familien, die schon im Jahre 1600 im Orte ansässig waren, dürfte hier die stattliche Anzahl von 20 Familien in Frage kommen. Es sind dies die vier ältesten Geschlechter: Jockers, Hetzel, Walter und Beinert. Auch das hiesige Geschlecht Stiedel war schon um 1600 im benachbarten Willstätt ansässig unter dem Namen Steudel.

(Aus: General-Anzeiger, Dienstag, den 24. April 1934)

Stammbaum der Familie Beinert

Der vorhandene Stammbaum der Familie Beinert wurde aktualisiert. Er ist zurückgeführt bis ins Jahr 1744. Der Stammvater ist Johann Beinert, ansonsten sind bei den Männern häufig die Vornamen Jakob, Johannes, Johann und Georg anzutreffen. Die Frauen tragen häufig den Namen Barbara, Anna-Marie und Elisabeth. Der Name Beinert war im Dorf sehr verbreitet.

Stammbaum der Familie Lutz

Der vorhandene Stammbaum der Familie wurde aktualisiert. Er ist zurückzuführen bis in das Jahr 1662. Es fiel auf, dass in diesem Stammbaum fast nur Männer eingetragen sind. Der Stammvater war Georg, andere häufig genannte Vornamen sind Andreas, Jakob und Johannes.

Stammbaum der Familie Walter

Der Stammbaum der Familie Walter ist bis in das Jahr 1590 zurückzuführen. Die Stammväter sind Simon und Roman Walter. Andere häufig genannte Vornamen sind Georg, Jakob und Andreas. Es fiel auf, dass die im Dorf ansässigen Familien miteinander verwandt sind.

Wir danken den Familien Beinert, Lutz und Walter für die Überlassung der Stammbäume und die Unterstützung bei der Bearbeitung. Ebenso Frau Marie Gerloff, die mit ihrem umfangreichen Wissen immer hilfreich war. Weitere Informationen wurden aus Gesprächen mit älteren Mitbürgern und aus den Archiven von Rathaus und Kirche geholt.

Es wurde festgestellt, dass das Erstellen eines Stammbaumes sehr viel Mühe macht. Auch das Zeichnen eines Stammbaumes ist nicht ganz so leicht, wie es sich die Gruppe vorgestellt hatte.

Quelle: Fam. Beinert, Marie Gerloff, Fam. Lutz, Fam. Walter

Bearbeitung: Tamara Fichter (Stammbaum Beinert), Martina Lutz (Stammbaum Lutz), Barbara Lutz und Christine Schwing (Stammbaum Walter)

Übernamen

Oftmals verstehen wir jungen Leute nicht, von wem die Älteren sprechen, da nicht die tatsächlichen Nachnamen verwendet werden, sondern „Übernamen“, die ihren Ursprung bei alten Familienmitgliedern haben und oftmals aus deren Berufen und Tätigkeiten abgeleitet wurden.

Bottels: Weil Karl Lutz früher Bott war und mit einer Glocke durch das Dorf gelaufen ist und wichtige Bekanntmachungen verkündet hat (Fam. Lutz, Waldseestraße 34).

Oxenbur: Sie waren die letzten im Dorf, die die Arbeit mit einem Ochsen-
gespann tätigten (Fam. Adolph, Ortenaustr. 29).

Ratschreiber: Weil ein Ratschreiber in der Familie war, der im Rathaus arbeitete (Fam. Walter, Waldseestr. 6).

Postmarie: Hatten früher die Post. Schon über Generationen (Fam. Bittiger, Ortenaustr. 32).

Kieferfritze: Weil der Urgroßvater Küfer war, hat man ihm Kiefersfritze gesagt (Fam. Walter, Waldseestr. 40).

Schambers: Weil jemand aus der Familie Schamber hieß. Eingeheiratet von Willstätt (Fam. Walter, Ortenaustr. 8).

Große: Vater der Magdalena war groß (Frau Magdalena Jockers, Große Lehn, Waldseestr. 51).

Kerbmachers: Hat nebenbei Körbe gemacht (Fam. Walter, Moosmann, Waldseestr. 42).

Schwarzhanse: Weil es vielleicht ein schwarzer Mann war.

Schnapsstiedel: Name Stiedel, der Mann hat Schnaps gebrannt.

Beibebber: Übername Bebber von Jakob, Beinert Jakob abgekürzt Beibebber. Dialektausdruck (Fam. Beinert, Ortenaustr. 56).

Grammer Schang: Schang für Johann, Vater von Edwin Walter kommt daher.

5. Geschichte des Baggersees

Vorgeschichte – Das Läger

Am Anfang seiner Geschichte stand ein leicht zugängliches Kiesvorkommen. Diesen Kies holten die Menschen einfach mit Schaufeln heraus, da der kostbare Kies entweder offen oder nur unter einer kleinen Erdschicht (etwa 30–50 cm) lag. So entstand im Laufe der Zeit ein kleiner, I-förmiger Tümpel, welcher nicht tiefer als 3–4m war. Der See wird bis heute von 2 unterirdischen Quellen gespeist. Mit der Zeit entstand sogar ein Art kleines Dorfunternehmen, welches den Kies mit 2,8 m langen Kähnen herausholte. Es bestand aus 2–4 Männern, die pro Fuhre mit ihren Ziehauen, was einer Hacke mit rundem Blechvorsatz ähnelte, 1–1,5 m³ herausholten. Man nutzte den Kies als Baumaterial, obwohl er nicht allerbeste Qualität war, da er oft in Lehmklumpen „steckte“. Zu dieser „Truppe“ gehörten Karl Reiß (Spitzname Blitz), David Reiß und Friedrich Rieder. Sie erweiterten den Tümpel am Waldende und so entstand eine L-förmige Form.



Noch heute ist der Hesselhurster Baggersee ein idyllisches Plätzchen

Die Insel

Der See war nun 50 m lang und 40 m breit und hatte eine Größe von 10–20 Ar und besaß zur Freude vieler Dorfbewohner eine „Unterwasserinsel“, eine seichte Stelle inmitten des Sees, wo man sich nach dem Schwimmen ausruhen konnte. Damals besaß der See den Namen Läger, welcher vor allem von den älteren Menschen immer noch benutzt wird. Dies alles spielte vor dem Zweiten Weltkrieg und umfasste die heutige Schutzzone für Flora und Fauna. Nach dem Krieg führte man das Dorfunternehmen nicht mehr fort und ließ den Baggersee sozusagen in Ruhe.

Ab 1963 wurde der See wirtschaftlich durch die Firma Vogel genutzt. Sie baggerte ihn im großen Stil aus und er erlangte die heutige Größe von etwa 5,24 ha. Dabei benutzte die Firma zuerst einen Uferbagger, der bis zu einer Tiefe von 5 m den Kies herausholte, und dann einen Schwimmbagger, der bis zu einer Tiefe von 25 m baggerte. Man verband ihn mit einem Fließband mit dem Ufer. In dieser Zeit entstanden auch die Uferbefestigungen an den Waldseiten, da der Wald abzurutschen drohte. Zum Abtransport durch Lkws baute man den „Vogelweg“. Dies ist die Straße, die den Baggersee mit der Landstraße nach Weier verbindet. Ebenso entstand in dieser Zeit das heutige Anglerheim, das damals das Waaghaus war. Albert Die-



Die Liegewiese des Baggersees

trich war der Waagmeister und der Kies kostete etwa 8–10 DM pro Tonne. Zur Enttäuschung vieler Dorfbewohner verschwand durch die Firma Vogel die „Unterwasserinsel“, aber das Ausbaggern brachte auch Vorteile. Es eröffnete Hesselhurst eine Geldquelle, denn man verdiente an jedem m³ Kies 50 Pfennig.

Die Firma Vogel arbeitete bis 1972 am Baggersee, da 1971 eine Vergrößerung des Kiesabbaus und somit eine Vergrößerung des Baggersees durch das Umweltamt und den Ortschaftsrat abgelehnt wurde, blieb der Firma Vogel gar nichts anderes übrig, als im nächsten Jahr aufzuhören. Nach dem Weggang der Firma Vogel stand man 1974 vor der Frage, ob der Baggersee rekultiviert oder in ein Naherholungsgebiet umgewandelt werden sollte. Ein großer Befürworter für das Naherholungsgebiet war Adolf Beinert, der damalige Ortsvorsteher. Es gelang ihm, den Willstätter Bürgermeister zu überzeugen und so folgte er seinem Vorschlag.

Deshalb setzte sich der Vorschlag des Naherholungsgebiets durch und die heutige Liegewiese entstand. Zudem wurde ein Nichtschwimmerbereich am Ufer eingerichtet. Auch wurde das Waaghaus zum Fischerhaus umgebaut. Der Baggersee umfasst heute eine Fläche von 5,24 ha und besitzt eine mittlere Tiefe von 13,3 m. Die Maximaltiefe beträgt 33,5 m.



Das Anglerheim

Der Baggersee als Nutzwasser und Naherholungsgebiet.

Doch der Baggersee war nicht nur eine Kiesquelle, sondern ist auch ein Anziehungspunkt für Jung und Alt zum Baden, zum Spielen und auch zum Angeln. Früher (vor dem Krieg) wurde er auch zum Baden der Tiere genutzt, wie zum Beispiel bei den Pferden, dies nannte man dann schwämmen oder man putzte andere Sachen im See wie zum Beispiel die Fensterläden vom Gasthaus Hirsch.

Wie die Hesselhurster Kinder das Schwimmen lernten

Auch war er schon immer ein ausgezeichnete Platz zum Baden. Dazu eine kleine Geschichte von früher über das Schwimmenlernen: Man bekam ein Seil um die Brust und wurde dann wie bei einer Angel als „Köder“ ins Wasser gelassen; die Schnur verhinderte, dass man unterging. Oder: Es wurden zwei Büschel Binsen mit einem Seil verbunden, die Büschel klemmte man sich unter die Arme und so ging man ebenfalls nicht unter. Schwimmen konnte man dann, wenn man es geradewegs von einer Seite auf die andere schaffte.



Der Baggersee im Winter

Eingestiegen wurde früher fast ausschließlich von der Straßenseite, etwa in der Mitte des Sees an der „Heck“ (einer Hecke).

Es gab auch schon immer Wettschwimmen (früher zur Unterwasserinsel) und der Schwimmbagger war seinerzeit ein beliebter Ort. Die Jugend benutzte ihn am Abend, wenn der Baggerbetrieb ruhte, gerne als Sprungturm.

Wintersport

Im Winter war der See fast immer durchgehend zugefroren (etwa 1½ Monate) und somit der ideale Ort für jede Art von Wintersport. Man fuhr entweder Schlittschuh oder spielte Eishockey. Auch benutzte man einen so genannten Eisschlitten, der nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Rodelschlitten abgelöst wurde. Doch ist es auch verständlich, dass es über so eine große Zeitspanne auch manchmal zu Unglücksfällen kam und jemand ertrunken oder im Winter eingebrochen ist.

Der letzte kalte Winter, der für Wintersportvergnügen auf dem See sorgte, war der Winter von 2002/2003.



Interview mit Hermann Adolph

Der See als Angelgewässer

Doch nun zu einem anderen Thema. Ein weiterer Pluspunkt des Baggersees ist sein Fischreichtum und seine gute, jetzige Wasserqualität, denn nach allgemeiner Meinung hat sich die Wasserqualität im Gegensatz zu früher stark verbessert. Dieser Fischreichtum wird vor allem von den Anglern geschätzt. Deshalb möchte ich nun auf die Pachtgeschichte des Baggersees eingehen. Vor dem Krieg schlossen sich fünf Bauern zusammen, die den See gemeinsam pachteten. Einmal im Jahr ließen sie ein großes Schleppnetz durch den See ziehen und holten so die Fische heraus. Dies war ein Großereignis und ein Schauspiel für das ganze Dorf.

Nach dem Krieg pachtete Hermann Zimmer (Gastwirt vom „Grünen Wald“) den See. Dazu eine kleine Anekdote von Edwin Walter: Als Herr Zimmer einmal krank war, wollten Edwin und seine Freunde eine Reuse hochheben. Deshalb zogen sie ihre Kleider aus und sprangen ins Läger. Doch plötzlich tauchte Herr Zimmer auf und sah sie. Sie flüchteten in den Wald, wo sie sich barfuß durch Gestrüpp und Dornen kämpften. Dabei verletzten sie sich an ihren Füßen. Danach ging Herr Zimmer wieder und die Jungs trauten sich wieder zurück. Doch zu ihrem Ärgernis hatte er ihre Kleider in den See geschmissen und zu allem Übel es auch noch dem Dorflehrer gesagt. Bei ihm bekamen sie dann noch Schläge mit dem Stock auf die Hand.

Nach Herrn Zimmer ging die Pacht auf Karl Jockers (Blechner) über.

Heute unterliegt der See, wie alle anderen Gewässer auf der Gemarkung, dem Angel- und Gewässerschutzverein Hesselhurst. Dieser erweiterte auch in den Jahren 2003 und 2004 das Anglerheim um die Veranda und das Giebeldach.

6. Die jungen Alten

Allgemeines

In früheren Zeiten gab es auf dem Dorf keinen Kindergarten und auch keinen Spielplatz. Die meisten Familien hatten 2–6 Kinder. Vieles war früher so wie heute: Geschwister hatten Streit, die Eltern hatten zu tun in der Landwirtschaft, man verbrachte jedoch viel Zeit zusammen. Einige Bräuche und Gewohnheiten sind gleich geblieben, anderes hat sich verändert.

Jahresfeste

Im Gegensatz zu heute suchten die Kinder den Osterhasen nicht nur bei ihren Paten, sondern auch bei den Nachbarn. Die vielen Schokoladenhasen waren nicht wie heute in Alu verpackt und es gab rote Zuckerhasen.

Die Großen kamen an Ostern „aus der Schule“. Das heißt, die Schulzeit der Hauptschule war vorbei und man wurde konfirmiert. Dazu musste man viele Lieder aus dem Gesangbuch und den Katechismus auswendig lernen. E. Walter-Schmidt erzählt: „Als Konfirmand hatte man jeden Sonntag in die Kirche zu gehen. Fastnacht gab es nicht und auch sonst wurde man das ganze Jahr über an gutes Benehmen ermahnt, da man eben Konfirmand war. An der Konfirmation selbst war Schmuck für die Mädchen verboten und die Kleider durften nur schwarz sein, es war allerhöchstens ein kleiner weißer Kragen erlaubt. Selbstverständlich mussten die Knie bedeckt sein.“

Weihnachten

Am Heiligabend kam in viele Häuser das Christkind. Das war eine Erscheinung mit heller Stimme, weißen Kleidern und Schleier. Diesem wurde ein Lied gesungen oder etwas vorgetragen. Die Geschenke hatte es meist schon zuvor mit Hilfe der Familie unter den Tannenbaum gelegt.

Der Schulalltag

Die Hesselhurster Schule war bis 1966 eine Zwergschule. In 2 Klassenzimmern wurden 8 Klassen unterrichtet, die Klassen 1–4 im einen und die Klassen 5–8 im zweiten. Der Unterricht begann um 8.00 Uhr morgens und endete um 12.00 Uhr mittags.

In den Klassen waren in der Regel 10–14 Schüler. „Wir aßen unsere Butterbrote und spielten ‚Der König schickt seine Soldaten raus‘“, so ein befragter Mitbürger. Andere spielten in der Pause Fangen, Suchen oder sind einfach so herumgesprungen. Doch nach der Pause mussten sie wie-



Hesselhurster Jugend vor der Kirche

der in ihre Klassenräume, wo meist strenge Lehrer auf sie warteten. „Meine Klassenkameraden und ich haben manchmal dem Lehrer mit dem Messer Ritze in seinen Stock geschnitten und wenn er uns dann schlagen wollte, zerbrach der Stock“, so Herbert Beinert.

Der Umzug in die neue Schule begann 1966 gleichzeitig mit der Schulreform mit zwei Kurzschuljahren. Von da an hatte jede Klasse ihr eigenes Klassenzimmer. Von da an waren die Hesselhurster Kinder auch nicht mehr unter sich, denn im Zuge der Reform kamen Schüler aus Eckartsweier und Willstätt nach Hesselhurst, gleichzeitig gingen andere Klassen nach Willstätt zur Schule.

Die Teenager von früher spielten den Hesselhurstern so manchen Streich, vor allem die Jungs den „braven“ Mädchen.

„Wir versteckten uns hinter einer Hecke im Garten und bewarfen die Mädchen, die sich am Schranken (heute: die Kreuzung Ortenaustr./Waldseeestr.) trafen, mit faulen Äpfeln. Sie gingen zum Lehrer und der verpasste uns eine Strafarbeit. Wir mussten schreiben: Ein anständiger Bub wirft keine faulen Äpfel auf die Straße!“, erzählt Herbert Beinert.

Die Freizeit verbrachten die meisten entweder bei der Landwirtschaft, zu Hause oder mit Freunden am Milchhäusel, am Kirchplatz oder am Schranken, der ein oder andere machte vielleicht auch Sport, wie zum Beispiel Fußball, Tischtennis oder Leichtathletik.



Sportliche Hesselhurster Jugend

„In meiner Freizeit stickte und strickte ich“, erzählt uns Marie Gerloff. Die meisten besaßen Holzspielzeug, Brettspiele, Kartenspiele, Puppenwagen und Seilspiele. „Ich hatte einen kleinen Tanzknopf“, so Hedwig Walter. „Und ich besaß ein Schaukelpferd, es war ein Schimmel“, erzählt uns Herbert Beinert.

Wenn die Jugendlichen die Volksschule verließen, trennten sich ihre Wege. „Mit 20 Jahren arbeitete ich in einer Zigarrenfabrik“, erklärte Hedwig Walter. „Ich habe auf der Landwirtschaftlichen Schule in Kehl zwei Jahre Landwirtschaft gelernt. Am 30. Oktober 1953 begann ich mein Praktikum bei der Firma Burda. Zwei Jahre später übernahmen sie mich als Tiefdruckätzer“, berichtete Herbert Beinert. „Ich ging 3 Jahre auf die Fortbildungs- und Kochschule. Später arbeitete ich auch in der Firma Burda in der Kantine“, so Edith Beinert. Alle Befragten sagten uns, dass sie ihr verdientes Geld immer sparten, weil man früher nicht so viel Geld verdient hat.

Quelle: Edith und Herbert Beinert, Marie Gerloff, Hedwig Walter
Textbearbeitung: Angela Fichter (12), Nicole Rühle (13)



Die Kabinenroller vor der Hesselhurster Kirche

7. Die Kabinenrollercrew

Wahrscheinlich denken Sie, ein Kabinenroller ist jemand, der eine Kabine rollt. Aber damit liegen Sie falsch!

Ein Kabinenroller ist ein Fahrzeug mit 3 Rädern und wird mit einem 2-Takt-Saxmotor angetrieben. Das Fahrzeug fuhr ca. 100 km/h und es konnten zwei Personen mitfahren. Das Dach bestand aus Glas. Die Kabinenroller wurden nur von dem Flugzeugbauer Messerschmitt gebaut.

Fritz Walter erzählt: „Die ersten Kabinenroller wurden zwischen Ende der 50-er und Anfang der 60-er Jahre gebaut. Herbert Teufel besaß den ersten in Hesselhurst. Gustav Adolph und Jürgen Bolay waren die einzigen, die einen Kabinenroller mit vier Rädern hatten.“

Im ‚Kofferraum‘ war der Motor eingebaut. Der Kabinenroller hatte vier Vorwärtsgänge und keinen Rückwärtsgang.“

Der „KaRo-Club“

„In Hesselhurst gab es acht Kabinenroller. Daher wurde dieses Dorf auch manchmal ‚das Kabinenrollerdorf‘ genannt“, berichtet uns Frau Barnstedt-Weber, die ehemalige Grundschullehrerin der alten Volksschule von Hesselhurst.



Kabinenroller mit offenem Verdeck im Gottswald

Fritz Walter berichtet außerdem: „Es gab auch einen Kabinenroller-Club. Die Klubmitglieder nannten ihn den ‚KaRo-Club‘. Sie nahmen zusammen auch an so manchen Ralleys teil. Die Wettbewerbe im Geschicklichkeitsfahren fanden in Stuttgart und in Hamburg statt.“

Die Clubmitglieder waren: Ernst Adler, Günther Adolph, Gustav Adolph, Kurt Adolph, Jürgen Bolay, Herbert Teufel, Ernst Walter und Fritz Walter.

„Die Türen eines Kabinenrollers musste man nach oben hin aufklappen“, erzählt uns Hedwig Walter, deren Familie früher ebenfalls einen besaß.

Fritz Walter berichtet weiter: „Manchmal setzten wir uns zu sechst in einen Kabinenroller und fuhren damit herum. Doch dann konnte man die Kanzel nicht mehr schließen. So fiel der Kabinenroller mit uns um. Meinen ersten Kabinenroller hatte ich in den 60-er Jahren. Denn sie waren die kleinsten und billigsten Fahrzeuge, bei denen man im Trockenen saß.“

Viele unternahmen mit ihrem Kabinenroller Ausflüge oder fuhren damit zur Arbeit. Frau Barnstedt-Weber erzählte uns außerdem, dass sie mit ihrem Kabinenroller Ton aus dem Elsass für ihre Töpferkurse transportierte.



Als Flugzeuge verkleidete Kabinenroller

Manche Familien fuhren mit ihren Kabinenrollern auch in den Urlaub, doch das konnten sich die wenigsten leisten.

Von Kurt Adolph erfuhren wir, dass er und seine Freunde zur Fastnachtszeit ihre Kabinenroller als Flugzeuge verkleideten. Und Fritz Walter: „Die Schnauze des Kabinenrollers sah aus wie die Kanzel eines Flugzeugs.“

Quelle: Kurt Adolph, Herbert Teufel, Fritz Walter, Hedwig Walter
Text: Nicole Rühle (13) und Angela Fichter (12)



Frau Barnstedt-Weber beim Interview-Nachmittag

Moritat von Nordrachs Kolonie¹

Elisabeth Antes-Sturm und Nordracher Schulkinder

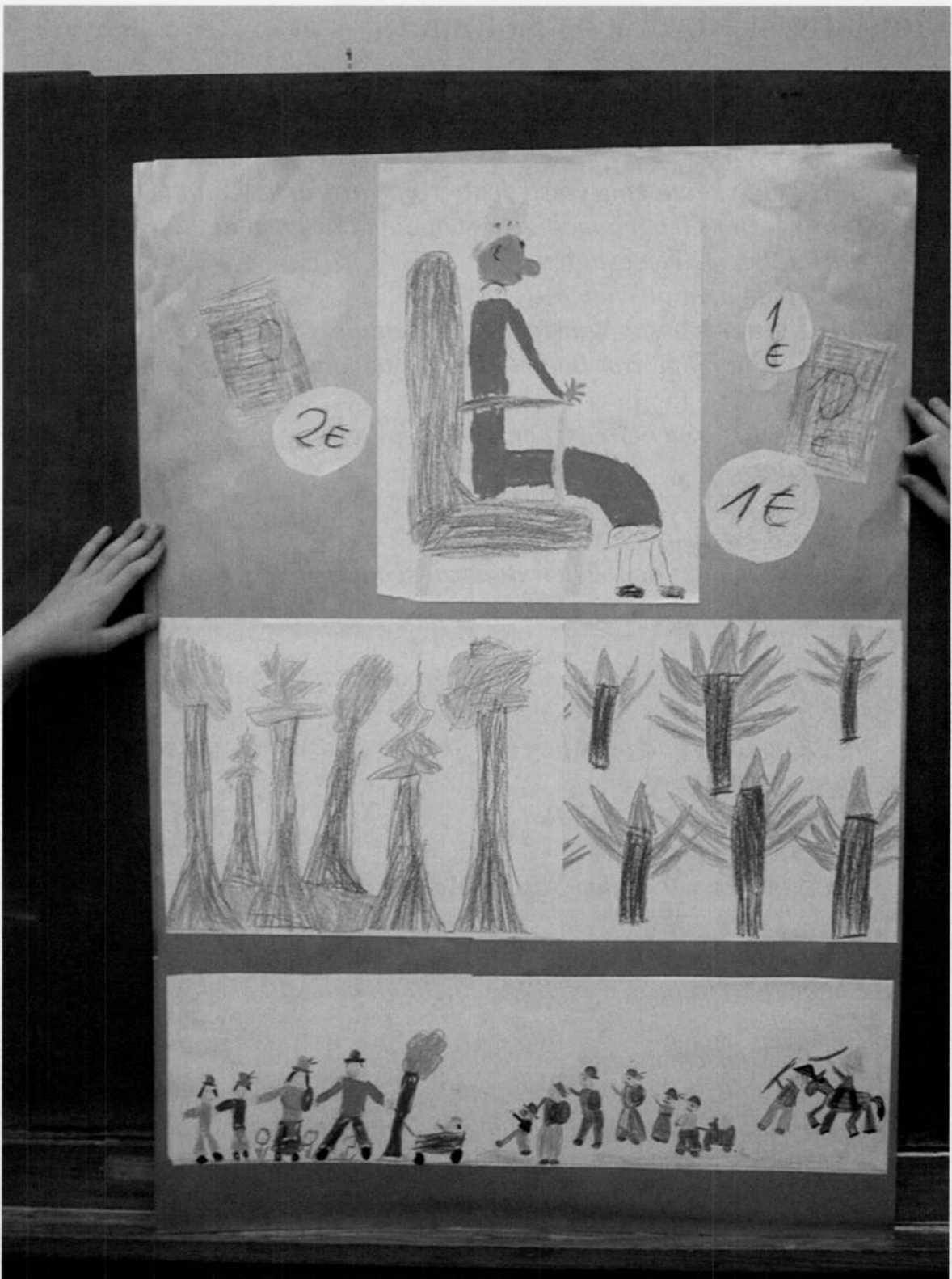
*Hört Leute heute eine Geschichte von Nordrachs Kolonie.
Zum Kloster Gengenbach gehörten die Menschen und das Vieh.
Nach langen Kriegestagen
bestimmte man in Wien:
Das Kloster musste Nordrach entsagen und alles geben hin.
Die Großherzöge von Baden, die wollten das Land, doch nicht die
Leut.
So sehr die armen Menschen auch grollten, sie mussten verlassen
ihr Zeug.
„Pflanzt Bäume!“, rief der Herzog,
„denn diese bringen mal Geld!
Was soll ich mit den vielen Bauern, schafft sie mir vom Schäfers-
feld!“*

*So saßen mit Knechten und Mägden und Kindern die Bauern in
Nordrach herum.
Sie hungerten und bettelten im Sommer und Winter; dem Schultes
wurds bald zu dumm.
Er beschloss mit seinen Räten:
„Die Leute müssen fort!
Die schicken wir in den Wilden Westen mit einem Schiffstransport.“*

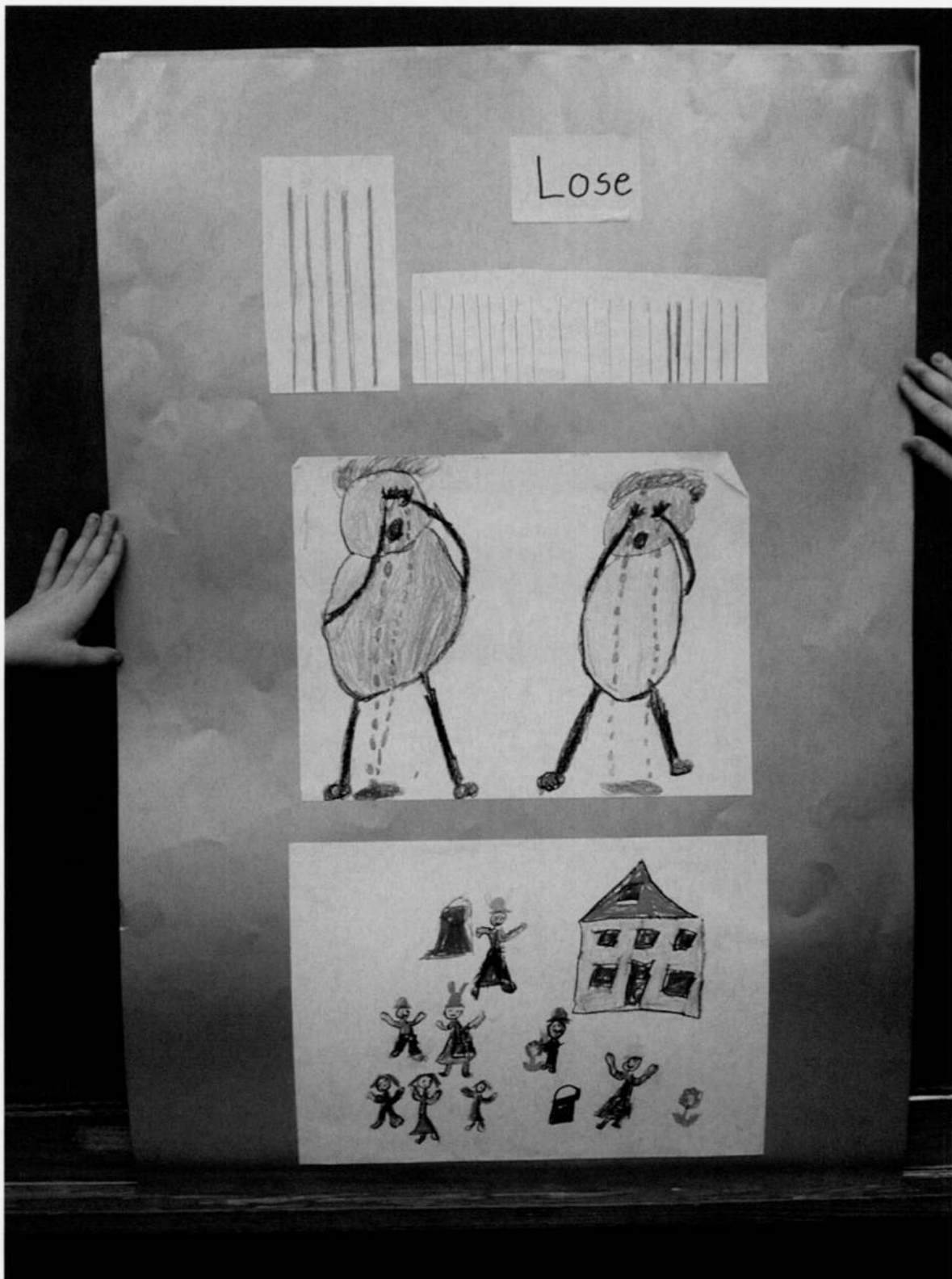
*Doch keiner wollte freiwillig fortgehn, da zogen sie das Los.
Ein kurzes Hälmmchen hieß Abschiednehmen, ein Meer von Tränen
floss.
Von 82 Menschen
Kam keiner nach Nordrach zurück.
Da wollen wir doch alle hoffen, sie fanden dort ihr Glück.*

Anmerkungen

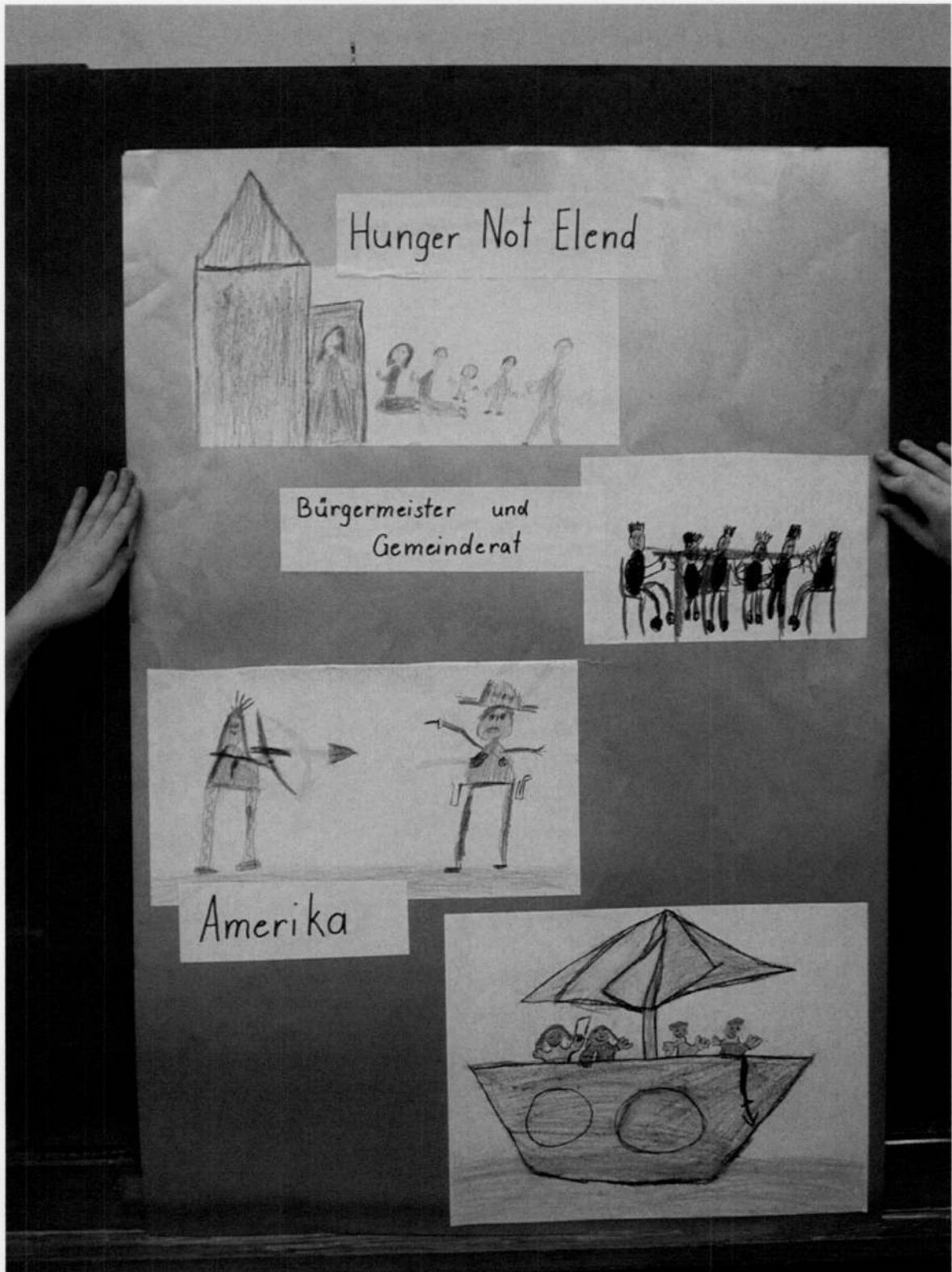
- 1 Moritat, verfasst von den Kindern der 2. Klasse der Grundschule Nordrach zusammen mit ihrer Lehrerin, Elisabeth Antes-Sturm: „Wir haben sie zu der Melodie ‚Sabinchen war ein Frauenzimmer‘ gedichtet und gesungen. Das Ganze war ein Projekt der Grundschule Nordrach im Rahmen der 200-Jahr-Feier 2003. Dabei haben wir die Geschichte nachgelesen, die Moritat verfasst und die Bilder dazu gemalt. Natürlich sind wir auch in den Wald und haben die Überreste der Häuser erkundet, die damals aufgegeben werden mussten. Deren Grundmauern sind noch gut erhalten.“



„Pflanzt Bäume!“, rief der Herzog



Da zogen sie das Los



Kam keiner nach Nordrach zurück

Rezensionen

Kauß, Dieter: Schwarzwälder Kulturgeschichte. Zur Geschichte der Bauernhöfe im Schwarzwälder Freilichtmuseum, Gutach. Offenburg, Reiff Schwarzwaldverlag 2002, 183 Seiten, viele, z.T. farbige Abbildungen.

Das Buch ist, so der Autor im Vorwort, ein Rechenschaftsbericht, den er über seine annähernd zwanzigjährige Tätigkeit als Leiter des Freilichtmuseums gibt. Lang andauernde Recherchen in einschlägigen Archiven, vielfältige Literaturstudien und Befragungen befähigen den Autor, ein lebendiges und hoch informatives Bild vom Leben im Kulturdenkmal „Schwarzwaldhof“ zu zeichnen. Nach einem Abschnitt zur baulichen Entwicklung des Museums und den Phasen seiner Erweiterung mit neuen Hoftypen, wie zuletzt 2002 einem Tagelöhnerhaus aus Elzach, geht Kauß auf die Geschichte der einzelnen Höfe ein. Natürliche Lage und Baujahr, politische Geschichte der Landschaft und die Namen der Hofbesitzer, die Raumaufteilung und Ausstattung im Haus sind dabei die jeweiligen Orientierungspunkte. Kauß nimmt den Leser mit auf eine unterhaltsame Reise durch die Alltagsgeschichte und er versteht es, auch die eher trockenen Fakten so zu erzählen, dass man das abschließende Fazit des Autors nur bestätigen kann: „Die Hofgeschichten des Schwarzwälder Freilichtmuseums sind Schwarzwälder Kulturgeschichten“, – und der Autor hat diese Geschichten eindrucksvoll und detailliert aufbereitet und erzählt. Das Buch hat damit Maßstäbe gesetzt, man wird künftige Projekte zum Schwarzwaldhof an dieser grundlegenden Darstellung messen.

Martin Ruch

Gartner, Suso/Hall, E.M.: Balzhofen. Geschichte und Flurnamen. Bühl, Stadtgeschichtliches Institut 2002, 144 Seiten.

Die Geschichte Balzhofens ist kurz erzählt. Das Dorf gehörte zum Gericht Vimbuch; dieses war Besitz des Klosters Schwarzach und unterstand den Markgrafen von Baden als Landesherren. Nach der Säkularisation wurde Balzhofen eigenständige Gerichtsgemeinde und blieb dies bis 1971. In jenem Jahr stimmten die Balzhofener Wahlberechtigten mit deutlicher Mehrheit für die Zuordnung zur Stadt Bühl.

Was steckt aber hinter diesen Sätzen an Erleben, Durchstehen, Durchleiden, aber auch an positiven Gesichtspunkten, Aktivitäten, ja an Spaß und Freuden? Wie gestaltete sich der Alltag zu verschiedensten Zeiten? Dies und weit mehr erforschte Suso Gartner als Autor mit großer Akribie und Selbstverständlichkeit in acht Abschnitten: Gemeinde und Gemeindeeinrichtungen, Kirchliche Verhältnisse, Herrschaft und Gericht, Kriegerische Ereignisse und politische Entwicklung, Wirtschaft und Verkehr, Einwohner, Wohnung und Auswanderung, Brauchtum und Sagen, Vereine.

Zur Besonderheit wird diese reich illustrierte Ortsgeschichte durch eine detaillierte Ergänzung in Sachen Flurnamen aus der Feder des anerkannten Spezialisten E.M. Hall.

Die Gegenwart Balzhofens ist damit über sich und ihre Geschichte trefflich informiert und kann so für die Zukunft und für andere Interessierte bestehen.

Dieter Kauß

Finkbeiner, Gerhard/Siefert, Klaus: Heimatbuch Schweighausen. Ortsgeschichte und Familiengeschichte. Lahr/Dinglingen 2003, 960 Seiten (Band 350, Reihe A, der deutschen Ortssippenbücher).

Die moderne Gemeinde Schuttertal und Gerhard Finkbeiner haben es geschafft: Im November 2003 konnten Gerhard Finkbeiner und Klaus Siefert neben Schuttertal und Dörlnbach die dritte Orts- und Familiengeschichte der Teilgemeinde Schweighausen innerhalb der Gesamtgemeinde Schuttertal präsentieren. Mit Recht sprach daher Bürgermeister Bernhard Himmelsbach Gerhard Finkbeiner höchste Anerkennung dafür aus. Motorfunktion, vorbildhaftes Engagement und eine exzellente Herausgeberqualität sind Gerhard Finkbeiner dafür zu bescheinigen. Inhaltlich war G. Finkbeiner für den ortsgeschichtlichen Teil zuständig: eine kluge und sachkundige Aneinanderreihung von zeit- und personengeschichtlichen Daten und Fakten aus der Feder lebender, aber auch schon verstorbener Autoren. So werden die Zuordnung Schweighausens zum Kloster Ettenheimmünster in allen Beziehungen deutlich. Die Geschichte von Kirche und Schule werden ebenso präsent wie Landschaft, Alltag und Brauchtum. Die Landschaft, das Straßen- und Passwesen sind nicht überall so wichtig wie hier. Man wird weiter informiert über Handwerk, Tourismus, über Originale und Vorbilder in Schweighausen und darüber hinaus. Ortsgeschichte als Personengeschichte war G. Finkbeiner wichtig. Er untermauerte dies mit mehreren Abschnitten zur Auswanderung und zum Abschluss noch mit den Hauseigentümern von 1906 sowie mit menschlichen Tragödien der Kriege. Besonders hervorzuheben sind an diesem Ortsgeschichtsteil die gut lesbare Schrift und die vorbildhafte Illustrierung, die unterhält und zugleich meisterhaft dokumentiert. Die Leistung der Familiengeschichtler Erich Reinbold und Klaus Siefert war es, 3.411 Familien

mit 14.116 Personen für Schweighausen zu eruieren und damit besonders auch die Verflechtung des Ortes mit seiner Umgebung sowie aber auch seine familiengeschichtliche eigenen Situation darzustellen. In Zukunft werden wir uns für den Bereich der südlichen Ortenau immer mehr mit der Abkürzung OSB = Ortssippenbuch beschäftigen und mit dieser arbeiten müssen. OSB für Ortenauer Schnellbahn und OSB für Ordo Sancti Benedicti haben eine lebendige, persönliche Variante erhalten, auch und gerade in Schweighausen.

Dieter Kauf

Battafarano, Italo Michele/Eilert, Hildegard: Courage. Die starke Frau der deutschen Literatur. Von Grimmelshausen erfunden, von Brecht und Grass variiert. Bern u.a.O. 2003 (= Iris. Ricerche di cultura europea Bd. 21), 259 Seiten. 49 EUR.

Wenn eine der Gestalten aus dem Figurenarsenal der simplicianischen Romane Grimmelshausens die Sympathie eines breiteren Publikums in der Gegenwart erlangen konnte, dann ist es die Courage. Ihre Beliebtheitswerte liegen wohl noch über denen des Simplicissimus, ihres Gegenspielers. Sie geistert höchst lebendig über die Bühnen, nicht allein in Bertolt Brechts „Mutter Courasche“, auch in nicht wenigen aktuellen Bühnenbearbeitungen. Sie ist bevorzugtes Objekt von Malerei und Graphik geworden. Ihre zahlreichen Konterfeis sind zu thematisch geschlossenen Expositionen zusammengetragen worden. Vom 28. Oktober bis 5. November 2003 fand in der Erwin Braun Halle in Oberkirch eine Ausstellung mit dem Thema „Grimmelshausens Courage. Hommage an ein eigenwilliges, verwegenes Weib“ statt. Zeitströmungen tragen sie, die wachsende Lust der Jugend am Wagnis, die sich entwickelnde Emanzipation junger Frauen. Dem allem kommt ihre burschikose Resolutheit, ihre Wider-

standsfähigkeit in zahlreichen Ehen und Verhältnissen, ihre ans Kauderwelsch grenzende Zungenfertigkeit entgegen.

Eine andere Frage ist, ob die zeitgenössischen Leser vor dreihundertfünfzig Jahren sie ebenso gelesen, empfunden haben, ob der Autor Grimmelshausen sie so verstanden wissen wollte – Fragen, welche die Wissenschaft von der Literatur angehen, die Fachleute. Sie mögen, unbeschadet der Gewogenheit eines modernen Publikums, zu einem anderen Urteil über den Roman Grimmelshausens kommen. Und sie haben bis vor relativ kurzer Zeit ein anderes Urteil gefällt. Noch Jan Hendrik Scholte, der Altmeister der Grimmelshausenforschung, hat in seiner Ausgabe des Romans 1923 die Courage nach *Simplicissimus* und *Springinsfeld* auf der höchsten Stufe moralischer Skrupellosigkeit gesehen. Und in der Tat finden sich im Nachwort des Romans („Zugab des Autors“) die warnenden Worte: „Darum dann nun Ihr züchtige Jüngling / ihr ehrliche Wittwer und auch ihr verehelichte Männer / die ihr euch noch bißhero vor diesen gefährlichen Chimeris vorgesehen ... lasset euch auch fürterhin diese Lupas nicht bethören / dann einmal mehr als gewiß ist / daß bey Huren-Lieb nichts anders zu gewarten / als allerhand Unreinigkeit / Schand / Spott / Armuth und Elend und was das meiste ist / auch ein böß Gewissen ...“

Doch wer spricht und bewertet hier im Schlussteil und in den Einleitungstexten des Romans? Bekanntlich treibt Grimmelshausen ein vielseitiges Spiel mit fiktiven Verfassernamen und der Verfasser des Courage-Romans ist Philarchus Grossus von Trommenheim auf Griffssberg. So steht es jedenfalls auf dem Titelblatt. Offenbar kommt dieser zu dem verheerenden Urteil über die Heldin in der „Zugab des Autors“. Grimmelshausen selbst hat sich hinter einem Vorhang zurückgezogen. Das verweist den Leser darauf, in der Erzählung selbst, unabhängig von allen beigefügten Erklärungen, nach Indizien

zu suchen, wie Courage sich selbst und wie andere Figuren sie beurteilen. Moderne Leser haben dies getan. So hat eine Umwertung ihrer Einschätzung stattgefunden, schon lange vor der Untersuchung durch den italienischen Germanisten und seine Gattin. Sie nun trennen streng zwischen der fiktionalen Ebene, der Autobiographie der Courage selbst, und der metakritischen Ebene, den Vor- und Nachworten eines vorgetäuschten Autors.

Doch was berechtigt sie nun, Courage zu „der starken Frau der deutschen Literatur“ (wie es im Untertitel heißt), quasi zur Gallionsfigur der Frauenbewegung zu erheben? Es ist ja nicht nur ihre physische Stärke gemeint, die sich auf dem Titelkupfer zeigt, in einer Szene, in der sie ihren Ehemann verprügelt. Aus gründlicher Kenntnis der sozialhistorischen Situation, in der Grimmelshausen schrieb, der damaligen – negativ getönten – Auffassung vom Charakter und der Rolle der Frau, aber auch mit dem Blick auf die Entwicklung des pikaresken Romans als Gattung, kommen die Autoren im Verlauf zum Teil subtiler Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass sich die verwerflichen Schwächen der Courage, ihre Geldgier, ihre Hurerei und der Vorwurf der Hexerei, weitgehend aus den Lebensbedingungen im Dreißigjährigen Krieg und aus ihrer sozialen Herkunft erklären. Und dass ihr Wille zur Selbstbehauptung auf dem Schlachtfeld und im Ehekrieg vor allem ihrer Empörung über das Verhalten der Männerwelt zu schulden ist. Dabei werden in einem Kapitel „Anthropologie des Bösen“ auch die in Frage kommenden ethischen Maßstäbe besprochen. Es stellt sich heraus, dass Courage durchaus auch zu selbstloser Liebe, zu Mitleid und Barmherzigkeit fähig ist.

Doch die Reichweite der Darstellung ist größer. Im zweiten Teil des Buches wird der Wirkungsgeschichte des Romans nachgegangen, dann die Veränderungen der Figur und ihrer Rolle in Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder“ (1941)

und in Günter Grass' Erzählung „Das Treffen in Telgte“ (1979) diskutiert. Die minutiöse Erfassung aller Einzelausgaben der Grimmelshausenschen *Gourage* bis zur Gegenwart hin, ihrer je verschiedenen Behandlung des Textes im Spannungsfeld politischer und ideologischer Interessen (übrigens auf der Grundlage einer eigenen privaten Sammlung von Editionen) ist eine Leistung, die bisher in der Literaturwissenschaft ausgeblieben war (Man fragt sich, ob es auch Ausgaben des Romans für die Schule gab).

Die Analyse von Brechts bekanntestem Drama, eben „Mutter Courage und ihre Kinder“ steht im Zeichen der politischen, der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1939, in dem das Drama entstanden ist. Die Umwandlung der kinderlosen „Erzbetrügerin und Landstörzerin“ in die Mutter dreier Kinder, die allesamt dem Krieg zum Opfer fallen, ist die wichtigste Veränderung gegenüber der Vorlage bei Grimmelshausen. Doch die Verurteilung des Krieges als Mittel der Politik und die Verantwortung auch der kleinen Leute für den Ausbruch und den Verlauf von Kriegen, das hat Brecht mit Grimmelshausen gemein.

Die Struktur der heiter daherkommenen Erzählung von Günter Grass ist kompliziert, auch hier in Hinsicht auf den fiktiven Erzähler. Anscheinend spielt Courage, jetzt Libuschka genannt, nur eine Nebenrolle. Bei genauer Untersuchung stellt sich heraus, dass sie es ist, die in ihrer Hassliebe den Simplicius, alias den Gelnhauser dazu provoziert, seine Lebenserinnerungen, den „Simplicissimus“, zu schreiben, ja, dass sie ihn zum Dichten unter Dichtergenossen anspornt.

Dem modernen Leser ist eine überzeugende Zusammenschau der drei großen Ausformungen dieser Gestalt und eine brauchbare Interpretationshilfe geboten. Freilich wird das Buch der ausgebreiteten Diskussion um den Roman Grimmelshausens (siehe das Literaturverzeichnis und das Register im Anhang) noch kein Ende

bereiten. Sagt doch Courage selbst im ersten Kapitel, sie bilde sich ein, „die Seele seye ihr gleichsam angewachsen“. Es bleibt ein hartnäckiger Fall.

Walter E. Schäfer

Landesarchivdirektion Baden-Württemberg/ Hochstuhl, K. (Hrsg.): Deutsche und Franzosen im zusammenwachsenden Europa 1945–2000. Stuttgart, W. Kohlhammer 2003, 176 Seiten.

Ein Kolloquium über die deutsch-französischen Beziehungen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts – ausgerichtet vom Frankreich-Zentrum der Universität, dem Institut Français und dem Staatsarchiv – alle in Freiburg – ist das Thema von sechs Beiträgen in diesem Sammelband. Zunächst wird von Frank Raberg allgemein über die Verwaltungsstruktur und deren spezielle Problematik bezüglich des Ernährungs- und Landwirtschaftswesens in „Baden – französ. Besatzungsgebiet“ und in „Württemberg-Hohenzollern“ berichtet. In einem grundlegenden Beitrag von Edgar Wolfrum erfahren wir von der französischen Politik in der Besatzungszone – einmal aus der seit 1986 ermöglichten Sichtung der Besatzungsakten, zum anderen aus der Perspektive von Zeitzeugen. Es stellt sich die spannende Frage nach der Zusammenfügung eines mehrschichtigen Bildes, das eben auf ganz unterschiedlichen Grundlagen beruht. Hier schließt sich der Aufsatz von Rainer Bendick über die schon gleich nach 1918 aufgenommenen Schulbuchgespräche an. Grundsätzlich war man sich einig, dass ein historischer Sachverhalt erst durch Berücksichtigung mehrerer Standpunkte erhellt werden kann. Ein Mangel bleibt allerdings, dass die nächste Vergangenheit wegen der fehlenden Distanz der Zeitgenossen zunächst ausgespart bleiben muss.

Die deutsch-französische Aussöhnung mit dem Elysée-Vertrag von 1963 liegt heute auf beiden Seiten als Erfolgsgeschichte durch ein Geschichtsbild der

Freundschaft vor. Grenzüberschreitende Kooperation am Oberrhein bleibt trotz struktureller Verschiedenheiten das erklärte Ziel. Wie sie schon praktiziert wurde, wird von Georg Löser in dem Aufsatz über die badisch-elsässischen Bürgerinitiativen berichtet, die über ihre im „Dreieckland“ erfolgreichen Aktionen hinaus für die offizielle regionale Zusammenarbeit positive Akzente gesetzt haben.

Ein weiterer Bericht befasst sich mit der Hochschulpolitik in der Besatzungszeit (Corine Defrance). Das Kolloquium endet mit einer Podiumsdiskussion, in der mit den positiven persönlichen Erfahrungen von Daniel Hoeffel und Conrad Schroeder die als selbstverständlich wahrgenommene Normalität und Freundschaft bekräftigt wird.

Gernot Kreutz

Scheurer, Werner: Stadtpfarrkirche Heilig Kreuz Offenburg. Kunstverlag Jos. Fink, Lindenberg 2004, 36 Seiten, 30 Abbildungen.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Offenburg gehört zweifellos die Stadtpfarrkirche Hl. Kreuz mit ihrem unmittelbaren Umfeld, für die nach fast vierzig Jahren ein neuer Kirchenführer überfällig war. Werner Scheurer stellt dieses Schmuckstück seiner Heimatstadt nicht nur interessierten Besuchern, sondern der ganzen Einwohnerschaft – eingeboren oder zugezogen – in einladender Weise vor. Scheurer ist seit einigen Jahren als ausgewiesener gründlicher Kenner Verfasser weiterer Kirchenführer in der Ortenau. Auch die 1995 erschienene Schrift zur Weingartenkirche stammt aus seiner Feder. Gediegen ist nicht nur die Auswahl der Abbildungen und deren Ausführung, sondern auch der Text des kleinen Kunstführers.

Einem Abriss über die Baugeschichte folgt die Würdigung der Künstler. Für Offenburg und darüber hinaus bekannte Namen tauchen auf: Johann Elmerich, Franz

Leonhard Fivell, Johann Nepomuk Specker, Franz J. Simmler und viele mehr. Über Franz Beer teilt der Autor aufgrund neuester Literatur mit, dass der „ältere“ Franz Beer als Baumeister der Kirche zu gelten hat. Überhaupt werden die Künstler kurz über ihr Gesamtwerk vorgestellt; es werden vor allem künstlerische und familiäre Beziehungen zu Offenburg aufgedeckt. Es ist dies ein Anliegen von Werner Scheurer, Vergangenheit über diese Art der Darstellung lebendiger werden zu lassen. So reiht sich der Führer auch als gelungener Baustein für die Stadtgeschichte ein.

Das Äußere der Kirche, der Innenraum und seine Ausstattung erfahren ihre entsprechende Würdigung. Der Chor ist wie das Langhaus ein Backsteinbau, der durch die Sandsteinquader nachahmende Bemalung ein ansprechenderes Aussehen erhalten hat. Vielen mag es nicht geläufig sein, dass der alte Friedhof um die Pfarrkirche herum gelegen war. Etliche Kleindenkmale rund um die Kirche, vor allem der künstlerisch wertvolle Ölberg, sind Zeugen des alten Friedhofs. Auch darüber werden wir von Scheurer unterrichtet.

Zitate aus den Archivalien und der Literatur sind in Kursivschrift gesetzt – für die Leser eine praktische und nützliche Orientierungshilfe.

Gernot Kreutz

Kaiser, Jürgen: Klöster in Baden-Württemberg. 1200 Jahre Kunst, Kultur und Alltagsleben. Stuttgart 2004. 160 Seiten, 120 Farbabbildungen.

Überraschend viele nahezu vollständig erhaltene Klosteranlagen gehören zu den besonderen Schätzen Baden-Württembergs. Die Reichenau, mittlerweile zum Weltkulturerbe erklärt, ist ja nur eines von weit über 100 Klöstern des Landes. Aus dieser großen Zahl 25 Anlagen auszuwählen, war sicher nicht einfach. Kriterium für die Aufnahme in das Buch war neben dem kunsthistorischen Stellenwert auch

die Erlebbarkeit klösterlichen Lebens durch gut erhaltene Klausur- oder Wirtschaftsgebäude. Aus unserem mittelbadischen Raum ist allein die Benediktinerabtei Alpirsbach vertreten. Dort ist die spätgotische Klausur einschließlich des Dormitoriums noch vollständig erhalten, und natürlich die Abteikirche, die zum Eindrucksvollsten gehört, was deutsche Romanik zu bieten hat. Das Buch informiert nicht nur über diese und andere Klostergeschichten, sondern schildert jeweils einen Rundgang, der praktische Informationen enthält. Unter mehreren Stichwörtern erfährt der Leser außerdem Wissenswertes über die Orden, die Architektur und die Funktionsteile eines Klosters. Nicht ganz überzeugend allerdings ist der Trend zu willkürlich wirkenden und plakativen Slogans (Staat der Damen: Säckingen, Die Unvollendete: Schussenried, Erbettelter Wohlstand: Esslingen). Doch nimmt man das qualitativ sehr gut bebilderte und flüssig geschriebene Buch dessen ungeachtet gerne zur Hand und blättert in diesem wichtigen Kapitel Kultur- und Glaubensgeschichte des Landes.

Martin Ruch

Zettler, Alfons/Zotz, Thomas (Hrsg.): Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. I. Nördlicher Teil, Halbband A–K (= Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 14). Ostfildern, Thorbecke 2003, 256 Seiten, viele Abbildungen.

Vom Rhein über die Niederungen des Oberrheingrabens bis hinauf zu den Randhöhen des Schwarzwaldes gab es zahlreiche Burgen in der Regio. Doch anders als im benachbarten Elsass hat sich auf unserer Seite nur ein relativ kleiner Bestand in Form von Ruinen erhalten, so dass man sich heute nur einen unzutreffenden Eindruck vom hoch- und spätmittelalterlichen Erscheinungsbild der Landschaft machen kann. Dem entgegenzuwirken ist das An-

liegen des Projektes „Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau“, das von der Abteilung Landesgeschichte am Historischen Seminar der Universität Freiburg erarbeitet wird. In mehreren Bänden werden die Ergebnisse präsentiert. Der vorliegende erste Teilband stellt nach einer knappen, fundierten Einführung der beiden Herausgeber 46 Burgen vor, darunter übrigens auch die Ruinen der Heidburg bei Hofstetten, die sich exakt auf der Grenze zwischen Ortenau und Breisgau befindet. Stets enthalten die Beschreibungen der Grabungsbefunde auch die aktuelle Forschungsliteratur, Informationen zur Geschichte und Quellenlage und anschauliche Karten, Zeichnungen und Fotografien. Ein wertvoller Bestandskatalog in hervorragender Aufmachung!

Martin Ruch

Ruch, Martin: Geschichte der Stadtklinik St. Martin in Gengenbach von den Anfängen bis zum Jahr 2003. Offenburg 2003, 174 Seiten, Abbildungen.

Historische Analysen von Krankenhäusern sind selten geworden. Die Charité in Berlin ist sicherlich eine Ausnahme. Umso mehr freut es, wenn die Geschichte einer Stadtklinik wie die von St. Martin in Gengenbach am Fuß des Schwarzwaldes so detailliert aufgegliedert worden ist. Anlass ist ein Jubiläum. 250 Jahre ist das „alte Krankenhaus“ alt, 50 Jahre „das neue Krankenhaus“ und im Jahr 2003 ist ein Klinikhotel eröffnet worden. Die Geschichte ist spannend: die Pest, die Lepra, das Antoniusfeuer und viele andere Krankheiten aus dem Mittelalter werden wieder gegenwärtig. Dabei sollte erinnert werden, dass die Lepra immer noch in Rumänien verbreitet ist! Die Arbeit der Mönche wird gewürdigt, natürlich auch ihr Umfeld und die Architektur des Krankenhauses eingepasst in die Schwarzwaldlandschaft. Für einen Mediziner ist am interessantesten die Chronik der Ereignisse mit den Anhängen. Insgesamt ein le-

senswertes Buch nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Bürger dieser Region.

Burkhard Helpap

Hecht, Franz Michael: Spital und Krankenhaus in Ettenheim 1452–1952–2002. Ettenheim, Eigenverlag 2002, 380 Seiten, zahlreiche Abbildungen, teilweise in Farbe.

Hinter dem nüchternen Titel „Spital und Krankenhaus in Ettenheim 1452–1952–2002“ verbergen sich 550 Jahre ständigen Bemühens um pflegerische und medizinische Versorgung kranker und alter Menschen in Ettenheim. Dr. med. Franz Michael Hecht, seit 1991 Oberarzt der Chirurgie am Kreiskrankenhaus Ettenheim, hat durch intensives Quellenstudium und Auswertung der umfangreichen heimat- und medizingeschichtlichen Literatur zu diesem seltenen Jubiläum ein grundlegendes Werk über das Ettenheimer Gesundheitswesen geschaffen, das in Konzeption und Ausführung sicherlich als beispielhaft gelten kann.

Aus der Fülle der Themen seien einzelne Aspekte herausgenommen. Das spezielle Interesse des Ettenheimer Arztes an medizinischen Fragestellungen wird schon in der allgemeinen Einführung zum „Spitalwesen im Mittelalter“ und zu Lepra, Pest und zum Antoniusorden deutlich.

In der „Vorgeschichte des Spitalwesens in Ettenheim“ erfährt man, dass es offenbar schon 1312 vor den Toren Ettenheims, im Altwick, ein Gutleuthaus gab, in dem die Aussätzigen von den übrigen Bewohnern der Stadt getrennt untergebracht wurden.

Im Kapitel „Das ‚alte‘ Spital in Ettenheim“ fasst der Autor die bisher veröffentlichten Informationen zum Spital zusammen, dessen Gründung um 1452 mit dem Abt von Ettenheimmünster erfolgte.

Zahlreiche Hinweise aus den nachfolgenden Jahrhunderten lassen die anhalten-

de Bedeutung des Spitals für Ettenheim erkennen. So wurde auch das Vermögen des Spitals immer wieder durch Stiftungen von Äckern, Matten und Reben vermehrt, die oft mit der Auflage verbunden waren, wöchentlich eine Messe für den Spender lesen zu lassen.

Es wird über die Pestepidemie von 1582, die Gründung der Sebastianus-Bruderschaft, den Spitalfonds, der auch Geld gegen Zinsen lieh, und über das noch erhaltene Siegel des Stadtchirurgen von 1515 berichtet.

Der Autor stellt die Geschichte des Spitals stets in den Zusammenhang mit den historischen Ereignissen, die über Ettenheim hereinbrachen. So hat zum Beispiel 1637 das Spital die Zerstörung Ettenheims im Dreißigjährigen Krieg überstanden.

Über das von 1780–1786 gebaute „neue Spital in Ettenheim“ und die medizinische Versorgung der Bevölkerung im 18. Jahrhundert konnte auf die Aufzeichnungen von Johann Conrad Machleid, dem Ettenheimer Arzt und Chronisten, zurückgegriffen werden. Besonders die vielen französischen Emigranten, die bei Kardinal Rohan Unterschlupf gefunden hatten, und auch das Fleckfieber mitbrachten, sind zu erwähnen. Bisher nicht bekannt war das Schicksal der „Barmherzigen Schwestern“ von Saverne, die wegen der Revolution Frankreich verlassen mussten, dann aber im Spital in Ettenheim ein neues Betätigungsfeld fanden.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird das Spital allmählich in ein Krankenhaus umgewandelt und diente dann im Ersten Weltkrieg als Lazarett. Der danach geplante Neubau des Städtischen Krankenhauses konnte schließlich erst 1952 auf dem Meierberg verwirklicht werden, auf dem das Krankenhaus inzwischen 50 Jahre steht, was Anlass des Jubiläums und des Buches war. Doch schon 1957, nur fünf Jahre später, wurde ein Zweckverband gegründet. 1978 ging das Haus schließlich als „Kreiskrankenhaus“ in die

alleinige Trägerschaft des Ortenaukreises über.

Besonders breiten Raum nimmt ab 1988/89 dann der „Kampf um den Erhalt des Krankenhauses in Ettenheim“ ein, der trotz Bürgerinitiativen, Fördervereins und intensiver Bemühungen auf vielen politischen Ebenen zum Zeitpunkt der Drucklegung 2002 noch nicht beendet war. Das Buch von Michael Hecht zeigt am Beispiel des Ettenheimer Krankenhauses exemplarisch das Schicksal der „kleineren Krankenhäuser“ in der gegenwärtigen, auf Konzentration bedachten, Gesundheitspolitik auf.

Bernhard Uttenweiler

Fuchs, François-Joseph: *Nouvelles sources illustrant le rayonnement artistique de Strasbourg au début du XVIIe siècle*. In: *Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire*, Bd. XLVI (2003), Seite 55–85.

Das Archiv der Stadt Straßburg birgt eine Fülle von Handschriften, die nur allmählich aufgearbeitet werden können und manchmal für Überraschungen gut sind. Die kontinuierliche Erschließung der deutschsprachigen Handschriften wird dadurch erschwert, dass in Straßburg nur noch wenige Archivare und Bibliothekare vorhanden sind, die neben den nötigen archivalischen und diplomatischen Kenntnissen die mittel- und frühneuhochdeutsche Sprache in altdeutscher Schrift lesen können. Auf diesem Gebiet hat sich François-Joseph Fuchs, der frühere Direktor der Archives municipales, durch eine Reihe von Publikationen ausgezeichnet, die eine Vorliebe für Themen im kulturellen Grenzraum zwischen Deutschland und Frankreich anzeigen. So hat Fuchs schon 1965 eine Studie über die Zuwanderung deutscher Handwerker nach Straßburg im 16. Jahrhundert vorgelegt: *L'immigration artisanale à Strasbourg de 1544–1565*. In: *Artisans et ouvriers d'Alsace* 1965, S. 185–195 (Publications de la Société sa-

vante d'Alsace et des régions de l'Est Bd. IX). Er verfolgte mit dem vorliegenden Beitrag dieses Thema weiter, jetzt für den Zeitraum zwischen 1716 und 1724. Straßburg zog zu allen Zeiten deutsche Handwerksgesellen an. Es galt diesseits des Rheins als Zentrum der anspruchsvollen, ins Künstlerische gehenden Handwerke. Das galt nach 1681 nicht weniger als zuvor. Die Unterordnung unter französische Souveränität war für das soziale Leben aller Stände der Stadt weniger bedeutsam, als es aus der vom Nationalstaat geprägten späteren Perspektive erscheinen mag. So bewahrten auch die Handwerker ihre Zunftordnungen und ihre Vorrechte.

François-Joseph Fuchs wertete die in deutscher Sprache verfassten Protokollbücher der Zunft zur Stelz (*L'échasse*) aus. Sie haben sich nur für den angegebenen Zeitraum erhalten. In der Zunft zur Stelz waren anspruchsvolle Berufe versammelt, Gold- und Silberschmiede, Buchdrucker, Buchbinder, Glaser, Maler und so genannte „Kartenmacher“, Graphiker, wie wir heute sagen würden. Eine Ausbildung in Straßburg galt viel. Entsprechend groß war die Zahl der Lehrlinge und Gesellen, die von ihnen aufgenommen werden wollten.

Der erste Teil der Studie beschreibt die geltenden Regelungen für die Lehrzeit nach der Zunftordnung, für die Aufnahme in die Zunft, das zu entrichtende Lehrgeld und, besonders ausführlich, die Regeln für die Anfertigung und die Anerkennung eines Meisterstücks durch eine Kommission. Der zweite Teil bringt die Listen von mehreren hundert Lehrlingen mit den Angaben zum Namen, zum Handwerk, zur Herkunft, zu früheren Lehrzeiten und den Namen der Straßburger Meister. Für die Leser der „Ortenau“ sind die Zugänge aus dem Grenzgebiet am Rhein von besonderem Interesse. Zwei angefügte Register der Herkunftsorte und der Namen der Auszubildenden erleichtern genealogische, kulturgeographische und historische Studien.

Walter E. Schäfer

Schuck, Hans-Jochen: Kleindenkmale in Ohlsbach. Mit Fotos von Walter Hoferer. Hrsg. Gemeinde Ohlsbach. Offenburg, Huber 2003, 72 Seiten, viele Farbabbildungen, 2 Karten.

Die umfassende Bestandsaufnahme der Kleindenkmale in Ohlsbach ist mit schönen Farbaufnahmen und einer vorzüglichen Kartierung bestückt. In einer ausführlichen Einleitung erfolgt die Definition des Begriffs „Kleindenkmal“ mit den festgelegten Unterscheidungskriterien gegenüber anderen Arten von Kunst- und Naturdenkmalen. Der hier genannten Unterteilung der Kleindenkmale entspricht die Kapiteleinteilung des Verzeichnisses. Im ersten Kapitel werden insgesamt 30 Bildstöcke und Kreuze genannt inklusive einer sakralen Fassadenskulptur der Pfarrkirche. Letztere erfüllt aufgrund ihres Standorts das für ein „Kleindenkmal“ geforderte Kriterium der „Selbstständigkeit“ nicht, ihre Nennung bietet aber Gelegenheit, die Ohlsbacher Pfarrkirche in das Verzeichnis aufzunehmen. Für das allgemeine Verständnis des Themas sorgt ein geschichtlicher Abriss und eine typologische Beschreibung der Bildstöcke und Weg- oder Flurkreuze. Es schließt sich die Beschreibung von 30 Brunnen an. Hier wird in den einführenden Erläuterungen auf die Problematik hingewiesen, die sich aus dem nostalgisch-dekorativen Wert der Brunnenröge ergibt. Viele Brunnen dienen heute als Blumentröge an neuen „trockenen“ Standorten ohne Hinweis auf Herkunft und ehemalige Funktion. Weitere Kapitel sind den Erinnerungs- und Zeitmalen sowie den Grenzsteinen gewidmet. Im letzten Kapitel „Bewässerung der Allmendwiesen“ überschreitet der Autor wiederum die definierten Grenzen der Typologie der „Kleindenkmale“, um ein eigentlich technisches Kulturdenkmal zu beschreiben. Dieses Kapitel mit den Beschreibungen und Fotografien von der Wasserkraftstation Reichenbach bis zu den verlandeten und zugewachsenen Stellfallen des Kanalsystems und ihre Stand-

ortkartierung verdient besondere Beachtung!

Die lokalhistorische Eigeninitiative von Hans-Jochen Schuck als Autor und Walter Hoferer als Fotograf fügt sich ein in das Projekt des Landes Baden-Württemberg zur landesweiten Erfassung der Kleindenkmale. Das durch das Landesdenkmalamt geleitete Projekt wird von verschiedenen überregionalen Vereinen unterstützt und in der Ortenau durch den „Historischen Verein für Mittelbaden e.V.“ mitgetragen.

Der Ort „Ohlsbach“ ist in dieser Hinsicht nun kein unbeschriebenes Blatt mehr.

Bernhard Wink

Dugrillon, Max: „Reverend Albert Th. Reininger.“ Ein armer Gärtnersohn aus Ulm bei Renchen wandert 1869 nach Amerika aus und wird dort Pfarrer. Achern-Mösbach, Selbstverlag des Verfassers 2003. 168 Seiten mit Abbildungen.

Der Titel – und das Titelbild – versprechen die erbauliche Erzählung vom Lebenslauf eines frommen Gottesmannes aus dem englisch-amerikanischen Sprachraum. Aber diese Erwartungen werden enttäuscht. Was der Autor vorlegt, ist die spannende Auswanderungsgeschichte von Menschen, die Armut und Unbildung ihrer Heimat entfliehen wollen, dafür ehrlich arbeiten, aber gelegentlich auch am Rande der Legalität handeln.

Die Grundlage des Berichtes liefert die Schrift eines Robert Rath „Aus dem Leben eines Auswanderers“, die 1922 erschien und inzwischen vergessen worden ist. Nun haben sich in den letzten Jahren gleich zwei bekannte Autoren aus der Ortenau des Bändchens angenommen. Nachdem es Johannes Werner 2001 in unserer Zeitschrift ausführlich besprochen hat, veröffentlichte Max Dugrillon im vergangenen Jahr seinen Versuch, den historischen Hintergrund der biographischen Er-

zählung aufzuarbeiten. Wie schon Werner entdeckte Dugrillon, dass „Robert Rath“ ein Pseudonym darstellt und einige andere Personen sowie auch Orte erfundene Namen tragen. Detektivisch entschlüsselte er den Text, verifizierte seinen Inhalt durch umfangreiche Recherchen auch im europäischen Ausland und in Amerika und verfasste danach die breit angelegte Familiengeschichte der Reiningers aus Ulm bei Renchen, deren Mitglieder während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast alle nach Amerika emigrierten.

Im Mittelpunkt steht Albert, der sich als Verfasser seiner Biographie „Robert Rath“ nennt. Er setzt sich schon in den Volksschuljahren in den Kopf, einmal Priester zu werden, aber trotz guter Noten findet er keinen Gönner. Daher erlernt er nach Schulabschluss das Bäckerhandwerk. Unzufrieden mit seinem Werdegang, folgt er dem Rat seines Bruders Theodor – er ist der Abenteurer in der Familie – zu ihm nach Amerika zu kommen. Aber auch in der neuen Welt türmen sich Hindernisse vor seinem Ziel auf, und nur mit seiner Schwarzwälder Beharrlichkeit und der Unterstützung Einzelner und religiöser Gemeinschaften kommt er langsam voran. Nach zwölf Jahren großer Mühen kann er endlich seine Primiz feiern.

Bis zu seinem goldenen Priesterjubiläum 1931 betreut er 5 Pfarreien und ein Krankenhaus, nicht immer zur vollen Zufriedenheit seiner Schäfchen oder gar seiner Vorgesetzten.

Während dieser Jahre kommen seine Eltern und drei seiner Geschwister aus Ulm nach; als Albert 1941 – nun der älteste Priester der Diözese Milwaukee – stirbt, hat er sie alle überlebt.

Das sehr empfehlenswerte Bändchen überrascht mit einer Menge Informationen zum Problem Auswanderung, besonders über die ethnische, religiöse und politische Situation der deutschen – und darin eingeschlossen der ursprünglich rein badischen – Gemeinden in den USA.

Karl Maier

Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft. Heft 46, 2004. 138 Seiten.

Schwerpunktthema des Jahrbuchs 2004 ist die Beziehung zwischen Baden und Elsass und darüber hinaus zu Frankreich und Europa. Drei Arbeiten betreffen den vor 100 Jahren in Lahr geborenen Hans Furler. Thorsten Mietzner skizziert den Juristen Furler als engagierten Fürsprecher einer europäischen Integration mit politischen Visionen. In zwei Beiträgen zum Scheffel-Gymnasium in Lahr aus den 50-er Jahren kommt Furler selbst zu Wort. Christel Seidensticker belegt mit Anzeigen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Verbindungen zwischen Lahr und Straßburg. Es gab hier damals mehr Beziehungen als zu Freiburg. Annette Motz schildert das „Hineinwagen“ in Europa aus ihrem persönlichen Erleben heraus. Verschiedene Mottos – als Zitate – unterstreichen die „Gedanken einer jungen Europäerin“. Von einem geglückten „Hineinwagen“ berichtet Martin Frenk: Seit einem halben Jahrhundert besteht eine badisch-elsässische Freundschaft im Bereich des Pferdesports. Auf badischer Seite ist Meißenheim einer der Hauptstützpunkte.

Von Gerhard Finkbeiner wird über hundert Jahre Ausflugsverkehr in der Landschaft um Schweighausen berichtet. Das besonders reizvolle dieser Landschaft hatten auch die Maler Wilhelm Wickertsheimer (Lahr) und Willi Henselmann (Offenburg) erkannt. Zwei Gemälde von ihnen illustrieren diesen Beitrag. Hier sollte sich auch der Bogen spannen zwischen Wickertsheimer, einem Verfechter des Naturschutzes, und dem Programm „Offenhaltung der Landschaft“, das im Artikel des Landrats („Aus der Kreispolitik“) vorgestellt wird. Ein kleiner Streifzug durch das alte Geroldsecker Herrschaftsgebiet erinnert an einige geschichtliche Ereignisse. – Ekkehard Klem geht mit der Namenstagsfeier von 2003 in Schuttern der vielleicht 1400-jährigen Geschichte des Klosters nach und diskutiert die immer wieder interessanten Gesichts-

punkte, die bei jeder Ersterwähnung eines Ortes auftauchen. Louis de Rohan (1734–1803), der letzte Fürstbischof von Straßburg, der vor 200 Jahren in Ettenheim im Exil starb, erfährt in zwei Beiträgen von Bernhard Uttenweiler eine Würdigung, in der wir von einem tragischen Menschen (denken wir nur an die oft zitierte Halsbandaffäre) hören – zum einen erläutert anhand einer Karikatur, zum andern dargestellt als leichtgläubiger Mensch, der einem europaweit agierenden Hochstapler und Betrüger zum Opfer fiel.

Über eine noch heute bedeutende Fabrik für Präzisionsmechanik (Zahnräder, Getriebe) schreibt Hagen Späth. 1928 gründete der gelernte Uhrmacher Neugart in Furtwangen die Fabrik, die seit 1943 als Familienunternehmen in Kippenheim ansässig ist.

Die 100-jährige „Hammerschmiede“ in Lahr ist eine der wenigen Herrengesellschaften in Baden (Autor: Erich Krämer). Als unpolitischer Verein blieb ihr Ziel unverändert: „Zweck der Gesellschaft ist die freundschaftliche Begegnung unter Herren“ (Satzung 1989). – Uttenweiler würdigt in einem Nachruf Robert Furtwängler, einen Historiker, der 1922 in Ettenheim geboren wurde und 2003 hier auch verstarb. – Die Lebensgeschichte von Lili Reckendorf (1889–1952) wird von Gardy Ruder erzählt. Sie unterrichtete als Lehrerin einige Jahre in Lahr. Trotz ihres christlich evangelischen Glaubens musste sie in der NS-Zeit wegen ihrer jüdischen Herkunft das Leid, das mit der Deportation verbunden war, erfahren. Herbert Motz stellt sich in dem Jahrbuch mit zwei Mundartbeiträgen und Holzschnitt-Arbeiten vor.

Gernot Kreuzt

**Simpliciana. Schriften der Grimmels-
hausen-Gesellschaft (Hrsg.). 25. Jg.,
Bern/Berlin ... 2003, 426 Seiten.**

Der Band enthält zunächst die Referate des Kolloquiums „Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt“, das im Juli

2003 in Renchen stattfand. Dem Thema entsprechend sind viele Darstellungen und Bezüge zur Region zu finden: die Moos, Burg Hohenrod, Kloster Allerheiligen, die Sauerbrunnen und andere Orte und Aspekte der simplicianischen Landschaft werden, zumeist mit neuen Ergebnissen, behandelt. Von großer Bedeutung für die Regionalgeschichte ist dann der Beitrag von Louis Schlaefli, dem unermüdlichen Bibliothekar und Archivar des Grand Seminaire, der erstmals aus den Straßburger Archiven eine umfassende Übersicht über den Klerus der drei rechtsrheinischen Landkapitel Lahr, Offenburg und Ottersweier vom 14. bis zum 17. Jahrhundert erstellt hat. Eine immense, bewundernswerte Arbeit, was die Grimmelshausen-Gesellschaft zu würdigen weiß, indem sie sie nun in ihrem Jahrbuch über zwei Jahrgänge hinweg publiziert (der erste Teil liegt mit dem Band vor). Schlaefli hat sich bewusst nicht auf einen reinen Katalog beschränkt, sondern alle greifbaren Spuren mit aufgenommen, so dass diese Arbeit auch die Welt des Pfarralltags vermittelt. Wahrlich ein Stoff, aus dem Literatur gemacht wird. Grimmelshausen musste nicht lange suchen, um die unterhaltsamsten Themen für seine Bücher zu finden. Die schwangeren Mägde der Pfarrer, deren Weinkonsum, ihre Streitereien, aber auch ihre seelsorgerische Arbeit – für nahezu jeden Ort der Ortenau finden sich Belege. Der berühmte Dr. Kieffer, die Schauenburger und andere Gestalten aus dem Umfeld Grimmelshausens treten auf. So wissen wir nun auch mehr vom Offenburg Pfarrer Adam Haffner, in dessen Amtszeit Grimmelshausen getraut wurde. 1666 bat Haffner beim Bischof um die Erlaubnis, ein Offizium der Heiligen Ursula, der Offenburger Stadtpatronin, drucken zu lassen. Während der schwedischen Belagerung 1632 hatte die Bevölkerung ein Gelübde gemacht, zukünftig die Feste der Heiligen Gangolf, Ursula und Aper zu feiern. Haffners Gesuch galt der Einlösung dieses Versprechens, wie wir

nun aus Schlaeflis Arbeit erfahren. Die Forschung ist aufgerufen, intensiv Gebrauch von dieser Dokumentation in den „Simpliciana“ zu machen.

Martin Ruch

Schau-ins-Land, Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins. 121. Jahreshaft, 2002.

Dieser Band ist dem im Jahre 2002 pensionierten Freiburger Stadtarchivar Dr. Hans Schadek zum 65. Geburtstag gewidmet. Die Thematik und die zeitliche Streuung der Beiträge sind reichhaltig. Das Gebiet der Ortenau ist vor allem betroffen in dem Beitrag von: Weber, Peter Johannes: Alemannische Heimat. Eine heimatgeschichtliche Beilage der Freiburger Tagespost in schwieriger Zeit (1934–1940), inklusive Autoren-, Orts- und Personenverzeichnis, S. 165–208.

Dieter Kaufß

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. 46. Band, 2003.

Weil Fürstenbergisches Kulturerbe ganz Südwestdeutschland betrifft, sei besonders auf folgenden Beitrag hingewiesen: Hermann Sumser. Zur Entstehung, Bedeutung und Erhaltung des Fürstlich Fürstenbergischen Kulturerbes – Plädoyer für das Gesamtensemble, S. 7–37.

Dieter Kaufß

Freiburger Diözesan-Archiv. 122. Band, 2002

Im Vorgriff auf das Jahr 2003, in dem Baden-Württemberg in zwei Landesausstellungen der Säkularisation gedachte, ist der folgende Beitrag beachtenswert: Kremer, Bernd Matthias: Das Ende der Reichskirche und der Klöster – Die Säkularisation des Jahres 1803, S. 17–64. Ein Anhang mit 16 Farabbildungen berücksichtigt u. a. Ettenheim, Ettenheimmün-

ster und Gengenbach. Das Gebiet des Ortenaukreises betrifft sowohl der Herkunft wie auch des Wirkungskreises nach: Necrologium Friburgense 1996–2000. Verzeichnis der in den Jahre 1996 bis 2000 verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg S. 97–257 mit einem eigenen Namensverzeichnis (S. 258/259).

Dieter Kaufß

Freiburger Diözesan-Archiv, 123. Band, 2003

Aus einer Vielzahl von Beiträgen ist als Nachbereitung des Jahres 2003 und des Schwerpunktes „Säkularisation“ folgender Beitrag zu nennen: Kopf, Paul: Klösterliches Leben in Baden-Württemberg von 1803–2003 und dessen Positionierung in der Zukunft. S. 25–47. Zumeist ganzseitige Fotos illustrieren und dokumentieren den Sachverhalt.

Dieter Kaufß

Arbeitskreis Brauchtum und Geschichte (Hrsg.): Willstät. Aus Geschichte und Gegenwart. Willstät 2003, 678 Seiten, viele sw-Abbildungen.

Er hat die Hauptarbeit geleistet an diesem Jahrhundertwerk: Alfred Hetzel, Vorsitzender des Arbeitskreises und unermüdlicher Motor der Willstätter Geschichtsfreunde, kann mit Stolz auf dieses gewichtige Werk blicken, das mehr geworden ist als eine nüchterne Dokumentation. Es widmet sich allen Themenbereichen des Dorfes an der Kinzig, stellt also die Erstnennung von 1232 vor, die Herrschaftsgeschichte im Hanauerland, die permanente Auseinandersetzung mit Frankreich, den Übergang an Baden usw. Im Zentrum stehen zunächst die historischen Aspekte, gefolgt von den Themenbereichen Landwirtschaft und Gewerbe, Kirche und Persönlichkeiten, Vereine und Traditionen. Begrüßenswert die Texte früherer Autoren, die man sonst nur mühsam aus einer weit gestreuten Literatur zu-

sammensuchen muss. Natürlich steht der Name Johann Michael Moscherosch im Blickpunkt des Interesses, aber in der Chronik wird nicht nur des Dichters des „Philander von Sittewald“ (= Willstedt) gedacht, sondern auch des großen Festes, das die Gemeinde im Jahr 2001 feierte in Erinnerung an den 1601 geborenen Willstätter. Jede Chronik muss irgendwo einen Schlusspunkt setzen, wenn auch die Geschichte weitergeht. Im Fall Willstätts zeigt sich das deutlich bei der Darstellung der Wirtschaftsgeschichte: kurz nach Drucklegung wurde ein großes ortsansässiges Industrieunternehmen geschlossen, das lange Jahre Arbeit und Brot und reichlich Gewerbesteuer bedeutet hatte. Diese Entwicklung stellt die Gemeinde und ihre Menschen nun vor große, neue Aufgaben der Lebensumgestaltung. Wie die Willstätter diese Prüfung bestehen, das wird in einem zukünftigen Geschichtswerk irgendwann nachzulesen sein. Man sollte aber jetzt schon mit der Dokumentation dafür beginnen. Die Ortsgeschichte ist bis 2003 jedenfalls mit der vorliegenden Arbeit von Alfred Hetzel und seinem Kreis bestens dokumentiert.

Martin Ruch

Ruch, Martin/Galioto, Luisa/Klem, Ekkehard: Kloster- und Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt Schuttern in der Gemeinde Friesenheim, hrsg. vom Bürgermeisteramt Friesenheim, Lindenberg 2003, 57 Seiten, zahlreiche Abbildungen, ISBN 3-89870-121-2.

Zum 1400-jährigen Jubiläum Schutterns 2003 hat die Gemeinde Friesenheim eine neue Beschreibung der barocken Kloster- und Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt Schuttern herausgegeben, die man einerseits als sehr gelungen bezeichnen kann und die andererseits bestehende Forschungslücken bemerkbar macht. Die im bekannten „Kirchenführer“-Verlag Josef Fink erschienene fast 60-seitige Broschüre ist inhaltlich dreigeteilt.

Zunächst liefert Martin Ruch in gekonnter Manier einen informativen Überblick zur Geschichte der bis ins 8. Jahrhundert zurück datierbaren Schutterner Benediktiner-Abtei sowie zur etwa 230-jährigen Baugeschichte des Kirchengebäudes, das mit einer Turmhöhe von 75 m weithin sichtbar die Rheinebene der südlichen Ortenau prägt (S. 1–33). Ruch beschreibt u. a. die wenigen aussagekräftigen Quellendokumente aus dem Mittelalter zur Abtei, Klosterplünderungen während des Bauernkrieges (1525) und zu Beginn des 18. Jahrhunderts (1703) sowie die umfangreichen und reichen architektonischen Ausgestaltungen der Anlage im Zeitalter des Barock. 1767 wurde mit dem Bau einer neuen barocken Abteikirche begonnen. Baumeister Joseph Michael Schnöller starb indes im selben Jahr, die Arbeiten mussten von anderen weitergeführt werden, bis es 1773 unter Schutterns letztem Abt Placidus III. Bacheberle zur Einweihung kam. Gut nachvollziehbar beschreibt der Autor sowohl die einzelnen Gebäudeerneuerungen von Abtei und Kirche als auch den Niedergang des Schutterner Benediktinerklosters nach der Säkularisation von 1806. Dieser Verfall fand seinen Ausdruck nicht zuletzt in der Versteigerung der vormals reichen Klosterbibliothek (1821). Nur wenig kann vom Autor über die letzten 150 Jahre der Gebäudegeschichte berichtet werden, die einem verheerenden Kirchenbrand von 1853 und der 1857 abgeschlossenen Instandsetzung folgten. Hier zeigt sich augenfällig, dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und das ganze 20. Jahrhundert bislang kaum eine Rolle in der Forschung zu Schuttern und dem dortigen Kloster gespielt haben und somit kaum Grundlagen für eine entsprechende Darstellung vorliegen. Schade ist, dass gerade in diesem ersten Part für die meisten der zahlreichen eingestreuten, oft längeren Zitate die konkreten Quellenangaben nicht mitgeliefert werden, man also nicht vermittelt bekommt, aus welchen Primärquellen die jeweiligen Passagen stammen.

Die Archäologin Luisa Galioto beschreibt danach in einer „Führung durch die Ausgrabung“ eingehend die archäologischen Funde und Erkenntnisse, die im Zusammenhang mit der Kirche stehen und die seit den bedeutsamen archäologischen Projekten von Karl List in den Jahren 1972–1975 stets einen Schwerpunkt der Forschung zu Schuttern bildeten (S. 35–53). Die Autorin erklärt anhand der vorliegenden Befunde die Baugeschichte von der ältesten Klosteranlage aus dem 8. Jahrhundert über die karolingisch-ottonische Anlage bis zur Umgestaltung in der Romanik. Dieser durch mehrere Planillustrationen unterstützte Beitrag, dessen Mittelpunkt die Beschreibung des bekannten Schutterner Mosaikmedaillons aus dem 11. oder 12. Jahrhundert bildet, könnte jedoch vielleicht aufgrund seines fachlichen Detailreichtums an der bei einem „Kirchenführer“ wohl anvisierten allgemeinen Leserschaft vorbeigehen. Dem Beitrag hätten deshalb einige zusammenfassende und resümierende Sätze gut getan.

Ekkehard Klem fasst schließlich noch einmal verschiedene Darstellungen, u. a. aus seiner Feder (1984, 2003), zur Baugeschichte und Architektur des so genannten Heiligenzeller „Schlössle“ zusammen, das als Propstei eine weltliche Außenstelle der Abtei war (S. 54 f.). Hier sind gerade die mehrfachen Besitzwechsel nach der Säkularisation und die nachfolgenden unterschiedlichen Nutzungen, etwa als Zichorienfabrik, interessant. 1980–1984 konnte die Gemeinde Friesenheim eine Renovierung des zuvor vom Abbruch bedrohten Bauwerks durchführen, das heute im neuen Glanz der Gemeinde als kultureller Veranstaltungsort dient.

Die jeweiligen Artikel werden durch zahlreiche Abbildungen in hervorragender Qualität ergänzt und illustriert. Durchaus beeindruckend ist das ausführliche Literaturverzeichnis (S. 56 f.), mit dem die ansprechende Broschüre ihren Abschluss findet. Dieses lässt durch die Auflistung von über 50 Einzeltiteln zum einen erken-

nen, dass die Schutterner Abtei und ihre Kirche einer der am gründlichsten erforschten Gebäudekomplexe in der südlichen Ortenau sein dürfte. Der Schwerpunkt der modernen Forschung zum Kloster Schuttern (eine erste Chronik schrieb der Mönch Paul Volz aus Offenburg schon um 1510), die nun mit vorliegendem Kirchenführer zusammengefasst ist, lag hier eindeutig im Zeitraum von 1971 bis 1984, während in den letzten zwei Jahrzehnten nur noch vereinzelt weiterführende Studien erschienen sind. Zweitens wird deutlich, dass der Fokus der Schutterner Kirchengeschichtsschreibung stets und vor allem auf die Geschichte der bedeutenden Abtei und speziell des Kirchengebäudes als solches ausgerichtet war. Darüber hinausführende Forschungen über das religiöse Gemeindeleben im Pfarrdorf Schuttern sowie sozialgeschichtliche Zugänge zur Geschichte des Ortes jenseits der Klostermauern stehen hingegen noch aus. Auch nach dem Jubiläum von 2003 fehlt eine Gesamtgeschichte des Ortes Schuttern. Die Autoren und die Autorin des vorliegenden Kirchenführers hatten freilich eine andere Aufgabe und haben diese in lobenswerter Weise gelöst.

Uwe Schellinger

Sauer, Bernhard: Schwarze Reichswehr und Fememorde. Eine Milieustudie zum Rechtsradikalismus in der Weimarer Republik. Berlin, Metropol 2004, 357 Seiten (= Dokumente – Texte – Materialien, veröffentlicht vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin, Band 50)

Der bekannteste Diersburger war der Sohn des dortigen Pfarrers. Hermann Ehrhardt, geboren 1881, musste gleich mehrmals in seinem Leben emigrieren. Weil er einen Lehrer schlug, bekam er Schulverbot für alle badischen Gymnasien, so kam er 1899 an die Nordsee zur Marine. Nach der massiven Unterstützung der „Regierung Kapp“ – es war vor allem Ehrhardts

Marinebrigade, von der die rechtmäßige Regierung im März 1920 aus Berlin vertrieben wurde – musste er im Mai 1920 einige Zeit untertauchen, 1922 nach Rathenaus Ermordung noch einmal und 1934 erneut. Dazwischen lag eine abenteuerliche Flucht im Juli 1923 aus dem Gefängnis in Leipzig – und die Vorgänge in diesem Buch, an denen der ewige Putschist maßgeblich beteiligt war. Es geht darin vor allem um das zweite Halbjahr 1923, und neben den einzelnen Fememorden waren es Putschversuche in Berlin (Fort Hahneberg), Küstrin und – der bekannteste – in München. Obwohl recht kläglich verlaufen, wurde er später, ohne den Zusammenhang mit den anderen, gemeinsam geplanten Aktionen, als reine Nazi-Aktion „Marsch zur Feldherrnhalle“ gefeiert. Der Diersburger soll sich sowohl Ende 1923 als auch im Sommer 1934 auf dem Weg ins Ausland in der Ortenau versteckt haben.

Doch davon handelt dieses Buch nicht. Es behandelt vor allem die – meist sehr brutalen – Morde an den Angehörigen der inoffiziellen Verbände „neben“ der Reichswehr, die ja durch den Versailler Vertrag auf 100.000 Mann begrenzt war. Ernst Buchrucker, Paul Schulz, aber auch Walther Stennes und eben „Kapitän Ehrhardt“ gehören zu den bedeutenden Männern im Hintergrund. Die eigentlichen Mordgesellen hießen Büsching, Klapproth und Fahlbusch, und die Taten geschahen meist im Raum Berlin/Brandenburg sowie Mecklenburg.

Der Autor zeigt, wie die Lebenswege nach 1933 weitergingen – und dass viele der mit Menschenleben nicht zimperlich umgehenden Herren daher im Dritten Reich weiter Karriere machen konnten. Dazu zählte zunächst auch Ehrhardt, doch im Juli 1934 war es für ihn günstiger, sich in Sicherheit zu bringen – nämlich in ein Schloss nach Österreich zu übersiedeln.

All die hier geschilderten Vorgänge sind zwar damals in der Presse bereits beschrieben worden, maßgeblich in der Wo-

chenschrift *Die Weltbühne* (ab August 1925). Es ist auch auf die beiden Dissertationen zum Thema hinzuweisen, von Irmela Nagel (*Fememorde und Fememordprozesse in der Weimarer Republik*, Köln 1991) und Susanne Meinel (*Nationalsozialisten gegen Hitler, Die nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wilhelm Heinz*, Berlin 2000 – vgl. *Die Ortenau*, 2000, S. 654 f.). Aber hier werden noch mehr Akten der Gerichte und Protokolle der Sitzungen des Reichstags und seiner Ausschüsse beigezogen, sodass ein umfassenderes Bild entsteht.

Das vorliegende Buch zeichnet sich auch vor allem dadurch aus, dass es erstmals Fotos der Akteure zeigt.

Wie schon bei den beiden Damen gezeigt, ist der freundliche Umgang mit den republikfeindlichen Tätern und Hintermännern bei den Gerichtsverhandlungen besonders aufschlussreich.

Frank Flechtmann

Landesarchivdirektion Baden-Württemberg mit Landkreis Rottweil (Hrsg.): Der Landkreis Rottweil. Baden-Württemberg – Das Land in seinen Kreisen. 915 Seiten in 2 Bänden mit 5 Karten-Beilagen. Ostfildern, Thorbecke-Verlag 2004 (2. Aufl.; 1. Aufl. 2003), 74 EUR.

In jeweils drei übergeordneten Themenbereichen werden zunächst der Landkreis, sodann alle 22 Gemeinden mit ihren 71 (!) Gemarkungen (vor der Verwaltungsreform 1973/74) beschrieben. Den ehemaligen 71 selbstständigen Gemeinden liegen ihrerseits 109 historische Gemarkungen zugrunde. Nach der Vorstellung der Natur-Grundlagen (Relief der Landschaft, Gewässer, Böden, Vegetation) wird die geschichtliche Entwicklung aufgezeigt, die ebenso wie die natürlichen Gegebenheiten zum Verständnis der heutigen Strukturen beitragen. In diesen Bereich fällt auch die Darstellung der Besiedlung mit ihrer Beziehung zu den Lebensgrund-

lagen der Bevölkerung. Sehr anschauliche thematische Karten bereichern diese Ausführungen. Überhaupt wurde viel Wert auf das Kartenmaterial gelegt. Nicht nur die für den Landkreis alten und neuen Karten überzeugen, sondern auch die jeder Gemeinde vorangestellten Kartenausschnitte (Maßstab um 1:80.000.), die vor allem über Wald und besiedelte Fläche Auskunft geben.

Der letzte Themenbereich beschreibt das Werden der modernen Gemeinde seit 200 Jahren bis zur Gegenwart; dazu gehört die jeweilige politische Entwicklung, die Wirtschaft und Verkehr. Die Themen Kultur, Kirche und Soziales beschließen die Kapitel jeweils, wobei die Kultur insgesamt etwas zu kurz kommt.

Die Kreisbeschreibung wird ihrem Ziel gerecht, durch kleine überschaubare Einheiten, einmal von den Gemeinden her, zum andern durch die Untergliederung der Sachthemen, den Staat „von unten her zu denken“. Die gut ausgewählten, aussagekräftigen Abbildungen geben Anlass, sich in das Werk zu vertiefen. So wird es zum Genuss, sich mit den Nachbarn des Ortenaukreises zu befassen, zumal vier ehemalige Gemeinden (Schenkzell, Schiltach) zum damaligen Kreis Wolfach gehörten. – Ein erforderlicher Nachtrag: Auf der vorderen Umschlagseite des 1. Bandes ist ein Teil des Wasserschlosses von Glatt abgebildet.

Gernot Kreutz

Lahrer Hinkender Bote. Kalender und Kalendergeschichten für das Jahr 2005. Jahresthema: Kleindenkmale. Lahr, Kaufmann 2004. 160 Seiten, viele Farb-Abbildungen.

Der älteste Kalender Deutschlands zeigt auch dieses Jahr, dass Alter im besten Fall viel mit Wissen und Interesse für die kleinen, aber so wichtigen Dinge des Lebens zu tun hat. Daher widmet sich das reich bebilderte Heft diesmal jenen klei-

nen und verborgenen Dingen der Kulturlandschaft, von deren Existenz zwar viele wissen, deren Bedeutung aber häufig nicht mehr evident ist. Dabei sind Kleindenkmale mehr als nur dekorative Elemente in der Landschaft. Sie sind Teil der Mentalitätsgeschichte und sie fordern an ihren Standorten auch heute noch dazu auf, innezuhalten und nachzudenken über die möglichen Gründe für ihre Aufstellung. In elf Aufsätzen geschieht dies im vorliegenden Fall durch neun Autoren, zwei Drittel der beigegebenen Bilder betreffen Kleindenkmale aus der Ortenau, und schon deshalb sei der diesjährige Hinkende Bote unseren Lesern sehr empfohlen! Über die Formenvielfalt und die dazugehörige Terminologie informiert zuverlässig ein Beitrag von Gernot Kreutz, der auch historische Marksteine vorstellt, darunter Kuriositäten wie in Fels gehauene Schwurhände oder die „Sieben Lochen“ im Ortenaukreis. Steinkreuze, Hofkapellen und Brunnen, die Chronogrammsprache der Barockzeit, ja selbst Kleindenkmale auf Briefmarken sind Themen des hochinformativen und reich bebilderten Schwerpunktes des Hinkenden Boten, dem man auch für die Zukunft ein glückliches Händchen bei der Auswahl der Themenschwerpunkte wünscht.

Martin Ruch

Hauser, Rosalie (1840–1924): „In meinem Heimatdorfe Rust ...“. Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert. Herausgegeben und bearbeitet im Auftrag der Gemeinde Rust von Karl-Heinz Debacher und Jürgen Stude. Rust 2004, 144 Seiten, viele sw-Abb. (erhältlich bei der Gemeindeverwaltung 77977 Rust, 15 Euro).

Achtzig Jahre nach ihrem Tod werden hier die Erinnerungen einer badischen Jüdin veröffentlicht. Eine wichtige, einmalige Publikation für die Geschichte der jü-

dischen Landgemeinden liegt damit vor. Die Handschrift selbst stammt aus dem Jahr 1910 und blickt zurück auf das Alltagsleben im Rust früherer Jahrzehnte. Christen und Juden lebten überwiegend friedlich miteinander, und beider Alltagsleben wird geschildert. Doch Rosalie Hauser registrierte hellwach auch die ständigen Gefährdungen dieser Gemeinschaft, als etwa der protestantische Prediger Stoecker antisemitische Tendenzen schürte. „Ein Stachel blieb zurück, denn die Hetzereien von gewisser Seite hörten nie ganz auf.“ Dass Prediger Stoecker hier genannt werden kann, ist den ausführlichen Kommentaren der Herausgeber zu danken, die eine sorgfältige Edition geschaffen haben und heute längst vergessene Personen und Dinge erklären. Frag-

würdig ist höchstens, dass diese Anmerkungen gleichberechtigt neben der Handschrift stehen, und da nicht jede Seite mit Kommentar gefüllt werden konnte, gibt es nun viel leeren Raum und die Handschrift erscheint nicht als geschlossener Text. Doch wiegt dieser Einwand nicht schwer und er will auch die Bedeutung der Edition nicht schmälern. Es ist nun auch für Baden eine Publikation greifbar, die der „Reise zu den Juden auf dem Lande“ von Daniel Stauben (1860) auf der elsässischen Seite entspricht. Ein Vergleich der beiden Bücher zeigt Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede im Leben dieser Landgemeinden (Stauben, Daniel: *Scènes de la vie juive en Alsace*. Paris 1860. Dt.: *Eine Reise zu den Juden auf dem Lande*. Augsburg, Ölbaum-Verlag 1986).

Martin Ruch

Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten

Jahresbericht 2003/2004

Die Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am Sonntag, dem 19. Oktober 2003, im „Heiligenzeller Schlössle“ in Friesenheim-Heiligenzell statt. Der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Friesenheim-Lahr Ekkehard Klem wies auf den Anlass hin, die Jahresversammlung in der Gemeinde Friesenheim abzuhalten: die Gründung des Klosters Schuttern vor 1400 Jahren.

Die 32 Mitgliedergruppen und neun Fachgruppen leisteten eine hervorragende Arbeit. Dies machte der neue Präsident des Vereins, Dr. Wolfgang M. Gall, in seinem Rechenschaftsbericht bei der geschäftlichen Sitzung deutlich. Die kulturellen und kulturpolitischen Aktivitäten der Mitgliedergruppen und Fachgruppen, so Dr. Wolfgang M. Gall, seien breit gestreut. Nach wie vor sei der Schwerpunkt ihrer Arbeit die Erforschung der Regional- und Lokalgeschichte sowie die Bemühungen um eine sachgerechte Denkmalpflege.

Der Historische Verein für Mittelbaden muss mit knapper werdenden finanziellen Mitteln auskommen. Das zeigt sich vor allem in seinem Jahrbuch „Die Ortenau“, die tüchtig „abgespeckt“ hat und dieses Jahr nur noch 520 Seiten aufweist. Nach den Worten von Präsident Dr. Gall haben die Mitgliederzahlen des Vereins einen Höhepunkt überschritten. Sie stagnieren. Auf Grund der Altersstruktur des Vereins sei zu befürchten, dass sie künftig sogar abnehmen. Trotzdem sei der Historische Verein für Mittelbaden mit derzeit 3.372 Mitgliedern nach wie vor einer der größten Geschichtsvereine in Deutschland.

Der Verein will sich modernen Marketingmitteln öffnen und seine Werbung und sein Erscheinungsbild überdenken. Es soll ein finanziell verkraftbares Marketingkonzept entwickelt werden. Auch die Internetseite des Vereins (www.historischer-verein-mittelbaden.de) wurde neu gestaltet und weist auch Links zu den elsässischen Geschichtsvereinen auf. Der Rechenschaftsbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler spiegelte die angestrengte finanzielle Lage des Vereins wider. Er appellierte, neue Mitglieder für den Verein zu werben, damit die gestiegene Altersstruktur des Vereins aufgefangen werden könne. Die beiden Kassenprüfer Dr. Fritz Ebner und Werner Scheurer bescheinigten eine einwandfreie Kasselführung.

Der Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“, Dr. Martin Ruch, kündigte einige Neuerungen an. So wird es künftig vor den historischen Beiträgen im Jahrbuch kurze Zusammenfassungen (Abstracts) geben. Schwerpunkt des nächsten Jahrbuches werde das Thema „Migrationen“ (Begegnung mit anderen Kulturen, Auswanderung im 19. Jahrhundert, Integration der Russlanddeutschen, Sinti und Roma usw.) sein. Der Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten, René Siegrist, berichtete, dass die elsässischen Geschichtsvereine eine Publikation über Orts- und Flurnamen im Elsass vorbereiten. Künftig werden regelmäßige Treffen des Vorstands des Historischen Vereins für Mittelbaden mit demjenigen der elsässischen „Fédération des Sociétés D’Histoire“ in Straßburg angestrebt.

Beim Empfang der Gemeinde Friesenheim stellte Bürgermeister Armin Roesner seine Gemeinde vor. Bei der Festsitzung konnte Präsident Dr. Wolfgang M. Gall die Landtagsabgeordneten Helmut Rau und Dr. Walter Caroli sowie den Präsidenten der elsässischen Geschichtsvereine Professor Dr. Jean-Pierre Kintz und dessen Stellvertreter Jean-Marie Holderbach (beide Straßburg) begrüßen. Den Festvortrag hielt Luisa Galioto vom Landesdenkmalamt Freiburg über „Die Abtei Schuttern – Vom Stützpunkt zur monastischen Durchdringung der Ortenau zum repräsentativen und kulturellen Zentrum“. Die Festsitzung wurde

musikalisch umrahmt vom Saxophonquartett des Musikvereins Heiligenzell. Im Anschluss an die Festsitzung überreichte der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Friesenheim-Lahr Ekkehard Klem Bürgermeister Armin Roesner eine Kopie des Ölgemäldes von Hans Baldung Grien (1484–1545) „Kreuzigung“ mit Darstellung des Stifters Abt Conrad Frick vom Kloster Schuttern. Am Nachmittag fand eine Führung durch die Kloster- und Pfarrkirche Schuttern sowie zu den Grabungen in der Unterkirche statt.

Bei der Frühjahrstagung der 32 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden am 27. März 2004 im Handwerkmuseum in Kehl-Kork betonte Präsident Dr. Wolfgang M. Gall, dass der Verein in den kommenden Jahren vor großen Herausforderungen stehe. Er sieht sie vor allem in der Tatsache, dass die Zuschüsse von Land, Kommunen und Kreis in Zukunft weniger werden. Die Konkurrenz um die verbleibenden Mittel werde größer. Dazu kommen die allmählich zurückgehenden Mitgliederzahlen des Vereins, die durch die Altersstruktur des Vereins bedingt seien. Es sei deshalb unumgänglich, dass bei der Produktion des Jahrbuches „Die Ortenau“ gespart werden müsse, indem der Umfang auf maximal 600 Seiten reduziert werde. Der Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden will diesen Herausforderungen mit einem neuen Marketingkonzept begegnen. Ein Experte für Kulturmarketing wurde beauftragt, dies zu erarbeiten. Mit diesem Konzept will man neue Mitglieder gewinnen.

Breiten Raum nahmen bei der Frühjahrstagung die Berichte der neun Fachgruppen ein. Ehrenpräsident Dr. Dieter Kauß berichtete über die Bibliothek des Historischen Vereins, die in der Regel einen guten Besuch aufweise. Für die jahrelange Betreuung der Bibliothek wurde der 90-jährige Dr. Gerhard Klumpp von Präsident Dr. Wolfgang M. Gall geehrt.

Manfred Hildenbrand

Dr. Dieter Kauß – Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden 1984–2002

Dr. Dieter Kauß stand von 1984 bis 2002 an der Spitze des Historischen Vereins für Mittelbaden und kann auf eine sehr erfolgreiche Präsidentschaft zurückblicken. Für den Verein war die Wahl ein Glücksfall, schließlich ist Dieter Kauß nicht nur ein profunder Kenner der Ortenauer Geschichte, sondern leitete bis Ende 2002 mit dem neugeschaffenen Kreisarchiv und dem Freilichtmuseum Vogtsbauernhof zwei wichtige Kultureinrichtungen des Ortenaukreises. Durch seine beruflichen Tätigkeiten entstanden viele fruchtbare Verknüpfungspunkte zur Vereinsarbeit.

Mit seiner Dissertation „Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau“ machte sich Dieter Kauß 1970 in der Ortenau einen Namen. Bis heute gilt sie als Standardwerk. Dieter Kauß veröffentlichte zahlreiche Aufsätze in der „Ortenau“ und war aktives Mitglied in mehreren Vereinen und Arbeitskreisen. Er gab fachliche Hilfestellungen bei Ortenauer Ortschroniken und -jubiläen und half beratend beim Aufbau von Heimatmuseen der Region. Dieter Kauß war und ist ein gefragter Referent und Fachmann auf unterschiedlichen Gebieten der Kulturgeschichte und Denkmalpflege.

Unter seiner Präsidentschaft veränderte sich das Erscheinungsbild des Historischen Vereins für Mittelbaden vom heimatgeschichtlichen Honoratiorenverein zum Dienstleister. Dazu gehörte insbesondere die Gründung von neun Fachgruppen. Die Fachgruppe Denkmalpflege (zuletzt „Denkmalpflege/Ortsgeschichte“) leitete er selbst.

Großen Wert legte Dieter Kauß auf die Pflege intensiver Kontakte mit den elsässischen Geschichtsvereinen, zu nennen wäre beispielsweise das Projekt der Erfassung der Grenzsteine entlang des Rheins oder die Teilnahme an der Büchermesse in Marlenheim.

Eines der größten Projekte von Dieter Kauß war 1996 der Umzug der Vereinsbibliothek in die renovierten Räume der alten Essigfabrik bzw. Handwerker-Museums in Kehl-Kork. Dort engagiert er sich auch nach seinem Rückzug aus der Präsidentschaft im Bibliotheksteam weiter.

1996 wählte die Mitgliederversammlung Dieter Kauß in Oppenau zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V., 2002 zum Ehrenpräsidenten.

Im Namen des Vereins danke ich dem langjährigen Präsidenten herzlich für die vielfältigen Arbeiten im Dienst der Ortenauer Geschichte und wünsche ihm für die Zukunft alles Gute!



Wolfgang M. Gall

Zum 70. Geburtstag von Ursula Schäfer

Im Dezember 2003 feierte Frau Ursula Schäfer ihren 70. Geburtstag. Sie ist am 1.12.1933 geboren. Seit über 20 Jahren leitet sie als erste Vorsitzende erfolgreich die Mitgliedergruppe Yburg. Dank ihres engagierten Einsatzes hat sich die Mitgliederzahl in kurzer Zeit mehr als verdoppelt.

Das im Jahr 1978 entstandene Heimatmuseum in Steinbach konnte durch ihre intensiven Bemühungen und Verhandlungen mit der Stadt Baden-Baden so viele Räumlichkeiten erhalten, dass darin ab 1986 das „Reblandmuseum“ für die Orte Steinbach, Neuweier und Varnhalt geschaffen werden konnte.

Im Jahr 1989 brachte die Mitgliedergruppe Yburg unter maßgeblicher Mitwirkung von Ursula Schäfer das Buch „Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg“ heraus.

Auf der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden im Jahr 2002 in Oberharmersbach wurde Frau Schäfer zur stellvertretenden Präsidentin gewählt. Sie hat den Vorstand seither bei mehreren Veranstaltungen und offiziellen Terminen vertreten. Bei einem Besuch der letztjährigen Mitgliederversammlung der Mitgliedergruppe Yburg konnte ich selbst miterleben, wie aktiv und hoch motiviert Frau Schäfer und die Mitgliedergruppe Yburg sich auf vielfältige Weise der lokalen Geschichtsarbeit widmet. Auch im Internet ist die Gruppe jetzt mit einer eigenen Homepage vertreten.

Wolfgang M. Gall



Dem Entdecker und Geographen der deutschen Literatur Walter Ernst Schäfer zum 75. Geburtstag

„Der Forscherdrang ist nun erloschen,
ich höre auf zu moscheroschen“
(Walter E. Schäfer bei seiner Pensionierung)

Am 29. Dezember 2003 ist der Literaturwissenschaftler Professor Dr. Walter Ernst Schäfer 75 Jahre alt geworden. Es sei mir gestattet, ihm nachträglich im Sinne des Nobelpreisträgers für Literatur, Elias Canetti, der die öffentliche wissenschaftliche Anerkennung durch Kollegen als bestes Geburtstagsgeschenk bezeichnete, durch die „Ortenau“ ein solches Geschenk zu überreichen.

Beinahe wäre ich ein Schüler von Walter Ernst Schäfer geworden, hätte er um die Mitte der sechziger Jahre die Stelle als Lektor für deutsche Sprache angenommen, die ihm im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Universität Bari in Italien, an der ich damals Germanistik studierte, angeboten worden war. Den Sprachlehrer, den ich nie hatte, traf ich gut ein Jahrzehnt danach in Münster in Sachen Grimmelshausen, als er dort anlässlich der 300. Wiederkehr des Todesjahres des großen Barockerzählers uns Anwesende belehrte, dass Satire bei Grimmelshausen etwas Spezifisches ist, deren naiv-kluge, entlarvende Komik stets auf die *conditio humana* zielt und daher bis heute trotz aller Gattungstraditionen mit dem Namen *Simplicissimus-simplicianisch* in der deutschen Literatur identifiziert wird.

Seit jenem Sommer 1976 ist der Gedankenaustausch mit dem badischen Kollegen nie mehr abgebrochen, er hat sich vielmehr bei Tagungen, in den Vorstandssitzungen der Grimmelshausen-Gesellschaft, in Briefen und Privatgesprächen produktiv entwickelt. Die stets fundierten Bemerkungen des älteren regten mich jüngeren Kollegen immer wieder zu erneutem Nachdenken an, zumal dessen Lust am Forschen in Bibliotheken und Archiven, in Deutschland sowie in Frankreich, gleichsam diesseits und jenseits des Oberrheins, meine uneingeschränkte Bewunderung erzeugt hatte.

Nach seinem Ausscheiden aus der Lehre war ich zunächst ein wenig besorgt, da er mir bei Gelegenheit immer wieder mitteilte, dass er mit den Jahren nicht mehr die Kraft hätte, große Forschungsprojekte zu verfolgen, dass er bald aufhören würde zu publizieren, zumal inzwischen alles *online* liefe und seine maschinenschriftlich eingereichten Arbeiten von vielen Zeitschriftenredaktionen nicht mehr sofort angenommen würden.

Es dauerte ein wenig, bis ich die minimalisierende Rhetorik der Selbstdarstellung verstand. Denn trotz aller Klage produziert Walter Ernst Schäfer als gelehrter (Un-)Ruheständler von Jahr zu Jahr eine so beachtliche Liste von wissenschaftlichen Arbeiten, dass man ihm gerne einen zweiten Lehrstuhl für Germanistik anvertrauen würde, damit er – ohne lästigen Verwaltungskram, versteht sich – weiteren Generationen sein Wissen, seine Arbeitsweise und seine Freude am Forschen mitteilt.

Wenn ich nur seine Publikationen der letzten fünf Jahre (Liste im Anhang) aus dem Gedächtnis abrufe, dann fallen mir mindestens drei Beiträge von ihm sofort ein, die innovatorisch sind, weil sie *bisher Unbekanntes* entdeckt und es literaturwissenschaftlich sowie textphilologisch und kulturgeschichtlich systematisiert haben. Auch wenn diese Arbeiten vielen Nicht-Barock-Spezialisten in der Germanistik wahrscheinlich unbekannt geblieben sind, waren sie für die Barockforschung mit Schwerpunkt Oberrhein-Grimmelshausen-Moscherosch folgenreiche Studien, welche als solche sofort wahrgenommen und geschätzt

wurden. So überraschte der *Entdecker* Walter Ernst Schäfer 2001 die internationale Germanistik mit der ersten Edition der Epigramme von Moscherosch aus dem Jahre 1630. Diese Epigramme waren bis dato unbekannt und manch einer verneinte sogar deren Existenz strikt. Der badische Germanist hatte wieder einmal als *Geograph der Germanistik im südwestdeutschen Raum* Spürsinn bei der Suche in abgelegenen Orten, wo Bücher gesammelt und bis heute unberührt verwahrt werden, bewiesen, und so zur Präzisierung und Abrundung der kulturellen Vergangenheit beigetragen, notwendige Voraussetzung, um auch unsere Gegenwart besser zu fokussieren.

Die Grimmelshausen-Forschung beschenkte Walter Ernst Schäfer in den letzten Jahren mit einer weiteren *Entdeckung*. Seitdem 1939 Manfred Koschlig meinte, in Georg Andreas Dollhopf den zweiten Verleger Grimmelshausens namhaft machen zu können, waren Generationen von Forschern auf der Suche nach Dokumenten, die diese These stützen oder widerlegen könnten. Alle waren erfolglos, bis auf Walter Ernst Schäfer. Dieser konnte in der Straßburger National- und Universitätsbibliothek Verlagskataloge des Hauses Dollhopf ausfindig machen, die vieles in der komplexen Druckgeschichte der Barockeditionen von Grimmelshausens Schriften zwar nicht gänzlich klärt, aber die These zweier aufeinander folgender Verleger Grimmelshausens (1667 bis zum Jahreswechsel 1671/2 Wolf Eberhard Felßcker, danach bis 1676 Georg Andreas Dollhopf) wohl endgültig *ad acta* legt.

Ein weiterer verdienstvoller Beitrag für die Grimmelshausen-Forschung ist der Aufsatz zur Rezeption des *Teutschen Friedens-Raht* (1672) von Claus von Schauenburg, den Grimmelshausen redigierte, im Elsass anno 1777. Nachdem Manfred Koschlig 1977 auf den „Patriotischen Elsässer“ aufmerksam gemacht hatte, kann Walter Ernst Schäfer dank seiner hervorragenden Kenntnis der Lokalgeschichte, die Hintergründe der Beschäftigung mit dieser Schrift nach gut einem Jahrhundert ausleuchten. Wenn er zu dem abschließenden Ergebnis kommt, dass der *Teutsche Friedens-Raht* 1777 als ein „Zeugnis der den Rhein übergreifenden Zusammengehörigkeit der kulturellen Sphären“ des Elsass und der Ortenau Interesse erweckte, so beschreibt Walter Ernst Schäfer damit gleichzeitig einen der Beweggründe auch seiner Forschungen. Als einer der wenigen hat er sich der Literatur am Oberrhein als Teil der europäischen Literatur in der frühen Neuzeit mit großer Liebe, viel Wissen und immer neuem Elan gewidmet. Die Organisation und Leitung des letzten Treffens der Grimmelshausen-Gesellschaft unter dem Thema „Grimmelshausen in seiner regionalen Umwelt“ zusammen mit Wilhelm Kühlmann bezeugte dies wiederum eindrucksvoll.

Die drei erwähnten Beiträge sollen die ganze Liste der Publikationen der letzten fünf Jahre keineswegs in den Hintergrund treten lassen, sondern nur stellvertretend andeuten, wie viel die Forschung in Archiven und Bibliotheken noch entdecken kann, gesetzt, dass man weiß, wo man *zu graben* hat. Schließlich will ich noch auf den zeitlich letzten Beitrag von Walter Ernst Schäfer hinweisen, weil er, obwohl mit dem Datum 2004 in der Zeitschrift *Morgen-Glantz* erscheinend, tatsächlich im Frühherbst 2003 verfasst wurde und daher chronologisch hierhin gehört. Er ist seinem geliebten Moscherosch gewidmet und informiert sachlich und wohlwollend über die Moscherosch-Forschung im letzten Jahrzehnt. Den Forschungsbericht kennzeichnet Belesenheit und präzises Urteilsvermögen, er demonstriert nochmals, dass zu den wichtigsten Forschungsaufgaben eines Professors, der auch als Rentner nie aufhört einer zu sein, auch die wissenschaftliche Information gehört und dass man diese souverän nach dem Vorbild der *Acta Eruditorum* zu Leipzig im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert bewältigen kann, d. h. Orientierung am Objekt, ohne viel zu loben und ohne viel zu tadeln, wohl aber mit dem Ziel, ausführlich und präzise die verschiedenen Ergebnisse wertend zu vergleichen und unterkühlt darzubieten, damit der Leser über das Besprochene mehr als über den Besprechenden erfährt, wenn er auch nur durch diesen am Ende weiser geworden ist. Ich will diese löbliche wissenschaftliche Didaxe sowohl aus dem

Charakter und der Ethik als auch aus dem Wissen und der Ausdauer des Walter Ernst Schäfer ableiten. Die administrative Tatsache hingegen, dass er einmal auch Literaturdidaktik gelehrt hat, spielt m. E. diesmal keine Rolle, denn nicht alle Inhaber eines Lehrstuhls für Didaktik der Literatur schreiben so klare und informierende Forschungsberichte wie er.

Ich wünsche dem Kollegen und Freund Walter Ernst Schäfer viele Jahre Glück und Gesundheit, um noch das (kleine!) Forschungsprojekt, das er gerade unternommen hat, nämlich die Herstellung einer *Monographie über Quirin Moscherosch*, rasch zu Ende zu bringen. Als Ausländer darf ich hier gleichzeitig die Anregung aussprechen, dass zumindest eine der Städte, die sich mit dem Namen Grimmelshausen (Renchen und Oberkirch) und Moscherosch (Willstätt) schmücken, den Literaturwissenschaftler Walter Ernst Schäfer, der Geburtsort bzw. die Wirkungsstätte dieser zwei Autoren bei Gebildeten in der ganzen Welt bekannt gemacht hat, zu ihrem Ehrenbürger ernennt.

Italo Michele Battafarano, Trento (Italien)

Schriftenverzeichnis Walter Ernst Schäfer in den Jahren 1998–2003

(Ergänzung der Publikationsliste in der Ortenau 79 (1999)16–18)

- 1) Der Dreißigjährige Krieg im „Soldatenleben“ Moscheroschs und den simplicianischen Erzählungen Grimmelshausens. – In: 1648. Krieg und Frieden in Europa. Hrsg. von Klaus Bußmann u. Heinz Schilling. – 1998 Veranstaltungsgesellschaft 350 Jahre Westfälischer Friede, o. O., Textband II, S. 339–345.
- 2) Deutsche Literatur des Barock. – In: Sankt Gallen. Geschichte einer literarischen Kultur. Kloster – Stadt – Kanton – Region. Hrsg. von Werner Wunderlich. Bd. 1.: Darstellungen. Konstanz 1999, S. 329–370; Bd. 2: Quellen, S. 329–369.
- 3) Johann Michael Moscherosch. Kriegserfahrungen im Westrich. – In: Les Cahiers Lorrains 1999, Nr. 1, S. 695–709.
- 4) Friedrich von Stein, Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier 1632–1634. – In: Die Ortenau 79 (1999) S. 423–438.
- 5) Der Dreißigjährige Krieg aus der Sicht von Moscherosch und Grimmelshausen. – In: Morgen-Glantz 9 (1999) S. 13–30.
- 6) Gottlieb Konrad Pfeffel und der französische Innenminister François de Neufchateau. – In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 148 (2000), S. 245–258.
- 7) Nachwirkungen der Satire-Auffassung Johann Fischart im 17. Jahrhundert. – In: Simpliciana 22 (2000) S. 167–188.
- 8) Die Friedenspredigt in Peterstal 1650. – In: Die Ortenau 80 (2000) S. 177–190.
- 9) Der ‚Zäch-Bruder Spiegel‘ 1654 – keine Schrift Moscheroschs. – In: Daphnis 29 (2000) S. 695–698.
- 10) Georg Andreas Dollhopf(f), ein Straßburger Verleger. – In: Simpliciana 22 (2000) S. 343–362.
- 11) Literatur im Elsaß von Fischart bis Moscherosch. Gesammelte Studien. – Tübingen 2001 (gemeinsam mit Wilhelm Kühlmann).
- 12) Johann Michael Moscherosch, Kurgast in Baden-Baden. – In: Die Ortenau 81 (2001) S. 229–235.
- 13) Johann Michael Moscherosch. Hanau-Lichtenbergischer Untertan und Straßburger Bürger. – In: Badische Heimat 2001, H. 2, S. 276–283.

- 14) Ein neues Lexikon als Bilderbuch elsässischer Kultur. – In: *Badische Heimat* 2001, H. 1, S. 101–103.
- 15) *Epigrammatum centuria prima* (1630). Zur Entdeckung der Erstausgabe von Teil I der Epigramme von J. M. Moscherosch in der Historischen Bibliothek der Stadt Rudolstadt. In: *Blätter der Gesellschaft für Buchkultur und Geschichte* 5 (2001) S. 65–118 (mit einer fotomechanischen Reprographie der ganzen Schrift).
- 16) Josephinische Reform und Drama. Johann Georg Jacobis „Die Wallfahrt nach Campostel“. – In: *Zwischen Josephinismus und Frühliberalismus in Südbaden um 1800*. Hrsg. Von Achim Aurnhammer und Wilhelm Kühlmann. Freiburg i. B. 2002, S. 167–281.
- 17) *L’oraison funèbre du Rhingrave Otto Ludwig* (1635). – In: *Revue d’Alsace. Melanges offerts à Christian Wilsdorf* 128 (2002) S. 267–280.
- 18) Quirin Moscherosch und sein älterer Bruder Johann Michael. – In: *Die Ortenau* 82 (2002) S. 111–122.
- 19) Johann Peter Hebel und das Elsaß. – In: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 150 (2002) S. 295–307.
- 20) Isaac Clauß: *Le Royaume de la Cocqueterie Oder Beschreibung des New-entdeckten Schnäberlandes* (1659). – In: *Daphnis* 31 (2002) S. 317–348.
- 21) Die Wiederentdeckung des „Teutschen Friedens-Rath“ im Jahr 1777. – In: *Simpliciana* 24 (2002) S. 259–264.
- 22) Äolsharfen auf Hohenbaden. – In: *Badische Heimat* 2003, H. 2, S. 274–279.
- 23) Johann Michael Moscherosch in der Diskussion. Ein Forschungsbericht. – In: *Morgenglantz* 14 (2004) S. 355–374.

Josef Naudascher zum Ehrenbürger von Mahlberg ernannt

Im Rahmen einer sehr würdigen und gut besuchten Feier in der Stadthalle in Mahlberg verlieh Bürgermeister Dietmar Benz am 21. November 2003 an Josef Naudascher die Ehrenbürgerrechte der Stadt. Damit wurde eine Persönlichkeit geehrt, die ihr ganzes Leben in den Dienst der Heimatforschung gestellt hat. Die Teilnahme von Präsident Dr. Wolfgang Gall und zahlreicher badischer und elsässischer Historikern unterstrich die Wertschätzung, die der Geehrte auch außerhalb seines Heimatortes genießt.

Nur wenige Monate zuvor, im Juli 2003, sprach ihm auch Bürgermeister Armin Klausmann von Kappel-Grafenhausen im Rahmen einer Vortragsveranstaltung über das „Kappeler Fürstengrab“ im Rathaus in Kappel für die schon 1976 erfolgte Entdeckung dieses vom Denkmalamt dokumentierten und wissenschaftlich ausgewerteten Keltengrabes den Dank der Gemeinde aus.

Eine ausführliche Darstellung der Verdienste des neuen Ehrenbürgers von Mahlberg für die Geschichtsschreibung der südlichen Ortenau erfolgte zu seinem 70. Geburtstag in der „Ortenau“ 2001. Das langjährige und von Erfolg gekrönte Wirken Naudaschers als Archäologe und Leiter des Oberrheinischen Tabakmuseums war schon im März 2002 mit der Verleihung des Ortenauer Heimatpreises durch Landrat Brodbeck gewürdigt worden.

Auch an die länger zurückliegenden Ehrungen soll in diesem Zusammenhang noch erinnert werden: Die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1984 und die Ernennung zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden im Jahre 1986.

Die Mitgliedergruppe Ettenheim ist Joseph Naudascher ebenfalls zu großem Dank verpflichtet: Von 1970 bis 1973 leitete er diese Gruppe und war auch weiterhin um deren Fortbestand bemüht.

Bernhard Uttenweiler



In memoriam Carl Helmut Steckner

Im Alter von 87 Jahren starb am 14. November 2003 Carl Helmut Steckner. Er war Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. und leitete von 1983 bis 2001 den Arbeitskreis/die Fachgruppe „grenzüberschreitende Zusammenarbeit“. Seit dem Jahr 1975 verfasste er die Arbeitsberichte über das Hanauer Museum und war lange Zeit Schriftführer der Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland.

Der am 30. März 1916 in Halle an der Saale geborene Carl Helmut Steckner schloss in Köln ein Studium der Betriebswirtschaftslehre und in Leipzig als Diplomkaufmann ab. Nach dem Krieg wandte er sich der Kunst zu, vor allem als Schüler von Professor Carl Crodel. Die Architektur geriet ihm als Mitarbeiter der Berliner Bauakademie in sein Blickfeld. Seit 1946 war er in der Firma seines Vater tätig, die später enteignet wurde.

1970 zog Karl Helmut Steckner nach Kehl. Hier konnte er beiderseits des Rheins seine künstlerischen und architekturbestimmten Tätigkeiten ausüben. Als Kulturjournalist schrieb er bei der Kehler Zeitung, dem Offenburger Tageblatt und der Dernières Nouvelles d'Alsace. Beim Aufbau der Museen in Kehl, Kork und Breisach arbeitete er aktiv mit. Im Rahmen seiner grenzüberschreitenden Tätigkeiten knüpfte er zahlreiche kulturelle Kontakte dies- und jenseits des Rheins. Er war, wie es im Nachruf der Mittelbadischen Presse treffend heißt, für viele Jahre „der Außenminister“ der Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland.

1989 war Carl Helmut Steckner Mitherausgeber des Buches „Die lange Bruck – 600 Jahre Weg zum Nachbarn“ und verfasste zahlreiche Beiträge in unserer Zeitschrift „Die Ortenau“ sowie mehrere Publikationen. Sein Forschungsinteresse lag schwerpunktmäßig bei der Archäologie und Geschichte der Stadt Kehl. Er war ebenso anerkannter Experte für die Festungsgeschichte von Kehl und Breisach.

Carl Helmut Steckner hat dem Historischen Verein für Mittelbaden eine umfangreiche Bibliothek und sein Archiv testamentarisch vermacht. Darin befinden sich u. a. Manuskripte für einen geplanten Gang durch die Kehler Geschichte. Die Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland beabsichtigt, seine Arbeiten posthum als Buch herauszugeben.

Unser Verein hat eines seiner aktivsten und vielseitigsten Mitglieder verloren. Er wird ihm stets ein dankbares Gedenken bewahren.



Wolfgang M. Gall

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

30. Januar 2003 Teilnahme an einer durch die Robert-Schuman-Realschule Achern veranstalteten Gedenkstunde aus Anlass der 70. Wiederkehr des „Tags der Machtergreifung“
18. März 2003 Generalversammlung der Mitgliedergruppe, anschließend Vortrag Horst Brombacher: „Leben in Achern – aus Beschreibungen, Erinnerungen und Berichten der letzten 150 Jahre“
15. Mai 2003 Vortrag Stadtpfarrer i.R. Dr. Gerhard Lötsch „Emil Sauer – Stadtrechner und Spiritus Rector des Acherner Musiklebens“. Lebensbild einer bedeutenden Persönlichkeit der Hornisgründestadt
11. Juli 2003 Im Rahmen der Reihe „Heimatgeschichte vor Ort“: eine durch Gerd Hirschberg, Rheinau, geführte Besichtigung des jüdischen Friedhofs in Freistett
4. September 2003 Tagesexkursion:
Besichtigung der Zitadelle von Bitche (Lothringen)
Führung durch Weißenburg (Elsass)
25. Oktober 2003 Halbtagesexkursion nach Ettenheim
Rektor i.R. Bernhard Uttenweiler führt durch die badische Barockstadt
Besuch einer Ausstellung über das Leben und Wirken des französischen Kardinals Louis René Edouard Rohan

Elmar Gschwind

Ettenheim

Im Rahmen des Rohan-Jahres 2003 wurden vom 17. Februar bis 16. März im Bürgersaal großformatige, vom Landesmedienzentrum angefertigte Abbildungen der „Ettenheimer Rohan-Tapisserien aus dem 18. Jahrhundert“ ausgestellt. Die Schirmherrschaft der Ausstellung hatte Staatssekretär Helmut Rau übernommen. Über die Geschichte der Tapisserien und seine Bemühungen zu deren Rettung für Baden berichtete Dieter Weis. An der Ausstellungseröffnung nahm auch Dr. Wolfgang Gall, der Präsident des Historischen Vereins, teil. Über diese Veranstaltung wurde schon in der „Ortenau“ 2003 ausführlich berichtet. Die Ausstellung war von Bernhard Uttenweiler von vornherein als grenzüberschreitendes Vorhaben konzipiert worden. So war sie nach Ettenheim im Heimatmuseum in Oberkirch (20. März – 20. April), dann in der elsässischen Partnerstadt Benfeld (26. April – 5. Mai) und im Rohan-Schloss in Mutzig (11. Juli – 14. August) ausgestellt. Eine weitere Station in Saverne ist noch geplant.

Nicht nur in Bruchsal und Schussenried, sondern auch in Ettenheimmünster wurde an die Säkularisation erinnert. Bei der Vorbereitung und Durchführung einer Ausstellung in der Wallfahrtskirche zur Erinnerung an das Benediktinerkloster unterstützten Bernhard Uttenweiler und Dieter Weis vom Historischen Verein tatkräftig die Pfarrgemeinde St. Landelin, den „Förderverein Münstertal“ und den Organisator und Projektleiter Günter Baumann.

Die Reihe der Veranstaltungen in Ettenheimmünster begannen mit einem Pontifikalamt, das der frühere Beuroner Erzabt Nitz zelebrierte. Während der Öffnung der Ausstellung am 17. und 18. Mai, zu der das Büstenreliquiar des hl. Landelin extra aus der Bruchsaler Landesausstellung zurückgebracht wurde, stellte der Erzbischöfliche Musikdirektor Dr. Bernhard Klär aus Offenburg die Silbermann-Orgel vor. Außerdem gab er am 22. Juni in der Wallfahrtskirche ein Konzert mit Werken von Pater Ildefons Haas (1735–1791). Bernhard Uttenweiler hielt einen Dia-Vortrag über die Verehrung des hl. Landelin und das Kloster Ettenheimmünster. Auch die von ihm angebotene „Säkularisationswanderung“ von Ettenheim nach Ettenheimmünster „auf den Spuren der Mönche“ wurde sehr gut angenommen.

Am 29. September präsentierte Andreas Ströbel vom Sutton Verlag Erfurt im Bürgeraal den Bildband „Ettenheim – Ein liebenswertes Barockstädtchen“ von Bernhard Uttenweiler. Rund 220 historische Fotografien dokumentieren den Alltag der Ettenheimer vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, wobei auch die Zeit des Nationalsozialismus mit einigen Bildern dokumentiert ist.

Am Ettenheimer Kulturherbst 2003 mit dem Motto „Kardinal Rohan – Glanz und Elend einer Epoche“ war auch der Historische Verein mit der Ausstellung „Ettenheim wird Residenz des letzten Straßburger Fürstbischofs“ beteiligt. Mittelpunkt dieser Ausstellung war eine Nachbildung des berühmten Halsbandes, das durch Vermittlung von Dieter Weis die in Österreich lebende Gräfin Kottulinsky, geb. Prinzessin von Rohan, zur Verfügung gestellt hatte. Friedhelm Bär, Dr. Martin Sunder-Plassman und Bernhard Wagner brachten, wie auch schon bei der Tapisserien-Ausstellung im Februar, mit der Musik von François Devienne, dem „Kammermusiker seiner durchlauchtigsten Hoheit des Kardinals von Rohan“, höfischen Glanz in unsere heutige bürgerliche Welt. Die schon 1990 entstandene Ausstellung konnte aus dem Archiv geholt und unverändert gezeigt werden. Damals und teilweise auch dieses Mal waren vor allem Thomas Dees, Ilse Kern, Bertold Obergföll, Ulrich Rospleszcz, Karl Stiegeler, Dieter Weis, Wolfgang Schwab, Franz-Josef Henninger, Helmut Ridder, Martin Bildstein und Günter Baumann (Ettenheimmünster) beteiligt. Für die neue Ausstellung bekamen wir interessante Leihgaben aus dem Pfarrarchiv Ettenheim, dem Freiburger Diözesan-Archiv, der Bibliothek des Grand Séminaire in Straßburg, von Klaus Kaltenbach aus Kuhbach (Hirtenbriefe) und Klaus Bosch aus Ringsheim (Münzsammlung).

Der Erzb. Archivdirektor Dr. Christoph Schmider konnte für einen Vortrag über den Ruster „Musikbaron“ Franz Friedrich Böcklin von Böcklinsau und die Musik im Kloster Ettenheimmünster gewonnen werden. Erfreulicherweise beteiligten sich auch einzelne Mitglieder des Historischen Vereins am Rahmenprogramm: Dr. Franz Michael Hecht hielt einen Vortrag über das Gesundheitswesen in Ettenheim zur Zeit des Kardinals, Bernhard Uttenweiler referierte über die Beziehung zwischen dem Erzschwindlers Cagliostro und dem leichtgläubigen Kardinal Rohan und Dr. Jörg Sieger zeigte seinen professionell erstellten Videofilm „Schicksal des letzten Straßburger Fürstbischofs“ zum ersten Mal im Rahmen der Veranstaltungen des Kulturherbstes. Der Film kann über seine E-Mail-Adresse (kontakt@joerg-sieger.de) bestellt werden.

Unter der Leitung von Wilfried Holzmann führte die „kleine bühne ettenheim“ im Kulturherbst Goethes „Der Groß-Cophta“ auf, ein Lustspiel in fünf Aufzügen mit Thema „Halsbandaffäre“, in die Kardinal Rohan verwickelt war.

Den Schluss der Herbstveranstaltungen bildete dann eine eintägige Exkursion zu den elsässischen Rohan-Städten Benfeld, Mutzig und Saverne, für die Klaus Schade von der Volkshochschule und Bernhard Uttenweiler zusammen mit Helmut Ridder vom Historischen Verein die Organisation übernommen hatten. Bei dieser Fahrt wurden die Kontakte zu den Bürgermeistern und den Historischen Vereinen im Elsass intensiviert und teilweise neu geknüpft.

Besondere Erwähnung verdient das historische Online-Projekt, an dem Dr. Jörg Sieger (Ettenheim/Bruchsal) seit Mai/Juni 2003 arbeitet. Mit diesem Projekt will er die Ettenheimer Geschichtsliteratur möglichst umfassend zugänglich machen. Inzwischen hat er schon sehr viele Aufsätze aus Zeitungen und Zeitschriften (Altvater, Geroldsecker Land und Die Ortenau), die Dissertation über die Klostergebäude von Adolf Hacker und seine eigene über Kardinal Rohan mit drei wertvollen Quellenbänden ins Internet gestellt, außerdem drei Originalquellen (Aufzeichnungen aus dem frühen 17. Jh. des Ettenheimer Pfarrers Pater Arbogast und die handschriftlichen Verzeichnisse der Äbte und der Mönche von Ettenheimmünster). Das Material kann nur von den eingeschriebenen Mitgliedern eingesehen werden. Einen Einblick gibt die unter [www:joerg-sieger.de](http://www.joerg-sieger.de) aufrufbare Schnupperseite. Dies ist eine äußerst interessante und vielseitige Web-Seite des aus Ettenheim stammenden Pfarrers und Historikers.

An heimatkundlichen Veröffentlichungen sind zu erwähnen:

Mit einer Vielzahl von Dokumenten bietet Michael Kottenhoff in seinem Buch „Ettenheim und Weltgeschichte(n)“, Antonym Verlag Leipzig 2003, das am 21. Juli 2003 im Bürgersaal vorgestellt wurde, einen umfassenden genealogischen Beitrag zu den Ettenheimer Familien Weiß und Jaeger. Sein besonderes Interesse gilt dabei Johann Baptist v. Weiß (1820 Ettenheim – 1899 Graz), Professor der Geschichte und Autor einer 22bändigen Weltgeschichte. J.B. Weiß war 1889/1890 vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben worden.

Im Geroldsecker Land 46 (2004) veröffentlichte Bernhard Uttenweiler eine Abhandlung über den „Erzschwindler Cagliostro und den leichtgläubigen Kardinal Rohan“, eine Rohan-Karikatur aus der Zeit der Französischen Revolution und einen Nachruf für den am 25. August 2003 verstorbenen Heimatforscher Dr. Robert Furtwängler.

In verschiedenen Ausgaben des Ettenheimer Stadtanzeigers von 2003 erschienen von Dieter Weis Aufsätze zu folgenden Themen: Ettenheimer Wegkreuze aus dem 17. und 18. Jahrhundert, das Rohan-Schloss Sychrov in Böhmen, der Rohan-Gedenkgottesdienst 1953 und ein Begleittext zur Ausstellung der „Ettenheimer Rohan-Tapisserien“.

Von großem Gewinn für die Ettenheimmünstersche Geschichtsschreibung ist das große, von Gerhard Finkbeiner betreute Heimatbuch Schweighausen (2003). Auf folgende Themen sei besonders hingewiesen: Aus der Gründungszeit des Klosters, der Bann Schweighausen nach den Aufzeichnungen von Gervasius Bulffer (Hubert Kewitz), die Weistümer von Schweighausen und Harmersbach (Hubert Kewitz), die Herren von Geroldseck als Vögte des Klosters Ettenheimmünster (Christoph Bühler), Grenzstreitigkeiten im 16. Jahrhundert zwischen Fürstenberg und der Abtei Ettenheimmünster, der Ettenheimer Schultheiß im Jahre 1729 in Schweighausen (nach J.B. Ferdinand), die Forderung der Untertanen des Klosters nach Abschaffung der Leibeigenschaft (aus Aufzeichnungen von Pater Gervasius Bulffer und Pater Bernardus Stöber), Arbogast Heisler – Stifter eines Armenfonds für die ehemaligen Gotteshausgemeinden (aus dem Gemeindearchiv Schweighausen), die Flurnamen auf Gemarkung Schweighausen um 1811 (Gernot Kreuz), alte Maße und Münzen im Ettenheimer Raum (Hubert Kewitz).

Im Begleitbuch zur Bruchsaler Säkularisationsausstellung „Kirchengut in Fürstenhand“, dessen Titelseite das Büstenreliquiar des hl. Landelin von Ettenheimmünster ziert, sind Aufsätze von Christoph Schmider („Klöster und Musik – Das Beispiel Ettenheimmünster“) und Herwig John „Der behinderte Alt-Sänger“ enthalten, ein Beitrag zur sozialen Situation der bisher von den Mönchen versorgten Armen, die am Schicksal eines verkrüppelten und blinden Mannes dargestellt wird. Auch im Katalog „Alte Klöster – neue Herren“ (Thorbecke Verlag, Ostfildern 2003) zur Säkularisationsausstellung in Bad Schussenried sind das

Kloster und Kardinal Rohan angemessen vertreten. Die Bildunterschrift zum Kloostergemälde im Besitz der Stadt Ettenheim bedarf allerdings einer Korrektur: Der dort Seite 410 angegebene „Künstler Siefert“ soll um 1700 eine Vorlage für dieses Gemälde geliefert haben. Er wurde wohl mit Adolf Siefert verwechselt, der für die „Ortenau“ 13/1926 das Verzeichnis „Die Ortenau im Bilde“ angefertigt hatte. Eine Korrektur der komplizierten Quellenlage wurde von Bernhard Uttenweiler im Rahmen einer kurzen Abhandlung zur Säkularisation des Klosters Ettenheimmünster versucht, die in dem ausgezeichneten Begleitbuch zur Oberkircher Säkularisations-Ausstellung „Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden“ abgedruckt wurde. Unter der Redaktion des dortigen Archivars Dr. Carl-Heinz Ciz ist ein sehr informatives und mit ausgezeichneten Abbildungen versehenes Werk entstanden, das auch für die fürstbischöfliche Herrschaftsgeschichte Ettenheims wertvolle Erkenntnisse liefert.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Ein Ereignis von besonderer Bedeutung war der Abschluss der Restaurierungsarbeiten an der ehemaligen Leutkirche Sankt Martin. Da der verantwortliche Restaurator, Bernhard Wink, dem Vorstand des Historischen Vereins angehört, hatten interessierte Mitglieder und Freunde von St. Martin Gelegenheit, in gemütlicher Runde und bei Besuchen auf der Baustelle am Restaurierungskonzept und seiner Umsetzung teilzunehmen. Die Freilegung von zwei Freskenszenen und ihre Deutung als Teufelsdarstellung aus einem Weltgericht (an der Ostwand) und als Judaskuss aus einem Passionszyklus (an der Südwand) sorgten für Gesprächsstoff. Auch Arbeiten an anderen Objekten, z. B. der Rekonstruktion von Ornamentmalereien der Fenstergewände oder Entfernung von Übermalungen an der Kanzel, konnte man vor Ort verfolgen. Das nun abgeschlossene Werk ist ein heller, schlicht



Rudolf Lipps

barocker Kirchenraum in dem Zustand, in dem er sich bis zum Ende der Nutzung nach der Säkularisation befunden hatte, bevor die Martinskirche in einen Dornröschenschlaf fiel.

Die geräumige Empore wird neu genutzt als Ausstellungsraum für barocke Kunstwerke, die bei der Neo-Romanisierung der Klosterkirche St. Marien vor hundert Jahren dem Zeitgeschmack weichen mussten. Ins Auge fällt in der Mitte die alte Janusorgel mit Rokokoprospekt, ein Werk des Offenburgers Antoni Albrecht. Hier auf der Orgelbank war lange Zeit der angestammte Platz von Rudolf Lipps. Er zählte zu den treuesten Mitgliedern des Historischen Vereins und brachte jahrzehntelang dessen Ziele und Interessen in den Gemeinderat ein. Als Gengenbacher Organist gehörte seine Liebe der Musik; er war ein gesuchter Orgel- und Klavierbegleiter für Kirchenchöre in der Region. Sein ruhiges, unaufgeregtes und ausgeglichenes Wesen war ideal für jede Musiziergemeinschaft. Rudolf Lipps starb am 23. März, seine Frau Ruth folgte ihm ein halbes Jahr später nach.



Herta Schlegel



Lilith Stromeyer

Im Mai stellten die Gemeinde Ohlsbach und der Historische Verein zwei Broschüren vor: „*Kleindenkmale in Ohlsbach*“ und „*Ohlsbach in der Geschichte*“. Sie schließen die „kulturhistorische Lücke“ zwischen Gengenbach und Ortenberg und haben im Ort für Bewegung gesorgt: Drei gefährdete Objekte wurden restauriert, weitere werden je nach Dringlichkeit und verfügbaren Mitteln (u. a. Verkaufserlös aus den beiden Broschüren) folgen.

Als Vorbereitung auf den „Tag des offenen Denkmals“ hielt Bruno Lehmann am 27. August ein Referat über „Die mittelalterliche Stadtumwehrung Gengenbachs“. Das Besondere an diesem Themenabend war, dass der Referent seine kenntnisreichen Ausführungen mit einer Serie eigener Dias, aufgenommen in den letzten 40 Jahren an Baustellen nahe der Stadtmauer, unterlegte. So fügten sich der erhaltene, der gesicherte und der vermutete Verlauf der Mauer mit Türmen und Rondellen, Gräben und Wehrgängen zu einem Gesamtbild der Stadtbefestigung zusammen, die hauptsächlich gegen Marodeure, Gesindel, Räuber- und Diebesbanden schützen sollte, einer bewaffneten Streitmacht dagegen nicht standhalten konnte. Am „Tag des offenen Denkmals“, den der Historische Verein traditionsgemäß im Auftrag der Stadt ausrichtet – diesmal in Zusammenarbeit mit der „*Bürgerlichen Fördergemeinschaft*“ – konnten die schon eingestimmten Besucher bei mehreren Führungen entlang der Wehranlagen ihre Kenntnisse vertiefen. Der Obertorturm war geöffnet und bot – hatte man die steilen Stiegen erklimmt – einen faszinierenden, selten zu genießenden Blick auf Stadtmauer, Klosterareal und Altstadt.

Am 20. September unternahm der Historische Verein zusammen mit zahlreichen Gästen eine Studienfahrt in die Pfalz. Strahlendes Spätsommerwetter begleitete die Teilnehmer auf den Stationen römisches Weingut *Weilberg* bei Ungstein, *Villa rustica* bei Wachenheim, Salierburg und Kloster Limburg oberhalb von Bad Dürkheim und schließlich Neustadt mit

Stiftskirche, Casimirianum, herausgeputzten Winzerhöfen, sanierter Altstadt und den witzigen Brunnenanlagen von Prof. Gernot Rumpf. Gute Vorbereitung und fachkundige Führung an allen Orten ließen keine Fragen unbeantwortet.

Noch im September starb unser Mitglied Hertha Schlegel im 82. Lebensjahr. Ihr Vater zählte schon zur Gründergeneration des Historischen Vereins Gengenbach. Sie selbst gehörte zehn Jahre dem Vorstand an und engagierte sich in der Fachgruppe Mundart. Gengenbacher Stadt- und Klostersgeschichte, alemannisches Brauchtum, Wiederbelebung der bodenständigen Fasend lagen ihr besonders am Herzen. Sie verkörperte noch das aussterbende bürgerliche Bildungsideal: ob Kirchengeschichte, Literatur, Baukunst oder Botanik, überall hatte sie etwas Gescheites beizutragen.

Der letzte Themenabend war dem Stadtarchiv gewidmet. Archivar Alexander Bächle ging auf Entstehung, Bestände und Führung der wertvollen Sammlung ein und erläuterte an Beispielen, wie diese Schatzkammer zu Recherchen genutzt werden kann. Hier war auch der passende Ort, der am 3. Dezember im Alter von 90 Jahren verstorbenen Lilith Stromeyer zu gedenken, die bis 2001 die Bestände geführt und mit Hund Anton gehütet hatte. Sie war die Tochter von Otto Ernst Sutter, Ehrenbürger Gengenbachs und Ehrenmitglied des Historischen Vereins, der in den 1960er Jahren vehement für die Erhaltung der Gengenbacher Altstadt gekämpft hatte. Dieser Tradition fühlte sich seine Tochter verbunden, als sie nach Gengenbach zog. Im Alter von 73 Jahren übernahm sie für 16 Jahre das Ehrenamt einer Stadtarchivarin und brachte zielstrebig die verwaisten Bestände auf Vordermann, so dass sie effektiv genutzt werden konnten. Dafür gebührt ihr großer Dank.

Hans-Jochen Schuck

Haslach i. K.

- 13.10.2003 Diavortrag von Kurt Klein (Hausach) über „Historische Perlen unserer Heimat“
- 17.11.2003 Vortrag mit Beamer von Werner Scheurer (Offenburg) über „Die Offenburger Künstlerkolonie und ihre Werke in den Kirchen des Kinzigals“
- 19.1.2004 Vortrag mit Beamer von Professor Dr. Rolf Pfefferle (Wolfach) über „Der Silberschatz von Wolfach“

Auf dem Gebiet der Denkmalpflege war die Mitgliedergruppe Haslach wieder als Antragsteller tätig. Im Herbst 2003 begann die dringend notwendige Innenrestaurierung der Hansjakobkapelle in Hofstetten. Der Antrag für den Zuschuss des Landesdenkmalamtes lief wieder über die Mitgliedergruppe Haslach. Die Innenrenovierung wird vom Mitglied des Vereins, Restaurator Helmut Fuggis, durchgeführt und wird im Mai 2004 beendet sein. Die Restaurierung der Dorfkapelle in Ortsteil Schnellingen mit den wertvollen Deckenmalereien der Lauretanschen Litanei konnte 2003 abgeschlossen werden. Auch hier war die Mitgliedergruppe Haslach als Zuschussantragsteller engagiert. Die Mitgliedergruppe Haslach hat sich an den Herstellungskosten des Videofilms über die historische Ölmühle Mayer beteiligt. Sie war die letzte original erhaltene Ölmühle im Kinzigal.

Manfred Hildenbrand

Hornberg-Triberg

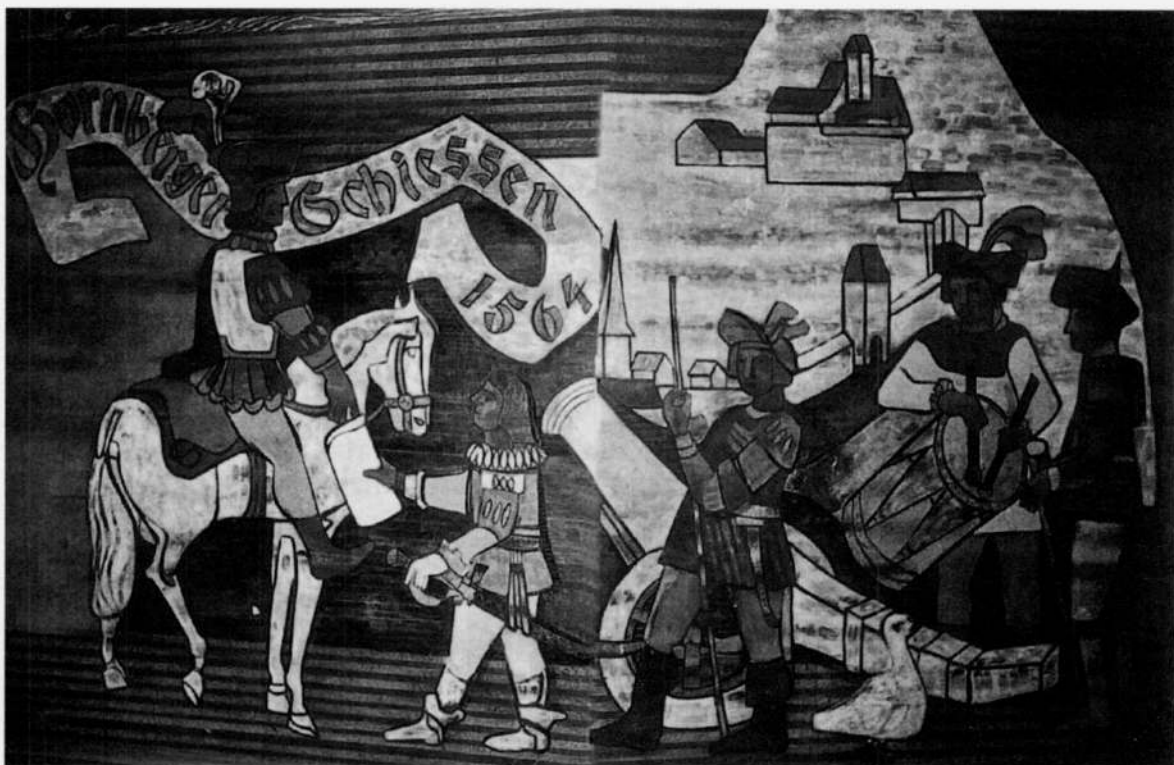
„Da ging's aus wie's Schießen zu Hornberg und mussten abziehen mit langer Nase“, so berichtet Spiegelberg seinem Hauptmann Karl Moor in Friedrich Schillers Drama „Die Räuber“ (1. Aufzug, 2. Auftritt).

Die hier angedeutete Geschichte vom Hornberger Schießen soll im Jahre 1564 stattgefunden haben, als der Herzog von Württemberg sein Amtsstädtchen Hornberg im Schwarzwald besuchte. Das in der ganzen Welt bekannt gewordene geflügelte Wort „Es geht aus wie das Hornberger Schießen!“ hat den Heimatdichter Erwin Leisinger vor etwa 50 Jahren dazu veranlasst, das Drehbuch zu einem Theaterstück zu schreiben, das seit 1955 jedes Jahr auf der Freilichtbühne im Storenwald mit gleich bleibendem Erfolg aufgeführt wird.

Es wurde auch im vergangenen Jahr fünf Mal unter der Regie von Dieter Blum und zur großen Freude der 1.650 Zuschauer gespielt, so dass der Vorsitzende des Historischen Vereins Hornberg e. V., Wilhelm Brüste, am Ende der Saison mit berechtigtem Stolz verkünden konnte: „Das *Heimatspiel vom Hornberger Schießen* hat bis zum heutigen Tag nichts von seiner Attraktivität eingebüßt!“

Aber es wurde auch an die Kinder gedacht. Das *Märchenspiel „Die goldene Gans“* von den Gebrüder Grimm in der Fassung von Karl-Heinz Fromm erwies sich als einmaliger Glücksfall: Mehr als 5.000 meist jugendliche Besucher bei zehn Aufführungen waren fasziniert von den Darbietungen der Akteure, die unter der Leitung von Margot Lang und Angelika Rapp zu begeistern wussten.

Die Phantasie der Arrangeure, enormer Probenfleiß, unverfälschte Schauspielkunst, die allen Ansprüchen genügende Bühnentechnik und nicht zuletzt die spürbare Freude der Akteure am Spiel selbst bildeten die Gewähr dafür, dass schließlich auch das *Kriminalstück „Und dann gab's keines mehr“* (in Anlehnung an „Zehn kleine Negerlein“) von Agatha



Die von einem unbekanntem Künstler auf Holz gemalte Darstellung des Hornberger Schießens von 1564 als Wandbild im früheren Hotel „Bären“ in Hornberg Foto: Adolf Heß



Feierstunde anlässlich der Wiedereröffnung des Stadtmuseums Hornberg: in der Mitte am Rednerpult Bürgermeister Siegfried Scheffold, rechts im Bild der Vorsitzende des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg, Wolfgang Neuß
Foto: Adolf Heß

Christie unter der Regie von Evi Laumann ein durchschlagender Erfolg wurde: Über 2.500 Krimifreunde ließen sich in fünf Vorstellungen gerne unter Hochspannung setzen und vom Geschehen auf der Bühne mitreißen.

Zusammen mit dem Auftritt der Trachtengruppe bei zahlreichen Anlässen unterstreicht das Spieljahr 2003 aufs Neue die Bedeutung des Historischen Vereins als ein wichtiges Aushängeschild der Stadt Hornberg, und zudem bestätigte zum wiederholten Male der Bund Deutscher Amateurtheater e. V. (BDAT) den Hornbergern das hohe Ansehen, das ihre Freilichtbühne im Theaterleben des Landes genießt.

In gleicher Weise kann auch der *Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V.* auf ein reichhaltiges Veranstaltungsprogramm im vergangenen Jahr zurückblicken.

Die um ihren Vorsitzenden Wolfgang Neuß gescharten Heimat- und Geschichtsfreunde haben es sich bekanntermaßen zur Aufgabe gestellt, einerseits das Stadtmuseum in der Werderstraße mit dem Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum und dem Vereinsarchiv zu betreuen und sich andererseits der Erforschung und Dokumentierung der heimatlichen Geschichte zu widmen.

Die von Bürgermeister Siegfried Scheffold in seiner Ansprache bei der *Jahresversammlung* am 14. März 2003 ausgesprochene Feststellung „Wir können stolz sein auf unser Museum“ war gleichsam das Geleitwort für das neue Vereinsjahr.



Die Hornberger Museumsfreunde zu Besuch im Europa-Parlament in Straßburg; in der Mitte vorn der Leiter der Gruppe, Wolfgang Neuß; auf dem Bild links von ihm (mit Hängetasche) der Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung, Dr. Günther Esters; ganz rechts im Bild Klaus Gras vom Historischen Verein Kehl Foto: Valérie Diemer

Schon am 28. März konnte die *Wiedereröffnung des Museums* gefeiert werden, das räumlich erweitert und dessen Eingangsbereich besucherfreundlicher umgestaltet worden war. Der „Tag der offenen Tür“ gab dann den zahlreichen Gästen Gelegenheit, sich die neu gestalteten Räume anzuschauen.

Von April bis September war das *Museum* 18 Mal zu den regulären Terminen geöffnet, fünf Mal hatten sich Schulklassen oder Vereine zu Sonderführungen angemeldet.

Für seine treuen Mitarbeiter veranstaltete der Verein am 1. Juli eine *Fahrt nach Straßburg*. Dort machte der Kehler Heimatfreund Klaus Gras seine Begleiter bei einer ausgedehnten Stadtbesichtigung mit den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der europäischen Metropole bekannt, ehe dem Europa-Parlament ein Informationsbesuch abgestattet wurde. Günther Esters von der Friedrich-Ebert-Stiftung gelang es, seinen Zuhörern mit humorvollen Worten die recht kompliziert erscheinende Arbeitsweise des Straßburger Parlaments transparent zu machen.

Tiefen Eindruck hinterließen bei den Besuchern eines Vortragsabends am 17. Juni die Ausführungen des Vorsitzenden der Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft Hornberg, *Dr. Johannes Werner*, zum Thema „*Wilhelm Hausenstein und das Dritte Reich*“. Dem aufrechten Kunst- und Reiseschriftsteller und Mitarbeiter großer Zeitungen war vom Regime Schreibverbot auferlegt worden, das ihn und seine Frau an den Rand der Existenz geführt hatte.

„Auf frühgeschichtlichen Spuren“ nannte sich eine *Exkursion* von ein paar Heimatfreunden, die am 31. Juli mit Bürgermeister Siegfried Scheffold und dem Vereinsvorsitzenden Wolfgang Neuß im Bereich Windkapf-Schachenbronn-Brunnholzer Höhe auf der Suche nach Relikten keltischer Besiedlung unterwegs waren.



Ist dieser Hügel mitten im Brunnholzer Wald bei Hornberg von der Natur oder von Menschenhand geschaffen worden? Archäologische Grabarbeiten könnten möglicherweise eine Antwort auf diese Frage geben. Wolfgang Neuß vermutet ein frühgeschichtliches (keltisches?) Grab darunter

Foto: Adolf Heß



Eine der engsten, noch lebenden Mitarbeiterinnen Wilhelm Hausensteins, des ersten deutschen Botschafters nach dem Zweiten Weltkrieg in Paris (1950–1955), Frau Edelgard Titze, Karlsruhe, beim Besuch des Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraumes im Stadtmuseum Hornberg und beim Eintrag ins Gästebuch; links im Bild ihr Mann Walter Titze, rechts der Leiter des Museums, Wolfgang Neuß

Foto: Adolf Heß



*Blick in die Ruinen
der Bodenheizung des
Römerbades in Baden-Baden,
dem römischen Aquae Aureliae
Foto: Adolf Heß*

Am 15. August fand sich im Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum des Museums ein überraschender *Besuch* ein: Aus Karlsruhe waren *Edelgard Titze und ihr Mann* nach Hornberg gekommen. Sie stellte sich als eine der letzten noch lebenden Mitarbeiterinnen Wilhelm Hausensteins aus der Zeit vor, als dieser erster deutscher Botschafter nach dem Zweiten Weltkrieg in Paris war. Ihr persönlicher Rückblick auf die Jahre 1950–1955 war für die anwesenden Hornberger Freunde Hausensteins schon deshalb von besonderem Interesse, als Frau Titze aus eigenem Erleben bis ins Detail bestätigen konnte, was ihr damaliger „Chef“ Hausenstein in seinem Buch „Pariser Erinnerungen“ festgehalten hat.

Der *Jahresausflug* am 20. September führte die Mitglieder und Freunde des Fördervereins Stadtmuseum nach *Baden-Baden*, wo die gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts von den Römern gebauten *Thermen* besichtigt wurden. Es handelt sich dort um ein so genanntes Soldatenbad, das unter Kaiser Marcus Aurelius Antonius in den Jahren 213 bis 217 in luxuriöser Weise erweitert worden war, dann aber von den eindringenden Alemannen weitgehend zerstört wurde.

Mit der römischen Historie unserer engeren Heimat befasste sich auch ein sehr interessanter *Lichtbildervortrag*, den Professor Rolf Pfefferle, Wolfach, vor Hornberger Geschichtsfreunden hielt. Der Referent ging dabei vor allem auf die durch das Kinzigtal führende alte Römerstraße und die dort gefundenen archäologischen Überreste aus der Zeit des Kaisers.

Außer den „offiziellen“ Veranstaltungen waren es schließlich die vierteljährlich anberaumten „Heimattreffs“, zu denen sich die Hornberger Geschichts- und Museumsfreunde zusammenfanden und bei denen sie in angeregten Gesprächen den Gedankenaustausch und die Geselligkeit pflegten.

Adolf Heß

Kehl-Hanauerland

Am Stichtag des 17.11.2003 betrug die Mitgliederzahl 404 einschließlich 19 korporativer Mitgliedschaften. Bereits im November 2002 konnte das 400. Mitglied begrüßt werden.

Auf folgende historisch bedeutsame Jubiläen 2003 wurde mit Vorträgen und Exkursionen eingegangen:

1225 Jahre Ersterwähnung des Kirchspiels Kork:

- 12.07.2003 Historischer Spaziergang durch Kork mit Helmut Schneider, Kehl-Kork
- 16.10.2003 Vortrag von Hans Herrmann, Kehl-Kork über „Kork: vom Amtsort zum Stadtteil. Flucht- und Konkurrenzort für Kehl“

250. Todesjahr von Balthasar Neumann 1687–1753 (innerhalb der Vortragsreihe „Große Baumeister unserer Region“):

- 03.07.2003 Vortrag von Hans Jörg Mussler, Ortenberg: „Balthasar Neumann in Bruchsal“
- 19.07.2003 Tagesfahrt nach Bruchsal: Schloss und St. Peter

200 Jahre Reichsdeputationshauptschluss 1803:

- 19.07.2003 Besuch der Landesausstellung „Kirchengut in Fürstenhand“ im Bruchsaler Schloss
- 06.11.2003 Vortrag von Dr. Herwig John, Karlsruhe: „Die Säkularisation des Benediktinerklosters Ettenheimmünster“

150. Geburtsjahr Lothar von Seebach (1853–1930):

- 27.11.2003 Vortrag Dr. Brigitte Wilke, Gengenbach: „Leben und Werk des Malers Lothar von Seebach“

50 Jahre Freigabe Kehls:

- 20.02.2003 Vortrag von Prof. Bernard Vogler, Straßburg: „Die Beziehungen zwischen Straßburg und Kehl 1940–1953“
- 10.04.2003 Vortrag von Helmut Schneider, Kehl-Kork: „Die Evakuierungen Kehls und des Hanauerland 1939–1944“
- 08.05.2003 Vortrag von Louis Ludes, Straßburg: „Die Evakuierung Straßburgs 1939“

Anlässlich des Gedenktages der Opfer des Nationalsozialismus veranstaltete der gleiche Trägerkreis wie im Vorjahr eine kleine Veranstaltungsreihe unter dem Thema „Verfolgung von Wohnungslosen im Nationalsozialismus – Die Situation Wohnungsloser heute“, und zwar am

- 18.01.2003 Besuch der Einrichtung für Wohnungslose St. Ursula in Offenburg
- 23.01.2003 Vortrag Aki Sotiris Kiok, Offenburg-Lahr und Mitglieder der Bürgerinitiative Wohnungsloser Offenburg
- 27.01.2003 Ökumenischer Gottesdienst in der Friedenskirche Kehl

Im Hinblick auf die im Jahre 2004 stattfindende grenzüberschreitende Landesgartenschau „Garten der zwei Ufer in Kehl und Straßburg“ wurde eine neue Vortragsreihe begonnen am

05.06.2003 von Dipl.ing. Kathrin Rating, Heidelberg, über „Geschichte der Gartenschauen in Deutschland“ und fortgesetzt am

18.09.2003 von Ralf Wagner, Schwetzingen, über „Geschichte der Gartenbaukunst in Baden-Württemberg“, dazu am

20.06.2003 Besuch des Wörlitzer Parkes bei Dessau (während der Großen Studienfahrt in Sachsen-Anhalt)

Weitere Studienfahrten fanden statt am

11.01.2003 nach Offenburg: Lapidarium und Gedenkort „Salmen“

29.03.2003 Tagesfahrt in die Kunsthalle Tübingen zur Ausstellung „August Macke (1887–1914) und die rheinischen Expressionisten“, außerdem Führung durch Schloss Solitude, Stuttgart. Wiederholung dieser Tagesfahrt am 03.04.2003

04.04.2003 Führung durch die Universitäts- und Nationalbibliothek Straßburg

15.06.–21.06.2003 Große Studienfahrt entlang der Romanischen Straße in Sachsen-Anhalt, südlicher Teil mit Standort Halle

26.09.–28.09.2003 Herbstfahrt nach Regensburg

10.10.–12.10.2003 Partnerschaftstreffen Kehl/Montmorency in Montmorency mit Mitgliedern des dortigen Geschichtsvereins und Vortrag von Prof. Rolf Kruse, Kehl-Kork, über „Mozarts Reise nach Straßburg 1778“

25.10.2003 Tagesfahrt nach Zell am Harmersbach

09.11.2003 Halbtagesfahrt nach Straßburg: Erzbischöfliches Palais, historische Bauten des Bürgerspitals

Weitere Vorträge wurden gehalten am

27.02.2003 von Dr. Hildegard Westhoff-Krummacher, Münster/Westfalen: „Die Sicht der Frau in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier“ in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Bildungsverein Kehl

13.03.2003 Prof. Walter E. Schäfer, Baden-Baden über „Johann Peter Hebel (1760–1826) im Elsass“

Außerdem wurden veranstaltet am

25.05.2003 ein Bücherflohmarkt zu Gunsten der Mitgliedergruppe und am

11.12.2003 ein „Rückblick“ mit Dia-Positiven auf die Studienfahrten

Rolf Kruse

Lahr-Friesenheim

Die Ortschaft Schuttern, ein Ortsteil der Gemeinde Friesenheim feierte im Jahr 2003 ein außergewöhnliches Ortsjubiläum. Das Klosterdorf wurde 1400 Jahre alt. Das Jahr 2003 wird der Einwohnerschaft Friesenheims, insbesondere jedoch der Ortschaft Schuttern, in Erinnerung bleiben. Sage und schreibe 25.000 Besucher säumten am Festwochenende die Straßen und ließen die Ortschaft Schuttern zu einer Stadt anwachsen.

Schuttern ist, dem Jubiläumsdatum nach, das älteste Benediktinerkloster der Ortenau. Das Gründungsdatum des Jahres 603 liegt jedoch im Sagenbereich. Die Klostergründung in Schuttern dürfte, wie bei den übrigen Klöstern der Ortenau, im frühen 8. Jahrhundert einzuordnen sein.

„Alte Klöster – Neue Herren“ war der Titel der großen Landesausstellung zur Säkularisierung im deutschen Südwesten in den Jahren 1803–1805. Nachdem ein Ausstellungsraum dem Kloster Schuttern gewidmet war, war ein Besuch dieser Ausstellung obligatorisch.

Zum Klosterjubiläum wurde die Geschichte des Klosters neu recherchiert. Die Autoren Dr. Martin Ruch und Luisa Galioto sind die Hauptautoren des neuen Klosterführers.

Passend zur 1400-Jahr-Feier von Schuttern hatte sich der Historische Verein für Mittelbaden das Heiligenzeller Schlössle, die ehemalige Probstei des Kloster Schuttern, als Tagungsort ausgesucht. Der Festvortrag von Luisa Galioto aus Freiburg und die Besichtigung der archäologischen Grabung in der Unterkirche der Klosterkirche waren Höhepunkte der Mitgliederversammlung.

Von der Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim wurde im Jahr 2003 eine Spendenaktion zur Sanierung eines Wegkreuzes aus dem Jahre 1870 an der Friesenheimer B3 durchgeführt. Auf Grund des guten Spendenverlaufs konnte die Sanierung des Wegkreuzes in Auftrag gegeben werden. Die Sanierungsmaßnahmen konnten im Jahre 2003 abgeschlossen werden.

Die derzeit laufende neue Spendenaktion ist der Sanierung der Brudertalquelle gewidmet. Dass das Wasser dieser Quelle bei der Wallfahrtskapelle Augenkrankheiten heilt, ist im Großraum Lahr-Friesenheim schon lange bekannt. Bernhard Baader berichtet in seinen Volkssagen aus dem Lande Baden bereits im Jahre 1850 über die Heilkraft der Quelle. Die Wallfahrtskapelle im Brudertal ist über die Ortschaft Kuhbach bei Lahr zu Fuß zu erreichen.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 102 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Meissenheim

- | | |
|----------------|--|
| März 2003 | Filmabend: Chrysanthemen-Schau in Lahr (Herr Meinhart). Der Mühlbach von Wittenweier bis Ichenheim. Friederike und Goethe in Sesenheim (filmisch in Szene gesetzt von Meissenheimer Grundschulern (Herr Hansert) |
| Mai 2003 | Halbtagesfahrt: Der Isenheimer Altar im Unterlinden-Museum war Hauptziel des Nachmittags. Abschluss in Balingen. |
| August 2003 | Den Mitgliedern war Ötigheim mit seiner Freilichtbühne angeboten. Auf dem Spielplan: „Julius Cäsar, ein Kampf um Rom“ |
| September 2003 | Halbtagesfahrt zur Wasserversorgungsanlage Kleine Kinzig. In fachkundiger Führung wurden Einzugsgebiet und Funktion des Wasserwerks erläutert. Abschluss in Hofstetten. |

Karl Schmid

Oberharmersbach

Die Jahresversammlung des Historischen Vereins Oberharmersbach am 10. Januar 2003 war durch den anstehenden Wechsel in der Vorstandschaft geprägt. Karl-August Lehmann, seit der Gründung im Jahre 1977 Vorsitzender, stellte sein Amt zur Verfügung. Als Nachfolgerin wählten die Mitglieder Ursula Kasper, die seit 1988 als Geschäftsführerin fungierte. Deren Posten bekleidet künftig Cornelia Lehmann. Für seine Verdienste wurde Karl-August Lehmann zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Gründungsmitglied Otmar Ritter, Bürgermeister a.D. und seit Gründung des Vereins als Beisitzer für die Gemeinde aktiv, ist nach Josef Heisch das zweite Ehrenmitglied des Historischen Vereins Oberharmersbach.

Am 19. April 2003 organisierte Karl-August Lehmann zum zweiten Mal eine Exkursion nach St. Gallen mit Besuch der Stiftsbibliothek sowie einer Führung durch die Basilika und das Lapidarium. Der Historische Verein beteiligte sich zum ersten Mal am Oberharmersbacher Kindersommer. Es wurde ein Besuch der Gallus-Säge mit Vorführung angeboten, anschließend konnte noch ein Vogelhäuschen gebastelt werden.

Am 14. September 2003 beteiligte sich der Historische Verein am Tag des Offenen Denkmals (Besuch des Speichers und der Mühle) und mit der örtlichen Vereinsgemeinschaft waren Mitglieder des Vereins auch an der Gestaltung der Primiz von Rudolf Lehmann am 26.10.2003 beteiligt.

Das ganze Jahr liefen die Arbeiten für die Dokumentation der Kleindenkmale.

Ursula Kasper

Oberkirch

Tätigkeitsbericht 2002

- Samstag, 26. Januar Fahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung „Spätmittelalter am Oberrhein“: morgens fand eine Führung im Landesmuseum „Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525“ statt, nachmittags eine Führung in der Kunsthalle „Maler und Werkstätten von 1450–1525“.
- Mittwoch, 13. Februar Aschermittwochs-Halbtages-Rätselfahrt zum Schloss Dautenstein in Seelbach: Der Vorgängerbau dieses Schlosses war eine Wasserburg, die mit Lahr eine Festungslinie in der Stauferzeit bildete.
- Samstag, 09. März Vortrag über die Pilgerreise auf dem Jakobsweg von St. Odilien bis nach Santiago de Compostela: Familie Ziegler, Durbach. Teil 1: vom Odilienberg bis nach Le Puy.
- Freitag, 22. März Halbtagesfahrt zum Schloss „Favorite“: Frau Dr. Grimm führte durch die neugestaltete Porzellansammlung.
- Samstag, 13. April Tagesfahrt nach Toul: Besichtigung der Stadt und der Kathedrale. Nachmittags Besuch des Kristallmuseums in Baccarat.
- Samstag, 15. Juni Tagesfahrt nach Zürich: Stadt- und Münsterbesichtigung, sowie Besuch des Rietberg-Museums für außereuropäische Kunst.
- Samstag, 20. Juli Halbtagesfahrt zum Kloster Hirsau
- 01.–07. September 7-Tagefahrt nach Tschechien (Prag):
1. Tag Anreise, Stadtführung in Eger
 2. Tag Führung durch die Prager Altstadt und die „Kleinseite“ auf der anderen Seite der Moldau
 3. Tag Führung im Schloss Sichrow der Familie Rohan, sowie Besichtigung der Burg-Schlossanlage Friedland (Wallenstein)
 4. Tag Führung in Kuttenberg, ehemals bedeutende Bergbaustadt. Abends Besuch der Staatsoper in Prag
 5. Tag Stadtführung in Laun, reich durch Hopfenanbau. Besichtigung des Schlosses in Dux. Dort verbrachte Casanova seinen Lebensabend. Besichtigung der spätgotischen Kirche in Brüt, die bedingt durch den Braunkohleabbau um 850 m verschoben wurde.

	6. Tag Führung auf der Burg in Prag, sowie in der St. Veit Kathedrale. Schifffahrt auf der Moldau
	7. Tag Führung in Marienbad, Rückreise
Samstag, 12. Oktober	Tagesfahrt nach Mainz. Besichtigungen der Altstadt, des Dorns und St. Stephan mit den Chagallfenstern. Nachmittags Führung durch die Katharinen-Kirche in Oppenheim.
Samstag, 19. Oktober	Vortrag über die Pilgerreise auf dem Jakobsweg von St. Odilien bis nach Santiago de Compostela. Teil 2: von Le Puy bis nach Santiago de Compostela.
Samstag, 09. November	Vortrag: Thema „Johann Michael Moscherosch, Hanau-Lichtenberger Untertan und Straßburger Bürger“ von Professor Schäfer, Baden-Baden
Samstag, 07. Dezember	Jahresabschluss

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

Januar 2002	keine Gesprächsrunde
172. / 04.02.2002	Interpretation des Romans von Friedrich Singer: „Der Münsterturm am Horizont“. Götz Bubenhofer, Achern
173. / 04.03.2002	Heraklits Satz: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“ und Grimmelshausen. Prof. Dr. Friedrich Gaede, Freiburg
April 2002	keine Gesprächsrunde
174. / 06.05.2002	„Historiker kritisieren Grimmelshausen und seine Nachfahren“. Prof. Dr. Eberhard Mannack, Heikendorf
175. / 03.06.2002	„Belagerung und Sturmangriff – Angst und Sorge des Burgherrn“. Frank-Joachim Lankoff, Achern
176. / 01.07.2002	„Straßburg – Stadt zwischen Nationen“. Helmut Schneider, Kehl-Kork
177. / 05.08.2002	„Zu Grimmelshausens kleineren Schriften: Das Galgenmännlein“. Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand
September 2002	keine Gesprächsrunde
178. / 07.10.2002	Vorführung des Fernsehfilms von Karl Ebert „Simplizissimus ein Musketierer“
179. / 04.11.2002	„Die ‚unehrlichen‘ Leute am Beispiel der fahrenden Musikanten“. Prof. Dr. Walter Schäfer, Baden-Baden
180. / 02.12.2002	„Chartres: Die Kathedrale. Universum aus Stein, Farbe und Licht“. Johannes Mühlhan, Sasbach

Dr. Heermann

Oberkirch

Tätigkeitsbericht 2003

Samstag, 25. Januar	Tagesfahrt nach Heidelberg: Besuch des Kurpfälzischen Museums. Vormittags Führung durch die Archäologische Abteilung; Schwerpunkt römische Funde. Nachmittags Besichtigung der historischen Räume – Bilder, Skulpturen, sowie Frankenthaler Porzellan
---------------------	---

Samstag, 22. Februar	Halbtagesfahrt nach Emmendingen: Besuch des dortigen Tagebuch-Archivs mit Führung
Mittwoch, 05. März	Aschermittwochs-Rätsselfahrt: Stadtführung in Offenburg mit Besichtigung des Lapidariums
Samstag, 12. April	Tagesfahrt ins Elsass: Stadtführung mit Kirchenbesichtigung in Kaysersberg. Nachmittags Führung in Türckheim
Samstag, 10. Mai	Tagesfahrt Richtung Bodensee: Besuch des Schlosses Heiligenberg der Familie Fürst zu Fürstenberg. Nachmittags Besichtigung der Möbelsammlung im neuen Schloss in Tettngang, ehemalige Residenz der Grafen von Montfort
Montag–Samstag, 30. Juni–05. Juli	6-Tagesfahrt nach Südtirol: 1. Tag Anreise, Besichtigung des Klosters Neustift bei Brixen 2. Tag Stadtführung in Trient, Führung in der Kapelle St. Jacob bei Tramin. Mittags Führung im Kirchlein in Altenburg, Führung in St. Michael + St. Paulus 3. Tag Über das Grödner Joch ins Rautal in die Wallfahrtskirche Unserer lieben Frau „Maria vom Guten Rat“ in der Pfarre Enneberg, nachmittags Führung in Brunec 4. Tag Besichtigung der Bilderburg Runkelstein am Eingang des Sarntals bei Bozen. Gemeinsames Mittagessen in Kohlern hoch über Bozen. Mittags Führung in der Pfarrkirche Gries mit dem Pacher Altar 5. Tag Morgens Stadtführung in Bozen. Mittags Führung in der Kirche von Niederlana mit dem Schnatterpeck-Altar 6. Tag Stadtführung in der Bergstadt Sterzing; Rückreise
Samstag, 19. Juli	Tagesfahrt nach Aschaffenburg: mit Stadt- und Kirchenführung (zeitweise Residenz der Erzbischöfe von Mainz). Mittags Besichtigung der Einhard-Basilika in Seligenstadt
Samstag, 20. September	Tagesfahrt nach Schwäbisch-Gmünd: dort Stadtführung, nachmittags Besichtigung des Klosters Lorch
Samstag, 11. Oktober	Tagesfahrt nach Rappoldweiler im Elsass: sowie Führung in Bergheim
Samstag, 08. November	Vortrag von Herrn Dr. Kauß im Hotel-Gasthaus „Renchtalblick“ in Oberkirch: „Folgen der Säkularisation in den politischen und kirchlichen Gemeinden des Renchtals.“
Freitag, 05. Dezember	Abendfahrt: Besuch einer Veranstaltung des Tagebucharchivs in Emmendingen „Lesungen aus alten Tagebüchern“

Horst Schneider

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

Januar 2003	keine Gesprächsrunde
181. / 03.02.2003	„Chartres: Die Kathedrale. Universum aus Stein, Farbe und Licht“ Teil 2. Johannes Mühlán, Sasbach
182. / 03.03.2003	Orgeln im Elsass und am Oberrhein. Prof. Dr. Marcel Thomann, Straßburg
183. / 07.04.2003	Christian Reuters Roman „Schelmuffsky“ (1697). Ein Nachfahre des Simplizissimus. Prof. Dr. Eberhard Mannack, Heikendorf

184. / 05.05.2003	Fürstliches Vergnügen, höfische Jagd im Zeitalter des Barock. Frank-Joachim Lankoff, Achern
185. / 01.06.2003	entfallen
186. / 07.07.2003	Brecht in Anekdoten. Götz Bubenhofer, Achern
187. / 04.08.2003	Grimmelshausen Bartkrieg oder „Getroffene Hunde bellen“. Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand
September 2003	keine Gesprächsrunde
188. / 06.10.2003	Die Belagerung von Straßburg. Helmut Schneider, Kehl-Kork
189. / 03.11.2003	Zweimal „Mit Schwert und Feder“. Grimmelshausen und Ernst Jünger. Prof. Dr. Friedrich Gaede, Freiburg
190. / 01.12.2003	entfallen

Dr. Heermann

Offenburg

Der Historische Verein Offenburg e. V. widmete sich im Jahr 2003 dem Projekt „Der Traum von der Freiheit. Dokumentation Offenburger Auswanderer“. Eine ausführliche Beschreibung dieser Unternehmung findet sich in meinem Beitrag auf S. 221 ff.

Wolfgang M. Gall

Oppenau

Januar	Mitgliederversammlung 2002. Nach dem geschäftlichen Teil Diavortrag: „Eine Reise durch Namibia – Erinnerungen an die deutsche Kolonialzeit“
Februar	„200 Jahre Hotel Taube in Liebach“. Vortrag von Rektor Horst Hoferer, Oppenau, mit Dias von Postkarten um 1900.
März	Führung in der Autobahnkirche Baden-Baden mit besonderer Betrachtung der von Emil Wachter gestalteten Türen und Glasfenster. – Fahrt mit der Standseilbahn auf den Baden-Badener Hausberg „Merkur“.
April	Besuch der Barockstadt Ettenheim. Stadtführung unter dem Thema, „Auf den Spuren des Kardinals Rohan“. In Ettenheimmünster Konzert auf der Silbermannorgel.
Mai	Studienfahrt nach Tiefenbronn. Dort Führung in der Pfarrkirche Maria Magdalena aus dem 14. Jahrhundert. Am Nachmittag geführter Stadtrundgang in der ehemaligen freien Reichsstadt Weil der Stadt mit ihrer mittelalterlichen Stadtmauer und Wehrtürmen. Besichtigung der Kirche St. Peter und Paul und der ehemaligen Spitalkapelle mit dem Marienaltar.
Juli	Besuch der Insel Reichenau im Bodensee. Führungen in Oberzell St. Georg, in Mittelzell im Münster St. Maria und Markus mit Schatzkammer und in Unterzell in der im Rokokostil umgestalteten Kirche St. Peter und Paul.
August	Studienfahrt nach Zwiefalten und Obermarchtal. Führungen in der Kirche der ehemaligen Reichsabtei und der ehemaligen Prämonstratenserabteikirche.
September	Traditionelle Elsassfahrt. Erstes Ziel: Epfig mit der Friedhofskapelle aus dem 11. Jahrhundert – Zweites Ziel: Andlau mit Führung in der ehemaligen Abteikirche St. Peter und Paul. Die Figuren an Fries und Portal des West-

- baues sind die eindrucksvollsten romanischen Skulpturen im Elsass – Fahrt durch die Vogesen über Le Hohwald–Hochfeld – Stopp beim ehemaligen Konzentrationslager Struthof – Spaziergang durch Mutzig, die ehemalige Stadt des Bieres – Stadtrundgang in Molsheim und Führung durch die ehemalige Jesuitenkirche. Besuch des Grabmals des Straßburger Bischofs Johann I. von Dirbheim, der das Renchtal dem rechtsrheinischen Territorium der Fürstbischöfe von Straßburg einbrachte.
- Oktober Winterliche Fahrt über den Schuainsland nach Todtmoos. Dort Besichtigung der Wallfahrtskirche auf dem Schönbühl – In Bad Säckingen Führung im Fridolinsmünster, Spaziergang durch die Altstadt und über die berühmte Holzbrücke. In Hasel Einstieg in die Erdmannshöhle.
- November Vortrag von Rainer Fettig: „Das Oppenauer Tal: 500 Jahre unter Fürstbischöflich-Straßburger Herrschaft“.
- Dezember Anlässlich der Säkularisation vor 200 Jahren: Besuch der Sonderausstellung in Oberkirch „Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden: Die Herrschaft Oberkirch“.

Rainer Fettig

Rheinau

Vorträge:

10. April 2003 „Hanau-Lichtenberg – die Geschichte einer oberrheinischen Grafschaft“. Realschulrektor Helmut Mink
13. Mai 2003 „Merkwürdigkeiten aus dem Freistetter dörflichen und pastoralen Leben“. Dr. Gerhard Schildberg
30. September 2003 „Alte Berufe: Fischer, Schiffer, bäuerliche Tätigkeiten“. Kurt Klein, Hausach

Studienfahrten:

31. Mai 2003 Tagesfahrt nach Bouxwiller und Neuwiller-les-Saverne
- 5–7. September 2003 3-Tagesfahrt nach Eisenach, Mühlhausen und Gotha
11. Oktober 2003 Tagesfahrt nach Villingen

Aus Anlass der 1175-Jahr-Feier von Freistatt haben wir im Heimatmuseum der Stadt Rheinau eine Sonderausstellung organisiert: „1175 Jahre Freistett – Leben im 8.–12. Jahrhundert“

Herausgabe von zwei Broschüren „Aus der Stadt Rheinau“; Vom Gendarmerieposten Freistett zum Rolizeiposten Rheinau; Hanau–Lichtenberg – die Geschichte einer oberrheinischen Grafschaft; Chronik von Freistett

Renate Demuth

Rheinmünster 2003

7. Februar Stammtisch
20. Februar Ausstellung eines Modells der St. Michael-Kirche Bühlertal-Untertal in der Volksbank in Bühlertal. Das Modell wurde von Ernst Gutmann anhand der von Franz Ignaz Krohmer 1782 erstellten Baupläne ausgeführt. Nach der Ausstellung ging das Modell in den Besitz der Gemeinde über.



6. März Führung durch die Kellergewölbe im Haus Gagesch, Aloisia-Rand-Straße in Stollhofen. Die Keller bestehen aus fünf Kellerräumen, wobei drei davon noch mit einem Gewölbe versehen sind. Nach der Bauweise sind sie in die Zeit um 1600–1700 einzuordnen.
15. April Eröffnung einer Ausstellung in der Volksbank in Bühl. 14 Tage lang konnten sich die Besucher über die Geschichte der ehemaligen Stadt Stollhofen informieren.
25. April Stammtisch
2. Juli Organisationsbesprechung der Ortsverwaltung und der Vereinsführer zu der im Jahre 2004 anstehenden 850-Jahr-Feier des Ortsteiles Stollhofen.
1. August Im Rahmen des von der Gemeinde Rheinmünster organisierten Ferienprogrammes „Klariferie“ für Kinder führten wir eine Gruppe von Schulkindern durch die Geschichte von Stollhofen.
4. September Bühnenbild zur 850-Jahr-Feier. Für die Feier wurde ein Bühnenbild für die Festhalle in Stollhofen entworfen und bis zum Dezember hergestellt.
17. Oktober Stammtisch
29. Oktober Organisationsbesprechung der Ortsverwaltung in Stollhofen und der Vereinsführer. Vorbereitungen zu einem „Historischen Umzug“ wurden festgelegt.
21. November Stammtisch

Wie auch im vergangenen Jahr führte Manfred Huber zahlreiche Gruppen durch das Münster in Schwarzach.

Ernst Gutmann

Schutterwald

- Februar Vortragsabend „Ein guter Mensch in böser Zeit“ – Leben und Wirken von Heinrich Büttner, ev. Pfarrer von Neuried-Altenheim, Ichenheim und Dundenheim im 17. Jahrhundert. Jürgen Schmitt, Ichenheim
- März Besuch mit Führung im historischen „Salmen“ in Offenburg
- Juni 6-tägige Studien- und Erlebnisfahrt nach Savoyen, Frankreich. Eines der ältesten Fürstenhäuser, das acht Jahrhunderte lang einen unabhängigen Alpenstaat bildete, gab diesem Land den Namen. Wir lernten die Schönheit Savoyens kennen in seiner landschaftlichen und kulturellen Vielfalt. Farbenprächtige Städte wie Annecy, Chambéry, Grenoble u. a. sowie rauschende Bergbäche, Schluchten und Seen samt blühender Almwiesen. Unser vornehmes Standorthotel befand sich mitten im Welt-Kurort Aix-les-Bains.
- Oktober Besuch des Bäckermuseums in Gogsheim bei Bruchsal, ausführliche Schlossführung in Bruchsal
Teilnahme an der Jahresversammlung des historischen Vereins. Besuch der Klosterkirche in Schuttern am Nachmittagsprogramm
- November Jahresversammlung unserer Mitgliedergruppe mit erstmaligem Besuch unseres Präsidenten Herrn Dr. Gall

Artur Hohn



Schwabenkreuz

Seelbach-Schuttertal

Veröffentlichungen

Erich Krämer: „Hundert Jahre Hammerschmiede in Lahr“ – Aus der Geschichte einer badischen Herrngesellschaft – In: Geroldsecker Land 46/2004

Gerhard Finkbeiner: „Arbogast Heisler, letzter Abt des Benediktinerklosters Ettenheimmünster“ – Stifter eines Armenfonds für die ehemaligen Gotteshausgemeinden – In: Die Ortenau 83/2003

Gerhard Finkbeiner: „Hundert Jahre Wander- und Freizeittourismus auf Schweighausens Höhen“ – In: Geroldsecker Land 46/2004

Gerhard Finkbeiner/Klaus Siefert: „Heimatbuch Schweighausen“ – Orts- und Familiengeschichte – (Band 101 der Badischen Ortssippenbücher)

Vorträge

Am 28. November 2003 wurde von Dr. Dieter Kauß, Offenburg, im Rathaussaal Schweighausen das „Heimatbuch Schweighausen“ der Öffentlichkeit vorgestellt.

Das „Heimatbuch Schweighausen“ umfasst 460 Seiten Ortsgeschichte und 500 Seiten Familiengeschichte sowie 200 Abbildungen. Im Familienbuch sind 3.400 Schweighausener Familien mit rund 14.000 Personen für den Zeitraum von 1646 bis 2003 erfasst.

Denkmalspflege

Am 15. Juni 2003 wurde das „Schwabenkreuz“ am Kandelhöhenweg zwischen Höhehäuser und der Schutterquelle eingeweiht. Erstmals vom Sturm „Lothar“ 1999 zerstört und vom Historischen Verein Seelbach-Schuttertal restauriert, wurde das Flurkreuz von 1869 zum zweiten Mal 2001 vom Sturm „Willi“ stark beschädigt. Monatelang lag das Kreuz nach dem Sturm „Willi“ in Trümmern, bis sich die Ortsgruppe erneut um eine Finanzierung der 1.700 Euro teuren Restaurierungsarbeiten bemühte.

Auf dem erneuerten korpusfreien Kreuzstamm wurde zusätzlich eine Inschrift eingehauen, die dem Flurdenkmal an seinem einmalig schönen Standort über seine religiöse Aussage hinaus einen neuen landschafts- und schöpferbezogenen Sinngehalt geben soll: „Im schönen Tempel der Natur siehst Du des großen Gottes Spur“.

Die vergitterte Heiligennische des 135 Jahre alten religiösen Kleindenkmals, dessen Sockelinschrift an die Stifterfamilie Landolin Bauer/Katharina Göppert vom Schwendemannhof im Vorderen Geisberg erinnert, wird in Zukunft eine Pieta des Künstlers Walter Seckinger aus Schuttertal-Regelsbach schmücken.

Ausstellungen

15. April bis 4. Mai 2003 „Bahnhöfle“ Seelbach: „Wenn Steine reden“ – Dokumentation von Kleindenkmalen im Schuttertal. Anlässlich der Ausstellung fand auch eine Informationsveranstaltung über die Erfassung aller Kleindenkmale in der südlichen Ortenau statt. In die Thematik eingeführt haben: Frau Martina Blaschka, Leiterin des Modellprojekts in Baden-Württemberg; Herr Dr. Gernot Kreutz, Koordinator für die Kleindenkmal-Erfassung im Ortenaukreis; Herr Werner Kohler, Hauptfachwart für Heimatpflege im Schwarzwaldverein.

22. Juni bis 5. Juli 2003 „Bahnhöfle“ Seelbach: „Der Traum von der Freiheit“ – Die Auswanderung der Bürger/innen aus dem oberen Schuttertal nach Nordamerika. Dokumentation der rund 900 ausgewanderten Schuttertäler anhand von Auswandererlisten, Passagierlisten, Forschungsbeiträgen über Siedlungsgründungen und Familienschicksale, Auswandererbriefe, Biographien und Originalfotos aus der Ansiedlungszeit. Eröffnet wurde die Ausstellung von Dr. Kurt Hochstuhl, Leiter des Staatsarchivs in Freiburg.

19. Oktober bis
2. November 2003 „Bahnhöfle“ Seelbach: „Bürgerhäuser – Arbeitersiedlung – Gaststätten“ – Architekturzeichnungen, Baupläne und Fotodokumente illustrieren die baugeschichtliche Entwicklung Seelbachs um 1900.

29./30. November 2003 Rathaussaal Schweighausen: „Ausstellung zur 1000-jährigen kultur- und ortsgeschichtlichen Vergangenheit Schweighausens“

*Gerhard Finkbeiner
Kurt Hochstuhl*

Steinach

Veranstaltungen

- a) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend ins „Vögeles Mühle“ als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum
- b) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach mit dem diesjährigen Ausgangspunkt *Gengenbach*. Die Route der Stadtführung und kleinen Wanderung begann in der Nähe des *Klosters* und der Stadtkirche „*St. Marien*“, führte entlang der Wehranlagen zur Stadtmitte, vorbei am *Kinzigtor* und *Rathaus* durch das *Obertor* – auch *Haigerachertor* – hinauf zur *Bergle-* oder *Jakobuskapelle*. Nach herrlichem Blick ins Kinzigtal, wanderten die Teilnehmer zurück nach Gengenbach, vorbei am *Schwedenturm*, durch die *Engelgasse*, dem *Niggelturm*, der *Alten Post*, dem *Kauf-* und *Kornhaus*. Am *Haus Löwenberg* endete dieser informative Rundgang. Erwähnt seien hier noch kurz die vielen geschichtlichen Erläuterungen entlang der Wanderroute durch die Freie Reichsstadt und deren Umgebung. Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter wieder Anlass genug sein, auch künftig eine Wanderung durchzuführen.
- c) Beim Ferienprogramm „*Sommerspaß 2003*“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „*Geschichtsdetektive unterwegs ... – auf den Spuren der Goldwäscher an der Kinzig*“ vertreten. Die „*Junghistoriker*“ fuhren mit dem Fahrrad an die Kinzig. Dort wurden die gespannt zuhörenden Jugendlichen in die Handhabung der Goldwäscherei unserer Vorfahren mit Waschpfanne, Wasserkübel, Sand und Lupe eingeweiht. Waren es auch nur ein paar winzige Goldfitter, die in der Pfanne glitzerten, so war doch der Spaß an dieser „historischen“ Arbeit und ein gewisses „Goldfieber“ spürbar. Viele Fragen der Teilnehmer belegten das große Interesse an dieser Veranstaltung.

Diverse Arbeitseinsätze im Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- a) Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- b) Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „*Lotusschuhe und Holzgaloschen – Schuhwerk aus aller Welt*“, eine sehenswerte und gelungene Dokumentation mit seltenen Exponaten.
- c) zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen, kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Adventskalendern.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).
- e) Anfang August 2003 konnte das 110 Jahre alte Wegkreuz am Oberbacher Weg in Steinach auf Initiative des Historischen Vereins Steinach dank verschiedener Spenden in Zusammenarbeit mit dem Eigentümer dieses historischen Kleindenkmals nach einer aufwändigen und filigranen Restaurierung an seinem angestammten Platz wieder aufgestellt werden und erstrahlt jedem, zur inneren Einkehr anhaltenden Spaziergänger und Wanderer, in neuem Glanz.

Brauchtum – Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „*Die Drei Weisen mit König Herodes*“. Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 06. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter, großer „*Palmstangen*“ – einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „*Klausenbigger*“. Umgang vom 03. bis 05. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen. Altes und ürwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Wolfach/Oberwolfach

14. März 2003 Jahresversammlung um 19.30 Uhr im Gasthaus Kreuz. Die Veranstaltung begann mit einem Vortrag von Herrn Klaus Kaufmann aus Haslach über das Thema: „Scharfrichter und Abdecker, ein Leben am Rande der Gesellschaft“. Anschließend berichtete die Vorstanderschaft über ihre Tätigkeit.
28. März 2003 Konstituierung des Festausschusses für das Stadtjubiläum „700 Jahre Freiheitsbrief“ im Jahr 2005 im Rathaus Wolfach mit den Vereinsvertretern. Die Stadt Wolfach erhielt im Jahr 1305 ihren ersten Freiheitsbrief von der Gräfin Udilhild von Fürstenberg. Die Mitgliedergruppe des Historischen Vereins übernimmt die Vorbereitung einer Ausstellung über die Jahre 1305 bis 1505.
29. März 2003 Exkursion zum Besucherbergwerk Grube Wenzel in Oberwolfach.
04. Mai 2003 Fahrt zum Römerbad Badenweiler und mit der Fachgruppe Archäologie zur Römervilla und zum Johanniterschloss in Heitersheim.
27. Mai 2003 Wolfacher Mitglieder der Fachgruppe Archäologie legten einen Stolleneingang beim Windkapf frei und vermaßen den Stollenverlauf.
03. September 2003: Für das Stadtjubiläum 2005 gründet die Mitgliedergruppe einen Ausschuss zur Vorbereitung der Ausstellung, der zum ersten Mal im Gasthaus Hecht tagte.
14. September 2003 Exkursion zu drei Burgen in Dambach im Elsass zusammen mit der Fachgruppe Archäologie.
27. September 2003 2. Tagung des Festausschusses „700 Jahre Freiheitsbrief“ der Vereine der Stadt Wolfach.
- 13./20./27. Oktober 03 An der archäologischen Lehrveranstaltung der Volkshochschule Offenburg nehmen drei Vertreter aus Wolfach teil.
- 30./31. Oktober 2003 Wolfacher Mitglieder der Fachgruppe Archäologie legten einen Suchgraben im Gewann „Gutleutfeld“ an und konnten hier eine weitere Strecke von etwa 400 m Länge der römischen Kinzigtalstraße nachweisen.
08. November 2003 3. Tagung des Festausschusses „700 Jahre Freiheitsbrief“ der Vereine der Stadt Wolfach.
12. November 2003 Fahrt nach Kaiser Augst bei Basel in der Schweiz mit Führung durch die römische Stadt Augusta Raurica und das Römermuseum.
30. Januar 2004 Jahresversammlung um 19.30 Uhr im Gasthaus Kreuz. Den Vortrag vor Beginn der Versammlung hielt Herr Rektor a.D. Otto Schrempf mit dem Thema „Bäuerliches Leben in der Vergangenheit“. Es folgten die Tätigkeitsberichte der Vorstanderschaft, deren Entlastung und die Wahl des Vorstandes sowie der Kassenprüfer. Wiedergewählt wurden:
1. Vorsitzender: Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle
 2. Vorsitzender: Rektor a.D. Erwin Matt
- Schriftführer: Ernst Bächle
Schatzmeister: Hubert Springmann
Kassenprüfer: Edgar Baur und Heiner Oberle
- An die anwesenden Mitglieder wurde das neue Bulletin Nr. 7 (2004) ausgegeben.

04. Februar 2004 Sitzung Nr. 2 des Ausschusses zur Vorbereitung der Ausstellung.
03. März 2004 Sitzung Nr. 3 des Ausschusses zur Vorbereitung der Ausstellung.
23. März 2004 Bahnfahrt nach Stuttgart zum Haus der Geschichte Baden-Württemberg.

Die Mitgliedergruppe Wolfach/Oberwolfach e. V. hat eine Homepage im Internet unter dem Namen: www.rolf-pfefferle.net eingerichtet. Hier kann bzw. können die Geschichte der Ortsgruppe, die Termine des Vereins und eine Auswahl von Artikeln aus dem Bulletin des laufenden Jahres nachgelesen werden.

Die mit der Stadt Wolfach vereinbarte vertragliche Übernahme der Betreuung des Heimat- und Flößermuseums Wolfach hat sich erfolgreich eingeschrieben.

Es wurden zwei Vorstandssitzungen abgehalten.

Rolf Pfefferle

Zell am Harmersbach

Das Jahr 2003 war wieder geprägt von vielfältigen Aktivitäten wie Exkursionen und Vorträgen. Außerdem unterstützten die Mitglieder Brauchtumsveranstaltungen wie das traditionelle Peterlistagspringen der Kinder am 22. Februar.

Bertram Sandfuchs erstellte eine Dokumentation der Decken- und Wandgemälde der Zeller Kirchen und Franz Breig führte die Arbeit an der Flurnamenkartei fort.

Des Weiteren konnte 2003 in Zusammenarbeit mit dem Zeller Historischen Verein am ehemaligen Rothschild-Sanatorium in Nordrach (heute Alexander-Klinik) eine Gedenktafel für Baronin Adelheid von Rothschild, der Stifterin der Heilstätte für lungenkranke Jüdinnen, angebracht werden und somit ein in Nordrach lang gehegter Wunsch erfüllt werden.

Auch auf dem Nikolausmarkt 2003 war der Historische Verein wieder mit einem Bücherstand vertreten, nachdem diese Aktion bereits im vergangenen Jahr auf breite Resonanz gestoßen war. Dabei war es dem Verein möglich, neben zahlreichen Publikationen über die Zeller Geschichte auch bereits im Buchhandel vergriffene, antiquarische Bücher anzubieten, was bei vielen Sammlern auf großes Interesse stieß. Aber auch der Verkauf der Bände mit den preisgekrönten Bildstein-Aufsätzen wurde fortgeführt.

Angelika Ehret

Fachgruppe Kleindenkmale

Nachdem im Mai 2003 das landesweite Projekt „Erfassung der Kleindenkmale“ für den Ortenaukreis unter der Schirmherrschaft des Landrats offiziell vorgestellt werden konnte, wurden die seit dem Jahr 2002 angelaufenen Inventarisierungen intensiv fortgesetzt. Außer dieser genannten Auftaktveranstaltung fanden weitere, einen engeren Rahmen überschreitende Treffen im Frühjahr statt. Die Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte im Historischen Verein hatte sich im Mai einen Termin für das Thema „Kleindenkmale – Erfassen, Erhalten und Pflege“ freigehalten. Auf Einladung der Mitgliedergruppe Seelbach/Schuttertal wurde für die südliche Ortenau im Rahmen einer Ausstellung über Kleindenkmale das Projekt der Öffentlichkeit vorgestellt. In Oberkirch hatte auf Anregung der dortigen Mitgliedergruppe die Stadt im Februar zu einer ersten Besprechung eingeladen. Nach Verteilung der Erfassungsarbeiten auf die 10 Gemarkungen fanden im Jahr nochmals zwei Treffen in Oberkirch statt, wobei Fragen und Ergebnisse zum Projekt besprochen wurden. In Kappelrodeck fand im November eine Gesprächsrunde mit Referat vom Verfasser Interesse bei den „Geschichtsfreunden Kappelrodeck“.

Bis Jahresende konnten für alle 51 Gemeinden (mit ihren 160 Ortsteilen/Gemarkungen) ehrenamtliche Erfasser/-innen gefunden werden, die sich engagiert der Sache angenommen haben. Jeweils vor Ort wurden die Mitarbeiter/-innen in das Projekt eingeführt. Die Zahl der festen Ansprechpartner beträgt 130; dazu kommen weitere „stille“ Helfer und viele Informanten, die den jeweiligen „Federführenden“ zuarbeiten. Im Jahr 2003 konnte für ein Drittel der Gemarkungen die Inventarisierung in Bild und Schrift nach Maßgabe des genau definierten Programms für die Ortenau abgeschlossen werden; einzelne nachzutragende Objekte schmälern dieses Ergebnis nicht. Außer der schon genannten Ausstellung in Seelbach wurde eine solche in Neuried-Ichenheim präsentiert. Die Gemeinde Ohlsbach gab nach einer vorangegangenen Foto-Ausstellung eine Schrift über die Kleindenkmale in Ohlsbach heraus. In das letztjährige Jahrbuch hat die Arbeit einer Schülerin über die Wegkreuze in der Gemeinde Hofstetten Aufnahme gefunden – ein wichtiger Baustein für die Erfassung der Kleindenkmale auf dieser Gemarkung.

Der Personenkreis der ehrenamtlichen Mitarbeiter erstreckt sich nicht nur auf den Historischen Verein für Mittelbaden, sondern auch auf den Schwarzwaldverein und örtliche Kultur- und Heimatvereine; dabei sollen auch viele vereinsungebundene Personen nicht vergessen werden. Viele Orts- und Gemeindeverwaltungen sind sehr bereitwillig und hilfreich in das Arbeitsfeld „Kleindenkmale“ eingebunden. Der Verfasser hat im Rahmen des Projektes außer dem ständigen Kontakt zur Leitstelle beim Landesdenkmalamt an entsprechenden Veranstaltungen in andern Landkreisen, organisiert durch den Schwarzwaldverein oder durch die GEEK (Gesellschaft zur Erhaltung und Erforschung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg) teilgenommen.

Insgesamt hat die Sensibilisierung für unsere Kulturlandschaft mit dem Interesse an der Erhaltung der Kleindenkmale einen positiven Anstoß bekommen, der zu konkreten Fragen und Lösungen geführt hat und weiter beitragen wird. Für den seit über zweihundert Jahren weit verbreiteten Kalender „Lahrer Hinkender Bote“ wurde für das Jahr 2005 das Jahresthema „Kleindenkmale“ ausgewählt. Die ersten Arbeiten wurden dazu im Dezember eingereicht.

Gernot Kreutz

Fachgruppe Museen – 2002

Die Frühjahrsveranstaltung führte am 15. März in das Ortenauer Schulmuseum in Offenburg/Zell-Weierbach. Der Einladung hatten über 20 Teilnehmer aus 15 Museen der Ortenau Folge geleistet. So begrüßte Ortsvorsteher Basler die Tagungsteilnehmer erfreut, gab einen Überblick über die Entstehung des Museums und zeigte die museal hergerichteten Abteilungen „Tagelöhnerhaus“ und „Alter Weinkeller“. Museumsleiter Bernd A. Schneider und seine Ehefrau führten sodann durch das eigentliche Schulmuseum mit den Sonderausstellungen „Klassenfotos“ und „Elektrotechnik“, die Dauerausstellung „Nähstube“ und den Lehrmittelraum und die Bibliothek. Den Höhepunkt der Führung bot Bernd A. Schneider mit einem interaktiv gespielten Einblick in den Ablauf einer historischen Schulstunde. Die Teilnehmer waren von der Fülle des Gebotenen und der Qualität der Führung sehr beeindruckt. Das zeigte das darauffolgende Rundgespräch, in dem der Bereich „Führungen“ einmal mehr im Mittelpunkt stand. Alle waren sich darin einig, dass Führungen zu den wichtigsten Angeboten der Museen gehören, es aber von den Inhalten und der Ausrichtung des Museums abhängt, wie eine solche Führung ablaufen sollte. Auch die Thematik „Gebühren für Führungen“ wurde ausführlich diskutiert. Einig war man sich außerdem, dass es besser ist, die Besucher nicht durch Absperrungen von den Exponaten zu trennen, sondern ihnen die Möglichkeit zu geben, hautnah an die Ausstellungsstücke heranzukommen. Die Gefahr des Diebstahls wurde dabei beleuchtet. Überwachungsanlagen und Aufsichtspersonen können diese verringern, ausschließen lassen sich Diebstähle aber nicht. Auch Sicherungsmaßnahmen im Museum wie Alarmanlagen gegen Einbrüche wurden von den einzelnen Teilnehmern vorgestellt.

Da die meisten Museen mit einem Schwund an Besuchern zu kämpfen haben, diskutierte man dieses Thema im weiteren Verlauf. Hier sah man vor allem in der Präsentation von Sonderausstellungen, in qualifizierter Führung und in besonderen Veranstaltungen Lösungsansätze. Ein allgemein positiv bewerteter Vorschlag war hierzu die Einbeziehung von Märchenerzählerinnen in das Museum, wobei bestimmte Exponate in Beziehung zu den Märchen stehen sollten.

Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ war am 12. Oktober Tagungs-ort der Fachgruppe. Die 28 Teilnehmer aus 15 Museen der Ortenau erhielten eingangs vom Museumsleiter Dr. Dieter Kauß eine Einführung in die Geschichte des neuesten Exponats, des Tagelöhnerhauses. Er erläuterte die Technik der Umsetzung des Hauses von Oberprechtal in das Gutacher Museumsareal. Museumspädagogin Inge Jockers als Verantwortliche für den Aufbau und die Einrichtung des Tagelöhnerhauses führte detailgenau durch das Hausinnere und zeigte die Besonderheiten der Einrichtung und bautechnische Besonderheiten auf. In einer anschließenden Gesprächsrunde im Hermann-Schilli-Haus referierte der Leiter der Fachgruppe, Horst Brombacher, über das Thema „Ehrenamt im Museum“, wobei sich eine lebhaft entwickelte Diskussion über die Frage, ob ehrenamtliche Mitarbeiter finanziell entschädigt werden sollen und können. Die Gesprächsbeiträge ergaben, dass diese Frage in den einzelnen Museen unterschiedlich gehandhabt wird. Dabei reicht die Spanne von Zahlungen im 325,- -Bereich bis zum kostenlosen Engagement der Museumsmitarbeiter. Ob ein Museum kreis- oder gemeindeeigen ist oder privat, ob es lange oder kurze Öffnungszeiten hat und verschiedene andere Faktoren, all diese Unterschiedlichkeiten ergaben im Fazit, dass eine einheitliche Regelung in den Museen nicht zweckmäßig wäre, sondern die örtlichen Erfordernisse maßgebend sind.

Erstaunen löste die Mitteilung aus, dass eventuelle Entschädigungszahlungen von Gemeinden auf den Historischen Verein übertragen werden sollen. Hier war man sich einig,

dass die finanziellen und verwaltungstechnischen Folgen zuerst genau überprüft werden. Denn es kann nicht Aufgabe der Museumsverwaltung sein, ein Lohnrechnungswesen aufzubauen, falls das Museum ehrenamtlich geleitet wird.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Museen war man sich darüber einig, dass das Ehrenamt im Museum unverzichtbar ist. Denn ohne das ehrenamtliche Engagement vieler Bürgerinnen und Bürger würde das museale Leben vor allem der Heimatmuseen zusammenbrechen. Die Gesellschaft und ihre Bürger wären damit kulturell ärmer.

In einer letzten Gesprächsrunde würdigte Horst Brombacher den scheidenden Museumsleiter des Freilichtmuseums und Präsidenten des Historischen Vereins Dr. Dieter Kauß für ein Engagement in der Fachgruppe Museen und dankte ihm für seine Tätigkeit. Herzliche Dankes- und Abschiedsworte fand er auch für die Museumspädagogin des Freilichtmuseums, Inge Jockers, die sich durch Kompetenz und den Willen zur Kooperation für die Fachgruppe eingesetzt hat und nun den Ortenaukreis verlässt. Der künftige Geschäftsführer des Freilichtmuseums, Jürgen Weisser, hatte im Rahmen der Veranstaltung die Möglichkeit genutzt, sich den Museumsleitern vorzustellen. Er betonte seine Bereitschaft zur Kooperation mit den „kleinen“ Museen und wurde von den Teilnehmern willkommen geheißen.

In einer abschließenden Informationsbörse hatten die einzelnen Museen die Möglichkeit, Planungen und Aktivitäten vorzustellen. Die Veranstaltung endete mit der Bitte an den Leiter der Fachgruppe, ein Seminar zum Thema „Restaurierung und Bewahren von Fotos, Filmen, Videos und Tonbändern“ zu organisieren.

Horst Brombacher

Fachgruppe Museen – 2003

Am 22. März kamen die Teilnehmer der Frühjahrsveranstaltung im Kreismedienzentrum im Landratsamt Offenburg zusammen. Als Referent fungierte der Leiter des Zentrums, Heinz Arbogast. Er stellte dabei die wesentlichen Fakten zum Thema „Archivierung und Erhaltung von Fotos, Dias, Filmen, Ton- und Videobändern“ dar. Eingangs konnte das Kreismedienzentrum ausführlich besichtigt werden, wobei Heinz Arbogast sachkundige Informationen über Bestände und Nutzung der Medien gab. Im Sitzungssaal referierte er anschließend über die unterschiedlichen Bild- und Tonträger. Anhand von Vorlagen und Objekten gab er Hinweise über den sachgerechten Umgang mit den Bild- und Tonträgern und ihre richtige Lagerung. Unterstützt wurden die Ausführungen durch eine umfangreiche Zusammenstellung aller wichtigen Fakten und möglichen Lieferadressen für Archivierungsmaterial auf Infoblättern. Die Teilnehmer belebten den Vortrag Arbogasts durch zahlreiche Fragen zum Thema. Sie waren sich abschließend darin einig, an einer gelungenen Fortbildungsveranstaltung teilgenommen zu haben.

Im Heimat- und Grimmelshausen-Museum in Oberkirch trafen die Interessenten am 29. November zusammen. Hier stand zunächst eine Führung durch die Ausstellung zum 200. Jahrestag der Säkularisation „Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden – Herrschaft Oberkirch“ auf dem Programm. Stadtarchivar Dr. Carl Heinz Ciz führte nach der Begrüßung durch den Hauptamtsleiter Hermann Josef Müller durch die Ausstellung. Dabei berichtete er über die Herkunft der Quellen und legte besonderen Wert auf die Zusammenhänge zwischen den ausgestellten Originalurkunden zur Herrschaftsgeschichte Oberkirchs und den historischen Abläufen und Personen. Die Teilnehmer waren davon beeindruckt, wie die Sonderausstellung in die Museumsexponate der Dauerausstellung integriert war. Sie waren sich darin einig, dass die Ausstellung gut gelungen ist und große Beachtung verdient.

Der Führung folgte eine Fortbildungsrunde, in der Frank Lankoff, Konservator und Papierrestaurator am Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt, über den „Richtigen Umgang mit Papier“ berichtete. Nach einem kurzen Abriss der Geschichte des Papiermachens stellte er Beispiele unsachgemäßen Umgangs mit Exponaten aus Papier (Bücher, Urkunden, Briefe, Fotos) vor. Er wies dabei auf falsche Behandlung des Papiers durch unlösbaren Leim, Anbringen von Stempeln, Lochen und Beschriften hin. Dabei gab er Tipps für die Verwendung unschädlicher Materialien und warnte besonders von Klebestreifen und Selbstklebefolie. Besondere Gefahren, so führte Lankoff aus, drohen dem Papier durch die Übersäuerung und Pilzbefall, der durch die Sporen auch gesundheitsgefährlich ist. Abschließend beantwortete der Referent alle Fragen erschöpfend und gab zu den dargestellten Problemen individuelle Ratschläge.

Horst Brombacher

Fachgruppe Bergwesen

Die Tätigkeit der Fachgruppe war in den letzten Jahren sehr vielseitig. Auftretende Schwierigkeiten, bedingt durch Krankheiten des Fachgruppen-Leiters und Mitarbeiterwechsel, haben sich gelegt.

Leider ist die Akzeptanz der Fachgruppe im Historischen Verein immer noch äußerst dürftig, scheint sich aber etwas zu verbessern.

Die Nachfrage nach Vorträgen, Exkursionen und fachlichem Rat nimmt etwas zu. So wurden in den letzten Jahren sechs identische Ganztagesexkursionen, unter anderem mit der Mitgliedergruppe Achern, durchgeführt. Vormittags war man im Gelände um St. Anton¹ in Durbach unterwegs, um obertägige Bergbauspuren zu besichtigen,² wobei verfallene Pinggen³, Spuren von Dukelbauten⁴ und sehr umfangreiche Tagebaue die staunende Aufmerksamkeit der Teilnehmer erregten.

Nachmittags wurde in die wiederaufgewältigte Grube „Segen Gottes“ in Schnellingen/Kinzigtal eingefahren, um unter der bewährten Führung des Betriebleiters, Georg Allgaier, das Bergwerk zu besichtigen.⁵

Bei den Geländebegehungen finden sich nicht nur vermehrt Bergbauspuren, sondern gewissermaßen als (nicht unerwünschte) Nebenprodukte, Spuren kulturgeschichtlicher Vergangenheit. So wurden unbekannte Burgen und Burgstellen, Befestigungen, Siedlungs- und Kultplätze, sowie zum Teil ausgedehnte Steinhügelgrabfelder im Rench- und Achertal entdeckt. Von Herrn Neuss eingeladen, war die Fachgruppe im Frühjahr 2003 gleich zwei Mal in Hornberg vor Ort. Dort zeigte sich schon bei der ersten Begehung, dass die von Herrn Neuß auf einem Berg bei Hornberg bezeichneten Steinansammlungen ein Steingräberfeld war. Auch die dort als Steinbrüche angesprochenen Ausschachtungen sind viel zu symmetrisch, um solche zu sein. Hier gibt es noch viel zu forschen.



Abb. 1

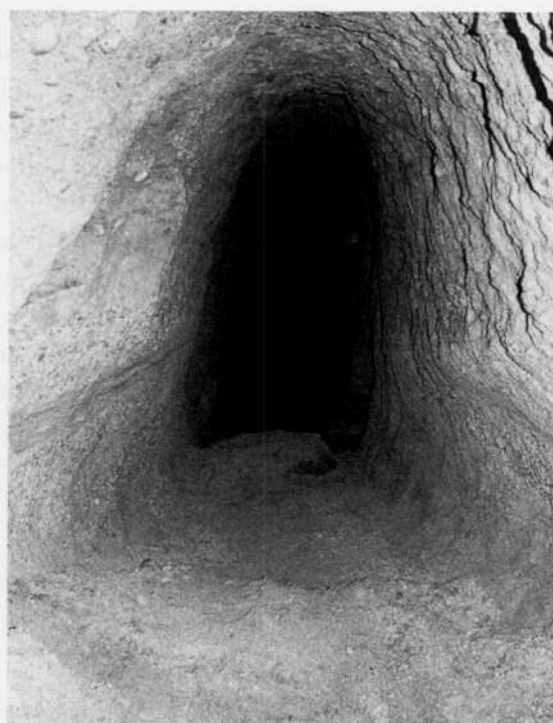


Abb. 2

Alle Abbildungen Wolfgang Neuss



Abb. 3

Das Gangprofil des Stollen beim Katzenlochhof weist auf das 18. Jahrhundert, wobei der untere Teil später nachgerissen worden sein kann (Abb. 2).

Der Bau beim Uhrenhändlerhof zeigt ein ähnliches Bild, wobei im Gegensatz zu den vorigen die Einfahrt sehr gut befestigt ist (Abb. 3). In allen Stollen fand sich Brauneisenerz und z. T. Spuren von Kupfererz. Auch aus dieser Gegend dürfte noch viel zu berichten sein.

Des Weiteren wurden wir auch in benachbarte Kreise eingeladen. So sind bei Bad Teinach und in der Rottweiler Gegend Befestigungsanlagen und Steingräberfelder, und in vielen Gebieten ließ sich bergmännische Tätigkeit feststellen.

Besonders interessant war eine Exkursion in die Grube „Himmlisch Heer“ bei Dornstetten-Hallwangen. Man konnte dort anhand der Bearbeitungsspuren die Abbauperioden vom Mittelalter bis in die „jüngste Zeit“ nachvollziehen.

Bemerkenswerte Ergebnisse haben die Untersuchungen von Mörtel- und Schlackenproben aus den Schmelzhütten Oberkirch, Lautenbach⁷ und von Lauf ergeben. So hat uns Dr. Hansjosef Maus, Direktor am Geologischen Landesamt Freiburg, in dem Brief vom 23.06.2000 folgende Resultate mitgeteilt.

„Lautenbach: Eisenschlacke; Na₂O=0,637; MgO=0,6; Al₂O₃=10,662; SiO₂=55,035; P₂O₅=0,051; S=0,042; Cl=0,042; K₂O=4,494; CaO=19,78; TiO₂=0,32; MnO=4,101; Fe₂O₃=3,932; Cu=0,143; Ba=0,038

Oberkirch: Eisenschlacke; Na₂O=0,614; MgO=0,64; Al₂O₃=10,657; SiO₂=54,481; P₂O₅=0,091; S=0,049; Cl=0,038; K₂O=4,425; CaO=19,182; TiO₂=0,345; MnO=4,101; Fe₂O₃=5,126; Ni=0,007; Cu=0,118; Ba=0,044

Wie Sie sehen, sind die beiden Schlackenproben praktisch identisch, es handelt sich also um dasselbe Erz und dasselbe Verhüttungsverfahren. Als Erz kommt das Brauneisen aus den das Rheintal begleitenden Eisenerzgängen in Frage, der hohe CaO-Gehalt stammt von dem Kalk, der dem Erz bei der Verhüttung zugegeben wurde.

Bei der zweiten, noch ausgedehnteren Exkursion wurden auch einige Stollen besichtigt, wovon der größte Teil von Einheimischen als Wasserstollen bezeichnet wurde, was sicher nicht zutreffend ist. Aber auch hier ist das Prinzip „sowohl als auch“ zu beachten.

Viele Gruben, hauptsächlich Suchstollen, die wegen Wassereinbruchs oder aus anderen Gründen aufgelassen wurden, sind anschließend von der Bevölkerung als Brunnen oder Brunnenstuben genutzt worden. So zeigt sich im Stollen am Kräher, der immerhin ca. 75 Meter lang ist, im vorderen, vier Meter hohen oberen Teil ein Profil, welches man einer erheblich älteren Bauzeit zuordnen kann als der untere Teil, in dem Spuren von Pressluftbohrern zu finden waren, was beweist, dass der untere Gang viel später geschlagen wurde (Abb. 1). Diese Anlage ist eigentlich typisch für einen Erbstollen.⁶

Lauf:

Matzenhöfe: Fünf kleine Stücke Eisenschlacke. Hier wäre eine chemische Analyse ohne eine sehr aufwendige Aufbereitung nicht sinnvoll gewesen, da die Schlacke noch sehr viele teilaufgeschmolzene Bruchstücke von Erz(?) und Zuschlag(?) enthält.

Silberloch-Bruderhöfe: Locker verbackenes Gemenge von Bachsand mit Schlackebrocken (evtl. Blei-Silber-Erz) und Holzkohle-Bruchstücken.

Burgruine Neuwindeck: Kalkmörtel mit einer Magerung aus glimmerreichem Bachsand und geringer Menge kleingepochter Eisenschlacke?“ (Zitate Dr. Maus)

Dies ist doch eine kleine Sensation und bedeutet, dass beim Bau dieser Burg schon Bergbau und Schmelzplätze vorhanden gewesen sein müssen. Das rückt Neuwindeck doch in beachtliche Nähe der als Bergbauburgen bekannten Befestigungen. Da durch das „Luttbächle“ weiterhin Keramik, 12.–18. Jahrhundert, und Schlacken angeschwemmt werden, ist sicher am oberen Lauf des Bächleins ein alter Schmelzplatz zu finden. Die Bemühungen zur Lokalisation dieses Platzes werden fortgesetzt. Das Laufbachtal ist in jeder Beziehung ein historisch interessantes Gebiet und wird zur Zeit durch die Fachgruppe von Hermann Zink (Lauf) und Constance Bruder (Sasbachwalden) betreut.

Die Analysen von neueren Mörtel- und Schlackenproben, die für diesen Bericht dringend erwartet wurden, sind leider noch nicht eingetroffen.

Helmut Decker

- 1 Dort wurde im 16. Jahrhundert starker Bergbau unter Melchior von Wiedergrün urkundlich erwähnt. 1593 wegen Holz Mangels zum Schmelzen eingestellt, im 17. Jahrhundert nach der Einrichtung der Schmelzhütten in Oberkirch und Lautenbach wieder in Betrieb genommen.
- 2 Solche Exkursionen kann man nur im späten Spätjahr oder im frühen Frühjahr durchführen, wenn aus Sichtgründen die Bäume und Büsche entlaubt sind.
- 3 Pingen oder Bingen sind zerfallene Senkrechtschächte, die für vertikalen Abbau oder als Förder- oder/und Lüftungsschächte angelegt waren.
- 4 Duckelbau: Abbau von nahe unter der Erdoberfläche liegenden Lagerstätten mittels kleiner, in der Regel runder und nicht ausgezimmerter Schächte, welche bis auf die Lagerstätte abgeteuft werden (Veith, Deutsches Bergwörterbuch). Da in diesen Bauten immer nur gebückt gearbeitet werden konnte, stammen sicher die umgangssprachlichen Wörter, ducken oder Duckmäuser von dieser Tätigkeit.
- 5 Diese Exkursionen werden immer nach diesem Plan gestaltet. Im ersten Teil sieht man die oft dürftigen Spuren an der Oberfläche, und bei der Besichtigung des Bergwerkes kann man sich dann vorstellen, wie es eben unter solchen Spuren aussehen kann.
- 6 „Erbstollen“ oder auch „Hauptstollen“ ist der unterste Stollen eines Bergwerkes, in welchem die anfallenden Gewässer der anderen Baue abgeleitet werden. Jeder, der sein Wasser in den Erbstollen ableitete, musste dafür bei dessen Besitzer eine Gebühr entrichten.
- 7 Diese Schmelzhütten wurden 1609 von dem württembergischen Herzog Johann Friedrich errichtet und mit Erz aus Gruben vom Rench, Durbach und wahrscheinlich auch Achertal beliefert.

Nachruf Günther Knausenberger



Für die „Fachgruppe Bergwesen“ bedeutet der Tod ihres stellvertretenden Leiters, Günther Knausenberger, ein schwerer Verlust. Als er am 14.01.2004 für immer die Augen schloss, war nicht nur ein liebenswerter Mensch, sondern auch ein bedeutender Heimatforscher von uns gegangen.

Als erster stellte er sich der 1996 gegründeten Fachgruppe zur Verfügung. Das von ihm eingebrachte Fachwissen war derart weit gespannt, sodass sein Ableben eine immense Lücke hinterlässt. Günther Knausenberger betrieb schon lange vorher heimatgeschichtliche Forschungen über das Bergwesen und hatte Entdeckungen und Funde zusammengetragen, die zum Teil weit über das bisher Bekannte und Publierte hinausragten.

Von großer Aussagekraft war eine von ihm gefertigte Karte, die über 1200 teils bekannte, teils von ihm entdeckte Stollen, Pin-

gen und Verhaue des Kinzigtales und angrenzender Gebiete auswies. Als Autor verschiedener mineralogischer und heimatkundlicher Abhandlungen schätzte man sein Fachwissen und seinen Rat hoch ein.

Viele Exkursionen der Fachgruppe plante und leitete er sachkundig und souverän. Aber auch anderen Kreisen stellte der Verstorbene seine Schaffenskraft zur Verfügung.

Günther Knausenberger wurde am 10.12.1921 als Sohn eines Professors und einer Lehrerin in Lahr geboren. Nach seinem Abitur wurde er 1940 zum Militär eingezogen. Dort lernte er auch seine seit einigen Jahren verstorbene Ehefrau kennen.

Nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft, absolvierte Günther Knausenberger eine Ausbildung zum Lehrer. An verschiedenen Schulen tätig, leitete er von 1971 bis zu seinem Ruhestand 1984, die Realschule in Wolfach.

G. Knausenberger war von früher Jugend an geschichtlich interessiert und widmete sich dem Sammeln von Mineralien und Briefmarken. Dies war wohl auch einer der Gründe, warum er sich schon bald den Mineralienfreunden in Oberwolfach anschloss. Hier war er als langjähriger Schriftführer und fachkundiger Museumsführer tätig.

Seine Kenntnisse über den Bergbau führten ihn auch zu dem Förderverein des Besucherbergwerkes „Grube Wenzel“, wo er sich unter anderem als Bergwerksführer zur Verfügung stellte. Auch in der „Fachgruppe Archäologie“ schätzte man die Mitarbeit von G. Knausenberger sehr. Trotzdem fand er noch die Zeit, unermüdlich im Gelände und Archiven zu forschen.

Die „Fachgruppe Bergwesen“ verdankt viele Erkenntnisse seiner Tätigkeit.

Kurz vor seinem Tod sprachen wir noch von seinen Plänen, die er jetzt nicht mehr durchführen könne. Sein letzter Wunsch an uns war eine weitere erfolgreiche Arbeit der Fachgruppe.

Helmut Decker

Fachgruppe Archäologie

Veranstaltungen:

Die Jahresversammlung der Fachgruppe fand am Samstag, den 14. Februar 2004, ab 14 Uhr im Handwerkmuseum Kehl/Kork statt. Der Fachgruppenleiter berichtete zuerst über die Aktivitäten der Gruppe im vergangenen Jahr. Den anschließenden Vortrag hielt Herr Schneider aus Kehl/Kork mit den Themen: „Briefwechsel des deutschen Belagerungs- und des französischen Festungskommandanten im Jahr 1870 bei der Belagerung von Straßburg“ sowie „Die Geschichte der Rheinbrücken von Kehl nach Straßburg“. Abschließend berichteten die Mitarbeiter der Fachgruppe über ihre archäologischen Tätigkeiten und stellten ihre Funde vor.

Im Jahr 2003 fanden zwei Exkursionen mit reger Teilnahme der Mitglieder der Fachgruppe statt:

Am Sonntag, den 04.05.03, wurde die Römervilla und das Johanniterschloss in Heitersheim mit einer sachkundigen Führung besucht.

Am Sonntag, den 14.11.03, fand eine geführte Besichtigung von drei Burgruinen bei Dambach im Elsass statt. Für die interessante Führung hatte sich Herr Metz aus dem Elsass bereit erklärt.

Für das laufende Jahr sind wiederum zwei Exkursionen geplant:

Am Samstag, den 17.04.04, eine Führung durch die Festungsgänge in Rastatt und die Besichtigung des Wehrkundemuseums.

Am Sonntag, den 10.10.04, eine Busexkursion durch Straßburg. Die Führung hat Herr Schneider aus Kehl/Kork.

Die Volkshochschule Offenburg veranstaltete an drei Abenden im November 2003 einen Kurzlehrgang für archäologische Grabungen mit dem Thema „Mit dem Spaten in die Vergangenheit“, zu der alle aktiven Mitarbeiter der Arbeitsgruppe eingeladen wurden. Die Veranstaltung war gut besucht.

Der Leiter der Arbeitsgruppe nahm am 19.07.03 in Singen an der Jahrestagung der ehrenamtlichen Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes, am 27.09.03 in Heitersheim an der Jahrestagung des Förderkreises für Archäologie in Baden und am 21.11.03 in Mahlberg an der Verleihung der Ehrenbürgerrechte an Josef Naudascher, dem langjährigen und verdienstreichen Leiter der Arbeitsgruppe, teil.

Am 16.12.03 fand in Lahr eine Vorstandsbesprechung der Fachgruppe Archäologie statt.

Fundmeldungen und Tätigkeiten der Mitarbeiter:

Römerzeit:

Lahr: Herr Gunther Lehmann aus Lahr hat in der Nähe der Bundesstraße 3 mehrere Terra Sigillata Scherben (siehe Bild 1) und im Stadtteil Burgheim eine spätrömische Kupfermünze gefunden (siehe Bild 2). Die zeitliche Zuordnung wurde nach Buck, Guido: „Die spätrömischen Kupferprägungen“ vorgenommen. Auf der Aversseite ist die Münzlegende, die den römischen Kaiser ausweist, nur schwer erkennbar. Es handelt sich vermutlich um Kaiser Valens. Die Münze ist in der Zeit von 367 bis 375 in Siscia (heute Türkei) geprägt worden.

Auf der Reversseite ist die Göttin Victoria dargestellt. Die Umschrift lautet: SECVRITAS REIPVBLICAE. Links neben der Göttin Victoria befindet sich das Zeichen des Prägeortes Siscia mit einem * über dem A. Für Münzen mit dieser Reversprägung kommen nur die Kaiser Valentinian I., Valens, Gratian und Valentinian II. in Frage. Aus den Resten der Aversumschrift ist die Nennung von Valens sehr wahrscheinlich und diese lautet dann: D(ivi)N(us) VALEN – [Kaiserbüste] – S P(ia) F(idelis) AVG(ustus).

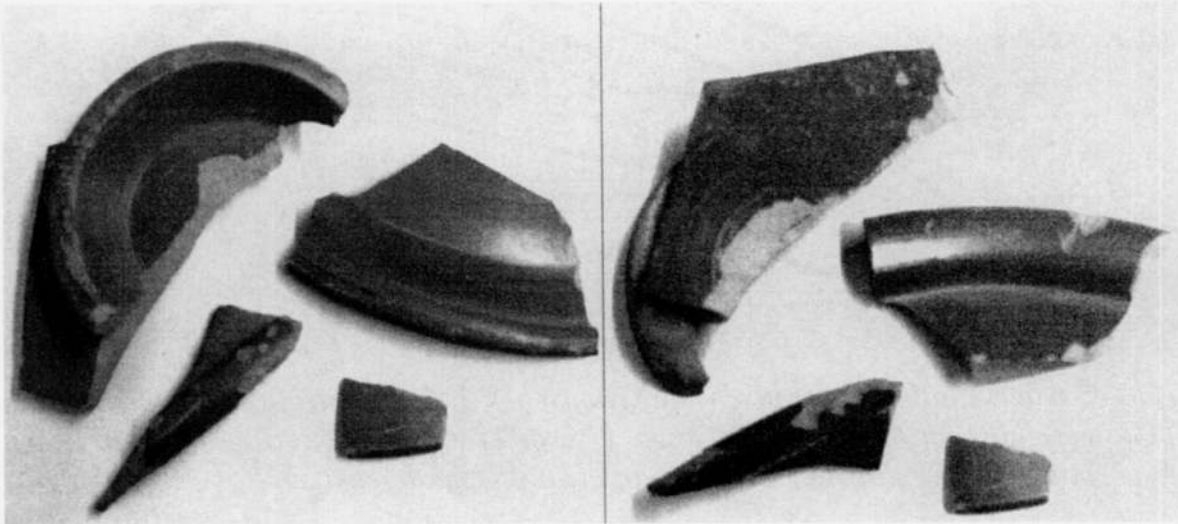


Bild 1: Terra Sigillata Scherben. Fundort Lahr an der B3. Links Außenseiten. Rechts Innenseiten.



Bild 2: Spätromische Kupfermünze mit sehr dunkler Patina. Fundort Lahr, Stadtteil Burgheim. Avers: Sehr wahrscheinlich Kaiser Valens (364–378). Revers: Siegesgöttin Victoria.

Wolfach: Es wurde eine weitere Teilstrecke der römischen Kinzigalstraße von etwa 400 m Länge auf dem Gewann „Gutleutfeld“ entdeckt. Die Anlegung eines Suchgrabens am 30.10. und 31.10. bestätigte die hier vermutete Römerstraße. Frau Dr. Klug-Treppe vom Landesdenkmalamt Freiburg besichtigte am 12.11.03 den freigelegten Unterbau der römischen Straße. Danach wurde die Schotterlage der Straße entfernt, sodass am 13.11.03 der noch vorhandene Straßenquerschnitt für eine Profilskizze vermessen werden konnte (siehe Bild 3). Am 25.11.03 wurde die Grabung unter Rückbau der Fundlagen wieder geschlossen.

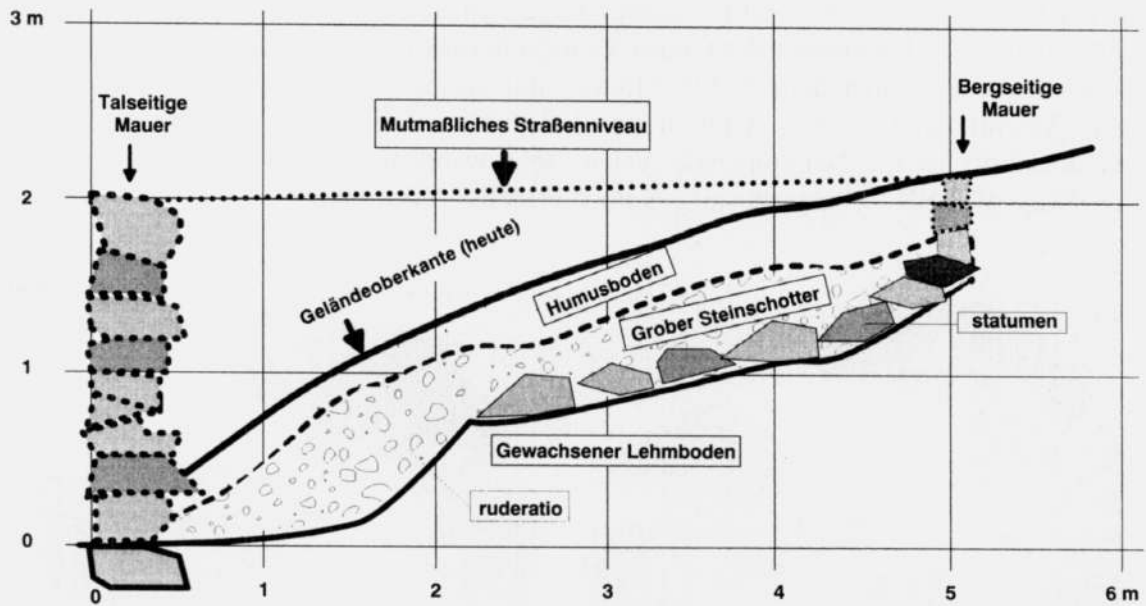


Bild 3: Querschnitt (schematisch) der römischen Kinzigtalstraße auf dem Gewinn „Gutleutfeld“ bei Wolfach. Die etwa 1 m dicke Grobschotterlage ist durch den Ackerbau über die Jahrhunderte bis auf etwa 45 cm abgetragen.

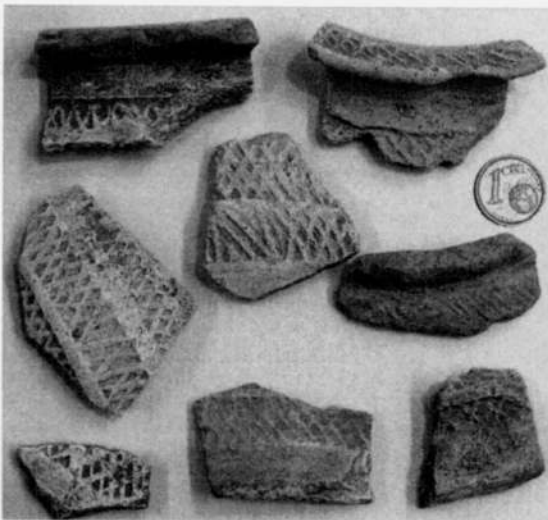


Bild 4: Mittelalterliche Fundscherben aus der Zeit 7. bis 8. Jahrhundert auf dem Gewinn „Oberfeld“ bei Kork.



Bild 5: Mittelalterliche Fundscherben aus der Zeit um 1300 ebenfalls auf dem Gewinn „Oberfeld“ bei Kork.

Mittelalter:

Kehl/Kork: Herr Walter Fuchs aus Kork hat bei Feldbegehungen im Gewinn „Oberfeld“ Scherben von Gebrauchskeramik aus dem 7. bis 8. Jahrhundert (siehe Bild 4) und aus dem 13. Jahrhundert (siehe Bild 5) gefunden.

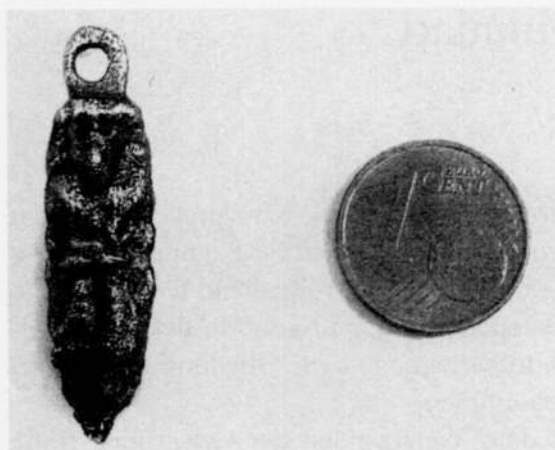


Bild 6: Amulett unbekannter Zeitstellung.

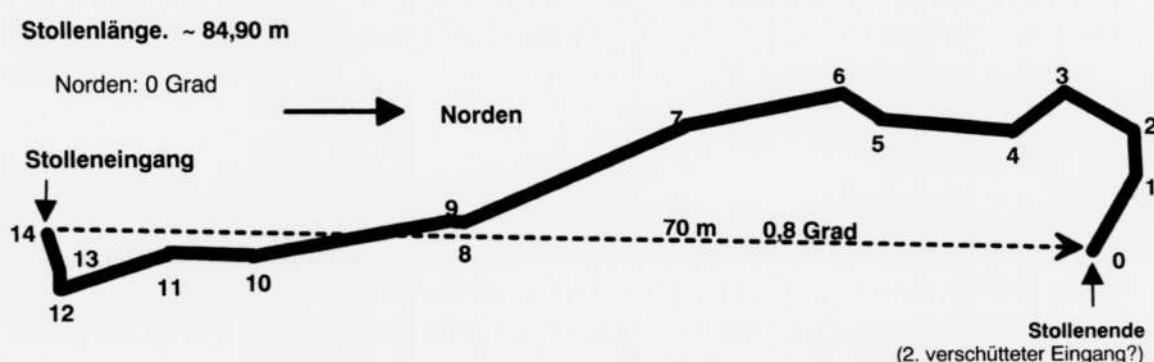


Bild 7: Ergebnis der Stollenvermessung vom Windkapf mit Kompass und Maßband.

Noch unbestimmte Zeitstellungen:

Hornberg: Die dendrochronologische Untersuchung der Holzproben aus dem in der Ortenau 2003 beschriebenen Wasserstollen der Brauerei Ketterer führten bisher wegen der geringen Anzahl von Jahresringen zu keinem Ergebnis. Herr Ketterer hat weitere Holzproben zur chronologischen Untersuchung nach der C14-Methode eingeschickt. Mit einem Ergebnis ist jedoch nicht vor Mitte des Jahres 2004 zu rechnen.

Es wurde mir ein weiterer Stollen beim Windkapf gemeldet. Der Eingang zu diesem Stollen wurde am 27.05.03 von Mitarbeitern freigelegt und am 15.06.03 der Verlauf des Stollens vermessen (siehe Bild 7). Dieser in Handarbeit ausgebrochene Stollen zeigt andere Baumerkmale als der Stollen der Brauerei Ketterer. Eine Steintreppe führt zum Stolleneingang hinunter. Als Stollen zur Wassergewinnung kommt er nicht in Frage. Der Stollen befindet sich nur wenige Meter unter der Geländeoberfläche.

Auf einer Höhenlage bei Hornberg (das Gebiet wurde dem Landesdenkmalamt mitgeteilt) befinden sich zahlreiche Steinhaufen. Es könnte sich hierbei um frühgeschichtliche Hügelgräber handeln. Das Landesdenkmalamt hat gestattet, dass Mitarbeiter der Fachgruppe in diesem Jahr unter wissenschaftlicher Anleitung einen solchen Steinhaufen öffnen dürfen, um zu prüfen, ob es sich tatsächlich um Hügelgräber oder nur um Lesesteine handelt. Im Erfolgsfall sollen alle Steinhaufen mit Satellitenortungssystem (GPS) in die topographische Karte eingemessen werden.

Rolf Pfefferle

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Fachgruppe Flurnamen

Im Jahre 2003 konnten die Arbeiten an der ‚Flurnamen-Datenbank Kinzigtal‘ intensiviert werden. Bei mehreren Treffen mit Herrn Dr. Gernot Kreuzt wurden die Parameter der Datenbank auf ihre Notwendigkeit und Tragfähigkeit diskutiert und weitgehend festgelegt. Parallel dazu erweiterte Herr Kreuzt seine Excel-Datenbank um weitere Orte des Kinzigtales und seiner Seitentäler. Außerdem wurden erste Vorüberlegungen zur Gliederung, Auswertung und Nutzung der Flurnamen-Datenbank unternommen.

Der Fachgruppenleiter erhob zusammen mit dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Bühl, Herrn Dr. Gartner, die Flurnamen des Bühler Stadtteils Altschweier. Herr Gartner arbeitet an einer umfassenden Ortschronik dieses Stadtteils. Unterstützt wird dieses Unternehmen von Ortsvorsteher Herrn Seibicke, der selbst Mitautor der Chronik sein wird.

Ewald Hall

Fachgruppe Mundart

Am 4. März 2003 hielt der Fachgruppenleiter auf Einladung von Herrn Stefan Pflaum, dem Fachleiter des Sprachenkollegs für studierende Ausländer in Freiburg-Littenweiler, einen Vortrag bei der Muettersproch-Gesellschaft in St. Peter im Schwarzwald. Hierin kamen neben den Einteilungen des Alemannischen besonders die sprachlichen Gegensätze zwischen den Mundarten des Schwarzwaldes und denen der Rheinebene zur Sprache. So sollten die Zuhörer auf einem Fragebogen, der bereits zahlreiche Mundartwörter und -begriffe des Rheintals, genauer von Freiburg-Herdern, vorgab, die entsprechenden mundartlichen Ausdrücke von St. Peter bzw. St. Märgen eintragen. Anwesend bei der kleinen Umfrage war auch der Präsident der Muettersproch-Gesellschaft Klaus Poppen. Es zeigte sich, dass viele Ausdrücke durchaus noch im aktiven Wortschatz der Zuhörer vorhanden waren, andere mussten jedoch als vom Vater oder der Mutter gehörte erst wieder aus der Erinnerung zurückgerufen werden.

Für das Jahr 2004 ist eine Mundarterhebung für den Bühler Stadtteil Altschweier vorgesehen. Hierbei soll die dialektale Stellung der Altschweierer Mundart in Bezug auf die so genannten ‚Rheinstaffeln‘ (Nord-Süd-Gegensätze) und im Hinblick auf die ‚westliche Schwarzwaldschranke‘ (West-Ost-Gegensätze) geklärt werden. Die Auswertung dieser Erhebung soll als kleiner Beitrag in die bereits oben genannte Chronik mit einfließen.

Ewald Hall

Fachgruppe Wandmalerei

Die Fachgruppe Wandmalerei ist weiterhin mit der Erfassung der Wandmalereien in der Ortenau befasst. Hinweise kommen nicht nur in Form von Erfassungsbögen, sondern auch als mündliche Hinweise von Vereinsmitgliedern. Sie werden aufmerksam gesammelt, um zu gegebener Zeit weiterverfolgt werden zu können.

Bei der letzten Hauptversammlung des historischen Vereins in Heiligenzell stieß die Fachgruppe, vertreten durch Regine Dendler, durch Zufall auf die wahrscheinlich ältesten bekannten Wandmalereien der Ortenau: Die Archäologin Luisa Galioto (Freiburg), die den Festvortrag über die Baugeschichte des Klosters Schuttern hielt, wies darauf hin, dass sich unter den Grabungsfunden auch Fragmente von bemaltem Wandverputz befinden. Der Befundlage nach zu schließen gehören sie in die karolingisch-ottonische Epoche.

Regine Dendler hatte Gelegenheit, sich die Bruchstücke, die beim Landesdenkmalamt in Freiburg liegen, anzusehen. Sie stammen aus unterschiedlichen Bau- und Ausmalungsphasen und verschiedenen Bereichen innerhalb der Klosterkirche. Einzelne Darstellungen sind leider nicht mehr zu identifizieren, die Fragmente zeigen jedoch trotz ihrer Kleinheit (etwa Visitenkartengröße) deutlich, dass sie einmal zu sehr hochwertigen Innenraumausstattungen gehört haben müssen.

Luisa Galioto wird in ihre Dissertation über die Klosterkirche Schuttern auch ein kleines Kapitel über diese Wandmalereien mit aufnehmen. Zu einem späteren Zeitpunkt ist in Absprache mit ihr eine Publikation, vielleicht in der „Ortenau“, geplant.

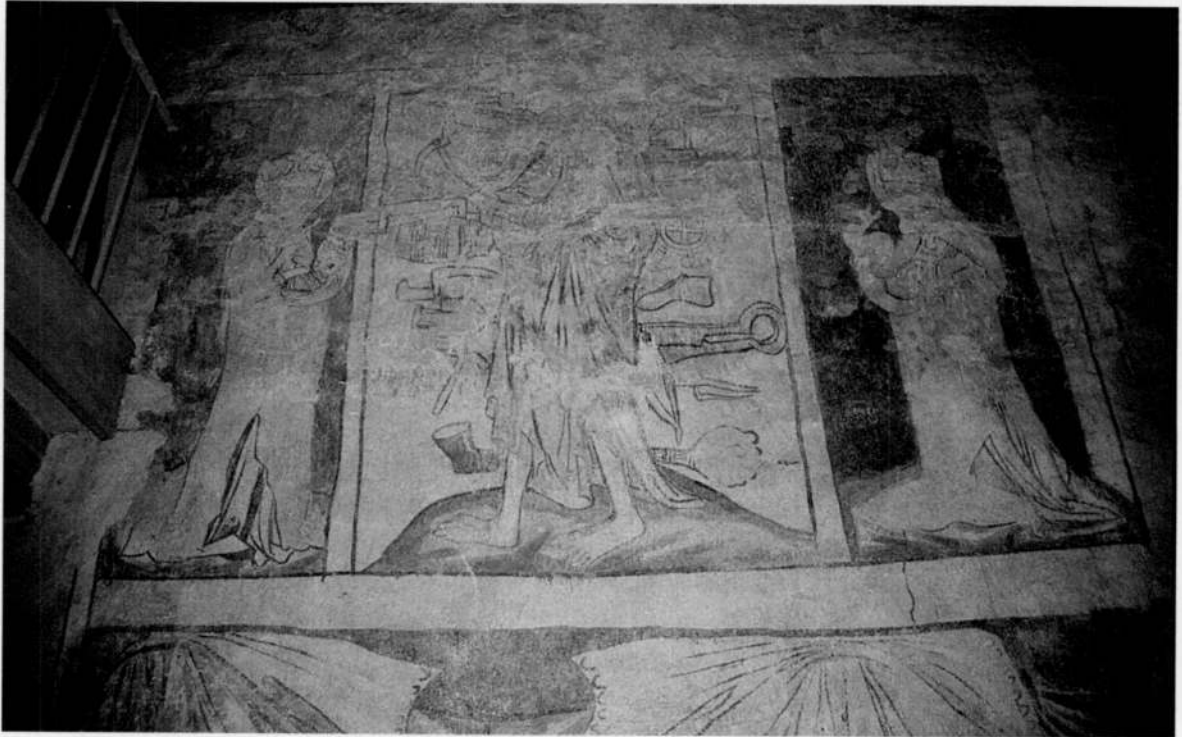
Besonders wichtig für unsere weitere Arbeit ist die „Entdeckung“ des Inventars mittelalterlicher Wandmalerei in Südbaden (Christoph-Inventar). Dr. Gertrud Christoph hat in den



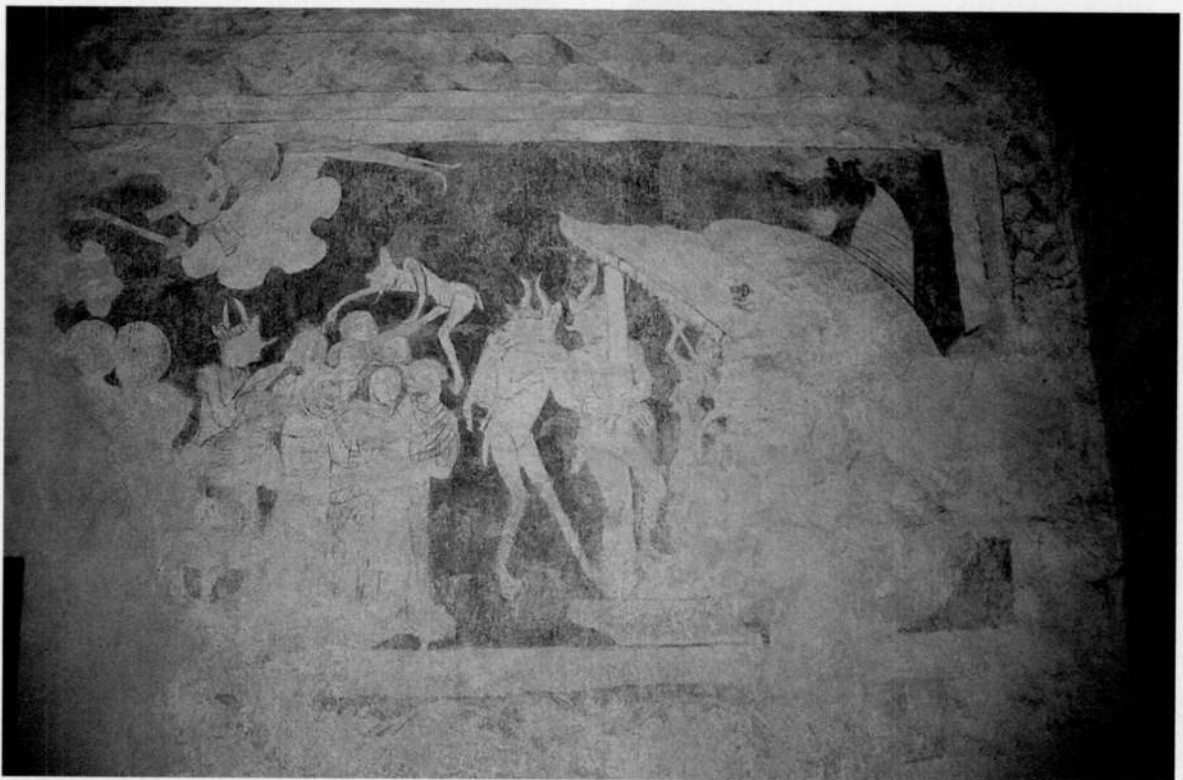
Hausach, Kapelle St. Sixtus. Engel (links) und Christus (rechts).



Hausach, Kapelle St. Sixtus. Heiliger zu Pferde, wohl St. Mauritius.



Hausach-Dorf, Friedhofskirche St. Mauritius. Feiertagschristus.



Hausach-Dorf, Friedhofskirche St. Mauritius. Teil des Jüngsten Gerichtes: die Verdammten.



Steinach, Pfarrkirche Kreuzerhöhung. St. Georg.

Alle Abb. Regine Dendler.

1970er-Jahren in mehreren maschinengeschriebenen Ordnern sämtliche mittelalterlichen Wandmalereien in diesem Gebiet zusammengetragen und beschrieben, die bis dahin bekannt waren. Ein Teil der Ortenau ist mit erfasst. Das Inventar kann beim Landesdenkmalamt in Freiburg eingesehen werden.

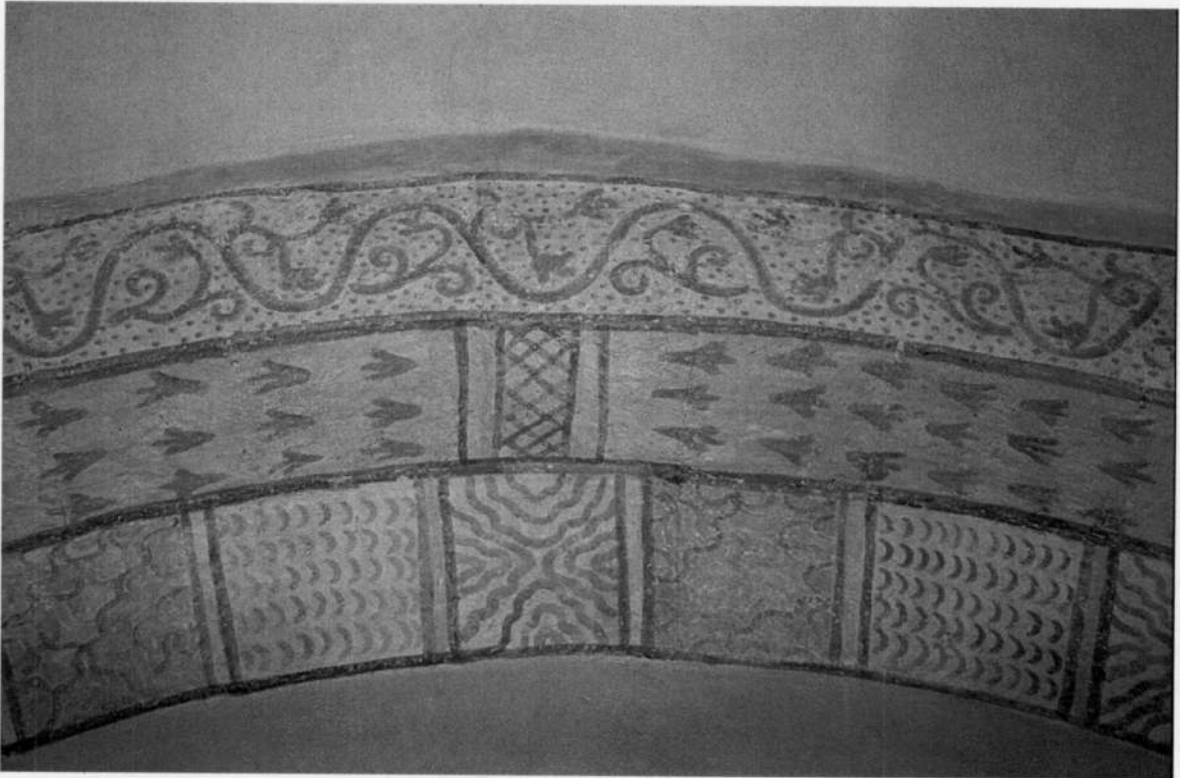
Am 23. April 2004 führte uns eine Exkursion ins Kinzigtal zu den mittelalterlichen Wandmalereien der Kirchen in Hausach und Steinach. Die Exkursion war gut besucht; nicht nur Vereinsmitglieder nahmen teil. Regine Dendler, Bernhard Wink und Kurt Klein übernahmen die Führungen.

Die mittelalterlichen Ausmalungen aller drei Kirchen wurden um dieselbe Zeit, etwa 1965–70, freigelegt und restauriert. Anhand der beim Landesdenkmalamt in Freiburg liegenden Akten können die Restaurierungen nachvollzogen werden. Interessant (nicht nur für Fachleute) war es zu sehen, dass auch in der Restaurierung vor 30 Jahren vieles anders gemacht wurde als heute.

Ein besonderes Kleinod stellt die Sixtuskapelle in Hausach dar. Kurt Klein, Hausach, führte in die wechselvolle Geschichte der ehemaligen Franziskanerklosterkirche ein. 1475/78 erstmals erwähnt, wurde sie 1894 profaniert und zu einem Wohnhaus umgebaut. Der heute als Kapelle eingerichtete Raum, der ehemalige Chorraum der Kirche, war zuvor der Keller.

Die Malereien werden ins 13. oder (was wahrscheinlicher ist) ins 14. Jahrhundert datiert und reichen damit deutlich vor die Erstnennung. Nach bisherigem Kenntnisstand sind sie die ältesten Wandmalereien der Ortenau, die sich noch in situ, d. h. auf der Wand befinden.

Das Bildprogramm gibt nach wie vor Rätsel auf. Ein Teil der Heiligenfiguren, die rings um die Wände angeordnet sind, lassen sich benennen; einige sind noch nicht identifiziert. Der Heilige zu Pferde beispielsweise dürfte St. Mauritius sein. Bisher ungedeutet ist eine



Steinach, Pfarrkirche Kreuzerhöhung. Ornamentale Bemalung der Gurtbögen.

Darstellung von Christus, der ihm offenbar einen Becher reicht. Ein Zusammenhang der einzelnen Bildteile und Figuren, der mit einiger Sicherheit anzunehmen ist, konnte bisher nicht hergestellt werden. Hier besteht also noch Forschungsbedarf.

Auch in der Mauritiuskirche in Hausach-Dorf übernahm zunächst Kurt Klein die geschichtliche Einführung. Die Ersterwähnung datiert aus dem Jahr 1148; die Malereien stammen wohl aus dem 14. Jahrhundert.

Hier ist das Bildprogramm leichter zu deuten als in der Sixtuskapelle: Auf der Nordwand haben sich Teile der Schöpfungsgeschichte erhalten, also Szenen aus dem Alten Testament. Daraus kann man auf fehlende Teile der Ausmalung schließen: Gegenüber auf der Südwand, wo nichts mehr erhalten ist, waren wohl Szenen aus dem Neuen Testament gegenübergestellt. Auf der Westwand ist großflächig ein Jüngstes Gericht gemalt, bei dem die Verdammten von Teufeln in den Rachen eines großen Fisches gestoßen werden. Bemerkenswert ist auch der sog. „Feiertagschristus“: Christus, umgeben von Symbolen des Handwerks und der Alltagsarbeit, die am Feiertag zur Ehre Christi ruhen sollen.

Durch die Pfarrkirche Kreuzerhöhung in Steinach führte Bernhard Wink. Die Wandmalereien befinden sich in der heutigen Sakristei, dem Chorraum der ehemaligen Chorturmkirche. Die hier befindlichen figürlichen Wandmalereien (St. Georg; Fragment eines St. Sebastian) datieren aus der Zeit um 1500, sind also deutlich jünger als die zuvor besichtigten. Die dekorative Malerei der Gurtbögen bietet jedoch eine Überraschung: Die floralen Ornamente gleichen den „Blumen“ aus der Sixtuskapelle in Hausach aufs Haar; sie dürften etwa aus derselben Zeit stammen, sind also deutlich älter als die übrige Ausmalung.

Das Kinzigtal bietet noch weitere lohnende Ziele. Für die nächste Exkursion ist bereits der obere Teil des Kinzigtals mit den mittelalterlichen Wandmalereien in Gutach und Hornberg ins Auge gefasst.

Regine Dendler

Die Bildpostkartensammlung Metz im Haus der Geschichte Baden-Württemberg

Seit 1990 befindet sich ein Teil der Bestände des ehemaligen Bildpostkartenverlags Metz aus Wannweil in der Sammlung des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart. Damit ist es gelungen, ein einzigartiges Zeugnis nicht nur der Entwicklung einer renommierten Tübinger Postkartenfirma, sondern des ganzen Landes Baden-Württemberg dauerhaft zu erhalten. Der hohen landesgeschichtlichen Bedeutung der Sammlung Metz wurde 1994 mit der endgültigen Eintrag in das Denkmalsbuch Rechnung getragen.

Das „Metz-Archiv“, das der wissenschaftlichen und privaten Nutzung zur Verfügung steht, umfasst hauptsächlich Glasplattenaufnahmen, die als Vorlagen für die Postkartenherstellung dienten. Der Schwerpunkt der historischen Aufnahmen liegt in Südwestdeutschland und umfasst den Zeitraum vom Beginn unseres Jahrhunderts bis in 1950er- und 1960er-Jahre.

Metz ließ von den Glasplattenaufnahmen Kontaktabzüge fertigen, die anschließend in so genannte Mappenbücher eingeklebt und mit einer Bildnummer versehen wurden. Diese Bildnummer ist das einzige Findmittel, um ein konkretes Motiv aus dem Bestand von rund 300.000 Glasplatten herausuchen zu können und einen Photoabzug davon herstellen zu lassen. Die Mappenbücher sind komplett auf Mikrofiche verfilmt und können nach vorheriger Terminabsprache im Haus der Geschichte Baden-Württemberg eingesehen werden. (Eine Ausleihe der Mikrofiches ist möglich.)

Der Bestand ist geographisch geordnet. Zwei zufällig ausgewählte Beispiele aus Offenburg stellen die Qualität und vor allem den historischen Wert der Fotosammlung unter Be-



Bahnhof Offenburg, 1912 (Metz 53283)



Drake-Denkmal in Offenburg, Juni 1934 (Metz 120993)

weis. Zu anderen Orten Mittelbadens dürften ähnlich interessante Aufnahmen existieren. Die Suche nach bestimmten Themen innerhalb des Bildmaterials, beispielsweise nach bestimmten Handwerksberufen, ist jedoch nur bedingt möglich, da die Sammlung aufgrund fehlender finanzieller und personeller Mittel bisher nicht thematisch erfasst ist.

Anfragen bitte schriftlich an: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz, Urbansplatz 2, 70182 Stuttgart.

Martin Ruch

Autorenverzeichnis

Antes-Sturm, Elisabeth, Geschwister Scholl Str. 1,
77736 Zell am Harmersbach

Battafarano, Prof. Dr. Italo Michele, Via Perini 66, I 38100 Trento

Breit, Rita, ritabreit@gmx.de

Brodbeck, Klaus, Landrat des Ortenaukreises, Landratsamt, Badstr. 20,
77652 Offenburg

Ceballos-Levy, Christina M., 201 South Biscayne Boulevard,
1100 Miami Center, Miami, Florida, USA

Coenen, Dr. Ulrich, Robert Koch Str. 49, 77815 Bühl

Federle, Rolf, Burgweg 2, 77815 Bühl

Finkbeiner, Gerhard, Modoscher Str.24, 77978 Schuttertal

Flechtmann, Frank, Ahrweilerstr. 7, 14197 Berlin

Galioto, Luisa, Rempartstr. 11, 79098 Freiburg

Gall, Dr. Wolfgang, Stadtarchiv, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg

Gartner, Dr. Suso, Bühler Seite 4, 77815 Bühl

Glatz, Gerold, Höllengasse 2, 77723 Gengenbach

Götz, Ingrid, Stadtarchiv, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg

Gutmann, Ernst, Leiberstungerstr. 3, 77836 Rheinmünster

Helpap, Prof. Dr. med. Burkhard, Hegau Klinikum, Postfach 720,
78207 Singen

Herden, Ralf Bernd, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau – Schapbach

Hildenbrand, Manfred, Georg-Neumaier-Str. 15, 77716 Hofstetten

Hochstuhl, Dr. Kurt, Staatsarchiv Freiburg, Colombistr. 4, 79098 Freiburg

Huber, Heinz G., Erbstr. 19 a, 77704 Oberkirch-Nußbach

Kauß, Dr. Dieter, Hildastr. 89, 77654 Offenburg

Klein, Kurt, Haselwanderstr. 11, 77756 Hausach

Kreutz, Dr. Gernot, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg

- Kwiek, Jane, c/o Kulturagentur, Hauptstr. 92, 77652 Offenburg
- Ludes, Louis, 13, Place Mattieu Zell, F 67200 Strasbourg
- Maier, Karl, Jakobstr. 6, 77767 Appenweier
- Martin, Alexander, Vogelbeerweg 4, 77656 Offenburg
- Rehm, Clemens, Generallandesarchiv, Nördliche Hildapromenade,
76133 Karlsruhe
- Ruch, Dr. Martin, Waldsestr. 53, 77731 Willstätt-Hesselhurst
- Rudolf, Dr. Anja, Wolfachstr. 6, 78054 Villingen-Schwenningen
- Schäfer, Prof. Dr. Walter E., Horholdergasse 17, 76534 Baden – Baden
- Schellinger, Uwe, Mozartstr. 29, 79104 Freiburg
- Schlaefli, Louis, Grand Seminaire, Rue des Frères, F 67000 Strasbourg
- Schmider, Dr. Christoph, Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Schoferstr. 3,
79098 Freiburg
- Schuck, Hans-Jochen, Im Hubfeld 46, 77797 Ohlsbach
- Stein, Dr. Peter, Postfach 2059, CH 4001 Basel
- Simmermacher, René, Rathausgasse 5, 79219 Staufen i. Br.
- Uttenweiler, Bernhard, Sonnenberg 14, 77955 Ettenheim
- Walter-Schmidt, Elvira, Waldseestr. 47, 77731 Willstätt-Hesselhurst
- Werner, Dr. Johannes, Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg, Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 2002 in Oberharmersbach setzen sich Vorstand, Fachgruppen und Beirat des Vereins zusammen:

Dr. Wolfgang M. Gall, Präsident,
Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39

Ursula Schäfer, 1. stellvertr. Präsidentin,
Sommerstr. 34, 76354 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 78 35 / 16 03

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,
Tel. 0 78 32 / 28 67

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,
Hauptstraße 92, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 9 70 86 88

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 7 29 00

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,
Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Prinz-Eugen-Str. 24, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 9 48 57 78

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen
Tel. 0 78 42 / 13 68

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach
Tel. 0 78 03 / 60 02 24

Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork

Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Ottmar Brudy, Dorfstr. 101, Tel. 0 78 05 / 52 55
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renschtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, Tel. 0 72 23 / 2 35 01
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13,
Tel. 0 78 03 / 60 02 24
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, Tel. 0 78 08 / 27 82
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1,
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,
77948 Friesenheim,
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Erich Schnebel, Heerstr. 40, Tel. 0 78 07 / 6 84

-
- 77784 Oberharmersbach: Ursula Kasper, Gartenweg 12,
Tel. 0 78 37 / 8 28
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Wolfgang Reinbold, Ludwig Mercystr. 30,
Tel. 07 81 / 7 40 10
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hansjakobstr. 28, 77773 Schenkenzell
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Hauptstraße 92, 77652 Offenburg oder kulturagentur@t-online.de.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum vor dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen¹, funktioniert das einwandfrei².
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: ²Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt zitiert um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muss sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verloren gehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein ab 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).

Registerband III

Einem vielfachen Wunsch entsprechend haben wir eine Fortsetzung unseres Registerbandes erarbeitet. In diesem Registerband wurden rund 7500 Seiten der Jahresbände 1991–2001 ausgewertet und in ausführlichen Verfasser-, Sach-, Orts- und Personenregistern erfasst. Die Ausstattung entspricht den bisherigen beiden Registerbänden I (1910–1981) und II (1982–1990).

Alle 3 Registerbände können zum Einzelpreis von je 10,- EUR von der Geschäftsstelle bezogen werden.

